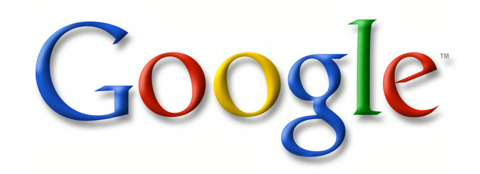
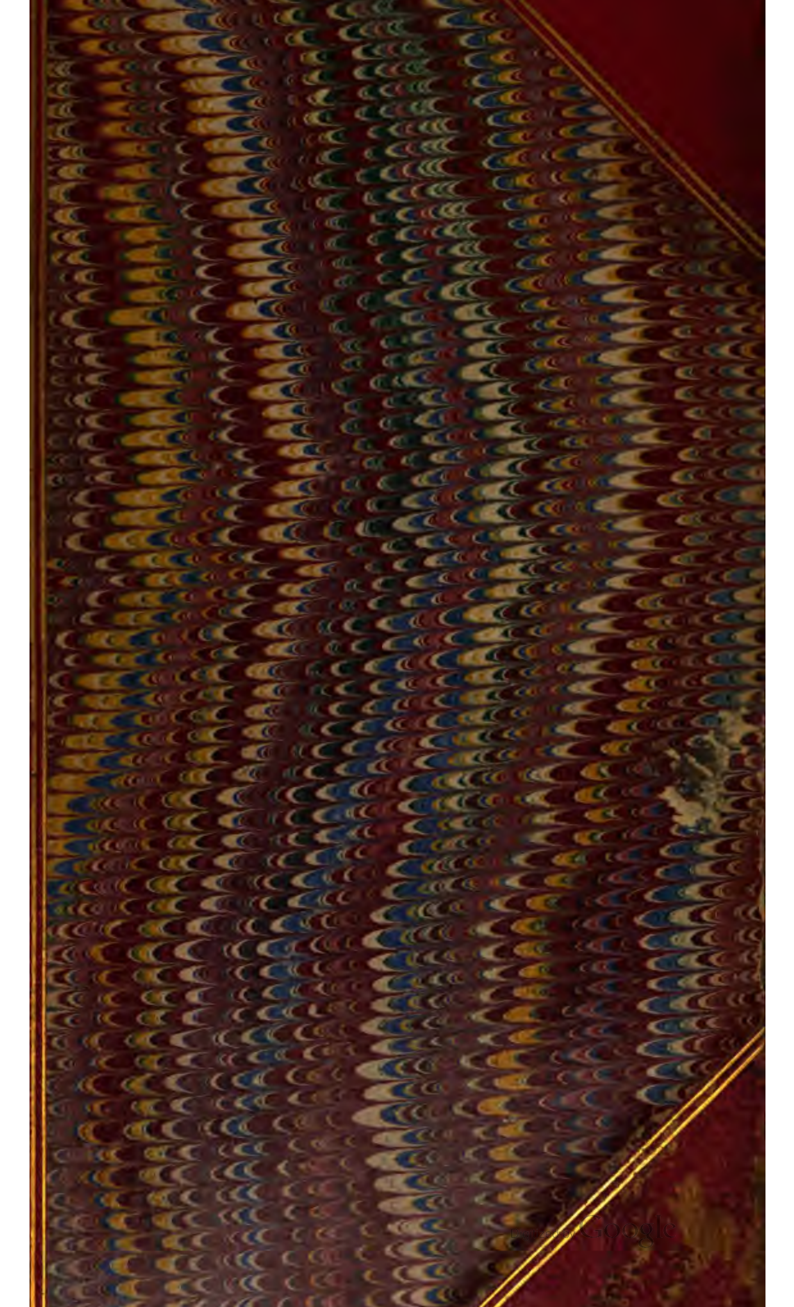
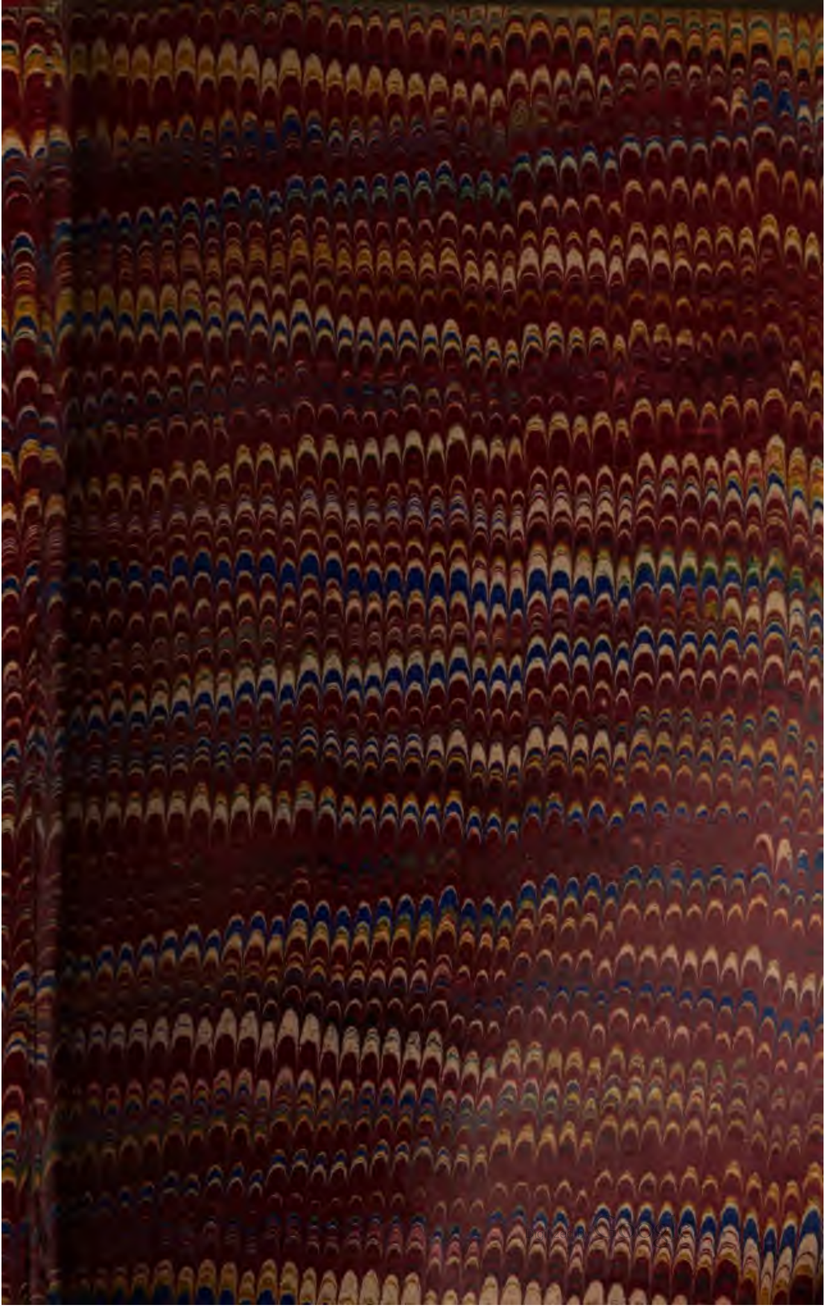






DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.



Gustav Kühne's

Gesammelte Schriften.

Sechster Band.

Deutsche Charaktere.

3. Theil.

Leipzig,

Ludwig Denicke.

1865.

Deutsche Charaktere.

Von

Gustav Kühne.

Zum ersten Male gesammelt.

Dritter Theil.

Aus dem „goldenen“ Zeitalter der Litteratur.

Leipzig,

Ludwig Denicke.

1865.


LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
28 MAR. 1935

Inhalt.

I.

Karl August von Weimar.

I.

Karl August von Weimar.

Zum dritten Male tritt ein deutscher Fürst an die Spitze einer Gruppe deutscher Männer. Friedrich von Preußen hat nur wider seinen Willen deutsches Mit- und Nachgefolge gehabt; er hatte kein Bewußtsein von einem Deutschland, ihm ging sein Preußen über Alles. Kaiser Joseph stellte den Begriff, den er von einem germanischen Reiche hatte, so hoch, daß er ihn nicht verwirklichen konnte. Hier tritt nun der Dritte hin, groß auf kleinem Gebiet. Er hat Versuche gemacht, das aus den Angeln gehobene Deutschland des vorigen Jahrhunderts neu gestalten zu helfen; er erlebte aber auch noch die Zertrümmerung jenes einseitig geschaffenen Preußens, dem er sich anschloß. Dauernd hat er nur ein ideales Deutschland aufbauen helfen, indem er den engen Kreis seines Daseins zum Schauplatz derjenigen Geister machte, in denen unsere Nation bis heute noch ihre entschiedene, ihre unbezweifelte Größe hat.

Mit dem 3. September des Jahres 1857, dem hundertsten Geburtstage Karl August's, eröffnete sich eine Reihe von Festtagen in Weimar zu Ehren der Heroen deutscher Dicht-

kunst; 1757 hat der fürstliche Mäcen an jenem Tage das Licht der Welt erblickt; der 3. September (1775) war zugleich der Tag des Antritts seiner Regierung. —

Schon Karl August's Mutter, Herzogin Amalie, hatte begonnen, Weimar zu einem deutschen Ferrara zu gestalten. Anna Amalie von Braunschweig, eine Nichte des großen Friedrich von Preußen, war seit 1756, just dem Jahre, in welchem der siebenjährige Krieg begann, die Gemahlin Ernst August Konstantin's. Nach der Geburt des ersten Sohnes fühlte sie sich zum zweiten Male Mutter, als der Herzog nach zweijähriger Ehe starb. So ward sie, neunzehn Jahre alt, Regentin des Landes, und sie hat diese Regentschaft unter den Stürmen und trostlosen Nachwehen jenes unseligen Krieges, zum Heile Weimars thatkräftig und weise geführt. Die große Hungersnoth, welche 1773 in Sachsen wüthete, ward durch ihre Sorgfalt für Weimar weniger verheerend, und als Mutter ihrer Prinzen steht sie glorreich da, indem sie nach den besten Männern für deren Leitung sich umschaute. Ihre mütterliche Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit liegt in den Denkwürdigkeiten des Grafen Görz zu Tage, der, später Minister in preußischen Diensten, zum Gouverneur Karl August's ernannt war. Knebel ward sein Begleiter, und Wieland, seit 1769 Professor an der Hochschule zu Erfurt, war durch diese Fügung des Geschicks nahe genug, um auf Dalberg's Anrathen zum Lehrer der beiden Prinzen berufen zu werden. Nehmen wir Musäus, Bertuch, Einsiedel und Seckendorf dazu, so ist damit schon jene Epoche eröffnet, in

welcher Weimar, in Ermangelung eines größern deutschen Centrums, als eine Metropole unserer Dichtung und Geistescultur zu glänzen sich berufen fühlte. Mit Lessing und Klopstock hatte die deutsche Muse noch kein festes Asyl auf deutschem Boden gefunden. Jener schritt unbeachtet vom großen Preußenkönig durch sein Kriegslager, an seinem Hofe vorüber. Klopstock, voll Zorn und Groll gegen Friedrich's undeutsche Art, war ein königlich dänischer Pensionär mit der Vergünstigung, in Hamburg zu leben; einen Wirkungskreis erhielt er nicht; selbst vom Kaiser Joseph, dem er die „Hermannsschlacht" zum Aufruf germanischer Thatkraft gesungen, erfolgte nur eine goldene Dose, und im „goldenen Spiegel", den Wieland eigens für die aufsteigende Sonne Oesterreichs schrieb, mochte selbst der Edelste auf dem Throne nicht dauernd sein Abbild erblicken. Wieland's Stellung an der Hochschule des katholischen Erfurt, wo Dalberg Coadjutor des Erzbischofs von Mainz war, gestaltete sich unglücklich; 1771 folgte er dem Rufe der Herzogin Amalie nach Weimar; mit ihm kam vom Geist der jungen Zeit ein neuer Strom dorthin, jene Mischung von altgriechischer Bildung und neufranzösischem Geschmack, die der Heerführer dieser Richtung mit dem Wort „Urbanität" bezeichnete, jenem litterarischen Feldruf, der mit Herder sich in „Humanität" verwandelte. Wieland war keine unbezweifelte Größe, als man ihn berief, kein unantastbarer Hort für allen Wandel in der weiteren Culturentwickelung Deutschlands. Die Bardensänger der Klopstock'schen Schule mit dem Göttinger Hainbund machten

ihm auf dem Parnaß den Boden streitig, dergestalt, daß Alles was Jugend hieß sich gegen ihn waffnete, Goethe, der mit seinem Götz dem ächt- und urdeutschen Zuge der Partei huldigte, in einer Farce: „Götter, Helden und Wieland“ eine starke Lanze gegen die französirten Grazien aus Hellas einlegte. Karl August, ein deutscher Jüngling, fühlte stark für die junge Partei, die den weise lächelnden, schalkhaft tändelnden Aphroditenpriester überflügelte. Ueber die Satyre gegen Wieland hat Karl August gelacht und über diesen seinen Lehrer hinweg dessen Widersacher die Hand zum Bunde gereicht. Durch diese kühne Wendung lenkte er den neu aufgehenden Stern und die neue Zeit dauernd über Weimar herüber. Der fürstliche Jüngling hatte den Götz bewundert, für den Werther geschwärmt. Im October 1774 war dies Buch der Leiden erschienen und am 11. December stand dessen Dichter zu Frankfurt und wiederholt einige Tage später zu Mainz vor Knebel und dem jungen Gönner, der mit seinem Bruder Konstantin zur Brautschau ausgezogen war. Es war ein bedeutsamer, ein entscheidender Moment, als Beide, der siebzehnjährige Prinz und der fünfundzwanzigjährige Dichter des Werther, zum ersten Mal sich begegneten, einander ansichtig wurden. — Justus Möser's „patriotische Phantasieen“ lagen zufällig, ganz frisch, noch unaufgeschnitten, auf dem Tische, als Goethe sich präsentirte. Zwischen den Idealen der Jugend von damals, zwischen der Verzweiflung der tobenden Stürmer und Dränger und der kalten steifen Wirklichkeit des heiligen römischen Reichs deutscher Nation war

Justus Möser's Buch gleichsam eine Brücke. Um der Cultur willen läßt Möser die vielen kleinen Staaten und Höfe bestehen, die uns der vom Feind dictirte Lüneviller Friede später genommen, um uns dafür einzelne compacte, aber unüberwindlich zähe Souveränitäten ohne Botmäßigkeit unter Kaiser und Reich zu geben. — Der Prinz hatte Möser's Buch noch nicht gelesen. Goethe kannte es und machte den Erklärer. Karl August hatte einen Dichter gesucht und fand einen Patrioten, der zu einem Staatsmanne, einem Minister tauglich schien.

Karl August war unter dem Grafen Görz in Tracht, Haltung, Benehmen wie ein Prinz am Hofe des 15. Ludwig erzogen, in Formen und Fesseln, die an ein Klein-Versailles gemahnen. Herzogin Amalie, so sehr sie dem gesammten Leben edleren geistigen Inhalt zu geben trachtete, hatte doch nicht gewagt, an der üblichen Etiquette des Hoflebens Hand anzulegen. Sie hatte es nicht für den Erben des Landes gewagt, aber sie hatte gehofft, der junge Geist würde sich selbst reif machen, hemmende Fesseln abzuschütteln, um freier die Brust athmen zu lassen; er selbst mußte dafür verantwortlich sein, und er ward es nur durch freie Selbstbestimmung.

Nach der Brautschau in Karlsruhe, wo Luise von Darmstadt zum Besuch war, gingen die Prinzen mit ihrem Hofmeister nach Paris. Kopf und Herz brachten sie gesund zurück und im nächsten Jahre erfolgte in Straßburg das zweite Zusammentreffen mit Goethe. Achtzehn Jahre alt, war Karl August Souverain, und noch im September (den 22.)

geschah in Frankfurt des regierenden Fürsten Anerbieten an Doctor Goethe, ihm nach Weimar zu folgen. Am 3. October war die Vermählung des Herzogs, am 12. war das junge fürstliche Paar wiederum in der Vaterstadt des Dichters, und am 7. November traf Johann Wolfgang Goethe in Weimar ein; des Vaters Bedenken, in den Dienst eines Fürsten zu treten, waren endlich beseitigt, statt des bezweckten Ausflugs nach Italien wurde in Weimar ein Besuch gemacht, der den Dichter für immer band.

Für Karl August begann erst jetzt mit seinem fürstlichen Selbständigkeitsgefühl seine eigentliche Entwickelung. Seine zurückgedrängte Natur streifte mit rascher, kühner Hand alle Fesseln von sich, welche den Jugendmuth lähmten, den Geist behinderten. Schon in dem vierzehnjährigen Jüngling hatte sein Großoheim, König Friedrich von Preußen, einen ungewöhnlichen Kopf erkannt. 1763 hatte Dieser Weimar besucht, dann 1771 in Braunschweig den Prinzen gesprochen. Noch nie, so war sein Wort, habe er einen jungen Menschen dieses Alters zu so großen Hoffnungen berechtigen sehen. Der kluge Dalberg nannte Karl August eine Fürstenseele, wie er sie noch nie erblickt. Es muß also schon früh geblitzt haben, und wenn der volle Durchbruch seiner Natur erst nach zugestandener Großjährigkeit sich vollzog, so geschah er wie bei aufgestaueten Wassern um so mehr mit Niederwerfung hemmender Dämme. Karl August fühlte mit der jungen Litteratur den Drang, Leben zu wecken, schlummernde Kräfte aufzurufen, eine neue Weltschöpfung für Deutschland zu beginnen. Die

Ziele dämmerten von fern vor ihm auf, als er stürmisch und bacchantisch begann; die Sturm- und Drangperiode der Männer von der Feder hatte ihr Echo in der Brust des Jünglings mit dem herzoglichen Scepter; etwas vom alten freien „Burschen" aus jener Zeit blieb ihm eigen bis in seine letzten Jahre. Das ist die Eigenthümlichkeit deutscher Entwickelung, daß dieser Beginn eines neuen großen Lebens so kleinem, verborgenem Quellwasser angehört, der volle Strom unserer Nationalgestaltung noch immer nicht diesen Anfängen entspricht. Und je enger der Raum seiner Herrschaft war, desto leichter dünkte dem jungen genialen Fürsten die Ausführbarkeit seiner Plane. Er erstrebte mehr als bloßes Wohlbehagen und gemächliche Genußsucht ästhetischer Nobili, wollte mehr sein als ein Mäcen der Künste und ihrer Luxusformen; in seinen Gedankenkreis stiegen gemach, je reifer er ward, die Ideen zur gesammten Reform des deutschen Lebens, und selbst wo er damit scheiterte, hat er Anreiz gegeben zur Nachfolge, Samen gesäet, den erst die späteren Geschlechter als Ernte begrüßten. Er war ein Selbstherrscher in seinem Lande, nur um neuen Gesetzen freier Selbstentwickelung Raum zu geben, und seine ganze Natur mit dem Anfangs stürmischen Auftritt, selbst seine persönliche Erscheinung mit dem kurz gedrungenen, scharf und hartnäckig insichgefugten Körperbau entsprach der Mission, die er sich stellte, dem Beruf, ein bahnbrechender Pionier zu neuer Ordnung der Dinge in Deutschland zu werden. Den bloßen Schein und Schimmer der Herrschaft und Herrlichkeit verschmähte er; er

durchbrach mißachtend das Ceremoniell des Hofes, wo es ihn hinderte, um seinem Lebenstriebe Raum zu geben; die steifen Formen der Herkömmlichkeit warf er ab, um in sich und in allen Wesen um ihn her die Natur in ihrer Kraft und Wahrheit walten, das rein Menschliche gelten zu lassen. Das volle Gefühl des quellenden Lebens, das er in sich hegte, wollte er auch den Geschöpfen um sich her einflößen; er bezeichnete mit einer Goethe'schen Wendung in einem seiner Briefe diesen Drang als einen Trieb, „sich göttlich in seinem Selbst und im Erhabenen der Natur zu baden." Das anfänglich unklare Brausen seiner Jugendfülle grenzte in den ersten Jahren seines Regiments an eine äußerste Grenzlinie, jenseit deren Wagnisse und Uebergriffe die Welt erschreckten. Goethe's Sturm- und Drangperiode endete in Weimar mit dem Verhältniß zu Frau von Stein; für den Dichter ward diese Frauengestalt eine ordnende, concentrirende Macht. Der Fürst, im freien Gebahren seiner souveränen Stellung, ließ sich nicht bedeuten durch Schranken, die ein Weib zu ziehen über ein Dichtergemüth Einfluß genug hatte. Karl August ließ ungehinderter und länger die Flügel flattern; mit dem Gefühl frei gewordener Schöpferkraft, mit der Lust, Geister zu wecken und Ströme neuen Lebens dem Felsen hergebrachter Etiquette zu entlocken, wechselte der Sinnengenuß in jeder Gestalt. Goethe selbst, in welchem die Herzogin Mutter einen Mentor dem Sohne zugesellt glaubte, und der sympathetisch genug in allen Gelüsten des jungen Fürsten ein Genosse und Gefährte ward, mußte alsbald, je nachdem Frau v. Stein

den Zügel für ihn ergriff, erschreckt innehalten und für des fürstlichen Freundes Leben und Heil besorgt werden und zittern. So entfesselt waren die sprudelnden Lebensgeister in Karl August; der Fürst überflügelte im Sturm und Drang seiner „wilden Jahre" den Dichter. So werden uns auch schon die ersten Jahre der Epoche bezeichnet, in welcher Fürst und Dichter, innig befreundet, ja verbrüdert, sich die innere und äußere Welt zum Genuß erschlossen. Der Herzog war acht Jahre jünger als Goethe; sein Günstling hatte schon deshalb Beruf und Antrieb, ihn vor allzu freiem Drang der Naturkraft zu behüten. Lenz und Klinger erschienen als Goethe'sche Freunde am Hofe, und sie trieben, wie sie selbst berichteten, „des Teufels Zeug" in Wald und Flur, unter den Hofleuten und in den Kreisen von Stadt und Land. Goethe aber ließ sie fallen. — Man hatte lange nicht gewußt, wer den Andern überbot im Humor und in der Ausschweifung der Laune, der Fürst oder sein Liebling. Wagnisse auf Reisen und Jagden ließen aber endlich für des Herzogs Leben ernstlich zittern; Goethe schreibt, der Herzog suche „das Natürliche noch immer im Ungeheuerlichen." Seit dem Schloßbrande ermangelte Weimar eines festen Theaters. Ein Liebhabertheater ersetzte das und ward ein Spielraum zu Improvisationen für Prinzen, Dichter und Schauspieler; 1779 spielte Karl August in der Iphigenie, damals noch in Prosa geschrieben, als Thoas mit. Fürst und Dichter waren sich unentbehrlich geworden, waren in den ersten Jahren ihrer Gemeinsamkeit unzertrennliche Gefährten. Ganze Tage ver-

brachten sie zusammen, schliefen des Nachts im selben Raume, saßen halbe Nächte beim Becher im Gespräch und im Entwerfen neuer Lebenspläne. Die stillen Stunden der Sammlung ward man weniger gewahr, und doch kann man sie nachweisen; an Knebel z. B. schreibt Karl August, er wolle rasch auf ein einsames Bergschloß gehen, Diderot's Jacques le fataliste recht mit Muße durchzulesen. Man sah nur das Lärmende dieses wunderbaren Geisterbundes, und die älteren Creaturen des Hofes verleumdeten die losgebundene Sitte, die aller Form Hohn sprach, den freien Waldwuchs der Natur walten ließ, wo sonst die Etiquette ihre steifen Taxuswände zog. Fürst und Poet machten Versuche zum „Brutalisiren der Bestialität im Menschen". Und es ward ruchbar über Weimar hinaus, wie sie hausten und wirthschafteten; Klopstock in seiner ungelenken Orthodoxie nahm Anstoß, hielt den jüngern Grafen Stolberg, der als Weimarischer Kammerherr berufen werden sollte, zurück und schrieb einen pedantischen Mahnbrief, der den Bruch mit Goethe hervorrief. Merck, der Menschenkenner, war einsichtsvoller. Ein Brief von seiner Hand aus dem Jahre 1777 spricht von des Herzogs „eisenfestem Charakter", seiner Selbständigkeit, seiner Gescheutheit. „Ich würde," heißt es darin, „aus Liebe zu ihm dasselbe thun was Goethe thut. Die Mährchen kommen alle von Leuten, die ungefähr soviel Augen haben, zu sehen, wie die Bedienten, die hinterm Stuhl stehen, von ihren Herren und deren Gespräch urtheilen können. Dazu mischt sich die scheußliche Anekdotensucht unbedeutender, negligirter, intriguanter

Menschen oder die Bosheit Anderer, die noch mehr Vortheil haben, falsch zu sehen" zc. „Das Geträtsche, daß er sich nach Goethe bilde, ist so unleidlich unwahr als etwas, denn es ist ihm niemand unausstehlicher als Goethe's Affen." Daß Karl August eine selbständige Natur war, bewies er später, als sein Horizont die politischen Begriffe und Bedürfnisse seines Dichters überflügelte. Es ist nie eine Trennung zwischen Beide getreten, die empfindliche Spannung in Bezug auf den Hund des Aubry später ausgenommen. Aber sie entfernten sich allgemach von einander, nachdem sie Jahrzehnde lang den tiefsten Austausch genossen. Karl August schüttelte sogar über Goethe's Verhalten und Gebahren später den Kopf und schrieb: „Der Mensch wird immer feierlicher"; er fand diese Feierlichkeit in der Haltung sogar „possierlich". Aber der jugendliche Fürst hatte sich in der That nach dem Dichter gebildet und geschult; er theilte nicht blos wechselweis den Styl der Werther'schen Sentimentalität und der Götz'schen Derbheit in der Holzschnittmanier von Hans Sachs; er legte, als Goethe bei ihm erschien, seinem Hofe den Wertherfrack sammt Weste und Beinkleidern als Kleidergesetz auf, und ließ damit nur Wieland eine Ausnahme machen. Graf Görz, in Ungnade gefallen, lästerte viel über den Umschwung der Dinge in Weimar. Goethe ward Conseilpräsident, und Herder ward berufen, zum Theil auf Goethe's Betrieb, zum Theil um der Lieblingsidee der Herzogin Mutter, der Stiftung eines Lehrerseminars, Raum zu geben.

Die ersten Jahre der Gemeinschaft zwischen Fürst und

Dichter werden als gefahrdrohende für den Herzog selbst bezeichnet. Wir wissen nicht, welche Gottheit vorzugsweise sich des jungen Gemüthes bemächtigen zu wollen schien, aber Karl August bedurfte in der That eines Rettungsactes. Nun war es Goethe selbst, der diesen Act vollzog. Eine schleunige Entfernung, eine Zerstreuung, eine neue Sammlung im freien Athem und am Busen der Natur that noth. So erscheint uns die von Goethe mit dem Herzog fast gewaltsam und auf des Dichters Gewährschaft unternommene Schweizerreise im Jahre 1779. Dort war's, wo Geist und Sinn des jungen fürstlichen Stürmers „sich im Erhabenen der Natur badete" und Heilung fand. Man fand den Herzog nach der Rückkehr zu seinem Vortheile verändert, weniger excentrisch, weniger gewaltsam nach Wagnissen und Lustbarkeiten dürstend. Die auffallendste Neuigkeit war freilich, daß er seitdem einen Schwedenkopf trug.

Aus dem Jahre 1782 liest man in den Briefen an Frau v. Stein ein befremdendes Wort Goethe's über seinen Fürsten: „Der Herzog ist wacker und man könnte ihn recht lieben, wenn er nicht durch seine Unarten das gesellige Leben gerinnen machte, und seine Freunde durch unaufhaltsame Waghalsigkeit nöthigte über sein Wohl und Weh gleichgültig zu werden. Es ist eine curiose Empfindung, seines nächsten Freundes und Schicksalverwandten Hals und Arm und Beine täglich als halb verloren anzusehen und sich darüber zu beruhigen, ohne gleichgültig zu werden. Vielleicht wird er alt und grau, indeß viele Sorgliche abgehen." — Der

Herzog selbst sprach ein ernst treffendes Wort über sich selbst. „Ich muß mich erstaunlich wehren, meinem Herzen und den Leidenschaften nicht den Zügel schießen zu lassen.“ Entsagung und Selbstbeherrschung erwuchsen in ihm langsam, aber sicher; nur daß ihm Welt und Nachwelt nicht verzeihen will, daß er neben seinem ebenbürtigen ehelichen Bunde für sich als Mensch noch eines zweiten Verhältnisses dauernd bedürftig blieb, während selbst Goethe, der leichten und laxen Sitte der Zeit Raum über sein Herz gestattend, seine „kleine Freundin“ schließlich auch der Form nach zu dem, „was sie schon lange war“, zu seiner Frau machte.

Die Herzogin Luise, „in Gestalt und Wesen eines Engels“, aber nicht von gleichem Humor, um wie Herzogin Amalie mit Lust und Laune auf den Uebermuth und das verwogene Spiel der Genies einzugehen, hatte gleich zu Anfang in den „Excentricitäten“ des Gemahls Abwege von der Bahn strenger Fürstensitte gefunden. Etwas mehr Schwung und Gleichtact in der Welle des Blutes, und sie hätte sich des Fürsten vielleicht für die ganze Lebensdauer bemächtigt. Statt dessen ward sie scheu und schüchtern; ein stiller Schmerz breitete mit aller Weihe der Hoheit die Farbe der Duldung und Entsagung über ihre Gestalt und über ihre Stimmung. Dieser passive Muth, der still ausharrte, ward nur in der Zeit der Noth plötzlich activ, als es, Napoleon gegenüber, galt, des Hofes und des Landes Recht und Ehre zu sichern.

Im Jahre 1776 hatte Goethe an Lavater geschrieben: „Wegen Karl und Luise sei ruhig; wo die Götter nicht ihr

Possenspiel mit den Menschen treiben, sollen sie doch noch eines der glücklichsten Paare werden, wie sie eines der besten sind." Es war in derselben Zeit, als Wieland schrieb, der Herzog könne ohne Goethe nicht mehr schwimmen noch waten; der Hof oder vielmehr seine „Liaison mit dem Herzog" verderbe dem Dichter viel Zeit, um die es herzlich Schade sei; und doch sei „bei diesem herrlichen Gottesmenschen nichts verloren." Einen Monat nach des Dichters Anstellung als Geheimer Legationsrath schrieb der Alte: „Goethe hat freilich in den ersten Monaten die Meisten (mich niemals) oft durch seine damalige Art, zu sein, scandalisirt und dem Diabolus prise über sich gegeben. Aber schon lange, und von dem Augenblick an, da er decidirt war, sich dem Herzoge und seinen Geschäften zu widmen, hat er sich mit untadeliger Sophrosyne und aller ziemlichen Weltklugheit aufgeführt." — Und: „Er hat bei all seiner anscheinenden Naturwildheit im kleinen Finger mehr conduite und savoir faire als alle Hofschranzen, Bonifaz-Schleicher und politischen Kreuzspinnen zusammengenommen in Leib und Seele. Solange Karl August lebt, richten die Pforten der Hölle nichts gegen ihn aus." Nachgeborne und Zeitgenossen sind oft streitig darüber, was Beide, Fürst und Dichter, einander waren. Schäfer in seinem Leben Goethe's ist der Meinung, der Dichter sei, ohne ein lästiger Mahner zu werden, ein einsichtsvoller Pädagog seines Fürsten gewesen, während es in den Augen der Meisten den Schein hatte, als sei er nur ein Genosse seiner Vergnügungen. Knebel schrieb an einen Freund: „Wenn Sie

den Herzog liebhaben müssen, so bedenken Sie, daß ihm Goethe zwei Dritttheile seiner Existenz gegeben hat!" — Jedenfalls waren sie gegenseitig ihre Schuldner, und auf welcher Seite das Meiste geleistet, ist bei so zarter und tiefer Gemeinsamkeit ächter Freundschaftsbündnisse nie schließlich zu ermitteln. Selbst der Anregende hat nicht mehr Verdienst als der Zweite, dessen nachhaltige Natur das Angebahnte festhält und durchführt. Goethe's Entwickelung ist ohne seine Fürstenfreundschaft nicht denkbar, ebenso wenig wie Dichtungen seines Mannesalters ohne den Einfluß der Frau v. Stein ins Leben treten konnten. Die goldenen Fäden dieses Verhältnisses zwischen Fürst und Dichter, sagte der Kanzler Müller in seiner Festrede, seien zu zart für alle Darstellung, könnten nur in den Wirkungen belauscht und betrachtet werden. „Ein freies Naturleben", heißt es in der Festrede, „schien des Herzogs höchstes Gut, körperliche Abhärtung nothwendige Bedingung geistiger Stärke und Wirksamkeit. Nach allen Richtungen hin wandte sich der prüfende, forschende Sinn; die Naturwissenschaften und was dahin einschlug, wurden eifrigst betrieben, der Industrie, dem Gewerbe frische Bahnen zu öffnen versucht, neue Ansichten, sinnreiche Entdeckungen verfolgt, durchprobt, in jedes Unternehmen persönliche Anstrengung verwebt, in Straßen- und Wasserbau die Elemente bekämpft, Berge und Wälder sinnenden Blickes durchstreift, besäet, befruchtet, in dunklen Schachten und Gruben der Erde verborgenen Schätzen muthig nachgespürt,

in heitern Gartenschöpfungen Natur und Kunst anmuthig verschlungen."

Karl August war kein blos ästhetisirender Prinz, kein blos in den Künsten dilettirendes fürstliches Talent; er war ein von Gott und Natur getriebener, zu einer neuen Weltordnung berufener Kopf, der mit Friedrich dem Großen des Fürsten Werth darin fand, der Erste seiner Nation, der oberste Diener des Staates zu sein. Wie jener Preußenkönig hatten auch kleinere deutsche Regenten, wie der Herzog von Dessau, der Markgraf von Baden, in Verwaltung und Gesetzgebung aufgeräumt. Karl August war in diesem Betracht des großen Friedrich bester Nachfolger. Schon 1775, gleich im ersten Jahre seiner Regierung, wo man ihn mit den poetischen Genies im genialen Uebermuth eines studentischen, burschenschaftlichen Treibens fast untergehen sah, gab er seinem Lande eine neue Proceßordnung mit Abschaffung der Kirchenbuße und Verbesserung der gesammten Rechtspflege. Herder wurde um seiner theologischen Freisinnigkeit willen nach Weimar, Loder aus Göttingen für die ars obstetricia (Hebammenwissenschaft) nach Jena berufen, Döbereiner beauftragt, im Lande die Fähigkeit zur Fabrikthätigkeit zu wecken; Bergwerke und Salzwerke wurden bearbeitet, in der Oekonomie die Dreifelderwirthschaft eingeführt, Holzsaat, Waldpflege und Gartenbau auf's eifrigste betrieben. Die Wissenschaft erreichte mit Fichte, Schiller und anderen Heroen in Jena so gut ihren Flor wie in Weimar die schöpferische Poesie. Auf dem Feldzuge in der Champagne ließ er sich von Goethe be-

richten, was daheim seine Professoren machten, was sie läsen und wirkten. Beim Berufen neuer Kräfte nahm er, mit spähendem Auge um sich blickend, überall seinen Vortheil wahr, die Gelegenheit, ja die Verlegenheiten vacirender Männer wahrnehmend, da sachlich seine Mittel nicht weit reichten. Er berief „Gemaßregelte“, sogar den demokratischen Fichte, zum Entsetzen der Mitnutritoren Jena's; er wollte durchaus „im Besitz der neuesten Philosophie“ sein. Karl August war allseitig als Mensch, Fürst und Landesvater. Daß er sich in diesen verschiedenen Gebieten nicht für unfehlbar hielt, bewies eben seine sorgsame Umschau nach den besten Köpfen und Kräften. Nach einem Besuche beim Fürstbischof von Würzburg sagte er, ein Fürst könne ein herzlich guter Mensch sein und sein Land sich doch herzlich schlecht befinden. Das Murren des Weimarischen Philisters, der in den Schöpfungen der Musen Treibhaus- und Luxuspflanzen sah und sieht, war ungerecht, denn Karl August war gleich sorgsam auf allen Gebieten des socialen Lebens; er weckte mit den geistigen Kräften zugleich die materiellen des Volkes und des Landes.

Goethe's Ernennung zum Conseilpräsidenten, denn Goethe war „nichts als blos Dichter“, wurmte am meisten die im Hof- und Actendienst ergrauten Beamten, dergestalt, daß Karl August für nöthig hielt, eine sein Verfahren rechtfertigende Erklärung zu den Acten zu geben. Wieland schrieb 1781: „Der Haß der hiesigen Menschen gegen unsern Mann, der im Grunde doch keiner Seele Leides gethan hat, ist, seitdem er

Geheimer Rath heißt, auf eine Höhe gestiegen, die nahe an die stille Wuth grenzt." Das Document edelster Fürstengesinnung, aus des Herzogs neunzehntem Lebensjahre, lautet wie folgt: „Einsichtsvolle wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf, sein Genie ist bekannt. Einen Mann von Genie an anderm Orte zu gebrauchen als wo er selbst seine außerordentlichen Fähigkeiten gebrauchen kann, heißt ihn mißbrauchen. Was aber den Einwand betrifft, daß durch seinen Eintritt viele verdiente Leute sich für zurückgesetzt erachten würden, so kenne ich erstens niemand in meiner Dienerschaft, der, meines Wissens, auf dasselbe hoffte, und zweitens werde ich nie einen Platz, welcher in so genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Wehe meiner gesammten Unterthanen steht, nach Anciennität, ich werde ihn immer nur nach Vertrauen vergeben. Das Urtheil der Welt, welches vielleicht mißbilligt, daß ich den Dr. Goethe in mein wichtigstes Collegium setze, ohne daß er zuvor Amtmann, Professor, Kammerrath oder Regierungsrath war, ändert gar nichts. Die Welt urtheilt nach Vorurtheilen; ich aber sorge und arbeite, wie jeder Andere, der seine Pflicht thun will, nicht um des Ruhmes, nicht um des Beifalls der Welt willen, sondern um mich vor Gott und meinem Gewissen rechtfertigen zu können."

Goethe selbst gab folgendes Zeugniß über seinen fürstlichen Freund: „Er hatte die Gabe, Geister und Charaktere zu unterscheiden, und Jeden an seinen Platz zu stellen. Er war beseelt von dem reinsten Wohlwollen, von der reinsten

Menschenliebe und wollte mit ganzer Seele nur das Beste. Er dachte immer zuerst an das Glück des Landes und ganz zuletzt ein wenig an sich selber. Edlen Menschen entgegenzukommen, gute Zwecke befördern zu helfen, war seine Hand immer bereit und offen. Es war in ihm viel Göttliches. Er hätte die ganze Menschheit beglücken mögen. Liebe aber erzeugt Liebe, und wer geliebt ist, hat leicht regieren." Und endlich: „Er war größer als seine Umgebung. Neben zehn Stimmen, die ihm über einen gewissen Fall zu Ohren kamen, vernahm er die elfte, bessere, in sich selber. Fremde Zuflüsterungen glitten an ihm ab, und er kam nicht leicht in den Fall, etwas Unfürstliches zu begehen, indem er das zweideutig gemachte Verdienst zurücksetzte und empfohlene Lumpe in Schutz nahm. Er sah überall selber, urtheilte selber, und hatte in allen Fällen in sich selber die sicherste Basis." — „Wie belohnend war es, für einen solchen Fürsten zu wirken, welcher immer neue Aussichten eröffnete, sodann die Ausführung mit Vertrauen seinen Dienern überließ, immer von Zeit zu Zeit wieder einmal hereinsehend, und ganz richtig beurtheilte, inwiefern man den Absichten gemäß gehandelt hatte."

Goethe's anderweitige Zeugnisse über seinen großen Freund stehen in seinen Gedichten. Im Gedicht „Dem Schicksal", 1776 in Ilmenau gedichtet, finden wir eine Erinnerung an die abenteuerlichen Fahrten nach Stutzerbach, einem Walddorfe, das mehrfach der Schauplatz war, wo der Herzog für „die spanischen Stiefel" des Hofes Entschädigung

in Naturfreuden suchte. Sein Ungestüm war eine Zeitlang unersättlich, und den Dichter wandelte fast Reue an, der Gefährte maßlosen Uebermuthes dort gewesen zu sein. Er sang in jenem Gedichte:

Was weiß ich was mir hier gefällt,
In dieser engen kleinen Welt
Mit leisem Zauberbann mich hält!
Mein Karl und ich vergessen hier,
Wie seltsam uns ein tiefes Schicksal leitet;
Und, ach ich fühl's, im Stillen werden wir
Zu neuen Scenen vorbereitet.
Du hast uns lieb, Du gabst uns das Gefühl,
Daß ohne Dich wir nur vergebens sinnen,
Durch Ungeduld und glaubenleer Gewühl
Voreilig Dir niemals was abgewinnen.
Du hast für uns das rechte Maß getroffen,
In reine Dumpfheit uns gehüllt,
Daß wir, von Lebenskraft erfüllt,
In holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen.

Sieben Jahre nach jener Zeit gab der Dichter im Gedicht: „Ilmenau", einer Geburtstagsgabe zum 3. September, einen Rückblick auf die Sturm- und Drangperiode, die er an der Seite des Herzogs überstanden. Dort heißt es:

Ein edles Herz, vom Wege der Natur
Durch enges Schicksal abgeleitet,
Das, ahnungsvoll, nun auf der rechten Spur
Bald mit sich selbst und bald mit Zauberschatten streitet,
Und, was ihm das Geschick durch die Geburt geschenkt,
Mit Müh' und Schweiß erst zu erringen denkt —
Kein liebevolles Wort kann seinen Geist enthüllen,
Und kein Gesang die hohen Wogen stillen.

Wer kann der Raupe, die am Zweige kriecht,
Von ihrem künft'gen Futter sprechen?
Und wer der Puppe, die am Boden liegt,
Die zarte Schaale helfen zu durchbrechen?
Es kommt die Zeit, sie drängt sich selber los
Und eilt auf Fittichen der Rose in den Schooß.
Gewiß, ihm geben auch die Jahre
Die rechte Richtung seiner Kraft.
Noch ist bei tiefer Neigung für das Wahre
Ihm Irrthum eine Leidenschaft.
Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,
Kein Fels ist ihm zu schroff, kein Steg zu schmahl;
Der Unfall lauert an der Seite
Und stürzt ihn in den Arm der Qual.
Dann treibt die schmerzlich überspannte Regung
Gewaltsam ihn bald da bald dort hinaus,
Und von unmuthiger Bewegung
Ruht er unmuthig wieder aus,
Und düster wild an heitern Tagen,
Unbändig, ohne froh zu sein,
Schläft er, an Seel' und Leib verwundet und zerschlagen,
Auf einem harten Lager ein.

Und bei dem Hinblick auf das Ziel hoher Fürstenpflichten heißt es:

So wandle Du — der Lohn ist nicht gering —
Nicht schwankend hin, wie jener Sämann ging,
Daß bald ein Korn, des Zufalls leichtes Spiel,
Hier auf den Weg, dort zwischen Dornen fiel;
Nein, streue klug und reich, mit männlich steter Hand
Den Segen aus auf ein geackert Land.
Dann laß es ruhn. Die Ernte wird erscheinen
Und Dich beglücken und die Deinen.

Den edelsten Zug aber in einem deutschen Fürstenspiegel

lieferte Karl August selbst, in dem denkwürdigen Briefe, den er 1781 an Knebel schrieb, als Dieser aus seinen Diensten treten wollte. Er datirt vom 4. October jenes Jahres und habe hier seine Stelle:

„Ist's möglich, daß eine Seele, wie Du bist, mein lieber Knebel, der so wohl und so scharf die einzelnen guten und lieben versteckten Eigenschaften, die in Anderen eingewickelt liegen, herausklauben, ans Licht bringen und sich daran erfreuen kann, so dunkel über sich selbst, über das, was er hat, besitzt und wirkt, immerfort bleibt? — Das Schicksal kann doch einen Menschen nicht mehr quälen, als wenn es ihm die Augen vor sich her blendet, daß er nicht den Zweck sieht, wohin er geradewegs treibt, da doch ihn Andere geradehin gehen sehen, und er nur immer wähnt, er liefe zwecklos. Er sieht von der Seite die Anderen nach ihrem Ziele kommen, und möchte endlich mit Dem und Jenem laufen, glaubend, wählte er selbst das Ziel, es wäre leichter und gewisser zu erlangen. Warum das Schicksal so schändliche Spiele treibt, weiß ich nicht, auch mag ich darum nichts mit ihm zu thun haben. — Nicht allein mit diesem Elende zufrieden, wirft es uns oft in ein anderes; es läßt uns nämlich glauben, daß, wenn wir auf gebahntem Wege gehen, wäre es rühmlich und besser, wir gingen daneben im Graben, mit Kindern und armen Bettlern und Krüppeln im Schlamm bis an die Knie, und trügen Lasten, die nur für Rücken von Saumpferden gemacht sind. Durch dieses glauben wir dann unsere Existenz zu erfüllen und unsern Freunden die An-

nehmlichkeiten zu vermehren, ja wohl gar ihnen nützlich zu werden, wenn wir zu ihnen in den Schlamm springen, statt uns selbst wohl zu erhalten, um jenen durch fröhlichen Zuruf zu gutem Muth oder Reichung der Hand, vom festen Boden her, fortzuhelfen. — Keiner mag dann seine Natur richtig erkennen; der Eine zu fröhlichem Zurufen bestimmt, will in den Schlamm, und das Lastthier will auf den besten Weg, um sich zu sonnen. Ersterer, indem er tragen will, wozu seine Schultern nicht gewöhnt sind, statt sich seiner eigenthümlichen Vortheile nutzbar zu bedienen, bleibt stecken und versinkt unnütz und leidend, während das letztere den Platz des ersten erhaltend, aus lauter Wohlsein und Nichtsthun verfault. Sind denn die, die sich Deiner Freundschaft, Deines Umgangs freuen, so sklavisch, so sinnlicher Bedürfnisse voll, daß Du nur durch Graben, Hacken, Ausmisten und Actenverschmieren ihnen nützen kannst? Ist denn das Receptaculum ihrer Seelen so gering, daß Du nirgends ein Plätzchen findest, wo Du irgend etwas von dem, was die Deine Schönes, Gutes und Großes, die innere Existenz verbessernd und veredelnd gesammelt hat, ausschütten kannst? Sind wir denn so hungrig, daß Du für unser Brot, so furchtsam und unstät, daß Du für unsere Sicherheit arbeiten mußt? Sind wir nicht mehrerer Freuden, als der des Tisches und der Ruhe fähig, können wir keinen Genuß finden, wenn Du von dem Schmutz und dem Gestank des Weltgetriebes Reiner, Deine volle Zeit zur Schmückung des Geistes anwendend, uns, die wir nicht Zeit zum Sammeln haben, den Strauß

von den Blumen des Lebens gebunden vorhältst? Sind unsere Klüfte so quellenlos, daß wir nicht eines schönen Brunnens brauchen, uns selbst unserer Ausflüsse freuend, wenn sie schön in demselben aufgefaßt sind? Sind wir nicht blos zu Amboßen der Zeit und des Schicksals gut genug, und können wir nichts neben uns leiden, als Klötze, die uns gleichen und nur von harter, anhaltender Masse sind? Ist's denn ein so geringes Loos, die Hebamme guter Gedanken und in der Mutter zusammengelegter Begriffe zu sein? Ist das Kind dieser Wohlthäterin nicht beinahe eben so sehr sein Dasein schuldig, als der Mutter, die es gebar? Die Seelen der Menschen sind wie immer gepflügtes Land; ist's erniedrigend, der vorsichtige Gärtner zu sein, der seine Zeit damit zubringt, aus fremden Landen Sämereien holen zu lassen, sie auszulesen, und zu säen? Ist's so geschwind geschehen, diesen Samen zu bekommen, und auszulesen? Muß er etwa daneben auch das Schmiedehandwerk treiben, um seine Existenz recht auszufüllen? Bist Du nun so im Bösen, so über Dich selbst erblindet, daß Du Dir einbilden könntest, Du habest uns nie dergleichen Nutzen geschafft, und achtest Du uns gering genug, daß Du glauben könntest, wir würden Dich so lieben, wie wir thun, wärest Du uns hierin unnütz und überflüssig oder entbehrlich gewesen? Willst Du nun diese schöne Laufbahn, dies würdige Geschäft aufgeben, alle eingewachsenen Bande ausreißen, gleich einem Anfänger eine neue Existenz ergreifen und Dich, Gott weiß wohin, unter Menschen, die Dich nichts mehr angehen, oder mit denen Du

kein reines und Dir gewohntes Verhältniß hast, hinwerfen? neuen Antheil ergreifen oder Dir machen, mehr Gute, mehr Böse kennen lernen, sehen, wie die Abscheulichkeiten so überall zu Hause, das Gute überall so befleckt ist? — Und warum? Um etwa einigen Canzellistenseelen aus dem Wege zu gehen, die Dir Deine Semmel, die Du mehr hast, als sie, beneiden, weil Du nicht gleich ihnen Maulthierhandwerk treibst? Und wohin willst Du Dich flüchten? Nimmst Du nicht überall Deine Paar Semmlein mit, die Du mehr und leichter hast als Andere? Sind nicht überall Knechte, die es entbehren, und Dich darum beneiden werden? Wirst Du deren Neid besser aushalten? Dich, weil Du dort ein Paar Monate fremd bist, von ihnen mehr geachtet halten, als Du es hier sein möchtest? Siehst Du etwas Erreichbares vor Dir, das Dir das, was Du entbehrst, ersetze? Ist dieses Erreichbare so gewiß? Schlägt's fehl, kann es Deine Existenz dann ertragen immer neue Zwecke zu machen, oft abgeschlagen zu werden und so herum zu irren? Willst Du also das Beständige für das Unbeständige hingeben? Giebt es eine Natur, die gut und fühlbar ist, die dieses ertrüge? Muß sie nicht auf eine oder die andere Art zu Grunde, oder noch schlimmer als zu Grunde gehen? Dieses nur fern befürchten zu müssen, ist's dann nicht weiser, auszuhalten, „als aufs Ungewisse, das sich nicht einmal in die Form hin" übersehen läßt, zu wagen? Wem bist Du mehr Nutzbarkeit schuldig als Denen, die Dich lieben, und wem nützest Du denn weniger, wenn Du Alles zerreißest, was Dich mit ihnen bindet, aufhörst zu thun, und sei es,

was es wolle, was Du für sie thatest, und Dich ihnen fremd und ungebunden machst? — Achtest Du Dich denn so gering, oder hältst Dich so für allein, daß Du glaubst, höchstens etwas für Dich zu entbehren, wenn Du die engen Bande lösest, die uns mit Dir binden? Wird der Baum allein verwundet, wenn man ihn aus der Erde reißt, an die er mit seinen Wurzeln verwachsen? Und wie hängt so ein zweckloses Schmerzerwecken mit irgend einer Nutzbarkeit zusammen? Laß uns also die Sache nicht so feierlich nehmen und das Uebel nicht für so unheilbar halten. Ist's Deiner Natur gut, sich zu verändern, so reise! Da Du nicht am Wege zum Steineklopfen gestellt bist, so bindet Dich, Glücklicher, keine Stunde; gehe also Deiner Phantasie, dem geistigen und leiblichen Bedürfniß von Bewegung und Luftwechsel nach; kehre dann reconvalescirend wieder zu uns, sättige uns, die wir Dich mit offenem Munde, Ohren und Herzen zurückerwarten, und erzähle, gleich wie Ulysses dem Schweinehirten beim Feuer, hinter einer Schüssel des besten Schweinefleisches, oder eines schön in Essig gepeitzten kalten Auerhahns, Deine Abenteuer und Begebenheiten. Warum sich immer ersäufen wollen, wenn's mit einem schönen Bade gethan ist?"

In K. L. v. Knebel's litterarischem Nachlaß und Briefwechsel finden wir 51 Briefe von Karl August, vom Jahre 1780 bis 1800. Brief 5 enthält Naturempfindungen im Werther'schen Style, während Brief 19 schon einfacher und klarer über die Naturwissenschaften sich ergeht. Der zehnte ist der so eben mitgetheilte; der vierzehnte enthält den Aus-

spruch über den Fürstbischof von Würzburg. Es war Karl August's Eigenthümlichkeit, sich nicht über die Menschen, aber auch nicht unter die Genies zu stellen; er lebte, dachte und fühlte in tiefster Gemeinsamkeit mit ihnen, intim und doch anspruchslos; in seiner Einfachheit liegt die Kraft und Wahrheit seiner Genialität. Sein Humor ist ächt und gesund; er giebt ihm freilich auch kraft seiner fürstlichen Stellung, aber doch ungesucht, eine Ueberlegenheit, in späterer Zeit selbst über Goethe. Er war geistvoll und witzig, ohne sich zu übernehmen. In dieser seltenen Fürstenseele fehlte alle Schönthuerei, alle Ostentation; sein Enthusiasmus war der des Kraftmenschen ohne kränklich nervöse Gelüste und Aufregung. Er war bei allem, was er trieb, mit der ganzen vollen Blutwärme des Menschen, der da fühlt wie schwer die Bedingungen des Lebens, die Aufgaben des Wissens und Schaffens zu erledigen sind. Er war überall gleich ächt und wahr, sei's wenn er das Genie Bruder nannte, oder die Pedanterie ironisirte und über das Ennui der hergebrachten Phrase schalt. Diesen Eindruck geben uns des Fürsten Briefe an Knebel.

Seine Briefe an Johann Heinrich Merck (21 an der Zahl, mit Merck's biographischer Skizze, herausgegeben von Dr. Karl Wagner,) zeugen mehr von seinen praktischen Kennerblicken, Bestrebungen und Leistungen. Im Briefe Nr. 112 aus dem Jahre 1780 schickt der Herzog einen Kammerassessor auf Reisen, um ihn was lernen zu lassen, ihn „wenigstens von der Secretariatsluft zu reinigen." Nr. 170 giebt eine merk-

würdige Betrachtung über die Schwierigkeit, in Gemälden den Schwerpunkt zu finden; dies wird in Dresden von ihm an der Sixtina beleuchtet. In Nr. 177 will Karl August aus Gibraltar reiche Juden, die 1783 aus Mainz flüchteten, nach Thüringen ziehen. Der scharfsinnige Menschenkenner Merck ward vielfach von Karl August benutzt beim Ankauf von Bildern, um Rath gefragt über Personen und Sachen. Der Fürst überrascht uns oft durch seine Einzelkenntniß im Hausbau, seine praktischen Selbsterfahrungen auf Gebieten, wo sonst nur der Fachmann bewandert ist, während Briefe an Schiller seine Fähigkeit, seine Strebsamkeit und Virtuosität in der Technik der Poesie bezeugen. An Merck reizte ihn der nüchterne Scharfsinn und die unerbittliche Menschenkenntniß, — Gaben, die den Darmstädtischen Kriegsrath und Zahlmeister bei Entdeckung eines Cassendeficits doch nicht vor Verzweiflung und Selbstmord schützten; er machte 1791 seinen körperlichen Leiden in einem Anfall von Schwermuth ein Ende.

Wie intim Merck mit dem Herzog gewesen, beweist vorzüglich ein Bekenntniß des Letztern in einem Briefe aus dem Jahre 1783. Die Geburt des Erbprinzen rief mit Vatergefühlen in Karl August einen entschiedenen Wendepunkt hervor, nachdem seine Ehe acht Jahre lang kinderlos geblieben war. „Sie haben Recht," schreibt er an Merck, „daß Sie sich mit mir freuen; denn wenn je gute Anlagen in meinem Wesen waren, so konnte sich Verhältnisse halber bis jetzt kein sichrer Punkt finden, wo sie zu verbinden waren; nun aber

ist ein fester Haken eingeschlagen, an welchem ich meine Bilder aufhängen kann" 2c.

Der im vorigen Jahre nach langer Verzögerung endlich erschienene Briefwechsel zwischen Karl August und Goethe enthält 420 Briefe und Briefzettel von Jenem, 80 von Diesem. Er brachte über die erste Epoche ihres intimsten, fast brüderlichen Verkehrs nicht soviel Aufschlüsse, als man erwartete, und läßt die Vermuthung offen, es sei davon doch manches im fürstlichen Archiv zu Weimar unter Familiensiegel geblieben. Möglich aber auch, daß der persönliche Umgang Beider den Gedankenaustausch und Gefühlserguß gar nicht schriftlich werden ließ. Von Aeußerungen Karl August's über Goethe'sche Schöpfungen finden wir aus dem Jahre 1800 nur die eine von Belang, die sich über die Gründe verbreitet, warum der Großcophta, jene Farce aus der Zeit, wo Goethe die französische Revolution durch schwächliche Parodie zu entkräften versuchte, bei der Darstellung auf dem Theater vom Publicum so lau aufgenommen wurde. Possen und Witze müssen kurz sein, äußert Karl August; die seriöse Haltung rücke das Stück in's Genre des Drama's. Das sei ein Mißgriff; zur komischen Oper liefere der Cophta einen guten Stoff. Wie einfach treffend wahr! während ein Philosoph von heute, Karl Rosenkranz, sich noch in einer ästhetischen und politischen Ehrenrettung des übermüthig und leicht hingeworfenen Stücks versuchte! — Karl August's Verhalten zu Schiller ergiebt sich als eben so rührend wie seine Urtheile über dessen dichterische Arbeiten als scharf zu-

treffend. Schiller war in Jena ohne Gehalt Professor geworden. Da er „im Begriff stehe, Frln. v. Lengefeld zu heirathen," bat er um eine Pension. Der Herzog erwiederte mündlich, gern wünsche er etwas für ihn thun zu können, um ihm seine Achtung zu bezeigen; allein — fügte er mit gesenkter Stimme und verlegenem Gesicht hinzu, — 200 Thlr. sei Alles, was er zu bieten habe. Schiller, auf den Ertrag seiner schriftstellerischen Arbeiten hoffend, entgegnete, das sei Alles was er verlange. In der Krankheit dispensirte ihn Karl August vom Lehramt, das sich freilich ohnedies von selbst verbot, und deckte aus seinen Privatmitteln ein Jahr lang seine Ausgaben; die kleine Staatscasse erlaube ihm nicht, die Pension zu erhöhen. Bei Schiller's Beruf nach Tübingen ward ihm für Krankheitsfälle die Verdoppelung des Gehaltes zugesagt. Diese Zusage ward dann 1799 bei der Uebersiedelung von Jena nach Weimar gehalten; die Besoldung von 400 Thlrn. endlich beim Anerbieten von Berlin nochmals verdoppelt. Ueber dies angeblich glänzende Berliner Anerbieten vom Jahre 1804 ist viel gefabelt. Iffland, auf dessen Betrieb der Dichter nach der preußischen Hauptstadt gegangen war, hat ihm in seinem Landhause (jetzt Thiergartenstraße Nr. 29) einen großen Mittag gegeben, Prinz Louis Ferdinand hat ihn zu Tafel geladen und sich vorher nach seinem Lieblingswein erkundigt, um mit ihm zu bechern. Im Umgange mit Fichte, Hufeland und den denkenden Männern Berlins, in den Anregungen einer größern, militairisch glänzenden Capitale fühlte Schiller sich gehoben;

wenigstens gab er dem Gedanken Raum, dort einige Zeit jährlich zu verweilen, obschon er Weimar, diesen Musensitz des stillen Schaffens, nicht ganz aufgeben mochte. Man hatte ihm unter die Hand gegeben, seine Bedingungen zu stellen, damit Berlin ihn den Seinigen nennen könne. Er machte die Forderung von 2000 Thlrn., um jährlich einige Monate dort zu leben. Auf diese Forderung, zu der er veranlaßt wurde, ist man ihm die Antwort schuldig geblieben; ein Jahr nachher hat man unter den Papieren des Verstorbenen kein Blatt mit einer Erwiederung darauf gefunden. Wohl aber hat Karl August ihm bei beschränkten Mitteln das Gehalt abermals verdoppelt. Bei des Dichters Uebersiedelung von Jena nach Weimar — krankheitshalber las Schiller nicht mehr Collegia, rüstete sich aber nach dem Wallenstein ausschließlich zu seinen dramatischen Dichtungen im großen Styl — hatte ihm der Herzog eigenhändig geschrieben: „Ihre Gegenwart wird unsern gesellschaftlichen Verhältnissen von großem Nutzen sein und Ihre Arbeiten können Ihnen vielleicht erleichtert werden, wenn Sie den hiesigen Theaterliebhabern etwas Zutrauen schenken und sie durch die Mittheilung der im Werden begriffenen Stücke beehren wollen. Was auf die Gesellschaft wirken soll, bildet sich gewiß auch besser, wenn man mit mehreren Menschen umgeht, als wenn man sich isolirt." Der Brief ist unterzeichnet: „des Hrn. Hofraths sehr wohlwollender Freund." In diesem „Wohlwollen" Karl August's lag zugleich die Fürsorge, die sublime Metaphysik des tiefsinnigen Dichters dem Publicum zugänglicher zu

machen. Karl August hatte eine Vorliebe für die regelmäßige französische Tragödie. War es eine Rückerinnerung aus seiner ersten Jugendbildung, die im Alter wieder in ihm aufstieg: er wünschte nach soviel Fehlversuchen zur Feststellung einer deutschen dramatischen Form den Styl des alt-französischen Drama für die deutsche Tragödie von neuem gepflegt zu sehen. Darauf hin ließ sich Schiller schließlich bereit finden, Racine's Phädra zu verdeutschen und seine Arbeit als ein Geburtstagsgeschenk für die fürstliche Familie darzubringen, während Goethe, er selbst, „der uns vom falschen Regelzwang befreite," sich noch willfähriger mit Voltaire's Mahomet erwies, eben so willfährig wie er in früheren Jahren zur festlichen Erheiterung des Hofes leichte Operetten und Singspiele in großer Anzahl geschrieben und aufgeführt. Ein gewichtiges Wort Karl August's über Schiller's Wallenstein datirt vom 31. Januar 1799. Unter dem Titel: „Die Piccolomini, Wallenstein's erster Theil", so jedoch, daß die beiden ersten Acte von Wallenstein's Tod damals noch zu den Piccolomini gezogen waren, hatte Tags zuvor dieser Theil der großen Trilogie seine erste Aufführung erlebt. Der Herzog schreibt an Goethe: „Ueber den gestrigen Wallenstein — die ausnehmend schöne Sprache abgerechnet, die wirklich vorzüglich, vortrefflich ist, — aber über seine Fehler möchte ich ein ordentlich Programm schreiben; indessen muß man den zweiten Theil erst abwarten. Ich glaube wirklich, daß aus beiden Theilen ein schönes Ganze könnte ausgeschieden werden; es müßte aber mit vieler Herzhaftigkeit davon abgelöset und

anderes eingeflickt werden. Der Charakter des Helden, der meiner Meinung nach auch einer Verbesserung bedürfte, könnte gewiß mit Wenigem ständiger gemacht werden." — Der große Cunctator Wallenstein ging dem fürstlichen Kritiker mit seiner metaphysischen Reflexion allzu sehr in die Breite, hielt ihm mit seinem Thema nicht recht bündig Stand; deshalb vielleicht das Verlangen, seine Gestalt „ständiger" gemacht zu sehen. — In der Maria Stuart, 1801, spielte Karoline Jagemann, spätere Frau v. Heigendorf, die Elisabeth. Ein eigenthümliches Mißverhältniß erzeugte sich, als es galt, die Jungfrau von Orleans in Weimar auf die Bühne zu bringen. Schon die Idee des Stücks verstimmte den Herzog. Mit Schrecken, schrieb er an Frau v. Wolzogen, habe er gehört, daß Schiller aus der Pucelle d'Orléans ein Theaterstück gemacht habe. „So oft und dringend" — heißt es im Briefe wörtlich — „bat ich Schiller, ehe er ein Theaterstück unternähme, mir oder sonst jemand, der das Theater kennt, die Gegenstände bekannt zu machen, die er behandeln wolle. So gerne hätte ich alsdann solche Materien mit ihm abgehandelt und es würde ihm nützlich gewesen sein. Aber all mein Bitten war vergebens. Jetzt muß ich recht dringend wünschen, die neue Pucelle zu perlustriren, ehe das Publicum diese Jungfrauschaft unter dem Panzer bewundert." — Wer dies Ueberhebung schelten will, der wolle doch diesen hohen Grad intimer Theilnahme des fürstlichen Herrn an den Arbeiten seiner Dichter würdigen und schätzen! Der Herzog las das Stück nach jener Aeußerung, war von der Hoheit

und Herrlichkeit des Gedichts ganz erfüllt und fast betroffen, meinte aber doch, es sei besser, wenn es nicht auf die Bühne käme. Schiller selbst pflichtete bei und erklärte sich gegen die Aufführung des Stückes in Weimar. Diese Nachgiebigkeit rührte wieder den Herzog unendlich und er machte daraus kein Hehl. Inzwischen verkaufte der Dichter sein Stück an die Bühnen; es ward in Leipzig, in Hamburg, mit der Unzelmann in der Titelrolle in Berlin gespielt; in Weimar erst zwei Jahre später, erst 1803, nachdem das Publicum den Dichter gedrängt, es zur Aufführung zu bringen. Karoline Jagemann war nach einer längeren Reise — diese Reise hatte wohl ihre Gründe gehabt — zurückgekehrt, wollte aber just nicht als Jungfrau wieder auftreten; Amalie Malcolmi, die spätere Wolf, spielte die Rolle.

Aus demselben Jahre, 1803, datirt im Briefwechsel mit Goethe ein Wort des Herzogs über Schiller's Braut von Messina, dies Gedicht der kühnen Wagnisse in Vermählung der Antike mit der Romantik. Karl August schreibt, etwas sehr Auffallendes werde dem Publicum nicht entgehen: die eigentlichen Hauptpersonen des Stückes seien „Stockkatholiken", der Chor aber bestehe aus Heiden; letztere sprächen von allen Göttern des Alterthums, erstere von der Mutter Gottes und allen Heiligen. Der Herzog erklärt sich gegen „die meist ganz unnütze bilderreiche Schwulstigkeit" der Chöre, die „aus poetischen Kriegsknechten" beständen. — In der That, eine sehr kühne Sprache im Munde des fürstlichen Mäcen, der den Ruhm und Glanz seiner weltlichen und ver-

gänglichen Herrschaft denn doch nur im Abglanz des ihn überdauernden Ruhmes seiner Dichter gefunden! Aber seine Größe bestand darin, daß er die dichterischen Geister, die er als Planeten um sich kreisen ließ, nicht wie die Ludwige von Frankreich knechtete und in den Formen seines eignen Geschmacks einherzugehen zwang, sondern sie frei gab, um dafür ihnen gegenüber oder zur Seite auch für sich als Mensch und Fürst das Recht der Freiheit sich zu erhalten.

Daß Karl August auf politischem Boden höher stand als sein Geheimerrath und Minister, daß er Diesen als Mann des Staates und als Mann des Volkes überflügelte, sei schließlich zur Charakteristik Beider angedeutet. Goethe war nicht blos ein Feind der großen weltumwälzenden Bewegung, die beim Ablauf des Jahrhunderts den Wendepunkt zur neuen Zeit heraufführte; er haßte auch die politische Aufregung der deutschen Befreiungsjahre, in der versteiften Sorge, die „ruhig fortschreitende Bildung Deutschlands würde von neuem dadurch gestört“ und zurückgeworfen werden. Napoleon war für ihn der Mann des Jahrhunderts, und als die Deutschen anfingen, sich im Haß gegen den fremden Tyrannen als Nation zu fühlen, ging Goethe, ihr größter Dichter, Wetten darauf ein, es werde ihnen nicht gelingen, und rief, ganz betäubt von der Größe des Corsen und ungläubig gegen sein eigenes Volksthum: „Ja, rüttelt nur an Euern Ketten! Ihr werdet sie Euch nur noch tiefer ins Fleisch ziehen!“ Goethe's Abkehr von Deutschlands politischer Gestaltung hatte einen Beigeschmack von Ironie, und freilich

selbst die Versuche nach ihm, Deutschlands staatliche Formlosigkeit zu beenden, haben ihn kaum Lügen gestraft. Wäre Karl August Napoleonist gewesen wie sein Dichter, der Protector des Rheinbundes hätte ihn zum Könige von Thüringen gemacht, während der Herzog seine Treue an Preußen arg büßen mußte. Aber schon in jüngern Jahren erschien dem Dichter Goethe an seinem fürstlichen Freunde die politische Betheiligung und der Drang, dem Vaterlande aus seiner Noth zu helfen, bedenklich. Er zählte die kriegerischen Regungen in ihm zu den beklagenswerthen Wagnissen, die seiner Umgebung alles ruhige Behagen störten. Mit dem in Frankreich über das Königthum herandrohenden Gewitter entwickelte sich im jungen, damals 31jährigen Fürsten entschieden ein kriegerischer Hang. König Friedrich Wilhelm II. von Preußen übergab dem Herzog mit dem Generalmajorsrang das vormals Röhr'sche Kürassierregiment. Karl August widmete sich dem Dienste mit Eifer, war oft monatelang in Aschersleben, dem Standorte des Regiments; so 1788, wo Goethe darüber lamentirt. Noch bei Lebzeiten des alten Friedrich, 1785, war der Herzog mit seinem Dichter in Braunschweig gewesen, um für den deutschen Fürstenbund, Friedrich's letzte That, zu wirken. Während Goethe in Italien war, machte Karl August Reisen für diese Idee und im Interesse eines sich einigenden Neu-Deutschlands bei dem Zusammenfall des alten Reichs. Er war in Mainz beim Primas und Kurfürsten Erzkanzler, Joseph v. Erthal,

beim Würzburger Fürstbischof, dessen Bruder, warb für solch Bündniß und widerlegte den aufsteigenden Argwohn, eine solche Union käme nur Preußen zugut! Gegen Friedrich's französische Tendenzen hat er sich in Briefen zu jener Zeit kräftig ausgesprochen; mehr Wärme, mehr Menschenliebe waren ihm wünschenswerth erschienen, um Friedrich's Größe vollständig zu machen. Nach des Königs Tode machte Karl August die Idee einer Union zur Neugestaltung des wurmstichigen Reiches deutscher Nation zur seinigen. Der vorläufige Anschluß an Preußen, gestand er frei, geschehe nur, weil die bedrohte Wohlfahrt des Vaterlandes keinen andern Ausweg offen lasse. Von diesem Grundsatz geleitet, fuhr er nach Friedrich's Tode fort, für den Fürstenbund zu wirken. Aber sobald die Gefahr vorüber, die diesen Bund ins Leben gerufen, schenkte man in Berlin der Sache nicht mehr die gleiche Aufmerksamkeit; kränkendes Stillschweigen, verletzende Gleichgültigkeit gegen die Theilnehmer trat an die Stelle des frühern Eifers. Karl August führte noch im Anfang des Jahres 1786 Beschwerde gegen Graf Herzberg und erhielt auch den Worten nach Genugthuung. Bald darauf trat er mit Vorschlägen hervor, die seinen hervorragenden politischen Verstand bekunden. Sie waren an seinen ehemaligen Erzieher, den Grafen Görz, gerichtet, der eben aus Petersburg als preußischer Gesandter zurückgekehrt war. „Sollte auch", so schloß Karl August, „der Hof, dem Sie jetzt dienen, dadurch ein wenig das Ansehen der Oberdirection verlieren, so werden Sie doch Alles anwenden, um Deutsch-

land diesen Dienst zu leisten. So innig ich persönlich dem preußischen Hause und den Gliedern desselben ergeben bin, so muß ich doch, vermöge meines Standes, noch mehr dem allgemeinen Vaterlande und dem Staate, dessen Mitglied ich bin, anhänglich sein." Seine Vorschläge erhielten die Billigung Herzberg's, aber es blieb bei Worten, man hatte in Berlin nicht den Muth oder nicht die Ehrlichkeit, zur That zu schreiten. Karl August's Entwürfe gingen dahin, aus diesem Fürstenbunde einen Zollverein zu machen, der erst so lange nachher Thatsache wurde. Karl August von Weimar hat zuerst diesem Gedanken Worte und Ausdruck gegeben; seine politische Union sollte wesentlich eine commercielle, sein Fürstenbund ein deutscher Völkerbund werden. Er war zu diesem Zwecke in Berlin, ward aber mit geringschätziger Gleichgültigkeit aufgenommen und beklagte sich bitter darüber in dem Briefe an den Grafen Görz, der preußischer Minister geworden war. Er schalt über den „trägen Schlummergeist, der seit dem dreißigjährigen Kriege Deutschland befallen", eiferte „für Wiederbelebung des Nationalgeistes in unserm Vaterlande". Undank und Unverstand war sein Lohn; er gehörte seitdem zu den Märtyrern deutscher Einheit und Freiheit, was ihn aber nicht antrieb, in seiner Thatkraft als Fürst und Soldat nachzulassen; 1787 hat er als Freiwilliger den Feldzug in Holland mitgemacht; 1792 wohnte er der Kanonade von Valmy bei, welche den Sieg der Revolution über die Intervention entschied. Im nächsten Jahre half er Mainz wiedererobern, nahm noch Theil an den Schlachten

bei Pirmasens und Kaiserslautern, trat aber dann aus dem preußischen Kriegsdienst zurück, weil er die Thorheit einsah, durch kindische und kleinliche Ausbrüche des Zorns den Tiger erst zu reizen. Er beschloß, sich jetzt ganz nur seinem Lande zu widmen.

An Döbereiner giebt es einen Brief, der uns rührenden Aufschluß giebt über des alternden Herzogs steigende Neigung zur Naturkunde, namentlich zur Botanik. Er gesteht, daß er sich mit Blumen und Pflanzen, die nicht so treulos wären wie Menschen, gern beschäftige, nachdem er soviel Täuschungen erfahren von gleichberechtigten Wesen der Schöpfung. Später, als die Noth stieg, griff der Herzog abermals zum Degen und übernahm ein preußisches Commando. Es fehlte nicht viel, und Napoleon hätte die Existenz des Staates Weimar ausgelöscht; vielleicht machte ihn blos die würdevolle Haltung der Herzogin Luise darin wankend. Der Congreß zu Erfurt (1808) erzwang des Herzogs Beitritt zum Rheinbunde; auch nur gezwungen entließ er Fichte und schränkte die Preßfreiheit ein, die er selbst gegeben. Karl August war der erste deutsche Fürst, der seinem Volke eine Verfassung mit einer Kammer für Volksvertreter gab. Dies allein schon würde seinen Werth für immer sichern, und er gab diese Verfassung einem Völkchen, das halsstarrig und befangen genug war, die ihm von seinem Fürsten empfohlene Oeffentlichkeit der Landtagsverhandlungen zurückzuweisen. Er war in der That ein Fürst, der nicht blos über seinem Volke und seiner Zeit stand, sondern nach Freimuth und

Gesinnung auch Diejenigen überragte, die für die glänzenden Träger jenes Zeitalters galten.

Mit Alexander v. Humboldt hat er die letzten geistesfrischen Stunden verlebt; und der große Naturforscher hat Zeugniß abgelegt von des seltenen Mannes unersättlichem Wissensdrang. Nie gewohnt, sich zu schonen, war er 1828 einer Einladung des Berliner Hofes gefolgt, an welchen sich sein Haus seit der Vermählung zweier Töchter gebunden sah. Er wollte Humboldt fast zu jeder Stunde um sich haben, als sei „eine solche Lucidität, wie bei den erhabenen, schneebedeckten Alpen, der Vorbote des scheidenden Lichtes". „Nie habe ich, schreibt Humboldt, den großen, menschlichen Fürsten lebendiger, geistreicher, milder und an aller ferneren Entwickelung des Volkslebens theilnehmender gesehen als in den letzten Tagen, die wir ihn hier besaßen." Humboldt sah in solch geheimnißvoller Klarheit des Geistes bei so viel körperlicher Schwäche den Vorboten des Todes; die Leidenschaft des Forschens setzte ihn ebenso in Staunen wie die Allseitigkeit der Wissenslust in den verschiedensten Zweigen der Wissenschaft und des Lebens. Er sprach mit Humboldt schließlich über die pietistischen Richtungen, die der Absolutismus auszubeuten suche. Er klagte über den Zusammenhang dieser Schwärmerei mit politischen Tendenzen nach Absolutismus und Niederschlagen aller freien Geistesregungen. „Dazu sind es unwahre Bursche," rief er, „die sich dadurch den Fürsten angenehm zu machen glauben, um Stellen und Bänder zu erhalten! Mit der poetischen Vorliebe zum Mittelalter haben

sie sich eingeschlichen!" Dann legte sich sein Zorn, erzählt Humboldt, und nun sagte er, wie er jetzt viel Tröstliches in der christlichen Religion finde. „Das ist eine menschenfreundliche Lehre, sagte er, aber von Anfang an hat man sie verunstaltet. Die ersten Christen waren die Freigesinnten unter den Ultras." — Auf der Rückreise von Berlin starb er zu Gradiz bei Torgau am 28. Juni jenes Jahres, 70 Jahre alt.

Wir haben sein Bild hier gezeichnet, wie es in einem getreuen Porträt sich uns darbietet, auf einer alten Droschke fahrend, im abgetragenen Mantel mit Soldatenmütze, eine Cigarre rauchend, behaglich, aber seiner Aufgabe als Mensch und Fürst eingedenk mit den leuchtenden Augen, die Wahrheit suchen in einfacher Form. Just in dieser Einfachheit ungeschminkter Wahrheitsliebe lag und liegt seine Größe.

II.

Die Dioskuren von Weimar.

II.

Die Dioskuren von Weimar.

Der lange Streit der Deutschen, Wer größer von Beiden, ob Schiller, ob Goethe, kann als beendigt angesehen werden: Rietschel's Dioskurenbild in Weimar zeigt sie Beide ebenbürtig auf demselben Postament. Gemeinsam neben und mit einander haben die großen Kämpfer ihre rechte Stelle, Hand in Hand ging ihre glorreiche Arbeit, ein und derselbe Lorbeerkranz ward ihr Theil, wie verschieden sie ihn erstrebten, wie verschieden sie ihr Ziel ins Auge faßten. Ihr gemeinsames Ringen, ihre gegenseitige Ergänzung ist für die Nation das Thema der heilsamsten Betrachtung. Und diese ihre große Gemeinsamkeit documentirt ihr Briefwechsel von elfjähriger Dauer (1794—1805).

Es war fünf Jahre vor seinem Tode, als Goethe die Correspondenz mit Schiller redigirte, und an Zelter schrieb: „Es wird eine große Gabe sein, die den Deutschen, ja ich darf wohl sagen, den Menschen geboten wird.“ Die erste Ausgabe war eine unvollständige; Goethe unterdrückte, was damals verletzen, oder auch nur unangenehm berühren konnte, er ließ eine nicht unbedeutende Anzahl von Briefen oder

Briefstellen fort, und versah viele der namhaft gemachten Personen mit Initialen, und zwar mit falschen, um sie dem großen Publicum unkenntlich zu machen. Es war jedoch keineswegs seine Meinung, daß, was er ausschied, für immer verloren sein sollte. Er versiegelte den damals noch vorbehaltenen Schatz, wie er zu thun liebte, und verordnete, daß vor 1850 das Siegel nicht gelöst, der Briefwechsel nicht von neuem aufgelegt werden solle. Was dann an Neuem geboten wurde, war freilich keineswegs von so unerhörtem Belang; allein die Wichtigkeit des gesammten Schatzes, sein hoher Werth war und ist, seitdem Alles zum Abschluß der alten Zeit drängt, von überwältigender Macht. Die Zeugen jener Periode sterben ab und ein nachgebornes Geschlecht tritt staunend an die Documente einer tief innerlichen Arbeitsamkeit des Geistes, von der die Menschen von heute kaum eine Ahnung beschleicht. Der schöpferische Hauch in diesem Briefwechsel kann in Künstlern und Denkern noch heute Leben und Kraft zu Entwürfen erwecken; diese Summe von künstlerischen Geheimnissen und Ergebnissen aus zwei großen Dichterwerkstätten liefert neben Lessing's Maximen und Lehrsätzen die bedeutsamsten Grundlinien zur deutschen Aesthetik. Epik, Lyrik, Dramatik, antike und neue Kunst werden in ihren Fundamenten untersucht, Philosophie und Leben in ihren tiefsten Gründen durchforscht, das Bereich der Natur von Goethe, das Bereich der Ideenwelt von Schiller. Denn dies waren die ihnen nach ihrer Eigenthümlichkeit von Anfang an zugewiesenen Provinzen. Goethe ging von der

Erfahrung, von der Empirie aus, um den Begriff zu finden, Schiller ward umgekehrt von der Idee der Dinge getrieben, um nachträglich die ideale Form mit realem Gehalt zu erfüllen. Goethe suchte und fand die poetischen Gesetze der Natur, Schiller stellte die Forderungen des Geistes, die poetischen Postulate der Vernunft. So ergab sich in Jenem mehr feste, stille, in sich befriedigte Gebundenheit, in Diesem mehr Flug und Aufschwung zu den höchsten Aufgaben des Geschlechts, zu den allerhöchsten Axiomen der Freiheit. Objectives und Subjectives, die Wahrheit und die Freiheit hatten nie so dicht neben einander zwei Propheten zu gegenseitiger Ergänzung. — Es reicht freilich nicht ganz aus, will man zur Kenntnißnahme Beider und ihrer Gegensätze in Goethe mehr Objectivität, in Schiller mehr Subjectivität, in Jenem mehr Realismus, in Diesem mehr Idealismus erblicken. Goethe's Idealität schwingt sich eben so sehr hinweg über „die gemeine Deutlichkeit der Dinge"; Schiller erfaßt trotz vorwiegendem Subjectivismus eben so sehr Realitäten, die großen Realitäten der Weltgeschichte und der Völkerkämpfe. Aber Goethe's Idealismus bleibt in der Herausbildung der Einzelwesen, ist wesentlich individuell, während Schiller über das Individuum hinausgreift, den Geist der Nation und des Jahrhunderts in seine Dichtungen hereinzieht, an die Menschheit appellirt. Die Selbsterkenntniß, das Bewußtsein ihrer Eigenthümlichkeit und ihrer Grenzen, und das Gefühl nothwendiger Ergänzung trieb sie an einander und hieß sie dies Bündniß schließen, nachdem

sie bei der gegensätzlichen Verschiedenheit ihrer Naturen die Momente der Abstoßung überwunden, Beide sich zur Anerkennung just dessen, was sie an sich selber vermißten, gedrungen sahen. Jeder fühlte sich vom Andern in seiner Tiefe und Eigenart erkannt. Dies Selbstgefühl, das der Eine dem Andern gab, waffnete sie dann gemeinsam gegen die herrschende, Deutschland plötzlich überwuchernde Mittelmäßigkeit. Dies besondere Bündniß führte zu den Xenien. Sie waren ein Gedanke Goethe's, aber Schiller gab dem Gedanken in der Ausführung noch mehr schärfere Satyre. Die Schwänze dieser ihrer kritischen Füchse banden sie mit Brandfackeln zusammen und jagten sie durch die Felder der Philister.

Das Bündniß zu den Xenien war vorübergehender Art, das Bündniß ihres Austausches im Briefwechsel von längerer Dauer. Ein unermüdlicher Trieb ebenso zur Selbsterkenntniß, um die Stärken und die Grenzen des eigenen Wesens scharf zu erkennen, wie zur Feststellung absoluter Axiome in Kunst und Poesie, ein unbestechlicher Wahrheitsdrang, mit dem Jeder sein Wollen und sein Können, seine Kraft und seine Schranke durchschaut, macht diesen Briefwechsel zu einer geradezu einzigen, in keiner Litteratur wieder vorkommenden Erscheinung. Was Schiller giebt, trägt wie jede Zeile seiner Feder, geistige Bedeutung in sich, fordert im Leser die ganze sittliche Kraft heraus, um ihn unablässig auf die höchsten Ziele des Menschen und der Menschheit hinzudrängen. In dem was Goethe giebt, baden wir uns gleichsam im Strom einer harmonisch und glücklich gefugten Natur, deren Macht

sich nie übernimmt, deren Kraft ihr Bett kennt und behütet. Goethe, zehn Jahre älter, war fertig, als sich mit Schiller das ebenso tiefe wie innige Verhältniß für ihn erschloß. Er gab mit dem Wilhelm Meister bereits den ganzen Vollgehalt seines sanguinischen Wesens und seiner plastischen Gestaltungskraft, erging sich episch in Hermann und Dorothea im vollen Genuß seiner behaglich in sich selbst abgerundeten Elemente und meisterhaften Formen. Schiller taucht beim Beginn des Briefverkehrs als Professor der Geschichte in Jena aus Kant'schen Abstractionen und historischen Weltstoffen erst gemach wieder auf zu dichterischen Gestaltungen, wo Individuen, lebendige, in die Gegenwart hereingerufene Menschen, gelten und walten. Er machte den Entwurf zum Wallenstein und gedachte, mit diesem neuen Uebergang von Historie und Philosophie zur Dichtung, das Allerhöchste zu geben, was ihm Schicksal und Natur zu leisten gestatteten. Für Goethe war es, wo nicht eine Rettung, so doch eine Wohlthat, Schiller's subjective, vom höchsten, idealsten Gedankengehalt getriebene Vehemenz wie einen neuen Sturmwind auf sein Herz zu empfinden, eine Wohlthat, von dem jüngern Genossen bei soviel Bewunderung soviel neuen Antrieb zum Höchsten zu empfangen. Ihr gegenseitiges Bedürfniß nach einander ist ein wahrhaft überirdisches, fast nur in Verhältnissen einer Liebesneigung, auf antikem Boden zwischen Kastor und Pollux, — daher Dioskuren, — zwischen Orest Pylades vorhanden; ihr heißes Verlangen nach Gemeinsamkeit im Denken und Fühlen, nach Austausch und Harmonie

ihrer als grundverschieden erkannten Naturen, Maximen, Ueberzeugungen und Gewohnheiten, führt zu jener fruchtbaren Arbeitsamkeit, wo Jeder anregt, zuträgt, stachelt und fördert, sodaß unter anderem auch jene große, unschätzbare, von keiner Litteratur aufzuweisende Reihe von Balladen und Romanzen unter ihren Händen beinahe gemeinsam wie die Xenien entsteht. Vor unseren Augen gleichsam entstehen die beiden großen Poeme, die Quintessenzen beider Dichter in ihrem Vollgehalt, Wilhelm Meister und Wallenstein. So legen sich Theorie und Praxis Beider als ein Ergebniß in diesem Briefaustausch dar, und wir haben daran die besten und tiefsten Bekenntnisse ihres offenen wie ihres geheimsten Denkens und Empfindens; Goethe konnte mit Recht sagen, daß von ihm und Schiller der Unterschied zwischen classischer und romantischer Kunst erst datire. Dies macht den Briefwechsel zu einem Schatzkästlein deutscher Aesthetik nicht blos, sondern auch deutscher Ethik für fast alle Zweige vaterländischer Wissenschaft und Kunst. Ein Wort Schiller's: „Verbrüderung der Geister ist der unfehlbarste Schlüssel zur Weisheit", — wird mit diesem Duo des Briefwechsels, mit dieser Beichte, die gegenseitig Priester und Laien, Heilverkündigung und Heilbedürftigkeit voraussetzt, thatsächlich bestätigt.

Will man erkennen, wie viel erst vorausgehen, wie viel beseitigt und aufgeräumt werden mußte, bevor es zu dieser Innigkeit des gegenseitigen Ergusses kam, so muß man den Schiller-Körner'schen Briefwechsel heranziehen; er ist der Vorläufer zu dem Schiller-Goethe'schen. Ehe sich beide Dichter

näher rückten, sich fest ins Auge faßten, sich zum Bedürfniß wurden, waren namentlich auf Seiten Schiller's die Urtheile über einander sehr getrübt. Was Schiller an Körner über Goethe Anfangs schreibt, ist voll Vorurtheil, dient aber zur Folie dessen, was er später über den Genossen äußert. Bei aller spröden Widerspenstigkeit sind seine Aeußerungen an Körner gleichwohl leuchtende und unbestochene Zeugnisse über Goethe's wunderbar seltene Natur.

Schiller's erster Besuch in Weimar galt seiner Freundin Charlotte v. Kalb. Goethe war in Italien, und Schiller äußert sich satyrisch über den Goethecultus, den er vorfindet, und über „die Sekte", die ihn betreibt. Der vom Schicksal Verfolgte und Gequälte nergelt sogar, daß Goethe „in Italien 1800 Thlr. verzehre" und „seine Stellvertreter wie Lastthiere für ihn arbeiten" müßten! Er schreibt an Körner: „Dieser Tage bin ich auch in Goethe's Garten gewesen, beim Major v. Knebel, seinem intimen Freunde. Goethe's Geist hat alle Menschen, die sich zu seinem Cirkel zählen, gemodelt. Eine stolze philosophische Verachtung aller Speculation und Untersuchung, mit einem bis zur Affectation getriebenen Attachement an die Natur, und einer Resignation in seine fünf Sinne; kurz eine gewisse kindliche Einfalt der Vernunft bezeichnet ihn und seine ganze hiesige Sekte. Da sucht man lieber Kräuter oder treibt Mineralogie, als daß man sich in leeren Demonstrationen verfinge. Die Idee kann ganz gesund und gut sein, aber man kann auch viel übertreiben." — Weit bitterer ist Schiller in jener Zeit über Andere; der damals

noch ungebährdige Stürmer, der kein Gesellschaftsmann war, verzweifelt zumal an den vielen flachen Creaturen, in deren Kreis ihn das Verhältniß zu Frau v. Kalb brachte. Nur Frau v. Stein wird in seiner Kritik der Weimarischen Personen ausgezeichnet. Ueber Goethe erfolgt aber alsbald ein edles Zeugniß hinter dessen Rücken. „Goethe — lautet dies Zeugniß — wird von sehr vielen Menschen mit einer Art von Anbetung genannt, und mehr noch als Mensch denn als Schriftsteller geliebt und bewundert. Herder giebt ihm einen klaren universalischen Verstand, das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens! Alles was er ist, ist er ganz, und er kann wie Julius Cäsar vieles zugleich sein. Nach Herder's Behauptung ist er rein von allem Intriguengeist, er hat öffentlich noch Niemand verfolgt, noch keines Andern Glück untergraben. Er liebt in allen Dingen Helle und Klarheit, selbst im Kleinen seiner politischen Geschäfte, und mit eben diesem Eifer haßt er Mystik, Geschraubtheit, Verworrenheit. Herder will ihn ebenso und noch mehr als Geschäftsmann denn als Dichter bewundert wissen. Ihm ist er ein allumfassender Geist.“ — Von den andern großen Geistern dort meldet er genug närrische Geschichten. Wieland's Bedürfniß, in der Nähe fürstlicher Personen zu sein, ist ihm zuwider. Dem Alten behage das Möbelment in fürstlicher Umgebung; doch gefalle er sich auch darin, der Herzogin Mutter Grobheiten zu sagen, soll ihr sogar im heftigen Dispüt das Buch an den Kopf geworfen haben; „von der Beule“, heißt es weiter, „fand ich jedoch keine Spur mehr.“

Wieland, meldet er, habe sich auch das Recht erworben, bei ihr auf dem Sopha einzuschlafen. — Ein Besuch in Jena giebt uns eine Schilderung von Wieland's Schwiegersohn, dem Philosophen, ehemaligen Jesuitenzögling Reinhold. Von Hufeland heißt es, er sei ein stiller denkender Geist voll Salz und tiefer Forschung. Von den Damen in Weimar heißt es, sie seien ganz erstaunlich empfindsam; da sei beinahe keine, die nicht eine Geschichte hätte oder gehabt hätte; erobern möchten sie alle, versichert Schiller. Es behagt ihm aber in Weimar; er nennt es ein Paradies, weil die Freiheit Alle beglücke, ein warmer Sonnenschein der Gunst auf Jeden belebend wirke. „Eine stille, kaum merkbare Regierung" sichere dort den Geistern die freie Entwickelung in Glück und Behagen. Schiller fängt an Betrachtungen über sein vereinsamtes Herz zu machen, und seine Vorstellung von einem Wesen, das seine Frau sein könnte, ist nicht sowohl ideal, als hypochondrisch. Sein Verhältniß zu Frau v. Kalb führt zu nichts, zu keiner Entscheidung und Scheidung; sein Plan mit Wieland's Tochter ist nur leicht hingeworfen. Eine Reise nach Meiningen zu Frau v. Wollzogen führt ihn dann auf die alte Stätte zurück, wo er vor vier Jahren ein einsiedlerischer Flüchtling gewesen; in Rudolstadt lernt er endlich die Damen Lengefeld kennen. Endlich ist Goethe zurück aus Italien. Schiller bewillkommnet ihn — wenn es ein Willkommen sein konnte — mit seiner Recension des Egmont in der Allgemeinen Litteratur-Zeitung. Die Damen Lengefeld rangen die Hände über das scharfe Wort gegen den Mäch-

tigen; in ihrem Hause, in Rudolstadt, geschah dann, noch ehe Goethe die Recension gelesen, die erste Begegnung Beider, und Schiller schreibt an Körner: „Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft, man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung nach wirklich sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit überaus vielem Vergnügen; und wenn er bei gutem Humor ist, spricht er gern und mit Interesse.“ (Seine Erzählungen betrafen Italien.) „Im Ganzen genommen ist meine in der That große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden, aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu hoffen und zu wünschen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir (an Jahren weniger als an Lebenserfahrung und Selbstentwickelung) so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden; und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten sind wesentlich verschieden. Indessen schließt sich's aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren.“

Und die Zeit hat es gelehrt. Es dauerte jedoch lange,

ehe sie sich die Hand boten. Schiller wurde Professor in Jena; Goethe hatte nur amtlich dabei mitgewirkt. Schiller wurde Philosoph, Goethe blieb Poet, der Abstraction feind, dem concreten, dem individuellen Menschenleben zugewendet. An Fichte schrieb Goethe, er könne die Philosophen niemals entbehren und doch sich nie mit ihnen versöhnen. Schiller ging vom Geist, Goethe von den Sinnen aus, um die Seele zu verstehen. Den bloßen Sinnenreiz geißelte Schiller auch in der Malerei, z. B. an Angelica Kaufmann im Aufsatze über das Erhabene; er eiferte auch heftig gegen „das Genie und seine Unarten", gegen „die Günstlinge der Natur", die „bloßen Naturerzeugnisse". „Oefters um Goethe zu sein, schrieb Schiller noch 1789, würde mich unglücklich machen: er hat auch gegen seine nächsten Freunde keinen Moment der Ergießung, er ist an nichts zu fassen; ich glaube in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln, und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben. Dies scheint mir eine consequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Grad der Eigenliebe calculirt ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen um sich herum nicht aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke. Eine ganz besondere Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine

Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben. Goethe hat auch viel Einfluß darauf, daß ich meine Gedichte gern recht vollendet wünsche. An seinem Urtheil liegt mir überaus viel. „Die Götter Griechenlands" hat er sehr günstig beurtheilt; nur zu lang hat er sie gefunden, worin er auch nicht unrecht haben mag. Sein Kopf ist reif und sein Urtheil über mich wenigstens eher gegen als für mich parteiisch. Weil mir nun überhaupt nur daran liegt, Wahres von mir zu hören, so ist dies gerade der Mensch unter Allen die ich kenne, der mir diesen Dienst thun kann. Ich will ihn auch mit Lauschern umgeben, denn ich selbst werde ihn nie über mich befragen." — Wie menschlich wahr ist dies scheinbar widerstreitende Gemisch von Scheu und Stolz, Demuth und Hochmuth, Haß und Liebe! Noch verkannten sich Beide, wie Nebenbuhler. Aus Herder's Nachlaß ergab sich von neuem Goethe's wunderbar menschlich gute, für Freunde sorgliche, für gute Zwecke wahrhaft aufopferungsfähige und stets aufopferungsbereite Natur. Der spröde Schwabe Schiller konnte um der Idee willen beißend sein in seinen Vorurtheilen und Voreingenommenheiten, wo Goethe in seinem fränkisch-rheinischen Wesen höchstens gelinde und glatt ablaufen ließ, was ihn — um mit Jahn deutsch zu reden — vermißquemte.

Im October 1790 hatte Schiller eine Unterhaltung mit Goethe über Kant. Beide fanden sich noch nicht in einander.

Gegen mönchische Auffassung war Goethe besonders verschlossen, Kant definirte ihm die Tugend zu sehr als bloßes Postulat, als das aller Neigung der Natürlichkeit Entgegengesetzte, während er die Moral mit ihren Geboten, nach Art der Hellenen, lieber als eine Sitte mit frei und natürlich gegebenen Gesetzen nahm. — Goethe kam inzwischen öfter nach Jena. Eine Sitzung der naturforschenden Gesellschaft gab Veranlassung, sich über die zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, zu verbreiten. Die Erfahrung und Empirie, die nur das Einzelne kennt, stand dabei der Idee, die aus der Reihe der Erfahrungen ein Ergebniß sondert, gegenüber. Goethe trug dem Professor Schiller seine Lehre von der Metamorphose der Pflanze vor und ließ eine symbolische Pflanze vor ihm erscheinen. Goethe suchte nicht blos die einzelne Pflanze, sondern die Urpflanze. Schiller entgegnete: Das ist keine Erfahrung mehr, das ist eine Idee! Goethe stutzte; er äußerte halb lächelnd, es sei ihm lieb, wider Willen Ideen zu haben. Er hielt seinen Instinct fest, dem Räsonnement des Philosophen gegenüber, aber Beide waren sich seit dieser Controverse um ein gut Stück näher gerückt, die Geschichte, wie sie sich fanden, hatte einen neuen Abschnitt. Goethe erkannte es bald lebhaft an, daß ihn Schiller „aus seinen Grenzen heraustreibe," im Wilhelm Meister die Forderung stellte, die episodisch vegetirenden Nebenpartieen, namentlich aber die Behandlung des Schauspielerwesens, einzuschränken, den Helden in ein bestimmtes thätiges Leben einzuführen, dessen ideelle Tendenz in Thaten zu entfalten. — Im Schön-

heitsbegriff rückten sie einander noch näher. Goethe sah im Schönen: „Vollkommenheit mit Freiheit", Schiller: „Freiheit in der Erscheinung mit technischer Vollkommenheit". Von da ab datirte Goethe eine neue Epoche seiner Entwickelung. Schiller pries an ihm den beobachtenden Blick, der aus der Einzelheit aufsteigend das Ganze zu umfassen suche und doch, ohne es zu wissen, dieses Ganzen instinctiv sich bewußt sei. Der intuitive Geist gehe von der Mannichfaltigkeit, der speculative von der Einheit aus. Suche Jener das Gesetz, Dieser die Erfahrung, so müßten sich Beide auf halbem Wege begegnen, denn obschon Jener es nur mit Individuen, Dieser es nur mit Gattungen zu thun habe, so suche Jener doch nicht das Zufällige, sondern das Nothwendige, Dieser könne nur Gattungen geben, die, mit der Möglichkeit des Lebens, auch Objectivität hätten. So Schiller im Aufsatz über das Naive, in welchem er den Werther feiert als ein Meisterstück des naiven Dichters im sentimentalen Stoff. Er sah in Goethe das intuitive Genie, sich selbst hielt er damals in seiner philosophischen Epoche zu Jena für eine Zwischenart von Begreifen und Anschauen. Leider sei er zu krank, um eine große und allgemeine Geistesrevolution noch in sich zu vollenden; er wolle sehen, wie, falle das Gebäude zusammen, das Erhaltungswerthe aus dem Brande zu retten sei. Darauf folgt der Austausch ihrer Arbeiten, Schiller sendet seine Aufsätze, Goethe die Fortsetzungen des Meister. Wie einen köstlichen Trank schlürft Goethe, nach eigenem Geständniß, die Briefe über die ästhetische Erziehung auf Einen Zug hinunter,

und Schiller überkommt im Genuß des Meister ein inniges Wohlsein, ein Gefühl geistiger und leiblicher Gesundheit. Fast melancholisch verzweifelt er an der rigiden Abstraction des Denkens und schreibt, so viel sei gewiß: Der Dichter ist der einzige wahre Mensch, der beste Philosoph nur eine Caricatur gegen ihn! Goethe rühmt dagegen an Schiller's Dichtungen ein vollkommenes Gleichgewicht zwischen Anschauung und Reflexion. Für Schiller blieb Goethe im Glück seiner Begabung ein Phänomen, Schiller für Goethe ein Phänomen im hohenpriesterlichen Streben seines ideellen Wesens. Es fehlte nicht viel und Schiller hätte, der einseitig antiken Richtung des Zeitalters gegenüber, auch in christlichen Ideenkreisen Fuß gefaßt, um Natur und Geist nicht als nothwendig entgegenstehende, sich bekämpfende Mächte, vielmehr die vom Geist durchleuchtete Natur als das Höchste und als das Siegende im Kampfe zu erfassen. Gestalten der modernen Zeit erklärte er für tiefer und inniger als Gestalten der Antike, Shakspeare's Julie für zarter als Helena und Penelope, Goethe's schöne Seele sogar für höher als die Frauen der alten Welt. In der christlichen Religion sei „virtualiter die Anlage zum Höchsten und Edelsten, nämlich die schöne Sittlichkeit, die Aufhebung des Gesetzes, des kategorischen Imperativs“. (Wenn ein scharfsinniger Dickkopf von heute damit renommirt, beide Dichter seien bis über's Ende des Jahrhunderts hinaus gegen das Christenthum von einem „wahrhaft Julianischen Haß erfüllt gewesen“, so ist damit wahrscheinlich ein wahrhaft Julian-Schmidt'scher Haß gemeint.)

„Hochwohlgeborner Herr, Hochzuverehrender Herr Geheimer Rath!“ So beginnt Schiller's erste schriftliche Ansprache aus Jena am 13. Juni 1794. Es ist eine Aufforderung zur Mitarbeiterschaft an den „Horen“ mit der Ankündigung dieser für das folgende Jahr eröffneten Monatsschrift. Goethe sagt zu, betheiligt sich auch alsbald an der Redaction eingegangener und ihm unterbreiteter Aufsätze, bedauert nur im Ferneren nicht seinen Wilhelm Meister für die Zeitschrift verwenden zu können, nachdem die ersten Bücher des Romans schon an Unger in Berlin zum Druck seiner „Neuen Schriften“ gesendet.*) Und nun beginnt Schiller's erster großer Erguß über Goethe, um sich gleichsam das Recht zu erwerben, Theil zu haben an seinem in-

*) Dies merkwürdig langsam und epochenweis geschriebene Werk erlebte bereits 1777 in Goethe's 28. Lebensjahre seinen Plan und Entwurf, auch den Beginn der Ausführung mit Buch 1; Buch 2 und 3 fallen fünf Jahre später, 1782, Buch 5 ins Jahr 1784, Buch 6 ins Jahr 1785. Die Reise nach Italien unterbrach das Werk, das mit dem 7. Buche erst 1796 wieder aufgenommen wurde; von da ab wird Schiller's Einfluß auf den Roman ersichtlich. Goethe's „Neue Schriften“ (Berlin bei Unger) brachten 1795 in Band 3, 4 und 5 die ersten 6 Bücher des Romans, 1796 in Band 6 Buch 7 und 8. — Goethe's frühere Werke waren unter dem Titel: „Dr. Goethens Schriften“ (Berlin bei Himburg) 1775 in 2 Theilen, 1777 in 3 und 1779 in 4 Bänden, und zwar eigenmächtig vom Buchhändler zusammengestellt und herausgegeben; als Honorar übersendete der Verleger dem Autor mit Zustellung einiger Exemplare bekanntlich einiges Berliner Porcellan. Die rechtmäßige Sammlung: „Goethe's Schriften“ wurde von Göschen in Leipzig veranstaltet (1787—1790).

nersten Geistesgang. „Lange schon habe ich — so eröffnet sich die Beichte, eine Beichte die sich über den Beichtiger selbst ergeht — lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gang Ihres Geistes zugesehen und den Weg, den Sie sich vorgezeichnet haben, mit immer erneuter Bewunderung bemerkt. Sie suchen das Nothwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen ꝛc. — Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren worden, und hätte schon von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisirende Kunst Sie umgeben, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht worden. Schon in die erste Anschauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Nothwendigen aufgenommen, und mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich der große Styl in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie ein Deutscher geboren sind, da Ihr griechischer Geist in diese nordische Schöpfung geworfen wurde, so blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum nordischen

Künstler zu werden, oder Ihrer Imagination Das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhülfe der Denkkraft zu ersetzen, und so gleichsam von innen heraus und auf einem rationalen Wege ein Griechenland zu gebären 2c." — Damit war das Eis zwischen Beiden gebrochen, Schiller hatte Fuß gefaßt im innersten Sein des älteren Genossen und sich zugleich ein Anrecht erworben zur Analyse der Goethe'schen Entwickelung. Der tiefdenkende Schiller glaubte sich durch Leistungen, durch gewissenhaft kritische Arbeiten die Freundschaft mit Goethe erst verdienen zu müssen, und so erschöpft sich im Verlauf des Briefwechsels namentlich in fortgesetzter Kritik des Wilhelm Meister der ganze Tiefsinn seiner speculativen Natur. Sein spürsamer Blick sah sogar in den kleinsten Zügen des Zufalls und der Laune im Buche die Bedeutsamkeit einer Fügung, welche das Einzelne in den weitesten Umfang des Ganzen stelle, das Ephemere an die höchsten Probleme des Menschengeistes heranrücke, während Goethe Anfangs an ein sehr weit gestecktes Ziel beim Wilhelm Meister gar nicht dachte, nur dem Freunde und dessen Erwartungen und Forderungen zu Liebe eine Vertiefung dieses Romans unternahm, der in der That ursprünglich über die Theatersphäre gar nicht hinausgehen sollte.

Goethe empfing jenen ersten bedeutsamen Brief Schiller's zufällig in den Tagen seines Geburtsfestes; er nahm ihn wie eine Bescheerung auf, nannte den Verkehr mit dem Genossen für sich selbst epochemachend. Und nun begann der tiefste

Erguß einer Mittheilsamkeit, die ihresgleichen sucht; Jeder legt dem Andern, soweit er ihn begriffen, dessen Kern und Wesen dar und holt dabei für sich selbst aus dem Verborgenen Schätze des Geistes, die noch unentdeckt und unberührt im eigenen Innern lagen. Rührend ist es, wie Keiner von Beiden seiner eigenthümlichen Größe rechthaberisch bewußt ist, Jeder aber dem Andern klar über sich selbst zu werden hilft. Schiller schrieb damals, außer den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen, die Abhandlung über sentimentale und naive Dichtung, Arbeiten, die, mit Hülfe der Lessing'schen Studien über Form und Wesen der Künste, noch immer die besten Grundsteine zu einer deutschen Aesthetik sind. Der Dichter des Götz, Werther, Egmont, Faust, Tasso und der Iphigenie hatte seine Natur, nicht erschöpft, aber bereits dargelegt und entfaltet. Im „Meister" gab er sich in der vollen fertigen Breite seiner selbst. Und in diesem Normal- und Sammelwerk seiner Eigenthümlichkeiten faßte Schiller mit der ganzen Kraft seines hochfliegenden Forschergeistes Fuß, um das Bewußtsein des großen Freundes über und in sich selbst zu orientiren. Und so erleben wir es denn, wie diese beiden Geister, trotz der gegenseitigen Bewunderung und Werthhaltung, sich gelegentlich auch stark anfassen und schütteln. War es doch wie zu einem Rettungsact, wenn sie Hand an einander legten, weil Jeder im Andern die Möglichkeit zum Höchsten, Vollendetsten und Umfassendsten sah. Kant's großer Satz: „Bestimme Dich aus Dir selbst!" war Beiden gemeinsam; die Idee der freien Selbstbestimmung,

die ächt protestantische Charakterkraft der geistigen Selbstschöpfung des Ichs war ein Allgemeingut jener Epoche voll starker Naturen. Aber der Grundzug war in Beiden trotzdem ein anderer. Nach Goethe hat und verdient nur Der das Leben, der es sich täglich erobert, um die Harmonisirung seiner ihm von Natur gegebenen Kräfte in sich zu ermöglichen. Nach Schiller hat und verdient nur Der das Leben, der nach dessen höchstem und heiligstem Inhalt mit dem Flügelschlag seiner ganzen Seele ringt, um das in ihm als Möglichkeit gegebene Göttliche zu verwirklichen, indem er die Gottheit selbst in seinen Willen aufnimmt. Damit stellte sich denn schon auf beiden Seiten Bewußtsein, Bekenntniß und Ziel als ein anderes hin. Das Evangelium der Freiheit ward Inhalt und Seele des Schiller'schen Wesens; die Rechte der Natur festhalten und läutern: Goethe's Richtung. In Schiller war mehr Sturmdrang und Eroberungslust, in Goethe schließlich mehr ruhiges Ueberdauern und eine nachhaltige Kraft, vor der sich Schiller — ich glaube: zum Nachtheil seiner selber — gemach beugte. Schiller's heftigere Subjectivität war andringender, angreifender Art; Goethe's Natur, die Objecte mehr walten lassend, hielt sich mehr in der Defensive. Gegen die kategorischen Imperative suchte sich Goethe den Instinct eines in sich gesättigten Behagens zu retten, den Forderungen des Höchsten setzte er die Erwägungen des Möglichen entgegen. Goethe rühmte an Schiller: Adel, Freiheit, Kühnheit. Somit begriff er Schiller's große Cardinaltugenden, hatte also ein Recht auf dessen Weiterent-

wickelung. Er drang ihm nichts auf; aber die passive Gewalt seines mächtigen Einwirkens ward als Gewöhnung um so größer, und während er zur Läuterung des Genossen beitrug, vollzog sich bei Schiller dieser Proceß bis zur Erschöpfung, bis zum Aufgeben seiner selber. Schon in jener Zeit des gegenseitigen Sichbekämpfens räumte Schiller zuviel ein, schoß im Kampfe zwischen Poesie und Philosophie über das Ziel hinaus, wenn er theoretisirend und sich im Pathos der Abstraction überbietend zu jenem Ergebniß kam, der Dichter sei „der einzige wahre Mensch", der beste Philosoph „nur eine Caricatur gegen ihn". Dazu trieb ihn die an sich selbst gemachte Erfahrung, daß der Poet ihn übereilte, wo er philosophiren, und der philosophische Geist ihn beschlich, wo er dichten wollte. Jener große Drang Schiller's nach dem Absoluten, jene hohe Zumuthung: „Nehmt die Gottheit auf in Euren Willen und sie steigt von ihrem Weltenthron!" kann nicht blos Sache des Denkers, muß auch Triebkraft des Dichters bleiben, soll Dichtung mehr sein als Spieltrieb der Phantasie und der Sinne. Schiller sprach — für die Realistik von heute zutreffend — das wegwerfende Wort von der „gemeinen Deutlichkeit der Dinge"; ihn widerte sogar „die empirische Weltbreite" an. Um so mehr hätte er die speculativen Forderungen des Denkers, welcher Welt und Dinge im Geist concentrirt und im Kern erfaßt, Goethe gegenüber nicht preisgeben dürfen. Denn für die so oft gerühmte Universalität und Allumfassendheit fehlte Goethe sowohl der historische als der philosophische Sinn. Nur

wenn er sich unangenehm gestimmt fühlte, „Katarrh hatte“ oder derlei kleine Hindernisse, konnte er sich entschließen und war er aufgelegt zu philosophiren. Nun war aber just der Wilhelm Meister das Werk, in welchem „Goethe's realistischer Tic“ sich gehen ließ. Diese Erkenntniß hatte Schiller, und wenn er dem Werke gegenüber, aller Begeisterung für dasselbe unbeschadet, diesen Standpunkt einnahm, so hätte er ihn auch später, weil er der seinige war, festhalten müssen. Daß Goethe eines solchen Mahners, eines Mahners aus der Unterwelt und aus der Welt der ewigen Ideen, bedurfte, ihn ersehnte, ihn willkommen nannte, sehen wir ja aus der Art, wie er Schiller's speculative Kritik des Romans aufnimmt. Schiller faßt am „Meister“ den ideellen Kern, der das Ganze einheitlich binden sollte und nicht scharf genug concentrirt, tief auf und ruft den Dichter zum Idealismus des logischen Componirens, wie zum Idealismus der Weltauffassung zurück. Goethe bittet um Schiller's „kecke Pinselstriche“ für sein Werk. Hierin liegt theils Eingeständniß der Empfindung dessen was fehlt, theils Anerkennung, im Genossen diese scharfe Idealität im Schaffen, im Denken und Fühlen zu sehen. In der That erschienen ihm Schiller's Worte und Mahnungen in Bezug auf den Roman wie „Stimmen aus einer andern Welt.“

Eine persönliche Begegnung fand 1794 wieder statt, als Schiller von der Reise nach Schwaben krank und leidend zurückkehrte. Sein hoher Geistesdrang erhielt den geschwächten, erschütterten Körper aufrecht; er erschien dem großen,

in seiner Harmonie von Leib und Seele glücklichen Freunde schon damals „wie das Bild des Gekreuzigten“. Goethe hatte Respect vor der in schlechtem Dochte, aber von wunderbarem Oel genährten Flamme des Geistes in Schiller's Natur. Beide vereinigen sich dann freilich dahin, daß die „gesunde und schöne Natur“ keine Moral, kein Naturrecht, keine politische Metaphysik brauche, Alles in sich selbst habe. Goethe's reiche, breite, in sich glückliche Natur bezwang allmählich die schärferen Postulate des Schiller'schen Geistes.

Schiller's und Goethe's Grundverschiedenheiten kann man nicht besser bezeichnen, als wenn man in Bezug auf die Weltgestaltung die Begriffe: Vulcanismus und Neptunismus nebeneinanderhält. In der Art, wie sie ihre Dichtungen componiren, gliedern, gipfeln und die Conflicte lösen, wird dieser Gegensatz vollständig klar. Schiller motivirt zu wenig, Goethe zu viel. Schiller übereilt die Katastrophe, Goethe schiebt sie gern hinaus. Während sich in Schiller mit einer Eruption der Stoff entfaltet, und eine gleichmäßig schaffende Natur nicht genug walten läßt, scheut sich Goethe vor dem Bruch der Entfaltung, gefällt sich in den Vorbedingungen zur Situation. Vorzüge und Fehler bei beiden Dichtern ergeben und erledigen sich nach diesen beiden Seiten ihrer Eigenthümlichkeit. In Schiller ein höherer Flug des Geistes, aber er überstürzt sich; bei Goethe ein schöneres und wahreres Ausbeuten des sachlich gegebenen menschlichen Momentes, aber fast bis zum Vergessen der großen Aufgabe, als könnte seines eignen Faust Mahnung umgekehrt wahr werden,

wenn er zum Augenblicke sagen will: „Verweile doch, du bist so schön!"

Es wäre leicht, an den einzelnen Schöpfungen beider Dichter diese ihre Grundverschiedenheit darzulegen in Construction eines Ganzen und in Ausführung des Einzelnen. Als Schiller todt war, fehlte dem großen Genossen immerdar dieser Wecker und Mahner, der bei all seinem Thun gleichsam an die Pforte der Ewigkeit klopfte. Goethe hat die Lücke, die ihm der Tod Schiller's riß, nie füllen, nie verwinden können. Schiller hat ihm auch beim größten Werke seiner Spätepoche gefehlt. In den Wahlverwandtschaften hat Goethe einen sittlichen Conflict fast wie einen bloßen Naturproceß behandelt. Hier hätte Schiller's Geist behütend und vor den Dämonen warnend einschreiten können. Daß z. B. das Kind Eduard's und Charlottens jener Ottilie gleicht, deren Gestalt und Wesen dem Zeugenden vorschwebte: das hätte Schiller wie ein Sacrilegium behandelt. Goethe behandelte es zart, discret, aber doch wie einen chemischen Proceß, der seinen naturgemäßen Verlauf hat, und was uns in dieser ganzen Dichtung als eine sittliche Verirrung und Verwirrung der Geister und der Sinne erscheinen sollte, befällt uns blos mit der zwingenden Macht eines bald düster fatalistischen, bald aber auch profanen, chemisch erklärbaren Waltens.

Der großen Ereignisse und Früchte aus gemeinsamer Schaffenszeit sind soviel, daß wir füglich der Betrachtung, was beide Dichter sich weiter und mehr noch hätten sein können, nicht Raum geben sollten Angesichts der Zeugnisse

dieser Gemeinsamkeit. Goethe's Wohlwollen und Freude am Schaffen Anderer war, wie überall, der sicherste Stempel einer gutgearteten, freudigen und gottvollen Natur. Sammlung und Stimmung suchen bei einander und geben sich Beide. Sie tragen einander selbst Stoffe zu, und wo der Eine den Stoff gefunden, glaubt der Andere noch ebenso wesentlich in Sachen der Behandlung desselben das Seinige beisteuern zu müssen. Gemeinsam war z. B. das Thema der Kraniche des Ibykus, und als Schiller mit der Ausführung voranging, gestaltete er nach Goethe's Vorschlägen manches um, gab den Kranichen mehr Bedeutsamkeit, ihrem Erscheinen zartere Vermittelungen und Uebergänge. Schiller suchte auch in den Balladen vom Allgemeinen zum Individuellen durchzudringen. Goethe geht vom Individuellen aus und sucht das Allgemeine daraus zu gewinnen, wenn es sich natürlich und von selbst ergiebt. Ueber die Art des Schaffens bleiben sie sich verschieden, fühlen aber ihre Grenzen und ergänzen ihre Lücken. Schiller dringt noch lange auf die Nothwendigkeit des Sentimentalen, als Grundzug der Seele zum Idealen. Es befreie allein vom Gemeinen und Leeren. Der Poet solle innerhalb des Sinnlichen stehen bleiben, aber sich doch über das Wirkliche erheben; sonst gebe er vielleicht Wahrheit, aber keine Freiheit, Körper, aber keine Seele. Goethe siegt schließlich mit dem Axiome, auch das Gedicht, auch die Schöpfung des Geistes, müsse ganz Naturproduct sein, als solches werden und sich gebährden. — Schiller ist überraschter von Schönheiten in Goethe's Dichtungen, hingegebener und hingerissener.

Goethe ist mitunter scheinbar kühl neuen Schiller'schen Versen gegenüber, seine Anerkennung ist mehr Hochhaltung und Hochschätzung. Im Grunde aber zeigt er sich in seiner treuen beflissenen Art als unermüdlich hülfreich und hülfelustig. Er prüft z. B. als Praktiker und an Ort und Stelle beim Rheinfall zu Schaffhausen Schiller's Vers aus dem Taucher: „Es wallet und siedet und brauset und zischt" und findet ihn rhythmisch und das Phänomen sachlich treffend bestätigt. Schiller ist mit dieser Realitätsprüfung sehr zufriedengestellt und empfiehlt dem Freunde auch den Besuch in einem Eisenhammer, um in der Ballade vom Fridolin die Behandlung des Metiers ebenfalls zu prüfen. Das Zutreffen in Schilderung der Naturphänomene und Localgeister in Schiller's Tell hat später und noch in unsern Tagen die Besucher jener Stätten, auf denen das Drama spielt, aufs höchste überrascht, da Schiller bekanntlich niemals jenen Boden betreten hat, den er mit so starker Divinationsgabe zu malen wußte. Es war auch im Menschen Schiller nicht Mangel an Menschenkenntniß und Seelenkunde vorherrschend, wie falsche Berichte uns glauben machen; er hat sich vielleicht in jüngeren Jahren, z. B. in Alexander v. Humboldt, der eine verletzende Bemerkung im Schiller-Körner'schen Briefwechsel erfuhr, mitunter in Personen getäuscht; allein Goethe selbst spricht in den Unterhaltungen mit Eckermann ihm scharfe und umspannende Personenkenntniß, und was noch weiter reicht, jene Gabe der Divination zu, welche die bloße, nach Erfahrungen mühsam eingesammelte Menschenkenntniß weit überflügelt.

Schiller ist jeder Zeit bei Auffassung neuer Dichtstoffe speculativer, aber nicht so technisch praktisch wie Goethe. Wir erfahren das auch bei Entwürfen und Plänen, die versuchsweise vom Einen oder Anderen aufgenommen und wieder aufgegeben wurden. Goethe construirt epische Dichtungen, eine Jagd, einen Moses, einen Tell. Schiller brennt jedes Mal darauf, die Ideen, um die sich's dabei handele, zu accentuiren. Schiller's Don Juan gehört zu den nicht ausgeführten Plänen aus dem Balladenjahre 1797. Aermer an Stoffen, sucht er oft sehr schmerzlich nach Fabeln und wünscht sich einen eignen Sammler dazu, während Goethe ihm bedeutet, das könne der Poet nur sich selber suchen; er lese selbst Herodot und Thucydides nur der Form wegen. Schiller fühlt sich immer zu tragischen Stoffen gedrängt, während Goethe gar nicht glaubt eine wirkliche Tragödie schreiben zu können, und sich durch den bloßen Versuch zu zerstören fürchtet. Nachdem Schiller die Malthefer aufgegeben, drängte sich Alles in ihm zum Wallenstein zusammen. Er rückt der Epoche immer näher, wo er seinem ganzen Inhalt im poetischen Schaffen und in dichterischer Form vollauf zu genügen glaubt, aber seiner Jenaischen Epoche noch entsprechend, metaphysicirt er zuviel über Wallenstein, davon zu geschweigen, daß er bei Abfassung des großen Gedichtes wenig die Verkörperung der Gestalten und Conflicte auf der Bühne vor Augen hatte. Aber nicht blos seine Metaphysik und seine Abstrahirung vom Theater, auch Goethe selbst mit seinem Hange zum Epischen hat dies große Gedicht Schiller's

beeinträchtigt und behindert, den höchsten Grad dramatischer Gestaltung zu erreichen. Schiller begann den Wallenstein ohne die Absicht zu einem getrennten Vorspiel und einem Zwischenspiel zu haben, wie letzteres sich als: „Die Piccolomini" selbständig als Schauspiel ausweitete. Er begann den Stoff concentrirter, mithin dramatischer zu gestalten; der erste, in Prosa abgefaßte Act bezeugt das. Allein ein episches Gedicht (Hermann und Dorothea), das er bei Goethe entstehen sah, und das Beiden zu mannichfachen Gedanken über epische und dramatische Kunst Veranlassung gab — der Briefwechsel enthält die betreffende Abhandlung, die daraus erwuchs — jenes epische Gedicht und die Erwägungen über die Bedingungen des Epischen und des Dramatischen bleiben — nach Schiller's eignem Eingeständniß — nicht ohne Einfluß auf seinen Wallenstein, — einen Einfluß, den wir als einen nachtheiligen bezeichnen müssen. Ein Jahr darauf stand das Stück anders fest und erlebte im November 1797 seinen Beginn in Jamben. Der dritte Act von Wallenstein's Tod gehört auch der Form und Wirkung nach zu dem Höchsten was in dramatischer Poesie geschaffen; allein die Construction der ganzen Dichtung, namentlich mit der Abscheidung dessen was die Hauptkatastrophen bedingt und erklärt und das Leben der Tragödie als Stoff aus der wirklichen Welt, aus dem Soldatenleben des Lagers, durchdringen und durchwachsen sollte, kann nicht anders denn als eine verfehlte angesehen werden. Auch Tieck bedauerte, daß Schiller das reale Leben des Lagers vom Räsonnement der Hauptgestalten

schied, statt es dazwischen zu streuen, damit die Basis, auf der jenes fußt, nicht schwindet, Leben und Denken, Reales und Ideales sich wie bei Shakspeare durchdringen und durchwachsen. Im September 1798 hatte sich endlich aus dem ewig gährenden Chaos der Arbeit der Prolog selbständig gelöst und war fertig geworden als besonderes Stück; im October war auch dem Zwischenspiel mit neuen Gestalten und Motiven selbständiger Gehalt gegeben. Am 1. Mai 1798 war das Lager allein in Weimar zuerst über die Bretter gegangen, zu Ende Januar 1799 die Piccolomini, im April desselben Jahres erst der Tod. Die Theater damals machten wenig Anstrengung, der Dichtung gerecht zu werden; als gedrucktes Gedicht dagegen war Wallenstein in zwei Monaten mit mehr als 3000 Exemplaren vergriffen. Wallenstein war der Gipfelpunkt der Schiller'schen Entwickelung; zu Ende 1799 zog er nach Weimar und gehörte von da ab der schöpferischen Dichtung für die Bühne an. Seine Schöpferkraft war wieder geweckt und erwies sich auch als bloße Arbeitsamkeit genommen als eine riesenhafte.

Schon 1796 hatte Schiller's Betheiligung an der Leitung des Weimarischen Theaters begonnen, eine Betheiligung, die ihn, während Goethe den großen Freund walten ließ und sich still hielt, zum eigentlichen Dramaturgen machte. Die erste Aufführung des Egmont geschah nach Schiller's Bearbeitung des Stücks. Diese Bearbeitung ist streng, scharf, fast unbarmherzig gegen episodische Einzelnheiten vom schönsten poetischen Gehalt; aber das Catonische in Schiller's Wesen

spricht sich darin so entschieden aus, daß sein Begriff vom Dramatischen hier an einer fremden Arbeit am deutlichsten zu fassen ist. Der Engländer Lewes ist unwissend genug, zu sagen, Schiller habe dies Drama wie ein Singspiel ausgestattet. Im Gegentheil, wie Schiller als Kritiker schon den opernhaften Schluß mit der Vision Klärchen's in Egmont's Traum verwarf, so strich er sogar die Lieder, die sie singt. Es ist auch unter uns viel gefabelt über theatralische Knalleffecte, die Schiller in seiner Bearbeitung verschuldet habe. Eckermann hat Goethe, der ihm von der ersten Aufführung erzählte, falsch verstanden. Iffland spielte den Egmont, und es war Dessen Einfall, in der Kerkerscene Alba vermummt erscheinen zu lassen, um sich bei Verlesung des Urthels an seinem Opfer zu weiden. Egmont reißt ihm den Helm ab, heißt es, und somit ist sein Henker, sein Todfeind entlarvt. Schiller hatte in der Begleitung Ferdinand's und als Staffage im Hintergrunde den wirklichen Henker in vermummter Gestalt auftreten lassen; dies seine Einrichtung als Regisseur des Stücks. An Iffland's plumpem Theatercoup, der später fortblieb, hatte Schiller keinen Theil. Dagegen strich er die Scenen mit der Regentin, die das Wiener Burgtheater noch heute spielt, Scenen, die als bloße Situationsbilder den Gang der Handlung aufhalten. Brackenburg, dies Exemplar weibischer Unmannhaftigkeit, redigirte und reformirte Schiller gründlich. Klärchen selbst befeuert den Schlaffen zur Thatkraft und betheiligt ihn an der Volksscene, in der sie die Bürger zum Kampf für ihren Helden aufruft. Die fein und

sauber ausgeführte Charakteristik der Volksfiguren im Stück ist viel bewundert, auch überschätzt, selbst von Schiller in der Recension. Palleske erst in seinem trefflichen Buch hat die Werthhaltung dieser Scenen auf das gerechte Maß zurückgeführt, indem er daran mahnte, daß in den Goethe'schen Gruppen eines Volkes, das in der Geschichte doch bald genug nach Egmont und Horn's Hinrichtung so Wunderwürdiges leistete und dessen Aufstand gegen die spanische Tyrannei Schiller als Historiker so gerecht geschildert, doch zwei Hauptvertreter fehlen: der mächtige Kaufmann und der kühne Seemann, der Geuse. Goethe's Darstellung des aufrühreriſchen Volks der Niederlande ist nur eine Satyre auf binnenländische, kleinstädtische Krähwinkler. Goethe hatte keinen Sinn für Thaten und Gestalten aus der Masse. Hätte er sein Epos vom Tell gedichtet, er würde in diesem freien Schweizer, der sich von den Männern auf dem Rütli fern hält, um auf seine eigne Hand den Tyrannen zu tödten, nur den individuellen Eigensinn des Sonderlings, der sich von seinem Volke trennt, gefeiert haben.

Je dauernder das geistige Zusammenleben beider Dichter wurde, desto mehr schliffen sich die Gegensätze ihrer Naturen an einander ab; Jeder gab von sich auf, um dem Andern zu genügen, Schiller zu seinem Nachtheil. Wer bei solchem Wettkampf eines ungesuchten Rivalismus augenblicklich der Sieger scheint, ist es nicht immer auf die Dauer. Es kommt darauf an, wie die Temperamente geartet und gemischt sind. Das sanguinische dringt rasch vorwärts; auch der cholerische

Eifer erobert schnell und heftig, während das Phlegma, das anfänglich das besiegte schien, mit breiter Sicherheit und nachhaltiger Kraft schließlich fast vom ganzen Grund und Boden Besitz nimmt. Goethe, nachdem das Sanguinische in seiner Jugend sich erschöpft hatte, war neben dem sturmbewegten Schiller das Phlegma mit dem ruhigen Waltenlassen der Mutter Natur. Als der Aeltere läßt er es an sich kommen, mischt sich nicht hitzig in den Streit, giebt an überfluthende Liebe nicht sein Bewußtsein dran. Freilich gab er manches hin und empfing neuen Flügelschlag, denn der Sturmwind, der ihn erfaßte, war gewaltig. Er ließ sich durch Schiller's Feuereifer von neuem für die Bühne gewinnen, und in dem Sinne, wie Schiller sie nahm, als Forum vor dem Volk, als Tempel nationalen Gottesdienstes, als hohe Schule der Deutschen zu einem nationalen Gesammtbewußtsein: in diesem Sinne waren ihm die Bretter völlig neu. Er konnte es sich auch gefallen lassen, rückte ihm Schiller die Idee, so zu sagen, näher auf den Leib, wenn man ihm die Summe seiner Anschauungen und Erfahrungen als Idee erläuterte. Schiller war immer wie vom Wirbelwind eines geheimnißvollen Dranges erfaßt. Er verbrauchte rasch seine Kräfte; sie gingen auf ein Ziel, das weit ab lag vom Glück des Augenblicks; er rang immer nach der Schönheit in transscendenter Gestalt, nach einer jenseitigen Unsterblichkeit. Goethe hielt an der schon hienieden allseits hingebreiteten Ewigkeit des Geistes fest. Auf die Dauer hatte Schiller, der immer das Höchste wollte, gegen Goethe, der

sich immer im Sichersten gefiel, den Nachtheil, den der Stürmische gegen den übersichtlich Umfassenden haben muß; auf die Dauer ergab er sich in Form und Inhalt immer mehr als der Ueberwundene; sein Talent, sein Wille, seine Kraft waren nicht so langathmig wie Goethe's fester in sich gegliederte Natur. Schiller schien immer excentrisch, Goethe in sich gesammelt, Jener immer außer sich, Dieser stets bei sich. Goethe blieb central geordnet; deshalb mußte sich sein Uebergewicht auf die Dauer geltend machen. Schiller bewunderte als Mensch an dem großen Gefährten die gottvolle Heiterkeit hellenischer Gesundheit, die dem Leben der Gegenwart die breite Brust des Empfangens darbot; er bewunderte als Künstler, ja beneidete fast an Goethe die Grazie, die selbst dem Leichtsinn sittlich verwerflicher Stoffe, Situationen und Naturen eine reizende Folie abgewann. Ich meine unter Neid hier nicht die Regung der Scheelsucht gemeiner Naturen, ich meine die Sehnsucht nach etwas Unerreichbarem, die schmerzliche Sehnsucht, die Schiller als Stoiker mit seinem streng gedankenvollen Sittengesetz bei der Einsicht empfand, all die leichtgeschürzten Genien, über welche der Epicuräer gebietet, nicht in seinem Dienst zu sehen. Fern von der sittlichen Erbitterung, in der sich Herder wie ein moroser Hypochonder gefiel, bewunderte Schiller die ruhige Tiefe, die ungesuchte, freiwillige Wahrheit in Goethe's Dichtungen, die Leichtigkeit, womit derselbe „nur am Baume schüttelte, um sich die reifsten Früchte zufallen zu sehen, während sie Andere mühselig sammelten und prüften.“ Anfangs fürchtete

er, Goethe werde ihn ganz überflügeln, überwältigen, vernichten, während Goethe aufrichtig genug war, einzugestehen, wie wichtig es sei, daß Schiller an ihm gerüttelt; „Sie haben mich", schrieb er ihm, „von der allzu strengen Beobachtung der äußern Dinge und ihrer Verhältnisse auf mich selbst zurückgeführt; Sie haben mich die Vielseitigkeit des innern Menschen mit mehr Billigkeit ansehen gelehrt; Sie haben mir eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu sein ich so gut wie aufgehört hatte." Schiller sah den großen Freund auf der Höhe aller seiner Errungenschaften, auf dem Gipfel seiner selbst, im Blüthen- und zugleich im Fruchtgarten seiner glücklichen Natur; er solle nur nicht zögern zu ernten, nachdem alles Wünschenswerthe gesäet, die zweite Jugend sei unsterblich wie die der Götter. Er pries ihn und sich glücklich um des späten Zusammentreffens willen, wie zwei Wanderer, die erst am Abend des Lebens sich finden, um eine letzte Fahrt gemeinsam zu machen, und sich von früheren Reisezügen viel zu sagen haben. Nur in seltenen Augenblicken gestand er ein, daß er, der um zehn Jahre Jüngere, bestimmender und heilsamer auf Goethe gewirkt haben würde, hätten sie sich früher gefunden. Er rügte das Zögern in der Gestaltung des Wilhelm Meister, den Mangel an Concentration in dieser Schöpfung, die Vertrödelung der Interessen des tiefern Ernstes, die Spielerei des dilettantischen Helden, die Vergeudung der Kräfte an bloße Komödianterei, während die

höchsten Probleme des Lebens nur angedeutet seien, um sie schuldig zu bleiben.

Schiller ging nicht so weit, wie später das Kind Bettina, den Dichter aufzurufen, seinen Wilhelm Meister hinauszuschicken in die Schlachten, wo das Blut der Völker für Freiheit und Ehre floß. Der Dichter des Tell, in dessen Munde dies von besonderem Gewicht gewesen wäre, war in Schiller selbst noch nicht fertig, aber schon der Dichter des Wallenstein konnte diese Mahnung machen; und schon der Mensch in ihm, der Cato voll ernster Sittlichkeit, konnte die sanguinische Liederlichkeit im Verkehr der Geschlechter an jenem Romane rügen, konnte sein Erschrecken aussprechen, wie frei und leicht, wenn auch mit Grazie, Goethe über die Reize der Sinnenwelt gebot. Aber in dieser Grazie Goethe's sah Schiller für sich die Schranke seiner eignen Natur, die Schranke, vor der er bewundernd stille stand, die Macht des großen Freundes und die Ohnmacht der eignen Schöpferkraft, der das Naive und die spielerische Heiterkeit der leichtgeschürzten Amoretten versagt war. Eine Hetäre wie Philine, mit dem ganzen Reiz der hüpfenden Welle des Blutes, der schelmischen Neckerei einer Najade und Sylphide, war für Schiller's schweren, mit dunkleren Farben gefüllten Pinsel eine Unmöglichkeit. Schiller hielt die plastische Meisterschaft Goethe's in der Zeichnung solcher Gestalt für eine Begabung seines hellenischen Geistes. Dabei zwang er ihn doch, von dem Anfangs, wie ein Brief Goethe's an Merck verrieth, bezweckten Plan abzugehen, blos „das Ganze des Schauspieler-

wesens" in Wilhelm Meister zu erledigen. Schiller rügte die Sorgfalt des Details, bei der die Idee des Ganzen leide, suchte den Helden aus der „schönen menschlichen Mitte zwischen Phantasterei und Philisterhaftigkeit" zum handelnden Leben zu treiben, so daß Goethe, an der Reform seines Romans verzweifelnd, den Freund selbst auffordert, mit seiner Idealistik das Mangelnde zu ersetzen, und am Schlusse der Lehrjahre seinen Wilhelm auf den Punkt führt, wo er „von einem leeren und unbestimmten Ideal in ein bestimmtes thätiges Leben tritt, aber ohne die idealistrende Kraft dabei einzubüßen". Goethe verlor im Umgange mit Schiller glücklicher Weise die Lust an der Pfuscherei seines Hofpoetenamtes, um in auserwähltem Kreise der eiteln „Charakterlosigkeit des Geschmacks" zu huldigen. Schiller sagte ihm: „Wenn es einmal Einer unter Tausenden, die darnach streben, dahin gebracht hat, ein schönes, vollendetes Ganze aus sich zu machen, der kann meines Erachtens nichts Besseres thun als dafür jede mögliche Art des Ausdrucks zu suchen, denn wie weit er noch kommt, er kann doch nichts Höheres geben." Ohne den moralischen Zwang von Seiten Schiller's, sich in sich selber zu vertiefen und sein Centrum zu erfassen, hätte sich Goethe vielleicht kaum genöthigt gefühlt, den Faust, an dessen „barbarischer Composition" er selbst verzweifelte, wieder aufzunehmen; freiwillig aber, wie ein Sommertag ungestörten Glücks stieg Hermann und Dorothea am Horizont seines dichterischen Lebens auf.

War Schiller's Feuer der Begeisterung für den großen

Freund von segensvollem Wirken, so übernahm sich seine Bewunderung, indem sich Unterschätzung seiner selbst darein mischte. Das hob nicht blos das Gleichgewicht auf, in welchem sich Beide getragen fühlten, es führte zu einer Abirrung, in die sich Beide schließlich fast gleich sehr verloren. Schiller lief schließlich Gefahr, in Goethe's Natur und Errungenschaften die ganze, volle, absolute Summe dichterischer Functionen zu sehen. Er beneidete in Goethe Alles, was ihm selber fehlte, und die oft nur scheinbare, nicht immer gegebene, sondern oft genug in Schmerzen eroberte Harmonie Goethe's imponirte ihm mehr als heilsam war. Sogar Goethe's zerstreute Beschäftigung mit vereinzelten Fächern der Naturwissenschaft flößte ihm nicht blos Interesse, sondern Bewunderung ein, während Goethe selbst später bedauernd eingestand, an Steine, an gleichgültige Einzelheiten im Naturbereich Kraft und Zeit verschwendet zu haben. Und wenn Goethe sich die Gattung der Tragödie abspricht, weil er überzeugt sei, daß der bloße Versuch dazu ihn zerstören könne, so hat Schiller, vom universellen Beruf Goethe's erfüllt, die Entgegnung bereit, dann läge der Grund von des Freundes Unfähigkeit zum tragischen Drama in den „unpoetischen Erfordernissen dieser Gattung!" So mächtig nach und nach anwachsend war der Zauber, den Goethe persönlich auf Schiller übte, in ihm eine Normalnatur zu sehen, die gesetzgeberisch die Welt nach sich gestalten durfte, statt sich den absoluten Gesetzen des Daseins zu unterwerfen. Selbst wenn ihm die zerfahrende Vielthätigkeit des großen Freundes

bedenklich, die Stoffe, nach denen er hin- und hergriff, um sie bald wieder fallen zu lassen, verwerflich schienen, blieb er bestochen von der Art, wie Goethe Alles auffaßte. Wenn er von seinen Plänen nur spricht, sagte Schiller, sogar von der Bruchstück gebliebenen Achilleïs, worin sich blos technisch ein „Homer nach Homer" gefiel, so hinterläßt er nach Schiller's Betheuerung einen „Eindruck von heiterem Feuer und aufblühendem Leben", den man nie vergessen konnte. Gab Schiller dem gegenüber sein eignes Wesen allzu leicht auf, oder führten die Postulate seiner Vernunft aus freien Stücken darauf, sich „des Gedankens Bläſſe anzukränkeln": genug, sie entwöhnten sich Beide gemach der concreten Fülle des Lebens, die Shakspeare giebt ohne die Idealität seiner Dichtung zu schmählern. Dem Faust gegenüber drängte Schiller noch sehr darauf, diesen Vertreter der gesammten modernen Menschheit in ein handelndes Leben zu führen. Dies ward später vom greisen Dichter sehr schwach vollführt; Faust vor Kaiser und Reich sind Schattenrisse, wo wir Oelmalerei fordern. Aber Schiller mahnte auch daran, die metaphysische Idee des Gedichts, seine symbolische Bedeutung festzuhalten. Dies geschah vollständig; nur ward das Symbol, mit dem soviel „hineingeheimnisset" ist, zu einem Nothbehelf, mit dem der Dichter, der schöpferischen Jugend- und Manneskraft baar, schließlich blos sein Spiel trieb. Wir wissen nicht, was Schiller zum zweiten Theil dieser deutschen göttlichen Komödie gesagt hätte; wir wissen aber, wie die Vergötterung der Natur des großen Freundes Beide auf den Abweg führte,

in Schemen der Abstraction das concrete Leben wiederzugeben, in Schattenbildern die Welt abzuspiegeln, die Ideen nicht in den Stoffen, sondern als Reflexionen über sie zu erledigen. Schiller verkannte die Kraft und Wucht seiner frühern Dramen in Prosa um der leidenschaftlichen Auswüchse willen, die nur Jugendhitze und ungeschulter Geschmack verschuldeten. Er verkannte sogar, daß er im Carlos bereits das Höchste gegeben, was Idealität auf realem Boden zu geben vermag, die Gewalt des Gedankens sich erst recht in der Entfaltung des sachlich mächtigen Stoffes zeigt und bewährt. Er entleerte seinen Wallenstein bereits des concreten Inhalts, in der Meinung, mit der Reflexion über den Stoff Höheres zu geben. Er rügte an Goethe mit Recht die Vergeudung der Kraft an empirisches Detail, wenn es keinem höhern Zweck diene; aber er ging zu weit, er drängte ihn und sich selbst auf ein Ziel hin, wo das Ideal nur in blasser Abstraction zu fassen war. Bei seiner Hinneigung zum Classischen drohte Goethe kalt symbolisch, Schiller bei seiner Metaphysik rhetorisch und declamatorisch zu werden. Was Wunder, wenn sich Beide nicht blos aus allem stofflichen Gehalt, sondern aus aller Wirklichkeit der Welt zu verlieren Gefahr liefen und bei der dünnen Aetherhöhe ihrer Bergesspitzen die Richtungen Iffland's und Kotzebue's in untern Luftschichten sich um so glücklicher festsetzten, als diese, freilich nicht in Gesinnung und Styl, aber doch den Stoffen nach sich nicht vom Material des eignen Volkes in gegebener Wirklichkeit entfernten. Goethe wenigstens, nach seinen schwächlichen Ver-

suchen, im Großcophta, im Bürgergeneral, in den Aufgeregten die Stoffe des Tages zu travestiren, hatte wenig Grund, den Kotzebue'schen Soccus zu verachten, oder sich zu verwundern, wenn Komus und Jocus vergnüglich ihr Nest bauten, während der Kothurngang sich aller Macht und Kraft realer Welt begab. Kotzebue's intriguante Opposition gegen den Goethecultus in Weimar will ich damit so wenig wie die Feldzüge der Gebrüder Schlegel gegen Schiller rechtfertigen.

Mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts sehen wir staunend Schiller's ausschließlich dramatische Thätigkeit sich entfalten. Diese Stetigkeit in Verwendung aller Kraft auf die eine Gattung der Poesie war zweifelsohne dieser Gattung wie dem Dichtenden selbst von großem Heil. Aber die Unruhe, mit der Goethe, ein Proteus, von Form zu Form überging, sich fast jedes Jahr ein neues Feld der Interessen, einen neuen Wandel seiner schöpferischen Thätigkeit eröffnete, ging auf Schiller, auch als er auf das eine Gebiet sich beschränkte, insoweit über, daß er im zwiefachen Anreiz romantischer und antiker Elemente und Formen nach entgegengesetzten Seiten herumgriff. Schiller hat mit der antiken Tragödie den Tubaton des großen lyrischen Pathos gemein. Auch die Dialektik des Wechselverses im Dialog machte er sich stellenweis zu eigen. Sonst war seine Poesie nach Stoff und Richtung ganz romantisch; die schlanke Grazie, die sich Goethe aus der Antike aneignete, konnte ihm nie Ziel sein, denn sein stürmisch großer Gedankengehalt überwog diese

sanft und harmonisch in sich behütete Form. Von der plastischen Kunst verstand er nach eignem Bekenntniß wenig, während Goethe nach Beendigung der jugendlichen Sturmepoche vorzugsweis im Ebenmaß griechischer Kunst sich schulte, unter Gebilden der Sculptur seine Stimmung suchte, nach ihnen seine Ausdrucksweisen formte. Je mehr Beide vom Lessing'schen Styl des Drama's sich leider abwendeten, desto mehr trachteten sie nach dem Reiz der uns doch nicht naturgemäßen Antike. Solange sie volksthümlich fühlten, lag ihnen die Muse Shakspeare's näher. Wie weit sich aber selbst Schiller zu seinem Nachtheil von Diesem abkehrte und der classischen Form der alten Welt sich zu nähern strebte, beweist sein Ausspruch, unter des britischen Dichters Werken sei ihm Richard III. das liebste, weil es dem antiken Styl am meisten entspreche, beweist seine Bearbeitung des Macbeth. wie sein Versuch, in der Braut von Messina mit der Anwendung der Chöre einen sonst ganz romantischen Stoff zu antikisiren. Alle seine Werke tragen den Stempel der gewaltigsten Geistesmacht, der erhabensten Kraftentwickelung: aber sie wurden keine festen Typen eines nationalen dramatischen Styls, wie ihn Shakspeare für England, Calderon für Spanien gegeben, wie er sich mit Lessing bei uns angefangen festzustellen. Schon in Maria Stuart, dem auf Wallenstein folgenden Werke, hatte sich Schiller nach der Antike bestimmen lassen, den ganzen Inhalt eines großen Lebens vorauszusetzen und ein abgegrenztes Bild des Leidens und des Unterganges zu geben, das nach Shakspeare'schem Maße

blos den Stoff eines fünften Actes bot. In der Jungfrau von Orleans suchte Schiller eine romantische Iphigenie hinzustellen. An der Goethe'schen Iphigenia aber rühmte er, daß die eigentliche Handlung hinter den Coulissen spiele, die Gesinnung, und was im Herzen vorgehe, „die Seele" möcht' er's nennen, zur Handlung gemacht und „vor Augen gebracht werde". Im Tasso fand er allerdings „zuviel moralisirende Reflexion". Tasso ist die Blüthe, die natürliche Tochter die Endschaft des sublim-abstracten deutschen Dramastyls. Tasso, dieser poetische Codex idealer Reflexionen, diese weltliche Bibel edler Lebensregeln und Sprüche über den Umgang der Geschlechter, diese sprachliche Symphonie über entgegengesetzte Empfindungen und Maximen zwischen Dichter, Staatsmann, Fürst und Frauen, bleibt für alle diese Dialektik, aus Scheu vor seinem eignen Stoffe, alle Hoch- und Gipfelpunkte der heraufbeschworenen, zart behandelten, aber nicht zu Ende geführten Conflicte schuldig, und die Natürliche Tochter, wo selbst das Personenverzeichniß statt concrete Individuen nur Gattungen vorführt, nur Begriffe und Collectivrubriken auftreten, ist das Aeußerste in sublimer Prüderie und manierirter Stoffentsagung. Marmorglatt, aber marmorkalt! war das Wort eines Zeitgenossen, Huber's. Schiller aber rühmte am Stück „die hohe Symbolik", mit der hier „alles Stoffliche vertilgt" sei, ob er es schon, mühsam einstudirt und vorgeführt, still bei Seite legen mußte. Auch seine eignen Gestalten wurden, nicht sowohl glatt und kalt in Form und Haltung, aber blutleer, sie drohten vor metaphysischer Re-

flexion in Aether zu verdunsten. Dieser ätherisirende Verduftungsproceß, eine Abstraction von aller concreten Wirklichkeit, erschien ihm als das Höchste, diese „Kunst“ war ihm bewundernswerth an jenem Werke und in diese Kunst verliebte und verirrte er sich mit seinen eignen Stoffen. Daß in seinen letzten Werken bei alle dem die ganze Gewalt realer Lebenskräfte mit starken und großen Zügen und in Momenten, die das Höchste bezeichnen, das je gedichtet worden, wider Willen vollauf durchbricht, die Macht seiner Poesie sich trotz seiner theoretischen Tendenz geltend macht, wie namentlich im Tell und theilweis im Entwurf seines Demetrius: das ist ein Zeugniß mehr für unsere Behauptung, Goethe mit seiner Richtung habe, obwohl er dem Freunde zur Läuterung verhalf, zugleich abschwächend auf ihn gewirkt. Im antiken Gesetz vom Bau des Drama konnten und mußten sie sich, so gut wie Lessing, zurechtfinden, aber Styl und Inhalt konnten und durften sie für ihr Volk und Zeitalter nicht der Antike entlehnen. Shakspeare hat glücklicherweise die Antike nicht so weit gekannt, um sie nachzuahmen; aber auch Lessing, der sie verstand wie Einer, hat schaffend und gestaltend nie antikisirt. Die romantische Schule war in Deutschland ein verwirrender und auflösender, aber ein nothwendiger Rück- und Niederschlag volksthümlicher Elemente, da unsere Classicität in gräcisirenden Formen gemach zu erstarren drohte. Hat sich in Bildung unserer Sprachformen die antike Richtung mit Platen festgehalten, so ist dies als Schulung und Mittel zu weiteren Zielen in der

Poesie höchst wichtig und preisenswerth; aber selbst wenn der Trimeter wieder das Versmaß für das verlorengegangene Portament des tragischen Pathos werden sollte, so dürfte dies nie so weit als zulässig und heilsam gelten, daß wir an diese Form des Ausdrucks den Inhalt unseres eignen Lebens drangäben oder verlören.

Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe verhilft uns auch zu diesen Ueberzeugungen, denn er enthüllt uns in der gegenseitigen Beichte und in diesen Zeugnissen gemeinsamer Arbeitsamkeit auch die Lücken, Fehler und Schwächen der Dioskuren. Wir scheuen uns nicht, diesen Ausspruch zu thun: diese vertraulichen Verhältnisse verrathen uns auch die Stellen, wo Beide sterblich sind, sich als endliche Geister bekunden, ihrer Nation und der Nachzeit die Fortführung und Verwaltung der von ihnen heilig gehaltenen Lebensschätze überließen. Für ein Geschlecht von Epigonen, das noch eigene Aufgaben haben will und soll, ist der Briefwechsel auch in dieser Beziehung lehrreich. — Es ist auch ergötzlich, im Verkehr zwischen Schiller und Goethe manchen Einblick zu thun in allerlei kleine Schriftstellernöthe. Ueber Druck, Vertrieb und Absatz eines Almanachs, bei dem sie sich auf eigene Kosten mit 500 Exemplaren begnügen müssen, über Redactionslasten bei den Horen und anderes Interesse des litterarischen Handwerks finden wir Erbauliches und Betrübendes genug. Schiller mußte förmlich, wie man's nennt, büffeln. Er war schlecht gestellt, das Einkommen von seinen Büchern oft gering, die Nation ließ ihn bei seinen

größten Dichtungen mitunter in Stich. Er schreibt aus Jena unter Anderem: „Für meinen Carlos, das Werk dreijähriger Anstrengungen, bin ich mit — Unlust belohnt worden. Meine niederländische Geschichte, das Werk von fünf, höchstens sechs Monaten, wird mich vielleicht zum angesehenen Mann machen!“ — Im höhern Sinn und vielfach als Warnung lehrreich bleibt der beiden Dichter Verhalten zu Publicum, Volk, Zeit und Politik. Goethe schreibt: „Wir müssen unser Jahrhundert vergessen, wollen wir unseren Ueberzeugungen leben.“ Einer Nation gegenüber ein schrecklicher Satz! Er schließt die Abkehr just der edelsten Geister vom Heil der Gesammtentwickelung in sich. An diese Entfernung vom Volksthum gewöhnten sich Beide, und als ein neues Jahrhundert mit Sturm heranbrach, fand es die Heroen der alten Zeit schon in alter Eigenart, in subjectiver Vereinzelung ergraut. Schiller blieb bis ans Lebensende immer vorauf voll prophetischer Sehnsucht auf den Spitzen und Höhen kommender Zeiten; sein Tell ist ja ohne Abschwächung seiner ächten, geschichtlich volksthümlichen Stimmung ein plastisches Meisterwerk selbst nach den Gesetzen des Goethe'schen Styls. Goethe aber wandte sich ab, und selbst als deutsches Volksthum seine Schlachten schlug, blieb er in Verehrung für das Fremde oder vergrub er sich mit seinen süßesten Empfindungen in den fernen Orient. Es lag in solcher Haltung eines überlegenen Geistes für ihn selbst eine Nothwendigkeit, aber für die Entwickelung der Nation kein Heil. Aus der Erniedrigung realer Zustände — das spricht

sich in den Briefen Beider aus — hofften sie getreu zur Herrlichkeit poetischer Darstellungen sich erheben zu können, und Goethe's Wahlspruch: „Am farbigen Abglanz haben wir das Leben", erklärt sich damit. Uns aber erwächst daraus die nationale Beschämung, wie es möglich ist, daß die Besten sich vom wahrhaften Inhalt des Volkslebens abwenden. Ueber „Kriegshändel" hören wir in ihren Briefen wiederholt die beiden größten Deutschen wie zwei große Philister schwätzen. Um „Reichstagssachen" kümmern sie sich natürlich nur, um gelegentlich Xenien darauf zu machen. Ueber die politischen Dinge dieser Welt herrscht in der Stimmung der Briefwechselnden ein ungeheueres Phlegma. Goethe kommt (1797) in eine größere Stadt und spricht mit Widerwillen von der großen Masse, „zu der er gar kein Verhältniß hat"; sein Wort war: je größer die politischen Formen, desto häßlicher ihre Mißgestalt. Schiller war es nicht gestattet, seine Prophetie vom Aufstand des Volkes, wie er sie in seinem Tell gab, zu erleben; aber dem Andern der Dioskuren der alten Zeit war hier entschieden ein Etwas versagt und vorenthalten, das selbst der Jetztwelt der Deutschen nur mit Mühe zugestanden, erst der Zukunft vollauf anheimgegeben wird: Betheiligung und innerste Gemeinschaft des Einzelnen an und mit dem Schicksal und der Gestaltung nationaler Gesammtheit.

Nach Hermann und Dorothea und der Natürlichen Tochter verstummte Goethe als Dichter eine ganze Zeit neben Schiller. Die politische Bewegung des Zeitalters

machte ihn später still, aber schon vor dem unerschöpflichen und gewaltigen Strom der Schiller'schen dramatischen Dichtungen saß er eine lange Zeit verstummend am Ufer. Er ließ die staunenswerth schöpferische Arbeitsamkeit des großen Freundes an sich ruhig und bewundernd vorüberziehen, hatte kritisch als Meister der Plastik an der Jungfrau, an der Braut von Messina selbst in Einzelnheiten keine Einwendung mehr zu machen; Schiller war längst für ihn auf dem Punkte angekommen, wo er nach seiner Weise „eine Natur" gewähren ließ. Und den hohen Werth dieser Natur hat er schweigsam tief erkannt, schon ehe die Hülle dieses Geistes zerbrach, auch den Menschen im Schiller mit einer Zärtlichkeit geliebt, die stark mit rührender Ehrerbietung gemischt war. Schon früher hatte er ihn von Jena nicht selten zu sich herübergeholt, ihn in sein Haus genommen, unter seinen Sammlungen aus den Reichen der Natur und der Antike sich des hohen Gastes erfreut. Die Familie Goethe zeigte noch lange mit Rührung das antik geschmückte Stübchen, wo die alten Geisteshelden traulich wie Brüder und ganz allein mit einander gespeist, der zehn Jahre Aeltere den in sich rascher Verbleichten liebevoll gehegt und gepflegt, um ihn heiter für das Leben zu stimmen und zu gewinnen, bis er wohl begriff, daß auf des hohen Freundes vom Geist durchleuchteter, wunderbar transparenter Stirn schon früh ein Hippokratischer Zug zu lesen stand. Schon vom Jahre 1797 datiren die bei Uebersendung eines Minerals geschriebenen Goethe'schen Verse: Dem Herren in der Wüste bracht' — Der Satan

einen Stein u. s. w.; Du wandelst ihn mir in Brot des geistigen Lebens! Schiller sah in Goethe in höchster Potenz den genialen Künstler und er ließ ihn, wie einen Verliebten, Sonne, Mond und alle Gestirne des Lebens verpuffen, um der Freiheit des Kunsttriebes Alles zu opfern. Goethe durchschaute an Schiller die künstlerischen und technischen Schwächen; dennoch kritisirte er wenig an ihm, weil er inne ward, hier walte noch etwas Anderes als der Trieb des poetischen Artisten, inne ward, hier greife ungeahnet ins Schaffen etwas Unmeßbares hinein, jenes Element, das er das Dämonische nannte, das er auf musikalischem Gebiet an Mozart, Beethoven, auf dem dichterischen am Briten Byron, später in der politischen Weltgestaltung an Napoleon huldigend verehrte. Und dies aus dem Schooß der chaotischen Natur oder vom Himmel Stammende färbte sich ihm an Schiller mit dem heiligen Anstrich der leidenden Christusmiene. So fand er sich mit dem ihm nicht homogenen Element ab, ihm huldigend, ohne Theil daran zu haben. In der Leidensgestalt Schiller's sah er in der That einen Zug des Gekreuzigten, und an Zelter schrieb er später von einer Christusmission Schiller's. Und als er todt war, stand das Bild des hohen Menschen über Goethe's Scheitel wie ein heiliges, verklärtes Gestirn, und er huldigte dem Gestorbenen wie einem erhabeneren Wesen mit einer großartigen Demuth; ja er trieb mit dem Schädel des Erblichenen fast Abgötterei und ließ ihn lange Zeit nicht wieder von sich. Er verhüllte sich vor der Welt und war lange Zeit unzugänglich. Sonst,

nach großem Verluste, suchte er rasch abzuschließen, wußte bald wieder das Gleichgewicht und die feste, centrale Haltung zu gewinnen, um des Lebens Wechsel zu überdauern. Mit Schiller's Tod war der ideale Mensch in ihm erschüttert, das höhere Ich, das über die Erde hinweg nach den Sternen greift, drohte mit Schiller ihm zu entschwinden. Im Epilog zur Glocke pries er ihn als den Glücklicheren, während Schiller im Leben und Sterben ihm nie so erscheinen konnte. Goethe war neben ihm stets der Vollendete, Schiller das Bruchstück eines unendlichen Wollens; jetzt sprach Goethe das Wort aus, das ihn beneidete als Den, der das Glück der Vollendung erreicht. Eine eben so tiefe Genugthuung liegt in Goethe's Worten, die Eckermann mittheilt. Es war als wenn Goethe, sprach er vom hohen, verewigten Freunde, die Wirksamkeit eines Gegenwärtigen fühlte. „Schiller, sagte Goethe, erscheint hier wie immer im absoluten Besitz seiner erhabenen Natur. Er ist groß am Theetisch wie er es im Staatsrath gewesen sein würde. Nichts genirt ihn, nichts engt ihn ein, nichts zieht den Flug seiner Gedanken herab; was in ihm von großen Ansichten lebt, geht immer frei heraus ohne Rücksicht und ohne Bedenken. Das war ein rechter Mensch, und so sollte man auch sein! — Wir Andern dagegen fühlen uns immer bedingt. Die Personen, die Gegenstände, die uns umgeben, haben auf uns einen Einfluß. Der Theelöffel genirt uns, wenn er von Gold ist, da er von Silber sein sollte, und so, durch tausend Rücksichten paralysirt, kommen wir nicht dazu, was etwa Großes in

einen Stein u. s. w.; Du wandelst ihn mir in Brot des geistigen Lebens! Schiller sah in Goethe in höchster Potenz den genialen Künstler und er ließ ihn, wie einen Verliebten, Sonne, Mond und alle Gestirne des Lebens verpuffen, um der Freiheit des Kunsttriebes Alles zu opfern. Goethe durchschaute an Schiller die künstlerischen und technischen Schwächen; dennoch kritisirte er wenig an ihm, weil er inne ward, hier walte noch etwas Anderes als der Trieb des poetischen Artisten, inne ward, hier greife ungeahnet ins Schaffen etwas Unmeßbares hinein, jenes Element, das er das Dämonische nannte, das er auf musikalischem Gebiet an Mozart, Beethoven, auf dem dichterischen am Briten Byron, später in der politischen Weltgestaltung an Napoleon huldigend verehrte. Und dies aus dem Schooß der chaotischen Natur oder vom Himmel Stammende färbte sich ihm an Schiller mit dem heiligen Anstrich der leidenden Christusmiene. So fand er sich mit dem ihm nicht homogenen Element ab, ihm huldigend, ohne Theil daran zu haben. In der Leidensgestalt Schiller's sah er in der That einen Zug des Gekreuzigten, und an Zelter schrieb er später von einer Christusmission Schiller's. Und als er todt war, stand das Bild des hohen Menschen über Goethe's Scheitel wie ein heiliges, verklärtes Gestirn, und er huldigte dem Gestorbenen wie einem erhabeneren Wesen mit einer großartigen Demuth; ja er trieb mit dem Schädel des Erblichenen fast Abgötterei und ließ ihn lange Zeit nicht wieder von sich. Er verhüllte sich vor der Welt und war lange Zeit unzugänglich. Sonst,

nach großem Verluste, suchte er rasch abzuschließen, wußte bald wieder das Gleichgewicht und die feste, centrale Haltung zu gewinnen, um des Lebens Wechsel zu überdauern. Mit Schiller's Tod war der ideale Mensch in ihm erschüttert, das höhere Ich, das über die Erde hinweg nach den Sternen greift, drohte mit Schiller ihm zu entschwinden. Im Epilog zur Glocke pries er ihn als den Glücklicheren, während Schiller im Leben und Sterben ihm nie so erscheinen konnte. Goethe war neben ihm stets der Vollendete, Schiller das Bruchstück eines unendlichen Wollens; jetzt sprach Goethe das Wort aus, das ihn beneidete als Den, der das Glück der Vollendung erreicht. Eine eben so tiefe Genugthuung liegt in Goethe's Worten, die Eckermann mittheilt. Es war als wenn Goethe, sprach er vom hohen, verewigten Freunde, die Wirksamkeit eines Gegenwärtigen fühlte. „Schiller, sagte Goethe, erscheint hier wie immer im absoluten Besitz seiner erhabenen Natur. Er ist groß am Theetisch wie er es im Staatsrath gewesen sein würde. Nichts genirt ihn, nichts engt ihn ein, nichts zieht den Flug seiner Gedanken herab; was in ihm von großen Ansichten lebt, geht immer frei heraus ohne Rücksicht und ohne Bedenken. Das war ein rechter Mensch, und so sollte man auch sein! — Wir Andern dagegen fühlen uns immer bedingt. Die Personen, die Gegenstände, die uns umgeben, haben auf uns einen Einfluß. Der Theelöffel genirt uns, wenn er von Gold ist, da er von Silber sein sollte, und so, durch tausend Rücksichten paralysirt, kommen wir nicht dazu, was etwa Großes in

unserer Natur sein möchte, frei auszulassen. Wir sind die Sklaven der Gegenstände und erscheinen geringe oder bedeutend, je nachdem uns diese zusammenziehen oder freier Ausdehnung Raum geben."

Ihre letzte, persönliche Begegnung war auch menschlich ergreifend. Goethe ließ sich nicht leicht von Todesfällen geliebter Personen überraschen; er hatte Vorahnungen, begrub oft noch Lebende schon still für sich in Gedanken, sodaß er dann kalt schien, trat der Tod, den er schon vorausempfunden und überwunden, thatsächlich ein. Am Jahresanfang 1805 hatte er Ahnungen vom nahen Tode des Freundes; wider Willen schrieb er an ihn am „letzten Neujahrstage" und strich das verhängnißvolle Wort, das sich ihm mitten im Briefe wiederholt einschlich, so daß er's kaum abzuweisen vermochte. Nachdem Schiller den tödtlichen Fieberanfall überstanden, war sein erster Ausgang zu Goethe. Beide fielen sich sprachlos um den Hals; ein schmerzlich langer Kuß feierte ihr Wiedersehen, ehe ein Wort über ihre Lippen kam. Dem Blick des Ahnungsvollen war die ergraute Farbe des Angesichts, die ganze Entstellung der Züge des Freundes nicht entgangen; er wußte, daß er einen Sterbenden umarmte. Dennoch waren Beide ganz erfüllt vom Glück des Austausches; der Krankheit geschah keine Erwähnung, so wie Goethe, der in Gesundheit Athmende, es liebte. Sie haben sich dann kurz noch einmal gesehen, am 28. April des Jahres Fünf, als Schiller zum letzten Mal das Theater besuchte. Goethe trat unversehens in sein Zimmer, konnte ihn

aber, unpäßlich wie er war, nicht begleiten; sie schieden vor der Hausthür Schiller's. Als der Leidende am 9. Mai todt war, wagte die Umgebung Goethe's lange nicht, die Meldung zu machen. Erst nach zwei Tagen erfuhr er die Thatsache, und man hörte ihn, den Starken, Festen, die Nacht über auf seinem Lager schluchzen. Dann hat er sich aufgerafft und sein poetisch schweigsam gewordenes Herz ergoß sich über den Verklärten, von dessen Schädel er sich kaum trennen konnte, in jenem wunderbar herrlichen Strom elegischer Empfindungen: „Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritten den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß, und wie er athemlos in unserer Mitte in Leiden bangte, kümmerlich genas: — das haben wir in traurig schönen Jahren, denn er war unser, leidend miterfahren!“

„Und hinter ihm, im wesenlosen Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.“

Nie war ein Bündniß zweier Heroen so tief, so innig, so zart und fruchtbringend, nie mit so durchdringender Liebe geschlossen und Treue geführt; nie auch ward ein Liebesbund unter Männern verklärter gefeiert.

III.

Goethe in der Schule der Frauen.

III.

Goethe in der Schule der Frauen.

Die deutsche Lesewelt griff vor einigen Jahren sehr begierig nach dem auch deutsch erschienenen Buch des Engländers G. H. Lewes über Goethe's Leben und Schriften. Der Uebersetzer deutete in seinem Vorwort auf Vorzüge hin, die das englische Werk vor deutschen habe; des trefflichen Viehoff Schrift könne einen höheren Rang als den einer umfassenden Materialiensammlung nicht beanspruchen; das Werk von Rosenkranz lasse den Dichter und Menschen zu sehr hinter seinen Dichtungen und ihrer philosophisch construirenden Betrachtung zurücktreten; das Buch des feinsinnigen Schäfer ermangele doch der lebensvollen kräftigen Erfassung einer Persönlichkeit wie die Goethe's ist, und der Frische der Darstellung, die ein solcher Gegenstand verdient und erfordert. Gerade in den letztgenannten beiden Beziehungen sei das Werk des Engländers ausgezeichnet. Um aber dem Buche von Lewes nach seinem Werthe den richtigen Platz anzuweisen, hätte der Uebersetzer wohlgethan auch des Engländers Vorwort zu geben, das mit seinen Ansprüchen gegen die deutschen Vorgänger bescheidener ist. Das englische zwei-

bändige Buch betitelt sich: The Life and Works of Goethe, with sketches of his age and contemporaries from published and unpublished sources, by G. H. Lewes, author of „the biographical history of philosophy“ etc. Vor etwa zehn Jahren, als ich meine Arbeit begann, sagt der englische Autor, gab es noch kein eigentliches Leben Goethe's; Schütz und Döring hatten wenig mehr gegeben als Abkürzungen von „Dichtung und Wahrheit“. Viehoff, sagt Herr Lewes, sei nicht einmal in Weimar gewesen; während der Engländer allerdings auf der geweihten Stätte lange und sorgsam nach mündlichen und sachlichen Zeugnissen forschte, auch wohl vielfach bei seinem längern Aufenthalt in Berlin Varnhagen v. Ense's Beihülfe benutzte, sich aber auch viel Klatsch zutragen ließ. Viehoff's umfassende Arbeit, sagt Lewes, sei ihm erst zu Handen gekommen als die seinige fertig war. Bekannt habe er, als er seit 1847 schrieb, nur Mrs. Austins „Goethe and his contemporaries“ und Oxenford's Uebersetzung von Eckermann's Gesprächen mit Goethe. — Viehoff hat jedenfalls das Verdienst, zum ersten Mal das Material, wenn auch schwerfällig und unbequem, zusammengetragen zu haben; sein Buch reichte nicht mehr aus, nachdem Goethe's Briefe an Frau v. Stein mit Schöll's Forschungen erschienen. „Goethe's Leben“ von J. W. Schäfer ist vom Jahre 1851 und ermangelt der Kenntniß des Herder'schen Nachlasses. Hatten bisher in Deutschland wesentlich Schulmänner und Philosophen, Kunstkenner und Litterarhistoriker über des Dichters Leben und Dichten geschrieben, so wollte endlich im

Engländer Lewes der Künstler sprechen, der als Mann seiner praktischen Nation zugleich die concrete Wirklichkeit entscheiden läßt. Fassen wir Alles zu Allem, so wird es jetzt vielleicht erst möglich sein, den Dichter Goethe aus dem Menschen Goethe zu begreifen und aus der Quintessenz seines Wesens seine individuelle Gestalt einfach und sicher zur Erscheinung zu bringen.

Wo Alles, wie bei Goethe, auf die persönlichen Anlässe gestellt ist, dergestalt, daß er selber alle seine Dichtungen für Gelegenheitsgedichte erklärte, da wird der Bezug zu weiblichen Naturen eine besonders wichtige Rolle spielen. Sein ganzes Leben war eine Kette von Liebesneigungen. So lautet unser Satz, sollen wir ihn einfach aussprechen. Immer hatte und genoß er sich gern im Wiederschein einer zweiten Natur, und spiegelt sich in den Wirkungen, die er auf sie und sie auf ihn äußerte. In dieser Lust an Mittheilsamkeit lag ein Zauber für ihn, lag auch der Zauber, den er selber übte. Wir wollen zunächst die ganze Reihe seiner Liebesneigungen beleuchten und ihre Wirkungen auf des Dichters Entwickelung schildern. Nirgends als in Goethe's Dichtungen sind die Beziehungen zu Frauen gleich sehr Brenn-, Licht- und Höhepunkte. Es war keine Nation da, auf deren Forum und in deren öffentlichen Gesammtinteressen er sich entwickeln konnte; es waren Individuen die ihn formen halfen. Männer, wie Herder in seiner Jugend, haben auf seinen Geistesgang gewirkt; seine Dichtungen aber entnahm er dem Gange seines Herzens, und hier waren Frauen die Gestaltenden. Schiller's Einwirkung,

dieser letzte Aufruf zur Concentration seiner Kraft aufs Höchste und Größte, kam zu spät; im ganzen langen Leben war seine Poesie den Einflüssen weiblicher Naturen anheimgegeben. Beleuchten wir Goethe in der Schule der Frauen.

---

1. Goethe's Mutter.

Die erste Lehrmeisterin des Dichters war seine Mutter, die Frau Rath, Katharina Elisabeth, ein ächt Frankfurter Kind, Tochter des Schöffen und nachmaligen Stadtschultheißen Textor, erst 17 Jahre alt, da sie, altehrbarer Sitte gemäß, auf beiderseitiger Eltern Betrieb dem fast vierzigjährigen Dr. juris Johann Caspar Goethe, kaiserlichem Rath und Residenten in der Reichsstadt, anverheirathet ward. Diese Frau ist gefeiert worden wie je eine Dichtermutter. Hoch und niedrig verkehrte mit ihr und war entzückt von der Kernkraft ihrer Natur. Wieland nannte sie „die Krone der Frauen", „die Königin aller Weiber, die Herz und Sinnen des Verständnisses haben"; Herder beneidet den Sturm um seine Flügel, um zu ihr hinfliegen zu können; Herzogin Amalie von Weimar möchte mit ihr alles Gute und Liebe genießen; Karl August sagte, sie trage „eine Glorie" um ihre alte Frankfurter-Haube. Bettina, ein Frankfurter Kind nach der Seite der naiven kecken Ursprünglichkeit, hat ihr mit Sympathie in ihren Briefen ein Denkmal gesetzt: die eignen Briefe der Frau Rath sind ihr getreuestes Conterfei. Ein

Jubel der frischesten Lebensluft durchströmt diese Briefe, durchströmt dies Herz, das Mutter Natur in ihrer besten Laune schuf, ein Jubel, den wir einen dionysischen nennen dürften, stände dies von Lust und Heiterkeit strahlende Antlitz nicht zugleich fest und ehrsam orthodox wie in deutschem Holzschnitt vor uns. „Fröhlichkeit ist die Mutter aller Tugenden!" ist mit Götz von Berlichingen ihr Wahlspruch, und sie schlägt, wenn sie das bewahrheiten will, auf die Bibel und sagt: Alle gute Gabe kommt von Gott, auch des Leibes und der Seele Heiterkeit! — Darin liegt ein Anker der Gottseligkeit, der uns zwingt fromm zu sein, nicht blos im Sturm des Mißgeschicks, sondern auch im Rausch der Freude. Dem „großen Heiden", wie ihn die Pustkuchen, die Menzel und die Eichendorff gescholten, ist dieser Anker, auch wenn er verschwiegen festsaß, nie aus der Seele gewichen, und somit war und blieb die Mutter ihm die erste Bildnerin seiner Seele, ob er schon den großen Unbekannten auf Pfaden suchte, wo ihn die engbrüstige Frömmelei nie gefunden, und des hohen Gottessohnes Spruch: „In meines Vaters Hause sind der Wohnungen viele!" sich an ihm bewahrheitete.

In der jungen Mädchenseele der Katharina Elisabeth Textor, sagt man, sei eine Neigung aufgeflammt, über welche freilich nur die romantische Bettina berichtete, eine Liebe, deren Flamme nicht sowohl ins Vaterland als in Kaiser und Reich schlug, eine erste Liebe zum jungen schönen deutschen Kaiser Karl VII. aus dem Hause Baiern, der 1742 das Osterfest in Frankfurt feierte. So orthodox und reichsstän-

disch war in Katharina Elisabeth die erste Mädchenliebe. Sie war dem hohen Herrn gefolgt in alle Kirchen, war ihm nachgelaufen auf allen Stegen und Wegen, und es hatte sie immer „wie ein Donnerschlag getroffen", wenn er seine Augen aufgeschlagen. Als fünf Posthörner früh Morgens des Kaisers Abfahrt verkündeten, stürzte sie aus dem Bett ans Fenster, stieß ihr Schienbein wund am Stuhle und hatte Zeitlebens davon eine Kniewunde, — wie Bettina erzählt. Sie hatte ihm aber nachgesehen, und er hatte ihr mit dem Schnupftuch gewinkt bis er die Straße hinaus war. Das paßte so zu der „Schwebereligion", und zu der schwebenden Liebe, die sich im phantastischen Kopf des alten Kindes Bettina gestaltete. Es sieht aber der kleinen Textor, der spätern Frau Rath, solche Romantik auf kaiserlich römischem Goldgrund ähnlich. — Wie sie, achtzehn Jahre alt, den Wolfgang gebar, concentrirte sich all ihr Herzensbedürfniß in dem einzigen Sohne, den selbst der steif bedachtsame Herr Vater „einen singularen Menschen" nannte. Daß er ein singularer Mensch ward, dafür sorgte das Schicksal auch insofern, als ein nachgeborner Sohn alsbald starb; die jüngere Tochter Cornelie artete weit mehr nach dem Vater. Auch von ihm hatte der Wolfgang viel, mehr vielleicht als sein eignes Bekenntniß zugab:

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen;
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabuliren.

Aber zu der Mutter Blut gesellte sich auch noch deren Wahlverwandtschaft und Liebe. Um so vieles jünger als der Gatte, stand ihr der Sohn desto näher, und sie erzog sich im Knaben, zum Ersatz für den fehlenden Genossen und Gespielen, einen Vertrauten und Freund. Der Dichter, der sich später in seinen höchsten Glückseligkeitsmomenten einen Liebling der Götter dünkte und nannte, war als Knabe zunächst dieser Mutter Liebling, ein Schooßkind ihrer heitersten Laune. Seine geniale Beweglichkeit und allseitige Empfangenslust hat in der Mutter Art und Natur ihren Grund, und diese Art und Natur ging im Blut auf ihn über; auch diese Lust am Dasein, diese respectvolle Freude an des Lebens Schätzen, geheimnißvollen und offenbaren, sinnlichen wie geistigen, seine Lust zu helfen, zu schaffen, zu fördern in Anderen und für Andere, dieser wunderbare Drang, den Genossen die Welt zu erschließen und ihnen eine Stätte zu bereiten, damit Gott und Natur sich in und mit ihnen freudig und kraftvoll offenbaren könne. Die freie ungebundene Selbstbestimmung seines Wesens wurde nicht wenig genährt durch den Mangel an öffentlichem Schulzwang und eigentlicher Gymnasialzucht unter Altersgenossen; das Gefühl einer Ausnahmestellung reifte im Knaben, und diese Empfindung der Besonderheit und Abgeschiedenheit steigerte, sinnlich wie geistig, das Bedürfniß zum Lieben, noch mehr das Bedürfniß, sich geliebt zu fühlen.

Hier liegt ein tiefes Geheimniß seiner Art und Natur: seine Unruhe, nie anders als im Verkehr mit einer zweiten

Persönlichkeit, im Spiegel seiner selber, und im Brennpunkt einer Neigung leben, athmen, schaffen und dichten zu können. Und an diesen Nimbus, sich von einer Liebe getragen zu wissen, hat ihn zuerst die Mutter gewöhnt. Dies Mutterherz war vom Sohne entzückt wie sonst nur Mädchen- und Frauenherzen in Liebe brennen. Seine geistige Größe dämmerte nur wie eine verschwiegene Ahnung in dieser Mutter auf; es war seine Erscheinung, seine Gestalt, sein Wesen, was sie am Jüngling entzückte. Sie erzählt das ja selbst bei einer Winterfahrt auf dem Main. „Mutter," sagt der Sohn, „Sie hat mich noch nicht schlittschuhfahren sehen und das Wetter ist heut so schön!" — „Ich zog — so schreibt sie, — meinen carmoisinrothen Pelz an, der einen langen Schlepp hatte und vorn herunter mit goldenen Spangen zugemacht war, und so fahren wir denn hinaus. Da schleift mein Sohn herum, wie ein Pfeil zwischen den Andern durch: die Luft hatte ihm die Backen roth gemacht und der Puder war aus seinen braunen Haaren geflogen. Wie er nun den carmoisinrothen Pelz sieht, kommt er herbei an die Kutsch und lacht mich freundlich an. Nun, was willst Du? sag' ich. Ei, Mutter, Sie hat ja doch nicht kalt im Wagen, geb' Sie mir Ihren Sammetrock! — Du willst ihn doch nicht gar anziehen wollen? — Freilich will ich ihn anziehen! — Ich zieh' halt meinen prächtig warmen Rock aus, er zieht ihn an, schlägt die Schleppe über den Arm und da fährt er hin wie ein Göttersohn auf dem Eise. So was Schönes giebt es nicht mehr, ich klatsche in die Hände vor Lust! Mein Lebtag seh'

ich ihn noch, wie er den einen Brückenbogen hinaus und den andern wieder herein lief und wie da der Wind ihm den Schlepp lang hinten nachtrug."

Und bei all dem Glückseligkeitsgefühl behauptete sich zugleich jeder Zeit ihre Würde; ihr Humor hielt sie nicht ab, sich gewissermaßen im Stück wie eine Hauptperson zu gebahren. Als die Grafen Stolberg zu Besuch bei ihr waren, machte sie sich mit dem Gewicht einer Großhofmeisterin geltend, und hieß seitdem Aja, sei's, daß dieser Name eine spanische Gouvernante oder die Würde eines türkischen Beamten, der sich lebenslänglich angestellt weiß, zu bedeuten hatte. (Nach Düntzer stammt der Name aus den Haymonskindern.) Goethe selbst erzählt: Die Grafen waren damals voll Ungestüm, und nach einer und der andern genossenen Flasche Wein kam der zeitgemäße Tyrannenhaß zum Vorschein, und man erwies sich lechzend nach dem Blute solcher Wütheriche. Um dies ins Heitere zu wenden, verfügte sie sich in ihren Keller, wo ihr von den ältesten Weinen wohlunterhaltene große Fässer lagen, Jahrgänge 1706, 1719, 1726, 1748, von ihr selbst gepflegt und nur bei feierlich bedeutenden Gelegenheiten in Anspruch genommen. Mit diesem Gewächs erschien sie wieder vor den lautgewordenen Jünglingen und rief ihnen zu: „Hier ist das wahre Tyrannenblut! Daran ergötzt Euch, aber alle Mordgedanken laßt mir aus dem Hause!"

Die Berufung des Sohnes nach Weimar sah sie gern und mit Stolz, blieb aber für sich lieber im alten gewohnten Ge-

leise daheim, wo sie mit ihrer orthodoxen Reichsbürgerlichkeit mehr galt. Alle Welt in Weimar jedoch blickte auf sie hin, um sich Raths bei ihr in Sachen des großen Sohnes zu holen, Verständniß über ihn oder Einfluß auf ihn durch sie zu gewinnen. An Frau v. Stein beschrieb sie 1785 ihre eigene Silhouette: „Ich habe die Gnade von Gott, daß noch keine Menschenseele mißvergnügt von mir fortgegangen, weß Standes, Alters und Geschlechtes sie auch gewesen ist. Ich habe die Menschen sehr lieb, und das fühlt Alt und Jung, — gehe ohne Prätension durch die Welt, und dies behagt allen Erdensöhnen und -töchtern, — bemoralisire Niemand, suche immer die gute Seite auszuspähen, überlasse die schlimme Dem, der die Menschen schuf und der es am besten versteht, die scharfen Ecken abzuschleifen, und bei dieser Methode befinde ich mich wohl, glücklich und vergnügt." — Der Frau v. Staël stellte sie sich im reichsten Schmuck und Anzug mit den Worten vor: „Je suis la mère de Goethe!" Als Tieck, verkappt als Doctor Gall, ihr zugeführt wurde, hielt sie ihm ihren weißen Kopf hin, um ihn untersuchen zu lassen, was ihr Sohn von ihr habe, lachte aber dann hell auf, wie sie die Mystification erfuhr. Die Hausfrau des Götz und die Mutter in Hermann und Dorothea gaben sicherlich getreue Züge von ihr, die Kernkraft des Gemüths und eine heitere Frömmigkeit der Seele. Das Theater blieb der Matrone Steckenpferd bis in die letzte Zeit hinauf. Im Briefwechsel mit Zelter lesen wir von einer Aufführung der „Geschwister" bei leerem Hause in starker Sommerhitze. Da rief sie über's

Orchester hin: „Herr Werdy, spielen Sie nur tüchtig, ich bin da!“ Worauf Werdy und Alle sehr gut, ja begeistert spielten. Nach dem Ende des Stückes rief sie hinüber: „Ich bedanke mich auch schön und will's meinem Sohn schreiben!“ — Einen Gruß auf der Straße erwiderte sie durch Stehenbleiben, zierlich wie bei der Menuett mit den Fingerspitzen die Röcke erfassend, und mit tiefem Knicks. In der Krankheit, die sie schließlich ergriff, ward sie ungeduldig, stellte sich aber wie ihr eigner Schulmeister gleich zur Rede und sagte sich vor: „Ei schäm' Dich, alte Räthin! Hast guter Tage genug gehabt in der Welt, und den Wolfgang dazu, daß Du jetzt garstig sein willst. Willst Du denn immer auf Rosen gehen? Bist über's Ziel, über Siebzig hinaus! — Schauen's, setzte sie, dies selbst erzählend, hinzu, gleich ist's besser worden, weil ich selbst nicht mehr so garstig war!“

Den Arzt fragte sie aus, wieviel sie noch zu leben habe. „Mach' Er mir nichts vor! Ich weiß doch, daß es mit mir aus ist. Sag' Er's rund heraus: wie lang' hab' ich noch zu leben!“ — Mit heiterer Fassung hörte sie dann die Meinung: „noch bis zum nächsten Mittag.“ — „So bleib' Er bei mir bis ich todt bin!“ bat sie ihn. Am Morgen ihres Todestages (13. September 1808) erhielt sie noch eine Einladung; sie ließ erwidern: „Die Frau Rath kann nit komme, sie hat alleweil zu sterbe!“ — Ihr Leichenbegängniß hatte sie sauber geordnet, heiter das Leben bis auf den Grund ausschlürfend und gewaffnet in Tapferkeit und heller Zuversicht. Den Mägden hatte sie den Todtenschmaus noch bis auf die Wein-

sorten und die Größe der Präzeln genau bestimmt. Ja nicht zu wenig Rosinen! hatte sie angeordnet; sie habe dies nie im Leben leiden können und würde sich auch noch im Tode darüber ärgern „Sie starb — sagte Goethe selbst — in alttestamentlicher Gottesfurcht, voll Zuversicht auf den unwandelbaren Volks- und Familiengott."

---

2. Fräulein v. Klettenberg und das Frankfurter Gretchen.

Neben der Mutter war die Schwester Cornelie die nächste weibliche Gestalt, die den Knaben Wolfgang im häuslichen Kreise umgab. Der Dichter hat über die Schwester im Buche aus seinem Leben genugsam berichtet; eine Dichtung datirt nicht mit ihr. Cornelie war von der Charakterart des ernst bedächtig strengen Vaters; eine solche Gestalt konnte behüten, aber nicht anregend wirken. An schwesterlichen Seelen hat es auch später, neben den Amoretten, die ihn umschwebt, in seinem Leben nicht gefehlt; in der Leipziger Epoche tritt Friederike Oeser in dies Rollenfach. In der Frankfurter Knabenzeit mit ihrem Uebergang zum Jünglingsalter, just um die Zeit seiner Einsegnung (1763), zog ihn eine geistliche Freundin in den Kreis ihrer Empfindungen: Susanna Katharina v. Klettenberg, 26 Jahre alt bei Goethe's Geburt, seit 1760 Conventualin im Katharinenkloster, das Urbild der „schönen Seele" im sechsten Buche von Wilhelm

Meisters Lehrjahren. Ihre Gedichte, 16 an der Zahl nebst 6 Aufsätzen und eben soviel Briefen gab Dr. Lappenberg in Hamburg zum Goethejubiläum heraus. Den patricischen Kreisen der Reichsstadt Frankfurt angehörig, hatte sie bei feiner Weltbildung und bequemer Wohlhabenheit, aber kränkelndem Körper, für versagtes irdisches Lebens- und Liebesglück im überirdischen Freunde und Tröster jene Ruhe, jenen harmonischen Gleichtact und jenen Frieden der Seele gefunden, der wie ein Aether ihr feingewebtes Nervenleben durchzog. Die „Schönheit“ dieser Seele bestand in der reinlichen Sauberkeit ihrer geistigen Verfassung, in der Entfernung von allem gröberen Sinneneindruck, in der Enthaltsamkeit von allem Lärm weltlicher Begier. Ihre selbstgestellte Aufgabe war, die Erde preiszugeben um einen Himmel zu erobern, aber diesen Himmel, nach Verlust eines „Narciß“, in der geistigen, aber persönlich festen Gestalt des Heilandes und Erlösers schon hienieden gegenwärtig zu haben und lebendig wirksam zu fühlen. Das ward ihr zur Quintessenz aus aller Weltbewegung, aller Weltgeschichte und allem Natur- und Menschenleben. Die Person Jesu Christi umfaßte bis zum Gefühl in den Nervenspitzen ihre ganze Existenz, legte segnend ihre Hand auf all ihr Thun und Lassen, breitete einen Mantel um all ihr Denken und Fühlen. Es war das erste geschlossene lebendige System, welchem Goethe in einem Menschenwesen auf seiner langen Laufbahn begegnete. Er hat später und jeder Zeit auch vor dem was er „eine Natur“ nannte, auch wenn solch Menschenwesen nur ganz sinnliche

Bedingungen zur Basis brauchte, so was man sagt: „Respect“ gehabt; nicht selten mehr als billig, so daß er gehen ließ was er nicht ändern, für berechtigt in sich hielt was „Gott-Natur“ so und nicht anders angelegt, den kategorischen Imperativ, den er erst seit dem Umgang mit Schiller aus der Kant'schen Lehre kennen lernte, dem Glück oder Unglück einer in sich fertigen Existenz gegenüber nicht wirksam genug in die Wagschaale legte. Die schöne Seele aber erschien ihm wie ein Naturereigniß auf ganz spirituellem Grund und Boden, ein Phänomen von Luftspiegelungen, das in den tiefsten elementaren Gesetzen des Geistes seine Erklärung fand. Sie war krank und doch heiter. Hier waren die Kreislinien fest, beinahe eng gezogen, und die Harmonie der Stimmung ließ die hier waltenden Kräfte nicht als entschieden krankhafte entarten; in der Gestalt eines Mittlers zwischen Erd' und Himmel, Endlichem und Ewigem war ein Centrum gefunden, das unerschütterlich schien. Die Magie solcher in sich fertigen Persönlichkeit zog ihn so mächtig an, wie der Erdgeist im Faust dem Beschwörer zuruft: „Du hast mich mächtig angezogen, An meiner Sphäre lang gesogen — Und nun?“

Goethe schrieb das sechste Buch des Wilhelm Meister in seinem 36. Lebensjahre (1785), kurz vor seiner italienischen Reise, die so vielfach den Bau germanischer Elemente in ihm abbrach, um antikem Inhalt und der hellenistischen Richtung Raum zu geben. Zwanzig Jahre später ward ihm die Gestalt der Frankfurter Epoche erst fertig zu einem poetischen Gebilde „in farbigem Abglanz“, in welchem er nach seiner

ästhetischen Theorie das höhere „Leben" suchte und festhielt. Die lange Dauer bis zum Abschluß mit dieser Gestalt beweist wie treu sie ihm geblieben, wie langathmig ihr Einfluß gewesen, wie sorgsam, wenn auch im Stillen und unbemerkt, er an der Sphäre dieser Erscheinung gesogen, an ihrem Inhalt innerlich gezehrt. Bekanntlich verbrannten die später fromm gewordenen Stollberge wie Wielands Schriften und Schillers „Götter Griechenlands", so Goethe's Wilhelm Meister bis auf die Bekenntnisse der schönen Seele. Frömmelnde Wortgläubige hätten sich doch sagen können, daß wer diese Gestalt gezeichnet, sie in sich tragen, sie freilich auch austragen mußte um sie geistig zu gebären. Der „große Heide", wie die Hengstenberge und die Eichendorffe, gleichviel ob protestantisch oder römisch, ihn schelten, las sogar in seiner Spätzeit täglich ein Capitel in der Bibel, nicht um Götzendienst zu treiben mit Form und Wort, sondern aus ihrem Inhalt in den Zeugnissen der Märtyrer und Männer Gottes Kraft fürs Leben zu schöpfen, auch wider solche Steiniger an einem Sanct Stephan. Ganz aufzugehen in der Sphäre der frommen schönen Seele: das hätte ihn allen Reichthum des großen Lebens aufgeben heißen für ein still tiefes Winkelchen, wo es dem Herzen schaurig und selig wird, der Geist aber für alle Eroberungspläne die Segel streicht. Gleichwohl hat der Greis in hohen Jahren gestanden, es habe ihn oft im Leben der Gedanke beschlichen, ob er auch wohl Recht gethan, sich der Richtung zu so frommer Einkehr abzuwenden.

8*

So wie Goethe „die schöne Seele“ geschildert, ist Fräulein Klettenberg wohl nicht ganz in der Wirklichkeit gewesen. Goethe copirte nicht; im Gegentheil, den Aether ihrer Wirklichkeit hat der Dichter, wie ich glaube, noch einmal ätherisirt und destillirt, während manches schwach Motivirte in der Schilderung Goethe's doch schließen läßt, daß er nach vorliegenden Briefen und Tagebüchern diese Bekenntnisse geschrieben. Die Weltentfremdung der schönen Seele ist nicht ohne Willkür und Laune. Es fehlt uns das Gefühl der Nothwendigkeit, sich ausschließlich dem himmlischen Bräutigam zu widmen, und die Entdeckung, welche Ungeheuer im menschlichen Busen nisten, macht sie an dem Galan Philo, ohne daß wir sein geheimes Verbrechen erfahren, die Schlange erkennen, die heimlich ihr die Rosen der irdischen Liebe vergiftete. Der Jüngling hatte unter dem unmittelbaren Einfluß ihrer Persönlichkeit ganz andere Sachen, die „Poetischen Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi, auf Verlangen entworfen von J. W. G.“, wie das Frankfurter Jugendproduct bezeichnet ist, und eine ganze Reihe geistlicher Oden gedichtet, die nicht mehr vorhanden sind. Dies war zweifelsohne etwas steifleinene Arbeit, gegen das Seidengespinnst in den Bekenntnissen der schönen Seele. Er schuf das unter directer Eingebung. Fräulein v. Klettenberg stand unter den Einflüssen der damals wirksamen Messiade von Klopstock, und auch das sonst helldenkende, frohgemuthe Mütterchen des Dichters hatte in Angewöhnung und Charakter viel Theil an streng Lutherisch orthodoxer Wort- und Form-

gläubigkeit. Den Glauben an dereinstige Fortdauer, an persönliche Genugthuung und Entschädigung für hienieden Versagtes hatte die Frau Rath sogar bis zu der sinnlich kecken und kindischen Forderung in sich ausgebildet, auch das ihr im Wirthschaftskrame verlorengegangene Schlüsselbund im Lande Jenseits — falls es einen Gott und eine Wiedervergeltung gebe! — sicherlich wiederzufinden. Fräulein v. Klettenberg, auf einen engen Kreis auserlesener Genossen in ihrem Umgang beschränkt, zählte auch die Frau Rath zu ihren Freundinnen, hatte im Goethe'schen Hause soviel Einfluß, daß sie später über Wolfgangs Berufung nach dem Weimarischen Hofe erst um Rath gefragt wurde und ihre Zustimmung gab, die Anfangs der Vater verweigerte. Auch die Frau Rath muß bei all ihrer frisch naiven, sinnlich heitern Lebenskraft doch etwas Sympathisches für die Frommgläubigen gehabt haben, und dies Sympathische war die in Frankfurt erbgesessene Lutherische Orthodoxie, jene bis zur Steifheit strenge Spießbürgerlichkeit in Glaubenssachen, an welcher die Frau Rath ihrerseits so unerschütterlich festhielt, um nach solch abgethanem Tribut nebenbei auch allzeit frisch, heiter und gesund sein zu können. Der Knabe Wolfgang empfing von der Gotteserleuchtung solcher Frömmigkeit einen Abschein und Abglanz auf seine Stirn; sonst hätt' ihn dies Element als bloßes Phänomen nicht so lange beschäftigt. Die fromme Freundin übertrug ihr Wohlwollen von der Mutter auf den Sohn. Der Knabe war geistig früh geweckt; sie hat vielleicht gehofft ihn ganz für die Bahn zu

gewinnen, auf der allein sie Glück und Frieden gefunden. Sie sah in ihm ein nach unbekanntem Heile ringendes Wesen; sein Schwanken, seine Unruhe schrieb sie dem Umstande zu, daß er noch keinen „versöhnten Gott“ habe. In Anwandlung frommer Gefühle ging er sogar damit um, eine neue Religion zu stiften; die seltene Reinheit ihres Wesens gab allen stürmischen Gemüthern Frieden. Sie hat den Knaben geliebt, und geliebt wollte dieser Wolfgang sein, wollte man Zugang zu ihm haben. Zu dieser Verwöhnung bevorzugter Geister hatte das Frau Mütterchen den ersten Grund bei ihm gelegt; die sanfte, ätherisch blasse, himmelselige Freundin pflegte zu zweit dieses Gefühl in ihm, sich geliebt zu wissen, und dies Gefühl ward bei ihm zum nothwendigen Bedürfniß; ohne im Lichtglanz der Neigung einer Seele zu ihm sich wiegen zu können, war der Knabe, der Jüngling, der Mann, ja der Greis Goethe unfähig sich in großen Linien zu bewegen, bedeutsamen Zielen zuzueilen. Dies Glück solcher Gewöhnung ging in seine ganze Lebensweise, ja in die Art, wie er studirte und arbeitete, über. Er las nur was ihm Freunde zutrugen, seine mittheilsame Natur bedurfte solcher Anregung und Vermittelung, wo sonst deutsche Gelehrte in ihrer Studierstube Alles einsam in sich hineinwürgen, aber ihr Wissen auch oft genug bei sich behalten oder unverdaut wiedergeben. Die schöpferische Formgestaltung, für deren Trieb Goethe alle Nahrung zu sich nahm, hatte schon in der Art, wie er sich's beibringen ließ, ihre Bedingung. Was ihm nicht durch Persönlichkeiten vermittelt

wurde, blieb für ihn todte Masse; so war er bis auf Spinoza, den ihm die Jugendgefährten aus der Herder-Jacobizeit zugeführt, für alle Philosophie sonst unzugänglich; historischen Sinn hatte er wesentlich nur im Interesse für eine Persönlichkeit der Weltgeschichte. Die Persönlichkeit der frommen Freundin gewann ihn für die abstracte Einkehr einer einsam still christlichen Weltentsagung, so wenigstens, daß er den Zauber dafür begriff. Sie hat mit leiser, zarter, durchsichtiger Hand des Knaben Wolfgang Lockenhaar gestreichelt und ihn elektrisch und in Neigung für das gestimmt, was ihr das Höchste und das Einzige schien.

Aber in diesem Apolloknaben regte sich der Jüngling schon. Sein allseitig sich erschließendes Gemüth mochte doch wohl zugleich etwas beengende Schwühle in so stillbehüteter Sphäre empfinden. Um so stärker regte sich dann der Widerpart in ihm, das Anakreontische Gelüst, das ja gleich tief, wenn nicht vorherrschend, in seiner Natur begründet lag. Es ward in seiner jungen Seele Alles gleichzeitig gepflegt; in seinem Innern sah es oft sehr kunterbunt aus, wie in der Frau Mutter Schreibepult, von dem Diese selbst berichtete, alle Monate räume sie darin auf, um ihre Correspondenz zu erledigen, denn da liege Alles, Weltliches und Heiliges, arg durcheinander, es sehe da aus „wie im Himmel, alle Rangordnung aufgehoben, Hohe und Geringe, Fromme, Zöllner und Sünder — Alles auf einem Haufen, — der Brief von Lavater ganz ohne Groll beim Schauspieler Großmann." Schäfer nennt es geradezu einen Fehler in des Kna-

den Erziehung, daß Alles zu früh und gleichzeitig neben einander betrieben wurde, schulmäßiger Zusammenhang seinem Einzelunterricht fehlte und der Zügel sich vermissen ließ. Jedenfalls entsprang jedoch aus dieser ersten Lebensführung die Frische autonomer Selbstbestimmung, auch in wissenschaftlichen Studien, zugleich auch Goethe's Hang zum Wechsel, sein Mangel an Gemeingefühl mit einer Gesammtheit. Hatte ihm dies Gefühl der Zusammengehörigkeit nicht die Schule gegeben, so versagte sich ihm das auch, als das zusammenhanglose Vaterland endlich im Zorn wider Franzosenthum und entehrende Fremdherrschaft zum Gemeingeist erwachte. Um so mehr war Goethe allezeit auf Persönlichkeiten und Persönlichkeitsverhältnisse gewiesen, während seinem Herzen, so deutsch es war, die Sonne eines Kosmopolitismus leuchtete, in deren Strahlen er dem Gedanken einer Weltlitteratur und einer allgemeinen Verbrüderung der Menschengeister nachhing. Auch dies ist ja deutsch; nennt uns Deutsche doch noch heute der Americaner Emerson die Nation „die für die Welt denkt,“ während Engländer, Franzosen und zumal Americaner Völker sind, die nicht blos für sich denken, sondern auch für sich arbeiten.

Den Jünglingsknaben Wolfgang trieb die Frankfurter Orthodoxie steifer Frömmigkeit, so tief sie Keime in ihn legte und im Stillen dauernd haftete, zum andern Pol seiner lebendürstenden Natur. Er kam ins Gewühl sinnlich leichtbewegter Gesellen und stahl sich, selbst unter dem Deckmantel der mütterlichen Beschönigung, auch Nachts hinweg,

um Gelage mitzufeiern, wo Lust und Liebe ihre ersten, aber nicht ganz reinen Flügel hob. In solch einem Kreise, der den Dichterjüngling sogar mißbrauchte, lernte er Gretchen kennen, das Frankfurter Bürgermädchen, das für seine erste Geliebte gilt, von seinem Gretchen im Faust wohl aber nur den Namen hat. Jenes Frankfurter Geschöpf, die Schwester eines leichtfertigen Kameraden, war Abends Schenkmädchen im lustigen Kreise, Tagesüber auch Putzmachermamsell in einem Modewaarengeschäft. Ein abendliches Gelag hält den Schwarm lustiger Gesellen bis über Mitternacht hinaus beisammen, und wie der vornehme Sohn des kaiserlichen Rathes den Hausschlüssel vergessen zu haben bedauert, der ihn still ohne Vaters Merken heim ins Nest geleiten konnte, da macht das Gretchen den Vorschlag, lieber ganz die Nacht beisammen zu bleiben. Die bacchanale Gesellschaft nimmt das an, und wie der Schlaf sie übermannt, gruppirt man sich Paarweise, um die Nacht zu überdauern, das Pärchen Wolfgang und Gretchen in der Fensternische, sie mit dem Kopfe schläfrig an seine Schulter gelehnt, und er, im Gemisch von Zärtlichkeit und Stolz, der von ihr Auserkorne zu sein, die reizende Last stützend bis auch er der Müdigkeit erliegt. Auf Betrieb der kecken Burschen hatte Wolfgang die Liebeserklärung eines Mädchens an einen Herrn, den man necken wollte, abgefaßt, Gretchen aber allen Ernstes, als wenn Neid sie treibe, ihn gescholten, daß er derlei Verse, statt aus eignem Antriebe, nur zu fremden Zwecken für Andere mache. Eine Frage, ob sie sich zu seinen Versen bekennen wolle, hatte sie halb scherz-

haft bejaht und damit war ein traulich Verhältniß artig eingeleitet. Ihre Haltung war ganz ehrbar, von niemand ließ sie sich berühren, auch von ihm nicht; nur ihrerseits lehnte sie gern den Arm auf seine Schulter, wenn er Nachts den Gesellen seine Schwänke vorlas. Bei der Krönungsfeierlichkeit hat er sie durch die Stadt geleitet, und als er vor ihrem Hause schied, hat sie ihm die Stirn geküßt, ohne Ahnung, daß es ihr letztes Begegnen war. Der Unfug der Burschen war ruchbar, sogar criminell geworden, die possenhaften Mystificationen in Polizeiverbrechen und Geldschneiderei ausgeartet. Gretchen, ebenfalls vor Gericht gezogen, sagte über Wolfgang aus, sie habe den Knaben wie eine ältere schwesterliche Freundin von üblen Streichen eher abgehalten. Für des angehenden Jünglings Eitelkeit war es kränkend genug, daß ein Mädchen, nur um wenige Jahre älter, sich so oberhofmeisterlich gegen ihn erklärte; es verdarb ihm das Wohlgefallen an ihr, ob er es schon mühsam bekämpfte, nachdem sie, vielleicht auf höheren Betrieb, die Stadt verlassen. — Eine Tradition in Frankfurt macht dies Gretchen zur Kellnerin im Bierhause „zum Puppenschränkchen“. Die Existenz eines Offenbacher Gretchens, Tochter im Wirthshause „zur Rose“ daselbst, ist wohl nur aus Verwechslung eine Fabel in der Gallerie der Goethe'schen Geliebten. — Das Gefühl der Beschämung blieb aber dem Jüngling lange genug und in seiner nächsten Berührung mit einem weiblichen Wesen, als Student in Leipzig, spielte er lieber seinerseits den Coquetten und Intriguanten, statt sich von der Ueber-

legenheit eines ältern Mädchens närren zu lassen. In seiner Herzenskränkung aber und Trostbedürftigkeit schloß er sich in Frankfurt damals um so inniger der Schwester an. Auch that ihm im Liebesleid selber eine vertraute Freundin nebenher noch noth, wie später Auguste Stolberg in der Liebesepoche mit Lili eine solche war, bis ihm Charlotte v. Stein Geliebte und Freundin in Einer Person werden sollte. Die „schöne Seele" beherrschte später noch zum zweiten Male auf Momente des Dichters Gemüth, als er krank und matt von Leipzig heimkehrte und der zerfahrenden Weltlust müde, wieder im alten Giebelzimmer des väterlichen Hauses am Hirschgraben saß, sich alchymistischen Studien ergab und den Theophrastus Paracelsus und van Helmont las, als sollt' er schon damals zum Faust sich rüsten. Da gab es recht eigentlich Momente, wo die schwesterlichen Seelen sich zur Pflege seiner bemächtigen mußten. Und neben der Schwester Cornelia war es von neuem Fräulein v. Klettenberg die zu ihm herantrat, um ihm in der Ebbe seines Herzens zur Seite zu stehen und das halb gestrandete Fahrzeug vor gänzlichem Versinken zu behüten. Aus den Tröstungen einer abstracten Welt, die ihm da wurden, schuf er sich ein neuplatonisches Christenthum, das ihm später Spinoza zu einer gewissen Weltreligion des Geistes umgestalten half. — Fräulein v. Klettenberg starb im December 1774, 51 Jahre alt, bald nachdem Klopstock Frankfurt besucht hatte und für Goethe die persönliche Beziehung mit dem Prinzen von Weimar angeknüpft war. Die Erscheinung von Werthers Leiden

hat sie noch erlebt, selbst den Clavigo; doch war ihr Einfluß auf den Dichter schon erloschen. Der zum zweiten Mal mit ihr lebendig gewordene Verkehr war nur wie eine Reue gewesen, die ihn nach einem sehr bedenklich weltlichen Leben in Leipzig angewandelt.

---

3. Das Leipziger Käthchen und Friederike Oeser.

Otto Jahn brachte Goethe's Briefe an Leipziger Freunde, an den Weinwirth Schönkopf und dessen Tochter Käthchen, an Oeser und dessen Tochter, an die Buchhändler Breitkopf und Reichert u. s. w. mit Steindrucken des anmuthigen Anna-Käthchens, der schalkhaft neckenden Friederike Oeser und der seltsam in sich vertieften und versteiften Cornelia Goethe, deren meist französisch geschriebene Briefe wie auferlegte Schulübungen aussehen.

Es war just in der Michaelismesse, im October 1795, als der sechszehnjährige Wolfgang Goethe in der Pleißestadt anlangte und alsbald in der großen Feuerkugel auf dem Alten Neumarkt Wohnung nahm. Frankfurt war damals gegen Leipzig gesellschaftlich wie bürgerlich und kaufmännisch ein in orthodoxer Haltung zurückgebliebener Ort. Erst mit dem Sitz des deutschen Bundestages hat die Mainstadt das alte reichsstädtische Costüm abgelegt und an Eleganz, diplomatischem Weltverkehr und Glanz die Pleißestadt wieder überflügelt. Messe und Hochschule hatten damals wetteifernd

nach außen und innen Leipzig zu einer Weltstadt von Bedeutung gemacht; es dünkte sich bei dem jährlich zweimaligen Zusammenströmen von mercantilen Kräften, namentlich aus dem damals noch nicht verschlossenen europäischen Osten, ein Mittelpunkt des universellen Weltverkehrs. Dem entsprach das Raffinement der socialen Bildung; trotz der Gellert'schen Richtung mit der still in sich gedrückten timiden Frommseligkeit hat Leipzig dem jugendlichen Studenten Goethe den Eindruck von einem „Klein-Paris" gemacht, wie er das im Faust, in Auerbach's Keller, selbst verkündete. Es war hier zum ersten Mal, daß der Jüngling Welt sah, europäische Welt im Meßverkehr und Bildungswelt im neuesten Zuschnitt.

Der Jüngling Goethe schien theils eckig und orthodox, theils leichtsinnig und wild. Seine derben Frankfurter Manieren mit der stark provinziellen oberdeutschen Mundart galten dem feinen Modeton für Uncultur. Die altfränkische Art, wie er gekleidet ging, unterwarf ihn wiederholten Neckereien, und als im Theater ein Dorfjunker im ähnlichen Schnitt auftrat und allgemeines Gelächter erregte, tauschte der Frankfurter Patriciersohn seine gesammte Garderobe schnell in neumodische Tracht um. Die Frau des gelehrten Hofrath Böhme, bei dem er Jus und Staatswissenschaften tractirt, wird sein weiblicher Mentor und schult ihn mehr als Quartanten und Kathedervorträge. Sie nimmt sich nicht blos seiner gesellschaftlichen Tournüre, auch seiner gesammten Aesthetik, Moral und Geschmacksrichtung an. Nicht allein seine reichsstädtische Garderobe und seine Frankfurter

Manieren, auch seine Ueberzeugungen von dem was gut und schön, bringt er ihr zum Opfer; seine bisherigen Gedichte, Hochzeitscarmen, Gelegenheitsverse, Episteln, geistliche Oden und anakreontische Versuche, Alles übergiebt er den Flammen der Leipziger Aufklärung. Die männliche Gallerie von Zeitgenossen aus der Leipziger Welt hat er selbst uns vorgeführt, ausführlich Gottsched mit dessen Bedienten bei seinem Besuch in Scene gesetzt, über die Studien und Exercitien bei Gellert berichtet. Er war jedoch auch in Leipzig weit mehr in der Schule der Frauen. Die ebenso aufgeklärte wie elegante Frau Hofräthin Böhme war äußerst kritisch und fein; sie widerlegte ihm den ganzen bisherigen Vorfund deutscher Litteratur. Das wirkte aufräumend, aber mehr negirend als positiv förderlich. Wenn man ihm Klopstock bezweifelte und Gellert nahm, so gab man ihm dafür nicht in Lessing den starken Hort und Anwalt einer heimischen Zukunft; die Aufklärung in Klein-Paris war wesentlich französirt; Frankfurt, so nahe der westlichen Grenze, war deutscher als Leipzig, die dem slavischen Osten hin geöffnete Welthandelstadt.

So gleichsam abgebrannt an heimathlichen Begriffen und Sitten, mehr elegant neumodisch geformt als mit neuem Inhalt erfüllt, besucht ihn in der Fremde der zehn Jahre ältere Landsmann Johann Georg Schlosser, der später sein Schwager wurde, damals Geheimsecretär eines Herzogs von Württemberg. Goethe führte ihn ins Weinhaus im Brühl Nr. 79, um in des Wirthes Frau eine Landsmännin aus Frankfurt zu begrüßen. Da tauchten heimische Erinnerungen

im Jüngling auf, und machten ihm wohl und weh. Frau Schönkopf, die kräftige Wirthin, blieb mit ihren Gästen gern über Kaffee und Tabak hinaus bei Tische, und wenn des Wirthes Töchterlein Anna Katharina, meist Käthchen geheißen, in Dichtung und Wahrheit als Aennchen und Annette vorgeführt, den Wein auftrug nach rheinischer Art, da ward Beiden, dem Jüngling und dem Mädchen mit heimischem Blut mütterlicherseits, das Herz voll, zumal Abends, wenn der Studiosus mit seinem Flöten- oder auch Cellospiel zum Clavier stümperte. Spielten sie Komödie, so hatten Käthchen und Wolfgang natürlich die Liebhaberrollen. Der Student Goethe begann dies Käthchen zärtlich zu lieben. Hatte sie etwas von seinem Frankfurter Gretchen oder war's nur ein leiser Anflug davon, eine Heimwehstimmung oder sein allzeit reges Bedürfniß; genug, er hat dies Käthchen sehr gern gehabt und in ihr gleich starke Liebe entzündet. Aber er wollte mit seinen Empfindungen nicht abermals lächerlich erscheinen, auch nicht wie ehedem als Knabe geringgeschätzt werden. Auch Käthchen war wie jenes Gretchen älter als er. Statt sich verspottet und als ein Spiel der Mädchenlaune zu sehen, wollte er lieber selbst den Anschein loser Spielerei sich geben. Vielleicht auch sagte sich jetzt der Patriciersohn, wo zum zweiten Mal ein schönes Wirthshauskind ihn zärtlich reizte, daß ein Abstand sei zwischen ihm und ihr. Genug, er wollte nicht erkannt, nicht ertappt, nicht entlarvt sein und spielte Versteckens mit seiner an sich ehrlichen Empfindung. Er ward erfinderisch in der Position, die er sich gab. Von der Dame

Hofräthin zum Elegant dressirt, stellte er sich verliebt in ein hochstehendes Fräulein seiner Bekanntschaft, gab sich den Schein, als gelte Dieser sein Staat und seine Toilette. Er schnitt sogar Cour bei dem hochgestellten Fräulein, um in der That die Aufmerksamkeit der Leute von seiner Neigung zum Schönköpfchen abzulenken. Mit dieser tyrannischen Grille quälte er nun das arme Kind, das für ihn fühlte, und ähnlich wie Ophelie zum Hamlet sagen konnte: In der That, mein Prinz, Ihr machtet mich es glauben! Und so verdarb er sich die schönsten Tage, bis des Mädchens Geduld erschöpft war und ihre Neigung in kummervollen Thränen sich ertränkte. Nun bereute der Jüngling sein frevelhaftes Thun, bemühte sich das verlorne Herz wiederzuerobern; aber vergebens, und in seiner Verzweiflung stürmte er nun auf sich ein, ergab sich leidenschaftlichen, vielleicht wilden, jedenfalls ausgelassenen Zerstreuungen, denen eine zerrüttete Gesundheit, ein Blutsturz, wie er es als Greis schildert, physisch das Ziel setzte, während seine Seele nicht eher Ruhe und Sühne fand, als bis er den ganzen Liebeshandel im Schäferspiel: „Die Laune des Verliebten“ poetisch wiedergegeben. Seine gesammte Weltauffassung aber, die ihm Leipzigs Gesellschaftszustände boten, und wie Schuld und Mitschuld in all der Verschlingung von Neigungen böslicher Art sich die Stange halten: das liegt in den „Mitschuldigen“ zu Tage, diesem peinlich quälenden, halb frivol lächerlichen, halb ernst verletzenden Spiegelbilde einer sittlich unterhöhlten Gesellschaftswelt, die hinter der Maske der Eleganz ein häßliches Antlitz trug.

Das waren die größeren Leipziger Früchte, seine ersten dramatischen Gebilde, und jedenfalls trug Leipzig, wo schon vorher das Theater eine gewisse Blüthe erlebt hatte, dazu bei, dramatisches Compositionstalent in ihm zu wecken. Nur war der Grad dieser Pflege dort kein hoher, die Pflege dieser Blüthe keine stetige; die Unbill der Zeiten hatte sie damals unterbrochen. In der zweiten Hälfte der vierziger Jahre (1746—1750) hatte der Student Lessing unter der Frau Neuberin in Leipzig seine ersten dramatischen Schwingen versucht; allein der siebenjährige Krieg hatte ganz Sachsen, nicht blos die Meßstadt, heruntergebracht; mit 1763, dem Schluß des Krieges, hörte der Glanz des Dresdener polnisch-sächsischen Hofes auf, während die mercantile Weltstadt sich nur langsam wieder hob. Just 1765, im Jahre wo Goethe nach Leipzig kam, hatte Koch mit einer stehenden Gesellschaft ein neues Theaterprivilegium erhalten. Ein Jahr darauf ward das neue Haus mit Elias Schlegel's „Hermann" eröffnet, einem Drama das mit altgermanischen Thierhäuten um sich warf und unfern der Lederhalle zur Meßzeit einen sehr ledernen Patriotismus von den Brettern herunterpolterte. Es bedurfte bei dem Studiosus Goethe wohl kaum der Frau Hofräthin Böhme, um kritisch dies Drama zu widerlegen und lächerlich zu machen, ob es schon bei der Menge einen gewissen Eindruck zu machen schien. Ein Glück, daß dem Jüngling das Deutschthum alter Zeit nicht ganz damit verleidet wurde, ihm für später Lust und Spannkraft blieb, den Götz zu schreiben, zu dem ihm freilich erst Straß-

burg mit seinem Münster den Anlaß gab. In Leipzig war er hingebend und empfänglich für des Kreissteuereinnehmers Weiße Dramen, die über die Bretter lodderten; für Weiße's Romeo und Julia hätte er sogar gern geschwärmt, zumal wenn Demoiselle Schulz darin agirte, die er vorzugsweise nur in hochtragischen Partieen sehen wollte. Wenn aber die Frau Hofräthin, aufgeklärt und verständig nobel wie sie war, ihm selbst das kleine Lustspiel von Weiße: „Die Poeten nach der Mode" lächerlich machte und diese Poeten als sehr hors de la mode und außerhalb des guten Geschmacks nachwies: was blieb ihm da übrig als seine Studien bei den Franzosen fortzusetzen und seine Versuche in Alexandrinern zu cultiviren, wie er denn neben der Laune des Verliebten und neben den Mitschuldigen auch aus dem Französischen übersetzte, und ein Bruchstück von Corneille's „Lügner" deutsch von ihm aufgefunden wurde (in Schöll's Briefen und Aufsätzen rc.). Gottsched war verbraucht, Gellert eng und beschränkt; und was gleichzeitig Großes in Deutschland geschah, blieb örtlich gebunden und abgesperrt; Lessing's Dramaturgie, sein wunderbar großer Versuch, in Hamburg der deutschen Nation eine Schaubühne zu schaffen, scheiterte ganz einsam im hohen Norden und blieb, da Deutschland ohne alles Centrum war und selbst die centralisirenden Surrogate und Nothhelfe von heute fehlten, für den Augenblick ohne alle segensreichen, weitergreifenden Erfolge. Selbst Minna von Barnhelm, das Product des siebenjährigen Krieges, wurde für die deutsche Bühne erst sehr langsam und allmählich eine

Grundsäule zur neuen Epoche, zu einer Fragment gebliebenen Epoche, im Drama deutsch und groß, edel und zugleich wahr und wirksam zu sein. Goethe hält bei der Leipziger Epoche in seinem Werke „Aus meinem Leben" dem Herold Lessing und seiner Minna eine starke Lobrede; allein das damalige Leipzig gab zu solchem Standbilde wenig Postament, und Lessing's Einfluß auf Goethe, davon abgesehen, daß er leider kein durchgreifender und dauernder für ihn war, wird erst später im Clavigo sichtbar. In Leipzig ward schon damals allzu viel musicirt, um im Drama eine neue Epoche festzuhalten. Demoiselle Schmähling, die spätere Mara, und jene Corona Schröter, die der Dichter später in Weimar wieder begrüßen sollte und die ihm — sagt man, obschon unverbürgt, — zur Philine einige Elemente geliefert, blühten im Concert des Gewandhauses und in Hasse's Oratorien, während Hiller mit seiner Oper das Theater beherrschte. Im Hause Breitkopf ward concertirt und Goethe's ältestes Liederbuch in Musik gesetzt. Diese zwanzig Lieder, componirt von Bernhard Breitkopf, erschienen 1770 im Druck, nachdem Goethe sein akademisches Dreijahr in Leipzig beendet, ohne des Dichters Namen, mithin in Bezug auf den dichterischen Text als Nebensache. Diese zwanzig Lieder gingen zum Theil in des Dichters Werke über, unter den Ueberschriften: „Die schöne Nacht, Glück und Traum, lebendiges Andenken, Glück der Entfernung, an Luna, Brautnacht, Schadenfreude, Unschuld, Scheintod, die Freude, Wechsel." Nach Goethe's Tode hat man davon auch die Lieder: „Der Misanthrop, verschiedene

Drohung, Mädchenwünsche, Beweggrund, Liebe wider Willen, wahrer Genuß" in die Sammlung aufgenommen, während das Schlußgedicht: „Zueignung" noch fortblieb, mit dem Anfang:

Da sind sie nun! da habt Ihr sie,
Die Lieder, ohne Kunst und Müh,
Am Rand des Bachs entsprungen.
Verliebt und jung und voll Gefühl,
Trieb ich der Jugend altes Spiel,
Und hab' sie so gesungen.

Das ganze Leipziger Liederbuch macht den Eindruck einer wenig erquicklichen Unreife; die tändelnden Schäferspiele mit Gott Amor, dem losen Kleinen, sind ein Gemisch von Geßner'scher Unschuld und Wieland'scher Schlüpfrigkeit; die Dramen aus jener Epoche fügen noch die steifen Exercitien im altfranzösischen Alexandrinerstyl hinzu, als hätte noch kein Lessing die Tenne deutscher Litteratur gefegt. In einem Briefe an den Buchhändler Reich vom Jahre 1770 nennt Goethe noch Wieland wesentlich seinen Lehrer und Meister. Er bedurfte Herder's und einer Straßburger Epoche, um sich eine stärkere Welt zu erschließen. Im Gedicht: „Wahrer Genuß" singt Goethe:

Ich bin genügsam und genieße
Schon da, wenn sie mir zärtlich lacht,
Wenn sie bei Tisch des Liebsten Füße
Zum Schemel ihrer Füße macht,
Den Apfel, den sie angebissen,
Das Glas, woraus sie trank, mir reicht,

Und mir bei halb geraubten Küssen
Den sonst verdeckten Busen zeigt.
Und wenn in stillgesell'ger Stunde
Sie einst mit mir von Liebe spricht,
Wünsch' ich nur Worte von dem Munde,
Nur Worte, — Küsse wünsch' ich nicht.
Welch ein Verstand der sie beseelet,
Mit immer neuem Reiz umgiebt!
Sie ist vollkommen, und sie fehlet
Darin allein, daß sie mich liebt.
Die Ehrfurcht wirft mich ihr zu Füßen,
Die Sehnsucht mich an ihre Brust;
Sieh, Jüngling, dieses heißt genießen,
Sei klug und suche diese Lust ꝛc. ꝛc.

Dies das laxe Gemisch von zärtlicher Wollust und Pedanterie aus der Leipziger Liebesperiode, sehr in Abfall gegen die natürlichen Empfindungen im Sesenheimer Liederbuch.

In Leipzigs Gesellschaftsbildung und Weltverkehr hatte Goethe als Mensch die reichsstädtischen Formen, die Orthodoxie des Herkommens abgeworfen. Wieder heimgekehrt, erfaßte ihn ordentlich eine Sehnsucht nach den freieren Bewegungen der Leipziger Sitte. Die Frankfurter Frauengestalten erschienen ihm eckig, prüde und stolz bei geringerm Bildungsinteresse. 1768 am 28. August, an seinem neunzehnten Geburtstage, war er in einem Hauderer von Leipzig geschieden, von Käthchen Schönkopf ohne Lebewohl. Er hat Briefe an sie geschrieben aus Frankfurt, und entschuldigt sich bei ihr deshalb. „In der Nachbarschaft war ich," schreibt er, „ich war schon unten an der Thür, ich sah die Laterne; ich

hatte das Herz nicht hinaufzusteigen. Zum letzten Mal: wie wäre ich wieder heruntergekommen! — Ich thue also jetzt was ich damals hätte thun sollen; ich danke Ihnen für alle Liebe und Freundschaft, die Sie mir so beständig bewiesen haben und die ich nie vergessen werde. Ich brauche Sie nicht zu bitten, sich meiner zu erinnern; tausend Gelegenheiten werden kommen, bei denen Sie an einen Menschen gedenken müssen, der drittehalb Jahre ein Stück Ihrer Familie ausmachte, der Ihnen recht oft Gelegenheit zum Unwillen gab, aber doch immer ein guter Junge war und den Sie hoffentlich manchmal vermissen werden. Wenigstens ich vermisse Sie oft — darüber will ich hinweggehen, denn das ist immer für mich ein trauriges Capitel." Und er kam auch darüber hinweg, der gute Junge, als von Leipzig die Kunde einlief, Käthchen sei mit einem Dr. Kanne verlobt, den Goethe bei ihr eingeführt hatte. Er schreibt ihr darauf, er sei bei ihr im Traume gewesen und habe sie verheirathet gesehen. „Wenn ich uneigennützig darüber denke," schreibt er ihr, „wie freut mich das, Sie, meine beste Freundin rc. in den Armen eines liebenswürdigen Gatten zu wissen, Sie vergnügt zu wissen, und befreit von jeder Unbequemlichkeit, der ein lediger Stand, und besonders Ihr lediger Stand ausgesetzt war. Ich danke meinem Traum, daß er mir Ihr Glück recht lebhaft geschildert hat, und das Glück Ihres Gatten und seine Belohnung dafür, daß er Sie glücklich gemacht hat. Erhalten Sie mir seine Freundschaft dadurch, daß Sie meine Freundin bleiben, denn auch bis auf die Freunde müssen Sie jetzt Alles gemein

haben." Im letzten seiner Briefe an sie, worin er ihr seine Abreise nach Straßburg meldet, vom Januar 1770, schreibt er ihr unter Anderem: „Sie sind ewig das liebenswürdige Mädchen, und werden auch die liebenswürdige Frau sein. Und ich, ich werde Goethe bleiben. Sie wissen was das heißt." — Käthchen lebte als Frau Dr. Kanne bis zum Jahre 1810.

Von Friederike Oeser ist nicht die Rede in Goethe's Dichtung und Wahrheit. Und doch hat er ihr in Prosa und Versen manche Epistel gewidmet von Frankfurt aus, als er weh- und reumüthig an die Leipziger Vergangenheit dachte. Sie war des Mannes Tochter, bei dem er in der Pleißestadt auf der Akademie mit einigen jungen Edelleuten, unter denen zufällig der spätere Staatskanzler v. Hardenberg war, Zeichnenunterricht genossen. Oeser hatte für Goethe das Verdienst, ihm Winckelmann's Gedankenwelt thatsächlich und praktisch zu eröffnen, denn thatsächlich und ausübend, nicht anders, ließ er sich alles beibringen was er aufnahm. Aus den Episteln an Friederike Oeser geht hervor, daß er oft bei ihr Trost gefunden, wenn „sein böses Mädchen ihn geplagt." Friederikens Witz und Munterkeit verscheuchte die böse Laune; oft freilich setzte sie ihm auch muthwillig und unbarmherzig zu, wenn er unglücklich schien und ihr sein Leid klagte. Er schätzte ihr Urtheil, und in ihren Händen ließ er die älteste handschriftliche Sammlung seiner Lieder mit den Melodien zurück. Aus den Frankfurter Briefen ergiebt sich, daß es abermals und immer ein weiblich Wesen sein mußte, dem er beichtete, auch wenn er demselben nur Erwägungen und

Betrachtungen zu widmen hatte. „Meine gegenwärtige Lebensart“, schrieb Goethe ihr am 13. Febr. 1769, „ist der Philosophie gewidmet. Eingesperrt, allein, Cirkel, Papier, Feder und Tinte und zwei Bücher, das ist mein ganzes Rüstzeüg. Und auf diesem einfachen Wege komme ich in der Erkenntniß der Wahrheit oft so weit und weiter als Andere mit ihrer Bibliothekswissenschaft. Ein großer Gelehrter ist selten ein großer Philosoph, und wer mit Mühe viel Bücher durchblättert hat, verachtet das leichte einfältige Buch der Natur; und es ist nichts wahr als was einfältig ist. Freilich eine Recommandation für die wahre Weisheit! Wer den einfältigen Weg geht, der gehe ihn und schweige still! Demuth und Bedächtlichkeit sind die nothwendigsten Eigenschaften unserer Schritte darauf, deren jeder endlich belohnt wird. Ich danke es Ihrem lieben Vater; er hat meine Seele zuerst zu diesem Wege bereitet.“ — Eine poetische Epistel: „An Mademoiselle Oeser zu Leipzig“ (unter den an Personen gerichteten Gedichten), vom 6. November 1768 datirt, bestätigt, daß er in seinen Leipziger Herzensnöthen bei Oeser's Tochter Ruhe und Trost, also Freundschaft, nicht Liebe, gefunden. Er sehnte sich in Frankfurt nach solcher Beruhigung:

Zwar hab' ich hier an meiner Seite
Beständig rechte gute Leute,
Die mit mir leiden, wenn ich leide;
Sie sorgen mir für manche Freude,
Es fehlt mir nur an mir, um recht beglückt zu sein;
Und dennoch kenn' ich niemand, der die Pein

Des Schmerzens so behende stillt, die Ruh'
Mit einem Blick der Seele schenkt wie Du.

Er findet „das Frankfurter Frauenzimmer", er meint das gesammte Geschlecht, gegen das Leipziger gehalten, nicht besonders reizend; auch Friederiken Oeser sei dort keine gleich an Munterkeit, an Einsicht und an Witz, und ihrer „Stimme Harmonie", wie käme die „heraus ins Reich!"

So ein Gespräch wie unsers war im Garten
Und in der Loge noch, mit diesem seltnen Zug,
So aufgeweckt und doch so klug,
Ja darauf kann ich warten!

Man hat auch Briefe des Leipziger Studenten Goethe „an Friederike Oeser in Dölitz", dem Dörfchen, wo Oeser's Landhaus stand, dessen Decken der Meister selbst gemalt. Dorthin hatte der Arme in der „Laune des Verliebten" sich oft und gern geflüchtet und Trost gesucht und gefunden. Damit ist dann auch hinlänglich eingestanden, daß Friederike nur eine der „schwesterlichen Seelen" war, denen man gut ist, aber die man nicht liebt. Friederike Oeser starb 1829, unverheirathet, 81 Jahre alt.

---

4. Friederike von Sesenheim.

Rousseau sagt: Die Männer philosophiren besser über das menschliche Herz, aber die Frauen lesen besser darin. Ist dem so, — und es wird wohl so sein, — dann hat Goethe

viel von der Natur eines Weibes in sich gehabt; denn kein Dichter der Welt hat gleich tief und zart die verborgensten Falten des Menschenherzens erkundet, dessen geheimste Schrift entziffert. In allem, was den Menschen zum Manne macht, Größe, Macht und Kraft, die äußere Welt zu erfassen und sich an ihrer Gestaltung zu betheiligen: in dieser großen Leidenschaft überflügeln ihn Shakspeare und Schiller als Dichter; in der Kenntniß der inneren Bedürfnisse und Beschaffenheiten des Herzens steht Goethe unerreicht da. Und in der That, wir wissen nicht, verdankt er das der unablässigen Reihenfolge von Frauen, in deren Umgang er wurde was er geworden, oder hatte seine eigene Natur dies Frauenhafte an sich. Diejenigen Zeitgenossen, die ihn in seinem Alter persönlich gekannt, die fest in sich gegliederte Harmonie seines Wesens, die gehaltene, imposant zusammengefaßte Manneskraft, ja das Olympische, das Jovisartige in seiner Erscheinung bewunderten, haben nur den fertigen Greis, der mit der Welt und sich abschloß, vielleicht gar nur den Minister in ihm kennen gelernt, nicht den Dichter in ihm, den allezeit durchstürmten Jüngling, den Jünglingsgefühle bis ins hohe Alter begleiteten. Im Jüngling Goethe aber steckte zum großen Theil der ganze Dichter Goethe. Und dieser war die Unruhe selbst, die personificirte Bewegung, die Hingebung, die im Andern sich sucht, um sich im Besitz des Andern zu erweitern. Eroberungslust mag männlich heißen; die Lust, sich hinzugeben, ist weiblicher Art. Sein Herz hat nie im Leben still gestanden, immer fühlte

er sich im Abglanz eines zweiten Wesens, das sein war oder werden sollte. Freilich war der allezeit sich Hingebende zugleich mit dem starken Drang behaftet, sich selbst in all dem Sturm zu behaupten, und wo er sich verloren, sich wieder zu retten. Dies war der tiefe Proceß seiner Eigenthümlichkeit, aus welchem die meisten seiner Dichtungen flossen. Und sich in solchem Proceß zu bespiegeln, in Lust und Leid solches Sturmdranges sich zu schildern und im Bilde wiederzugeben: sollte das nicht weiblich genannt werden können? Die Schöpfung eines Egmont, der sich in der Seele eines Clärchens spiegelt und gefällt, bezeugt das. Und was sein Gretchen am Faust entzückt: „Sein hoher Gang, seine edle Gestalt, seines Mundes Lächeln, seiner Augen Gewalt, seiner Rede Zauberfluß und ach sein Kuß" — das kann nur gedichtet haben, wer selbst in eigener Person, wenn auch unschuldig, naiv und als reine Gabe der Götter, die volle Glorie solches Selbstgefühls in sich erlebte.

Ein recht schwächlich Büchlein, — „das Büchlein von Goethe (angeblich) herausgegeben von Mehreren, die in seiner Nähe lebten" (zu Penig 1832 erschienen), — brachte die lächerlich paradoxe Behauptung: „Ein so großer, gewaltiger Mensch, aber lieben konnte er nicht!" Von den vielen schiefen vielleicht die schiefste Auffassung Goethe's, dessen Größe nicht in dem was Männer groß macht, dessen Kraft und Stärke in der Weichheit, Tiefe und Fülle der Hingebung lag. Daß er, in sich gesättigt und mit sich abgeschlossen, im Alter jene Unantastbarkeit entfaltete, die von seiner Person ebenfalls

in seine Spätwerke überging, kann nicht über den Kern seiner Natur täuschen. Shakspeare und Schiller haben Männer geschaffen, Goethe schuf wesentlich Jünglingsnaturen und Frauengestalten, und er hat darin seine Stärke. Und was ein Dichter am besten geschaffen, das muß er am tiefsten und reichsten in seiner eigenen Natur getragen haben.

Dieses Dichters Herz hat nie stillgestanden. Eine lange Gallerie von Frauen fand Platz im Mausoleum seiner Brust. Eine verdrängte die Andere; als er sein Leben schrieb, war manches holde Bild, das ihm gelächelt, ganz in Vergessenheit gesunken. Wo er selbst geschwiegen, sollten auch wir die Decke nicht heben wollen, die kleinen Surrogate und Nothbehelfe im Bedürfniß nach Liebe nicht untersuchen: aber die Lust, sein Leben und sein Dichten congruent zu machen, ist bei deutschen Forschern eine unendliche. Als er, nach der Leipziger Epoche, im Vaterhause eine zerrüttete Gesundheit in Buße und langsamer Heilung wiederhergestellt, die fromme „schöne Seele" ihm wieder näher und trauter geworden war, stieg auch wieder mit der Fähigkeit zum neuen Leben die Fähigkeit zum Lieben, denn beides war in ihm Eins, in seiner Seele auf. Geliebt wie er hat Keiner, und Niemand wurde auch so wie er geliebt. Es war seine Natur, sein Beruf, Liebe zu erwecken und im Reiz der Gegenempfindung den süßesten Kern des Daseins zu schmecken. Selbst wo dieser Kern des Lebens ihm herb und bitter ward, nachdem er in Reue oder Selbstanklage sich zurückgezogen, lieferte er im Nachgeschmack die eigenthümlichsten und innigsten seiner Dichtungen. Und nur

weil er das Alles in Lust und Schmerz so tief und ganz gelebt und durchempfunden, ist er für alles Das, für das ganze Farbenspiel der Neigungen, der Liebe in Sehnsucht und Genuß, der Poet wie Keiner.

Man will vom Sommer 1769, also aus der Frankfurter Genesungszeit, eine neue Liebesgestalt des Dichters entdeckt haben. Auf einer Fensterscheibe der zu Worms vor dem Mainzer Thore gelegenen „Eulenburg“ fand Viehoff den Namen Goethe mit beigefügter Jahreszahl in lateinischen Lettern scharf eingegraben, und das deute auf eine Wormser Liebschaft auf besagter Eulenburg. Charitas Meixner — also der Name der glücklich Unglücklichen — Tochter eines reichen Kaufmanns in Worms, durch Schönheit und poetischen Geist gleich ausgezeichnet, war früher drei Jahre lang zu weiterer Ausbildung in Frankfurt gewesen, und der Dichter, heißt es, habe sie kennen gelernt. Kennenlernen und lieben war aber Eins bei ihm, und das „Verhältniß“ ward auch noch später gepflegt oder wieder aufgenommen, selbst nach der Leipziger Epoche, aus welcher zwei Briefe an Charitas vorhanden, die ganz unzweideutig Zärtlichkeitsempfindungen bekunden. Wir lassen solche, von keinen dichterischen Folgen begleitete „Attraction“ füglich dahingestellt. Wir lassen auch ununtersucht, wer weiland „Mamsell F.“ gewesen, an welche aus den Jahren 1770 und 1771 einige Briefe des Dichters vorhanden sind, — unentschieden, ob diese F., wie Schäfer und Otto Jahn behaupten, Friederike Oeser, oder ob, wie Düntzer und Schöll vermeinen, hinter diesem

fraglichen F. ein Frankfurter Fränzchen stecke. Von Interesse ist's freilich, zu wissen, ob das Lied: „Kleine Blumen, kleine Blätter“ (von Gutzkow im „Königslieutenant“ fälschlich schon dem Knaben zugeschrieben) mit der ersten Lesart: „Einen Kuß (statt Blick), geliebtes Leben,“ an ein Fränzchen gerichtet war, — von Interesse freilich, aber nicht von Gewicht.

Der Dichterjüngling bedurfte eines größern Bodens, als die Frankfurter Welt ihm bot, um in aller Weise seine Geisteswogen höher, stärker, deutscher und gewaltiger zu empfinden. Wiedergenesen an Leib und Seele sollte Wolfgang auf einem andern Schauplatz, nach des Vaters Entschluß seine Rechtsstudien fortsetzen. Daß ihm Gott Amor bei seinen Studien half, stand für ihn in den Sternen, d. h. nach Schicksalsschluß in seiner eigenen Brust geschrieben.

Es war am 2. April 1770, als Goethe, zwanzig Jahre alt, in Straßburg ankam, im Gasthofe „zum Geist“ abstieg, um dann an der Sommerseite des Fischmarktes Nr. 80 Wohnung zu nehmen und bei zwei alten Jungfrauen, Namens Lauth, Krämergasse Nr. 13, seinen Tisch zu haben. Lewes, der Engländer, der des Dichters Persönlichkeit emsig auffaßt, hat den Jüngling Wolfgang in seiner ganzen Blüthenfülle vor Augen, wenn er entzückt ausruft: „Nie vielleicht war ein schönerer Jüngling in Straßburgs Mauern eingezogen. Lange bevor er berühmt war, fand man ihn einem Apollo ähnlich. Wenn er in ein Speisehaus trat, legten die Leute Gabel und Messer nieder und staunten ihn an. Bilder und Büsten geben nur eine schwache Andeutung von Dem,

was in seiner Erscheinung am meisten ergriff; nur den Schnitt der Züge geben sie, nicht das Spiel der Züge, und selbst in den bloßen Formen sind sie nicht genau. Seine Züge waren groß und fein geschnitten, ähnlich wie die schönen leichten Linien der griechischen Kunst. Die Stirn hochgewölbt und mächtig; unter ihr hervor schienen große glänzende braune Augen von wunderbarer Schönheit, deren Pupillen von fast beispiellosem Umfang waren; die ein wenig gebogene Nase groß und feingeschnitten; der volle Mund mit der kurzen aufgeworfenen Oberlippe höchst ausdrucksvoll; Kinn und Kinnbacken von kühnem Bau, und der Nacken, der diesen Kopf trug, schön und kräftig; — aber all diese Einzelheiten sind doch nur ein Inventar seines Aeußern und geben von dem Ganzen kein klares Bild. Von Gestalt war er über Mittelgröße, aber obgleich nicht groß, sah er doch so aus und wird gewöhnlich auch so beschrieben: so imposant war seine Erscheinung." (Rauch in Berlin erklärte das aus seiner breiten Brust und geraden Haltung. Den allzu fleischigen Rücken und fast plumpen Rumpf in Thorwaldsen's Frankfurter Bildsäule und in Rietschel's Gruppe hatte Goethe sicherlich nicht.) „Stark und kräftig gebaut, war sein Organismus doch zart und reizbar. Das ist ein Gegensatz, der, wie Dante sagt, in der Natur der Dinge liegt; denn

— je vollendeter ein Wesen,
Je stärker wird es Freud' und Schmerz empfinden.

Ausgezeichnet in allen körperlichen Uebungen, war er gegen

alle atmosphärischen Einflüsse so empfindlich, daß er sich selbst ein Barometer nannte."

Straßburg, just der uns entrissene Ort eines verlorengegangenen großen Deutschthums, sollte in Goethe's Leben ein entschieden bedeutsamer Markstein werden. Herder's kräftiger Aufruf und dessen Hinweis auf die „Stimmen der Völker", der Münster und all die Mahnung an ein mächtiges germanisches Mittelalter: diese Eindrücke beendeten für Goethe die halb schäferliche, Wielandisch französirte, halb moralisch saloppe Richtung in der Leipziger Epoche. Lewes sieht in Goethe allzu sehr eine „hellenische Natur", die in Straßburg Angesichts der alten architektonischen Zeugen nur „den Versuch" gemacht habe, „sich in die alte deutsche Welt zu stürzen." Lewes schreibt: „Deutsch war sein Geist nicht; aber im Schatten jenes Thurmes werden wir ihn auf kurze Zeit von ächter deutscher Begeisterung erfüllt sehen." Ein Mann Englands, mit der standhaft festen, beinahe verknöcherten Nationalität, die seinem Volke eigen, begreift nicht recht, daß es bei dem Chamäleontischen in unserem Naturell auch deutsch war, zu hellenisiren. Die Universalität unserer kosmopolitischen Köpfe, der Drang, die Rosen aller Himmelsstriche zu pflücken und vom eignen Wesen sich nur die Dornen fest in den Busen zu drücken: das war eben deutsch und ist es noch.

Es ist nicht nachzuweisen, daß vom Götz schon in der Elsaßstadt etwas aufgeschrieben wurde; allein zu Goethe's Studien gehörte damals in der deutschen Geschichte der Ur-

sprung der Selbsthülfe unter den Gliedern des Reichs, die Gründung freier Städte bei der Verwilderung des Ritterthums, bei der Entartung aller Rechtsformen, der Entsittlichung aller Cultur, der Auflösung der staatlichen Gesammtheit einer Nation. Götz von Berlichingen ist der Ausdruck jener Rettungsversuche einer frei auf sich selbst verwiesenen Manneskraft. Ohne die Studien und die Eindrücke in Straßburg hätte Goethe dies Stück nie geschrieben; nebenbei war die Figur des Lerse im Stück die Copie eines Straßburger Genossen. Dem Herder'schen Mißverständniß freier individueller Charakterentwickelung Shakspeare's verdankt Goethe's Götz auch den Naturwuchs seiner regellosen Structur. Am Arme Herder's, der das Naturevangelium der zügellos freien Individualkraft des Geistes verkündete, am Fuße des Münsters und just auf deutschem, für Deutschland verlorenem Boden fand Goethe das Deutschthum einer starken Epoche unseres Volkes wieder auf. Shakspeare und die Briten halfen dazu. Bis zu den Nibelungen drang die Forschung damals noch nicht vor; an der Hand von Englands Dichtern fand sich, sentimental und humoristisch, naiv und energisch, unser Nationalgeist mit Goethe wieder zurecht auf heimischem Boden. Die Sturm- und Drangmänner übertrieben die bandenlose Charakterkraft der Natur, aller Convention und Regel gegenüber. Man stürzte Aristoteles und seine Gesetze für die Tragödie, weil die Franzosen diese Gesetze in eitele Convenienz verzerrten. Individuell sollte Alles sein, was galt, ein Ausbruch des alleinberechtigten Eigenwillens;

im Drama sollte alle Handlung nur um des Charakters willen da sein, womit denn Aristoteles auf den Kopf gestellt wurde.

Die Liebesidylle zu Sesenheim trägt, ohne allen Beigeschmack des Gräcisirens, der alten französirten Manier und der neuen Anglomanie, den ungeschminkten Charakter seelenvoller, wahr und tief empfundener und doch schalkhafter Deutschheit. Daß des Dichters jugendliche Persönlichkeit mit der vollen Macht eines Siegers über die Herzen gestempelt war: das haben auch Männer bezeugt. Jung-Stilling in seiner „Wanderschaft" beschrieb seinen ersten Eindruck bei Goethe's Erscheinung unter den Tischgenossen in der Krämergasse zu Straßburg. Die Gesellschaft saß schon beisammen, als ein junger Mann muthig ins Zimmer trat, dessen „helle, große Augen, prachtvolle Stirn und schöner Wuchs" die Aufmerksamkeit auf sich zog. Stilling's Nachbar bemerkte sogleich, das müsse ein ausgezeichneter Mann sein; Jener aber fügte hinzu, man dürfte viel Verdruß von ihm haben, denn „nach seinem freien Wesen" zu urtheilen, „sei er ein wilder Geselle." Aus dem Gespräche ergab sich dann, daß der Fremde ein Herr Goethe sei. Er schien sich nicht sonderlich um die Gesellschaft kümmern zu wollen, nur daß er zuweilen seine Augen zu ihnen „herüberwälzte." Bald aber ward der Herr Goethe über Tische der Ritter für den um seiner altmodischen Perrücke willen angespotteten Jung-Stilling. Das gewann ihm für immer das Herz dieses still beschaulichen, tiefsinnig frommen Menschen. Und in dieser Ritterlichkeit lag auch für

alle Welt das Herzgewinnende des Jünglings Goethe. Man weiß jetzt wiederholt aus den Briefen im Herder'schen Nachlaß, wie hingebend diese Ritterlichkeit in Liebesdiensten war. Zu Pferde auf dem Wege von Straßburg nach Sesenheim war Goethe ein Ritter in ganz schalkhafter Laune. Ein Tischgenosse hatte ihm gelegentlich vorgeschlagen, beim Besuch eines würdigen Geistlichen sechs Stunden von Straßburg, bei Drusenheim, ihn zu begleiten. In des Landpastor Brion Person, Familie und ganzer Existenz sollte er ein Seitenstück zum Vicar of Wakefield finden, dem lieblichen Buche Goldsmiths, das damals in Mode war. Um diese Persönlichkeit recht vollauf zu genießen, versetzte Goethe sich selber in das Kostüm, die Haltung und Rolle eines armen, halb schäbigen Candidaten der Gottesgelahrheit; war ihm doch der Hang zum Mummenschanz selbst vom altfränkisch steifen, orthodoxen Herrn Vater überkommen. Er fand aber, daß er den Töchtern des Mannes gegenüber mit dieser Behabung nicht sonderlich in seinem Vortheil war, schlich ohne Abschied fort, rasch zu Pferd, bis er plötzlich auf dem Wege einen zweiten Fastnachtsspaß ersann. Er kehrte zurück, beredete des Gastwirths Sohn, ihm sein Kostüm zu leihen, übernahm dessen Mission in Ueberbringung eines Kindtaufkuchens und setzte sich mit solcher Kurzweil recht ernsthaft fest in Friederikens Herzen. Er hat sie nicht erobern wollen, der graziöse Schalk, der mit Scherzen so ernste Siege erfocht. Im Gegentheil, als es im pastörlichen Kreise zum Pfänderspiel mit Küssen kam, wich er aus und enthielt sich lange aller Tri-

bute im Nehmen und Geben. Seine Lippen erschienen ihm gefeiet und verfehmt; eine Verwünschung ruhte auf ihnen. Daran hing wieder eine kleine Geschichte, die ihm kurz zuvor in Straßburg begegnet war. Er hatte bei einem französischen Tanzmeister Unterricht genommen und dies „Geschäft", namentlich im Verkehr mit den beiden Töchtern desselben, so lange fortgesetzt, bis der Mann ihm erklärt, er könne ihm nichts mehr „beibringen". Die Töchter aber hatten dem Dichter ein leises Etwas beigebracht, wieder ein gewisses Etwas, von dem er selbst nicht wußte, was es sei, ob Freundschaft, ob Liebe. Lucinde und Emilie waren die Namen der heißblütigen Mädchen. Beide fühlten für ihn, die Aeltere leidenschaftlich und eifersüchtig, die Jüngere, deren Herz schon anderweit gebunden, in Angst und Sorge, er könne das Bild in ihrem Innern verdrängen und mit dem seinigen vertauschen. Sie drängt ihn, zu scheiden, und sagt ihm zärtlich Lebewohl; Lucinde aber, krank vor Liebe, stürzt herbei, ihn fieberhaft umarmend und mit dem Fluch für Diejenige, die nach ihr seine Lippen küssen werde. So stürzt er fort, der Liebling der Götter, Unfug stiftend, Verderben bringend, aber allgemach zu dem Wahn berechtigt, das müsse so sein, daß er Blumen pflücke, auch wenn sie nicht für ihn blühten. (Von Straßburger Liebeleien sprechen zwei Lieder aus jener Zeit: „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg" und „Blindekuh".) Das war kurz vor der Sesenheimer Landpartie geschehen, und Goethe hatte vor seinen Lippen eine Art von zärtlichem Respect; er fürchtete neues Unheil heraufzubeschwören. Und

alsbald stand, nicht ein Gewitter dunkler Leidenschaft, sondern ein sonneleuchtender Himmel süßer, inniger Liebe über seinem vom Schicksal geweihten, von den Grazien und Furien bewachten Haupte. Wie er das selbst beschrieben, so malt es ihm kein Pinsel, singt es ihm kein Sänger nach; wir können nur eine Nachlese halten, denn manches hat der Greis verschönert, übertüncht oder vergessen. Es war zunächst ein Besuch von zwei Tagen, — er selbst in „Dichtung und Wahrheit" spricht von „einigen" Tagen; so inhaltreich für sein Herz erschien auch noch dem Greise jene Zeit. — „Garstiger Mensch, wie erschrecken Sie mich!" Mit diesem Worte, als sie ihn in der Verkappung erkannt, hatte sich Friederikens Seele zu erschließen begonnen; die ganze Art, wie er sich gab, und sein Vortrag eines Mährchens von der neuen Melusine (später in die „Wanderjahre" übergegangen) hatte dann die ganze Familie erobert. Es war zu Anfang October 1770 gewesen. Aber schon in der Mitte des Monats schrieb er an Friederiken aus Straßburg: „Liebe neue Freundin! — Ich zweifle nicht, Sie so zu nennen; denn wenn ich mich anders nur ein klein wenig auf die Augen verstehe, so fand mein Aug', im ersten Blick, die Hoffnung zu dieser Freundschaft in Ihnen, und für unsere Herzen wollt' ich schwören; Sie, zärtlich und gut wie ich Sie kenne, sollten Sie mir, da ich Sie so lieb habe, nicht wieder ein Bischen günstig sein? — Liebe, liebe Freundin, — ob ich Ihnen was zu sagen habe, ist wohl keine Frage: ob ich aber just weiß, warum ich eben jetzt schreiben will und was ich schreiben möchte, das ist ein

Anderes; soviel merk' ich an einer gewissen innerlichen Unruhe, daß ich gern bei Ihnen sein möchte; und in dem Falle ist ein Stückchen Papier so ein wahrer Trost, so ein geflügeltes Pferd für mich, hier, mitten in dem lärmenden Straßburg, als es Ihnen in Ihrer Ruhe nur sein kann, wenn Sie die Entfernung von Ihren Freunden recht lebhaft fühlen rc." Und zum Schluß dieses einzigen vorhandenen Briefes an Friederiken heißt es: „Gewiß, Mamsell, Straßburg ist mir noch nie so leer vorgekommen als jetzt. Zwar hoff' ich, es soll besser werden, wenn die Zeit das Andenken unserer niedlichen und muthwilligen Lustbarkeiten ein wenig ausgelöscht haben wird; wenn ich nicht mehr so lebhaft fühlen werde, wie gut, wie angenehm meine Freundin ist. Doch sollte ich das vergessen können oder wollen? Nein, ich will lieber das wenige Herzwehe behalten und oft an sie schreiben." — Friederike hat ihm brieflich geantwortet; wir wissen jedoch nicht wie und was. Er sandte ihr Bücher und zeichnete Baupläne für des Vaters Pfarre. Herder's Augenoperation fiel in die nächsten Straßburger Tage. Im November ging Goethe wieder nach Sesenheim. Es war schon spät Abends, aber er wollte nicht in der Schenke bis zum andern Morgen warten, und siehe, wie er erschien, hatte die Geliebte die Ahnung seines Kommens gehabt und flüsterte der Schwester ins Ohr: „Hab' ich's nicht gesagt? da ist er!" Es war ein Sonntagmorgen und ein Sonntagabend auf dem Lande mit all der Weihe und stillen Seligkeit, wie zärtlich Liebende sie am tiefsten empfinden. Und was waren Friederiken's Eigen-

schaften? Er hat sie sich als Greis zurückgerufen: „Besonnene Heiterkeit, Naivität mit Bewußtsein, Frohsinn mit Voraussehen, Eigenschaften die unverträglich scheinen, die sich aber bei ihr zusammenfanden und ihr Aeußeres gar hold bezeichneten.“ So berichtet er selbst. Hat sein Gretchen im Faust nicht einen Zauber gleicher Art? Hat er vielleicht schon in Straßburg den Gedanken zum Faust und in Sesenheim das Opfer für dessen dämonischen Unsterblichkeitstrank gefunden? — Von des Jünglings Lippen aber sank der Bann, er glaubte nicht mehr an die böse Macht seines Mundes und widerlegte thatsächlich den falschen Aberglauben. Nicht als Verlobter, doch als still erklärter Liebhaber schied er aus Sesenheim, und seine entsiegelte Lippe strömte über in Liedern von Herzens Leid und Lust. Wir haben sie vollzählig im Sesenheimer Liederbuche: während, was Freimund Pfeiffer in seinem Buche: „Goethe's Friederike“ (1841) gab, vielfach absichtlich erfunden und eine Täuschung ist. In den von Viehoff gesammelten „Nachklängen zu den Liedern an Friederike“ ist sicher das zweite: „Herbstgefühl“ hierher zu stellen. Das Lied: „An die Entfernte“ wird schon der Zeit nach bezweifelt. Mailuft und Schneeglöckchenduft athmen alle im Verkehr mit Friederiken gedichteten Lieder: „Willkommen und Abschied (Es schlug mein Herz! geschwind zu Pferde!), Mit einem gemalten Bande (Kleine Blumen, kleine Blätter), An die Erwählte (Hand in Hand und Lipp' auf Lippe) und Mailied“ (Wie herrlich leuchtet mir die Natur). Diese Lieder gingen aus dem Sesenheimer Liederbuch in des Dichters

Werke über; zwei andere: „Erwache, Friederike!" und „Ein grauer trüber Morgen" hätten es vielleicht auch verdient, mehr wenigstens als manche Strophe im Leipziger Liederbuche. Hier ist kein Versteckenspielen mehr, mit dem sich die wahre Natur hinter Reifrock und Manschette birgt, die Empfindsamkeit ist nicht mehr Empfindelei, hat weder Schminke nach Vapeurs nöthig, sein Herz spielt nicht mehr Schäferspiele, es ist und fühlt arkadisch. Episodisch aber blieb auch die Sesenheimer Liebe. Goethe ging in Straßburg seinen ernsten Studien nach, er ward Licentiat der Rechte. Während dessen hatte er sich des Besuchs enthalten; aber die Frau Pastorin war einmal mit beiden Töchtern bei ihm erschienen, Beide in Elsaßer Nationaltracht, während in Straßburg Alles französisch ging, Beide wie Blumen des Feldes, die plötzlich ihrer Umgebung entrückt, sich ins Treibhaus der Bildung wagten; es war für den Frankfurter Patriciersohn, wie er es selbst nachher gestand, „eine sonderbare Prüfung". Nymphen des Waldes können plötzlich, fehlt ihnen die Staffage, blos als Bäuerinnen erscheinen. Es gab damals noch kein Evangelium der Dorfgeschichten mit der dreisten Behauptung, die ganze Summe unserer Bildung für nichts zu achten. Es war verhängnißvoll, daß die Geliebte an einem Straßburger Gesellschaftsabend den Dichter aufforderte, Hamlet zu lesen. Ein Shakspearestück war damals wie eine neuentdeckte Welt. Goethe las und Friederike war stolz auf den Beifall den er erntete; sie wollte in und mit ihm glänzen. Aber beim Verhältniß des dänischen Prinzen zur

Ophelia „athmete sie von Zeit zu Zeit tief auf und ihre Wangen überzog eine fliegende Röthe," als wär' ihr eigen Geschick von Vater Polonius' Mahnung betroffen: „Was Hamlet angeht und sein Liebsgetändel, so nimm's als Sitte, als ein Spiel des Bluts!"

Als die Pastorfamilie von Straßburg schied, fiel's dem Dichter wie ein Stein vom Herzen; Friederike selbst mochte sich sagen, daß ihr Veilchenherz nicht in der Stadt gedeihen könne, die Idylle der Liebe zu Ende sei. Goethe ging noch einmal nach Sesenheim, — ihr Lebewohl zu sagen. Es waren peinliche Tage, schrieb er im Alter, deren Erinnerung ihm nicht geblieben. Als er ihr die Hand noch vom Pferde reichte, standen ihr die Thränen in den Augen und ihm war sehr übel zu Muthe. Auf dem Fußpfade nach Drusenheim überfiel ihn eine seltsame Ahnung. Er sah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes, seine eigne Gestalt sich selbst denselben Weg zu Pferde wieder entgegenkommen, und zwar in einem Kleide, wie er es nie getragen. Sobald er sich aus dem Traume aufgeschüttelt, war das Gesicht verschwunden; acht Jahre später aber befand er sich in dem Kleide, das ihm geträumt hatte, und das er nicht aus Wahl, sondern aus Zufall trug, auf demselben Wege, um Friederiken noch einmal zu besuchen. — Lewes meint, des Dichters Einbildungskraft habe aus einer Thatsache nachträglich eine vorgängige Ahnung gemacht, wie denn auch in einem Briefe an Frau v. Stein, der ein oder zwei Tage nach diesem spätern Besuche bei Friederiken geschrieben, von jenem doch so

seltsamen Zusammentreffen kein Wort sich finde. Goethe hatte aber Ahnungen; er fühlte auch den Tod bekannter Personen oft leibhaft voraus. Nachempfunden aber hat er Friederikens Wesen und Gestalt, als er Faust's Gretchen und Egmont's Clärchen schuf, und somit hat ihre, ihm aus dem Leben rasch verschwundene Erscheinung ewige Dauer, unsterblichen Werth.

Daß der Bruch mit Friederiken ihm schmerzlich gewesen, gesteht er noch im hohen Alter. „Gretchen, sagt er, hatte man mir genommen, Annette mich verlassen, hier war ich zum ersten Mal schuldig; ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet!“ Friederikens Antwort auf seinen schriftlichen Abschied hatte ihm das Herz zerrissen. Nach Frankfurt zurückgekehrt, drohte quälende, düstere Reue ihn zu verzehren. Weislingen im Götz ist das Ergebniß solcher reuigen Einkehr und gleichsam ein zur Sühne hingestelltes Brandopfer der eignen Versündigung. Goethe streifte wie ein Sturmvogel über Berg und Thal in der Landschaft um. „Wanderers Sturmlied“ ist ein Ertrag dieser Stimmungen. „Mahomet's Gesang“, „Adler und Taube“, auch „Der Wanderer“ gehören in jene Epoche, wo der Dichter nach gigantischem Ausdruck und nach Gefühlen suchte, die ihm darüber hinweghelfen sollten. Erst der Aufenthalt in Wetzlar und eine neue Liebeswärme befreiten ihn von der Kälte der Weltverachtung und von der Verzweiflung des Selbsthasses; eine große geistige Thätigkeit „balancirte“, wie der Greis berichtet, die Hypochondrie in ihm. Im Jahre 1779 besuchte

der gefeierte Dichter und Günstling eines Fürsten, in der That just im hechtgrauen, goldbetreßten Rock, wie er sich in der Vision gesehen, den alten Schauplatz seiner Sesenheimer Liebesidylle. Die Menschen, die er „in seiner Leidenschaft verletzte", schrieb er, waren „ihm nicht gram geworden", aber er hat auf dem Wege „gleichsam einen Rosenkranz der treuesten, bewährtesten, unauslöschlichen Freundschaft abgebetet". Er nannte dies „von einer beschränkten Leidenschaft ungetrübte" Gefühl: „eine recht ätherische Wollust". Zu so verwegener Höhe rettete sich die Freiheit seines Ichs, und er gewöhnte sich allgemach daran, von der Vogelperspective auf Welt und Menschen herabzublicken.

Wie nach Vaucluse wallfahrtete Mancher seitdem des Weges hin nach Sesenheim, zumal seit der ersten Wallfahrt des trefflichen Philologen Näke, der 1822 jeden Fußbreit Landes, wo Friederike einst gewandelt, untersuchte mit des alten Primrose-Brion Nachfolger im Pfarrhause Kaffee trank und vom Jasmin, den Friederikens Hand dereinst gepflegt, einen Zweig abbrach und ihn in sein Tagebuch legte. Freimund Pfeiffer will noch die jüngere Schwester Friederikens, die Goethe nicht erwähnt hat, eine alte Mamsell, am Leben gefunden haben, die ihm erzählt, Friederike habe nach dem Bruch des Verhältnisses jede Partie ausgeschlagen, aber still und heiter, eine Nichte bei sich erziehend, fortgelebt und die Meinung geäußert, wen Goethe geliebt, der könne niemandem weiter angehören. Nach der Eltern Tode verließ Friederike die Heimath und ging nach Paris zu einer Freundin,

die an den aus dem Elsaß gebürtigen Herrn Rosenstiel, Secretär und Jurisconsult des Königs, verheirathet war. Noch vor dem Sturze Robespierre's scheint sie Paris wieder verlassen zu haben; sie ging zu ihrer in Meisenheim, im Oberamt Lahr, verheiratheten Schwester und blieb beim Schwager auch nach deren Tode, ihm den Haushalt führend und die Kinder erziehend. Dort lebte sie, allgemein geliebt, als eine bereite Helferin und Wohlthäterin geehrt, bis 1813, und liegt auch dort begraben. Sie war die Anspruchslosigkeit und Seelengüte selbst, unermüdlich, wenn auch aus Furcht vor Unfrieden im Pfarrhause meist heimlich, an Arme und Kranke kräftige Suppen, Wein und Geld spendend; Alt und Jung im Dorfe nannte sie nur „Tante Friederike". Jedem Gespräch über den nun weltberühmten Dichter wich sie aus, verließ sogar das Zimmer, fiel auf ihn die Rede; nie kam über die Lippen, die der Jüngling Goethe geküßt, ein Wort, wie weh er ihr gethan. In ihrem Alter erschien sie groß und hager; Verwandte nannten sie scherzweise „den elfenbeinernen Thurm". — Das Erscheinen des zweiten Bandes von „Dichtung und Wahrheit", mit der Erzählung des Verhältnisses mit ihr, erlebte Friederike noch; der dritte Theil des Werkes mit dem Abschluß des Verhältnisses erschien erst nach ihrem Tode. Daß Mephistopheles Merck viel Einfluß gehabt auf des Dichters Entschluß, auf Friederike zu verzichten, beruht nur auf der falschen Annahme nachträglicher Reflexion. Des Dichters Geist und seine Sphäre als Mensch lag allzu weit ab von einer bloßen Idylle eng begnüglicher

Häuslichkeit. Lewes sagt sogar: „Friederike Brion zu verlassen, war moralischer von Goethe, als eine Ehe mit ihr ohne ausreichende und ausfüllende Liebe einzugehen." Wir unsererseits möchten sagen, es war seine Natur, die ihn trieb, sich abzuwenden, um sich nicht so früh mit seinem ganzen Selbst an die Enge solches Ehebundes gefangen zu geben. In dem Straßburger Goethe steckte schon im Keime gleich sehr: der Faust den ein Gretchen reizt und rührt, der Egmont der an einem Clärchen sich weidet und mit ihr spielt, der Clavigo der eine Marie verläßt, weil ein Carlos, oder die eigene Stimme im Innern ihm zuraunt: „Heirathen! Heirathen just zur Zeit, da das Leben erst recht in Schwung kommen soll! Sich häuslich niederlassen, sich einschränken, da man noch die Hälfte seiner Wanderung nicht zurückgelegt, die Hälfte seiner Eroberungen noch nicht gemacht hat!" Freimund Pfeiffer's Vermuthung, Mephisto Merck habe ihm zugesetzt, die Verbindung zu lösen, ist historisch falsch, da Goethe von Straßburg schied bevor er dessen Bekanntschaft gemacht. Und die Stimme eines Carlos steckte so gut wie die Gestalt des Clavigo im Dichter selber, wie ja auch Mephistopheles nur die Kehrseite des Faust, dessen nothwendige Negation, aber auch seine Ergänzung ist.

Goethe war ein einundzwanzigjähriger Jüngling, als er die leisen Bande mit einem sechszehnjährigen Mädchen abstreifte, von dem er sang:

> Ein rosenfarbnes Frühlingswetter
> Lag auf dem lieblichen Gesicht!

Frühling und Rosen sind vergänglich; wer will das leugnen? Was aber Lewes vom nothwendig ewigen Zwiespalt zwischen Genialität und Ehe fabelt, schmeckt nach gesuchter Beschwichtigung über eigene, vielleicht ähnliche Lebenslagen, ist aber jedenfalls schief beleuchtet und falsch gefärbt. Lewes rühmt am Menschen Goethe mit Hingebung die imperatorische Selbstbeherrschung, die unerschütterliche Mannheit des nie beirrten klaren festen Willens. Just weil er so unerschrocken fest in sich selber, — was Andere die gesunde Selbstsucht seines Wesens nennen, als Selbsterhaltungstrieb bald feiern, bald schelten, — habe er, sagt Lewes, schwankende Männergestalten, wetterwendische, nach der Laune des Augenblicks gefügte Naturen so oft und so gut geschildert, umgekehrt wie Byron, als Mensch ohne Selbstbeherrschung und ein Raub der verwöhnten Laune und des gereizten Eigensinns, seine Helden gern so ausnehmend stolz, stoisch oder auch sultanisch in der Begierde, imperatorisch im Wollen und Handeln schilderte. Aber die weichen Anwandlungen im Werther und Meister, das Sanguinische im Egmont, das nervös Empfindsame im Tasso, das charakterlos Schwankende im Eduard der Wahlverwandtschaften, die unmännliche Ermattung im Brakenburg, die treulosen Züge eines Weißlingen, eines Clavigo, eines Fernando in der Stella — alle diese Elemente hat Goethe nicht blos so oft, sondern auch mit Liebhaberei, mit Hingebung und jener Sympathie gezeichnet, die sich gern selbst im Bilde spiegelt. Seine starke gesunde Natur, die Größe seines Willens, die Macht seines Geistes hat diese Re-

gungen auf der Schattenseite des Männerwesens bekämpft, sie bezwungen und damit aus sich heraus in fester Form hingestellt; in sich getragen aber hat er sie; nur was er durchgerungen, besingt und schildert der Poet; für das ihm fremd Gebliebene hat er weder den rechten Stift, noch die entsprechenden Farben. In diesem starkgefugten Geiste, der nur von sich selbst Gesetze annahm, war eine gleich mächtige Liebesfülle, die ihn immerdar bedürftig, also schwach und weich erscheinen ließ, ja sein Selbst gefährdete, bis es nach dem Rettungsanker der Selbsterhaltung griff. Nur so vollzog sich das Gesetz seiner ihm gegebenen Natur: auszudauern über Zeit und Raum, in allem Schmerz und Untergang. Dies ist das Thema seiner Dichtungen, und hierin liegt — nicht Größe — aber Kraft und Reichthum.

---

5. Werther's Lotte, Charlotte Buff.

Das Gefühl der Selbstanklage, Reue und Buße trieb den Dichter nach der Sesenheimer Episode ins Weite mit seinen Gedanken; Straßburg, Shakspeare und Herder drängten ihn zur Beschäftigung mit dem Götz. Dies Werk, eine dramatische Lebensgeschichte, erschien erst 1773 im Druck, war aber wohl im Winter 1771 in der ersten Form fertig, und im August dieses Jahres hatte er Straßburg verlassen. Man

sagt, Goethe's Mutter habe in der Zeichnung der Haus- und Burgfrau des werthen Ritters sich gefallen und in dem Bilde wie in einem Spiegel gern sich selbst erblickt. Die Schwester Cornelie drängte den Dichter zum endlichen Abschluß der Arbeit. Sonst haben weibliche Gestalten keinen Einfluß auf dies Werk gehabt; Männer und Elemente der Mannesnatur walteten zum ersten Mal bei ihm vor als er es schuf, aber unorganisch und unklar; Shakspeare hatte seinen Geist, wie er selbst sagt, „ausgeweitet", Lessing mit seiner Concentrationskraft in der Structur des Drama's ihn nicht behütet. Von der Beschäftigung in Straßburg mit sogenannter gothischer, d. h. deutscher Kunst fand er nicht blos zu Hans Sachs, sondern auch wieder zur Bibel leicht den Uebergang, nicht um zu beten, sondern die Energie und gottvolle Kraft dieses Buches der Bücher auf sich walten zu lassen. War jene Zeit der Buße für verschuldetes Weh an Friederike von Sesenheim eine Zeit der Einkehr in sich selbst, so hat sich zweifelsohne die Klettenberg von neuem seiner bemächtigt. Er schrieb in Frankfurt damals den „Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ****" und „Zwo wichtige bisher unerörterte biblische Fragen, zum ersten Mal gründlich beantwortet von einem Landgeistlichen in Schwaben." Lavater, Klopstock, Basedow gewannen persönlich durch die Macht der Einwirkung, die sie übten, Zutritt zu ihm, während Schlosser, sein Schwager, und Merck als Widerparte zu den religiösen Tendenzmännern auf ihn eindrangen. Merck bewog

Schlosser 1772 zur Herausgabe der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“; sie wurden das Organ der aufwogenden Sturm- und Drangmänner, in denen sich Schwärmerei des Entzückens, Aufraffen zu Thaten geistiger Größe und Anatomie scharfer Forschung zu einem gährenden Gemisch zusammenfanden. Seinen Antheil an jenen Frankfurter Gelehrten Anzeigen hat Goethe mit 35 Aufsätzen seiner Feder in der Sammlung seiner Werke niedergelegt.

All das war aber nur Sturm und Aufregung, Gymnastik und Turniergefecht. Ziel und Inhalt für neu gewonnene und neu entwickelte Kräfte mußte ein Weib sein; nur ein neues Gefühl in Lust und Weh um ein weiblich Wesen konnte seinen ganzen Menschen zu einer Dichtung schmelzen, die epochemachend für ihn wie das Zeitalter wurde. Goethe's Aufenthalt in Frankfurt wurde durch ein Sommerjahr in Wetzlar (1772) unterbrochen. Der Vater, unzufrieden mit des Sohnes Vernachlässigung juridischer Interessen, hoffte, daß eine Praxis am Reichskammergericht daselbst heilsam wirken werde. Auf dem Reichskammergericht zu Wetzlar saßen dermalen 17 deutsche Rechtsgelehrte über 20,000 aufgelaufenen Processen, deren einige sich schon durch anderthalb Jahrhunderte hindurchschleppten. Welcher Stoff für eine streitlustige, welcher Gräuel für eine lebenslustige poetische Seele! Goethe schloß sich in Wetzlar der heitern Tafelrunde junger Genossen an, die sich Ritternamen beilegten und auf Abenteuer sannen; Goethe hieß Ritter Götz der Redliche.

Das Ritterliche seines Wesens ist wohl niemals verkannt; aber auch in der Redlichkeit suchte er Seinesgleichen, nicht minder in der Hingebung, Fülle der Gefühle und Liebesbedürftigkeit. Unter den jüngeren Männern, die sich beim Reichskammergericht zum Dienste vorbereiteten, lernte er den Bremischen Gesandtschaftssecretär Johann Christian Kestner kennen, einen Charakter von jener Bestimmtheit im Reden und Thun, die bei Fleiß und heiterer Unermüdlichkeit so zutrauensvoll wirkt. Auf baldige Anstellung bauend, hatte sich Kestner mit der zweiten Tochter des Amtmann Buff verlobt. Charlotte Buff war schwarzäugig, sonst aber schlank und blond, „eine heitere, gesunde Natur," der eine frohe Lebensthätigkeit, eine unbefangene Behandlung des täglich Nothwendigen angeboren war. Nach dem Tode der Mutter leitete sie die Wirthschaft und die Erziehung jener zahlreichen Geschwister, in deren Umgebung der Dichter sie so reizend fand. Es war nicht der Reiz strahlender, blendender Schönheit, was ihn fesselte, sondern der stillwirkende Zauber reiner gemüthvoller Harmonie. Blonde Frauen erobern nicht im Sturm, aber um so sicherer durch die Ruhe ihrer Anmuth und Grazie, mit der sie anziehend wirken ohne gleich viel wiederzugeben. „Die heiterste Luft wehte in ihrer Umgebung," schrieb der Greis Goethe von Lotten. Kestner, in seiner harmlos guten Sinnesart, pflegte seine Freunde mit ihr bekannt zu machen, ja sah es gerne, daß seine Braut sich mit ihnen auf Landpartien erging, wenn ihn selbst der Dienst fesselte. So kam der Doctor Goethe in ihre Nähe, und bald in trau-

lichen Verkehr mit ihr; er ward ihr steter Begleiter in Feld, Wald und Krautgarten, oft im Beisein Kestner's, oft ohne ihn; alle Drei wurden sich unentbehrlich. So lebten sie einen herrlichen Sommer hindurch eine ächte Idylle, wozu das fruchtbare Land „bei einer ausgedehnten Wirthschaft" die Prosa, und eine reine Neigung die Poesie hergab. „Durch reife Kornfelder wandernd, erzählt der Dichter in seinem Leben, erquickten sie sich am thaureichen Morgen; das Lied der Lerche, der Schlag der Wachtel waren ergötzliche Töne; heiße Stunden folgten, ungeheure Gewitter brachen herein, man schloß sich nur desto mehr aneinander, und mancher kleine Familienverdruß ward leicht ausgelöscht durch fortdauernde Liebe. Und so nahm ein gemeiner Tag den andern auf, und alle schienen Festtage zu sein; der ganze Kalender hätte müssen roth gedruckt werden." So idyllisch war es dem alten Herrn noch ums Herz, als er der Welt die Entstehung seiner Wertherdichtung und den vielbeweinten Schatten seines Helden erläutern wollte. Im Momente selbst war seine Empfindung für Lotten gleich eine entschiedene gewesen, aber eine reine, edle. Das bezeugt sein „Pilgers Morgenlied", als ihn Merck von Wetzlar fortlockte, um ihn zu zerstreuen und zu retten. Im Gedicht „Elysium", an eine Freundin Charlottens, die er „Urania" nennt, gerichtet, besingt er sie als „Lila". Seine Verse: „An Lottchen", denen Düntzer eine andere Beziehung geben will, lauten:

Mitten im Getümmel mancher Freuden,
Mancher Sorgen, mancher Herzensnoth,

Denk' ich Dein, o Lottchen, denken Dein die Beiden,
Wie beim stillen Abendroth
Du die Hand uns freundlichst reichtest,
Da Du uns auf reich bebauter Flur,
In dem Schooße herrlicher Natur,
Manche leicht verhüllte Spur
Einer lieben Seele zeigtest.
Wohl ist mir's, daß ich Dich nicht verkannt,
Daß ich gleich Dich in der ersten Stunde,
Ganz den Herzensausdruck in dem Munde,
Dich ein wahres gutes Kind genannt rc. —

Und aus dieser harmlosen Idylle erwuchs ein Buch voll so schwelgerischer Todeslust? — Es muß im Hintergrund seines innern Menschen ein gewitterschwühler Himmel gestanden haben, für den der Selbstmord des jungen Jerusalem, zum Wetzlarer Kreise gehörig, nur das Allarmzeichen zu seinem Losbruch war. — Im ersten Abschnitt der Leiden des jungen Werther ist in aller Unschuld harmloser Selbstvergessenheit ein großer Theil der Erlebnisse im Verkehr mit Kestner's Braut hineingearbeitet. Die Oertlichkeiten der Dichtung entsprechen der Umgebung Wetzlars. Der patriarchalische Brunnen zu Anfang des Briefes vom 12. Mai liegt nahe am Thore der Stadt. Dorf Garbenheim ist im Briefe vom 26. Mai in Dorf Wahlheim verwandelt, und dem Leser dabei die Warnung ertheilt, sich nicht die Mühe zu geben, die genannten Orte in irgend einer Wirklichkeit zu suchen. Eine halbe Stunde entfernt liegt das Jägerhaus, in welchem laut Brief vom 16. Juni der Ball gehalten wurde. Merck, den Goethe bei Lotten einführte, theilte nicht des Dichters

Begeisterung, gab vielmehr der „Junonischen Gestalt einer ihrer Freundinnen“ den Vorzug und schalt ihn wegen der Tändelei mit einem schon gebundenen Mädchen; es sei noch Zeit, diese Verwickelungen zu lösen, wenn er nicht in ein Irrsal gerathen wolle! Dieser Carlos-Mephistopheles hatte hier mehr Recht als später im Clavigo. Drohte doch, während Braut und Bräutigam das beste Maß zu ihm innehielten, für den Dichter selbst aus der Tändelei eine qualvolle Leidenschaft zu werden. An einem nebeligen Spätsommermorgen 1772 brach Goethe von Wetzlar auf, um mit Merck in Coblenz zusammenzutreffen. Ein leichter Fußgänger, wanderte er die Lahn hinunter, und auf diesem Wege entstand jenes Gedicht an Lila: „Pilgers Morgenlied“, worin er noch einmal sein erstes Begegnen mit Lotte, sein Bedürfniß allgegenwärtiger Liebe und sein Schicksal des Entsagens feiert. Nach dem kurzen Besuch bei Wieland's Freundin, Sophie von la Roche, kehrte er von Coblenz ins väterliche Haus zurück. Von Frankfurt aus wird der Briefwechsel fortgeführt, der sich, um in mittelbarem Verkehr mit Lotten zu bleiben, nicht allein auf Kestner, sondern auch auf die noch ziemlich jungen Brüder Lottens erstreckt, denen er bald dieses, bald jenes besorgt, oder zu besorgen wünscht. Er will ferne von ihr sein, sie nicht sehen; aber von ihr hören will er, um geistig mit ihr fortleben zu können; er bittet die Verlobten um die Gunst, die Ringe bestellen zu dürfen, und läßt die schon bestellten umschmelzen, um sie noch schöner zu erhalten; ihr Hochzeittag, den er dringlich zu erfahren wünscht, der ihm aber aus

schonender Absicht verschwiegen wird, soll ihm ein hehrer Tag des Schmerzes und der Freude sein. „Ich wandle, schreibt er, in der Wüste, da kein Schatten ist; mein Haar ist mein Schatten und mein Blut ist mein Brunnen." — Goethe war etwa 6 bis 7 Wochen von Wetzlar entfernt, da hörte er, daß sich daselbst der braunschweig-wolfenbüttelsche Gesandtschaftssecretär Karl Wilhelm Jerusalem durch einen Pistolenschuß das Leben geraubt und daß ihn zu diesem Schritt die Liebe zu einem weiblichen Wesen geführt habe, welches ganz sein zu nennen die Verhältnisse nicht erlaubten. Diese Nachricht wirkte auf Goethe, obschon er ihn gerade nicht näher kennen gelernt hatte, gewaltig und er erbat sich sogleich von Kestner genaue und ausführliche Mittheilung über diesen Vorfall. Sie wurde ihm gegeben, so weit dieser sie zu geben im Stande war; denn auch Kestner hatte ihm nicht besonders nahe gestanden, kannte ihn nur im Allgemeinen als eine stille Natur, von gutem Herzen, mit weichen Gesichtszügen. Man wußte, daß er sich vorzugsweise mit englischer Litteratur beschäftigte, und bemerkte in seiner Kleidung eine Nachahmung der Engländer; er schien von dem blauen Fracke, der gelben Weste, den gelben Beinkleidern und den Stulpstiefeln gar nicht lassen zu können. Er war auch Zeichner, wie Werther, wie Goethe, und skizzirte gern die heimlich stillen Gegenden der Landschaft. Bei seinen häufigen Besuchen im Hause eines Geheimsecretärs der pfälzischen Gesandtschaft kam er in den Verdacht einer unglücklichen Leidenschaft für die Frau dieses Freundes. Die Eifersucht

des Mannes sollte ihn entfernt, mehr aber noch in Folge des Streites mit einem Vorgesetzten verletzter Ehrgeiz ihn gereizt haben. Der im zweiten Abschnitt des Werther, im Briefe vom 15. März erzählte Vorfall ereignete sich unter etwas abweichenden Umständen gleich nach Jerusalem's Ankunft zu Wetzlar beim Präsidenten Grafen v. B. Vielfach Bekanntschaften zu suchen und anzuknüpfen war nicht seine Sache. Alles Verlangen dieser Art ging nur in einer Sehnsucht auf, nämlich in der nach dem Umgange mit der liebenswürdigen Gattin seines Freundes, des pfälzischen geheimen Gesandtschaftssecretärs H. Er hatte fortwährend Zutritt im Hause und der Ruf der allgemein geschätzten Familie litt nicht im mindesten; doch soll später von Seiten des Gemahls dem Freunde einmal hart entgegengetreten worden sein. Dazu kam noch, daß auch die Stellung zu seinem ziemlich grämlichen Vorgesetzten keine angenehme, ja vielmehr sein Verhältniß ein lästiges war, und so mag in Jerusalem, der, so oft über den Selbstmord gesprochen wurde, denselben stets hartnäckig vertheidigte, der Entschluß, sich das Leben zu nehmen, immer fester geworden sein. Im Spätherbste des Jahres 1772 ward die That vollbracht. Die Pistolen hiezu entlehnte er sich von Kestner. Das Original des Briefchens mit den Worten: „Wollten Sie mir wohl zu einer vorhabenden Reise Ihre Pistolen leihen?“ ist noch aufbewahrt. Es ist in zwei Hälften zerrissen, da es vom Empfänger als bedeutungslos sogleich in den Papierkorb geworfen wurde. Die erste Nachricht von dem Unglücke brachte in das Haus

des Amtmanns Kestner, der zugleich mittheilte, daß Jerusalem unter dem Vorwand einer Reise die Pistolen von ihm entlehnt habe, große Verwirrung. Lotte erschrak sehr und weinte bitterlich. Die Trauer über Jerusalem's Ende war aber auch eine allgemeine, und seine Freunde bemühten sich sehr, ihm wenigstens ein ehrliches Begräbniß zu verschaffen. Pastor Pilger hatte dies lange verweigert, endlich aber durfte die Bestattung doch in einer Ecke des Gottesackers vorgenommen werden. Handwerker trugen ihn. Kein Geistlicher hat ihn begleitet.

An der Stelle im Roman, wo Werther, dem Zuge seines Herzens folgend, wieder umlenken und nach Wetzlar zurückkehren muß, beginnt der Verfasser Jerusalem's Schicksal seinem Werther unterzuschieben. — Die Briefe vom 29. Juli an sind alle bei weitem leidenschaftlicher gehalten als die frühern, und wie es Jerusalem's elegischem Charakter angemessen erscheint, von sentimentaler Ermattung begleitet. Werther verliert immer mehr jeden eignen Halt, bis er fast dem Wahnsinn nahe, von Lotten scheidet. Daß Goethe die Pistolen Alberts noch durch Lottens Hand gehen läßt, die sie vom Staube befreit, die nächsten Folgen ahnt und sie doch, wenn auch mit zitternder Hand, hergiebt, ist eine Stelle, welche in jedem Leser auf die Heldin des Stückes einen Schatten wirft oder den Eindruck psychologischer Unwahrheit macht. Goethe ist hier von der wahren Begebenheit, und zwar nicht auf die glücklichste Weise, abgewichen. Aber auch noch in Aeußerlichkeiten liegt die Begründung für ein Ab-

weichen von der wahren Begebenheit, denn als Jerusalem seinem Leben ein Ende machte, waren Kestner und Lotte noch unverheirathet; die Pistolen wurden in der Wohnung Kestner's abgeholt und Lotte erfuhr erst am andern Morgen davon, als deren unseliger Gebrauch zu Tage kam.

Goethe war zu Ostern 1772 nach Wetzlar gekommen und ist am 11. September wieder abgereist, so daß sein unmittelbarer Verkehr mit Lotte sich nur auf die Dauer von 5 bis 6 Monaten erstreckt, welche er, im Romane um ein Jahr vorgreifend, auf den Sommer 1771 verlegt. Zwischen seiner Abreise im September 1772 und dem Tod Jerusalem's liegen nur noch 6 bis 7 Wochen. Da nun seine eigene Geschichte mit Lotten mit der Abreise nicht endet, sondern die Zeit ihrer Verheirathung, die erst ein Paar Monate nach Jerusalem's Tode stattfand, auch für seine Person von wesentlicher Bedeutung ist, und er hier keineswegs noch sich aufgeben und zurücktreten will, so benützte er die Gelegenheit, das vorgegriffene Jahr hier wieder auszugleichen, wodurch er selber nicht nur bis nach dem Februar seine eigenen Interessen hineinverflechten, sondern auch Jerusalem's Charakter genugsam entfalten kann, was sich in den Zeitraum von seiner Abreise bis zu Jerusalem's Tod, also in den von nur 6 Wochen nicht hätte drängen lassen. — Auf diese Weise erreicht er auch, daß er im Romane mit Jerusalem's wirklichem Ende zusammentrifft; was allein schon hinreichend war, um sogleich den unglücklichen Jerusalem im großen und allgemeinen Lesepublicum mit Werther zu identificiren.

Von Wetzlar nach Frankfurt zurückgekehrt, schrieb er erst noch den Götz um. Je mehr er in diesem Kraftgemälde deutscher Selbsthülfe in alter Zeit sich selbst und seinem Jahrhundert entflohen war, desto mehr hatten, durch Young und Ossian genährt, Krankheitszustände der Gegenwart sich in ihm angesammelt. Die Herabstimmung aller sittlichen und physischen Kraft, die passive Nichtsnutzigkeit des bedrückten deutschen Jammers, für den nur England seine „Wonne in Thränen" bot, all diese verzehrende Todessehnsucht voll elegischer Schwelgerei lebte im Dichter, mußte aber erst ausgelebt sein in ihm, bevor er sie darstellen konnte. Mit der Nachricht vom Selbstmorde des jungen Jerusalem in Wetzlar stand der Entschluß zum Buche Werther fest, aber er wurde erst 1774 ausgeführt. In vier Wochen soll dies Gemälde entworfen sein, wie er selber sagt. Die Farben dazu trug er in sich, die Linien borgte er theils aus seinen eignen Zuständen in Wetzlar, theils aus den Motiven zu Jerusalem's That; erster und zweiter Abschnitt des Buches füllten sich damit. In einem Briefe an Lavater (26. April 1774) schrieb Goethe, er habe der Geschichte Jerusalem's seine Empfindungen geliehen; aber die Ouverture zu diesem tragischen Monodrama war eine Fabel, die er aus seiner eignen Wirklichkeit in Wetzlar nahm. Er hielt die thatsächlichen Einzelheiten fest, wie Zeitungen und Briefe aus Wetzlar sie berichteten; er verwob sie ganz harmlos beim Sturmdrang des Ergusses mit seinen eignen Eindrücken, die ihm zu alledem doch nur ein Vorspiel geliefert. So hatten sich hier

Dichtung und Wahrheit wunderbar listig durchdrungen, um auf das naivste ein Meisterstück sentimentaler Sittenmalerei zu liefern. Hier durfte nicht viel erfunden, fremde Gestalten durften nicht hereingezogen werden; der Proceß war zu einfach und zu innerlich. Die Lotte der Wirklichkeit ist in der Dichtung potenzirt; bei all ihrer Seelenreinheit im Buche ist sie doch leise berührt vom Schmelz und Zauber seiner überfluthenden Leidenschaft; Kestner mußte, als poetisch nothwendiger Gegensatz zum krankhaften Helden, in einen gesunden Alltagsmenschen verwandelt werden. Wenn Rosenkranz meint, es zeuge von großer Kunst, daß Goethe den Werther zum Diplomaten gemacht, da Diplomaten „Scheinthuer" seien, so zeigt das von einem gänzlichen Verkennen der Entstehungsgeschichte dieses Dichtwerks, und Lewes rügt mit Recht die Thorheit, einem Poëm mehr speculative Finten unterzuschieben als der Dichter in seiner Naivität sich je geträumt. Wie und bis zu welchem Grade ein poetisches Werk Naturerzeugniß, läßt sich, aus Antipathie und Stolz gegen das was Natur und unbewußter Proceß ist, mit den Geburtszangen des abstracten Begriffs nicht ans Tageslicht bringen. Wohl heißt der Poet „der Macher", trotzdem wird das Werk in ihm, und wie Bewußtsein und dunkler Drang in ihm weben und sich durchschlingen, bleibt Mysterium für profane Exegese. Just am Werther machte Goethe nichts; ihm selbst unbewußt liefen hier Wirklichkeit und Phantasie durcheinander. Das Werk ist aber auch nicht so sehr, wie man glaubt, bloße Ausgeburt eines Sturmdranges, der nach

dem Nächsten greift, um sich rasch genugzuthun. Es ist rasch hingestürmt in der Ausarbeitung, aber sehr langsam und gründlich erlebt, denn in ihm wogt schwankend und überfluthend, voll und heiß und doch innig tief, thränenfeucht und verzweiflungsvoll das ganze Leid jenes kranken Jahrhunderts. Der Dichter gab darin Alles hin, was ihm Leben und Zeit gegeben; er behielt aber für sich, was zum Weiterleben nöthig war, die standhafte Kraft, zu verzichten, und die Stärke des Felsens, der den Wogensturm überdauert, trotzdem er Spuren davon zeigt und behält. Zwischen Jerusalem's Selbstmord und der Abfassung der Dichtung lagen fast anderthalb Jahre, sodaß das Werk auch der Thatsache nach nicht so, wie es Vielen scheint, gleichsam vom Zaun gebrochen, die Ausgeburt des Augenblicks war.

Goethe's Geleitsbrief mit dem gedruckten Exemplar des Werther lautet buchstäblich: „Lotte, wie lieb mir das Büchelchen ist, magst Du im Lesen fühlen, und auch dieses Exemplar ist mir so werth als wär's das einzige in der Welt. Du sollst's haben, Lotte, ich hab' es hundertmal geküßt, hab's weggeschlossen, daß es niemand berühre. O Lotte! — Und ich bitte Dich, lass' es außer Meyers niemand jetzo sehn, es kommt erst die Leipziger Messe ins Publicum. Ich wünschte jedes läs' es allein vor sich, Du allein, Kestner allein, und jedes schriebe mir ein Wörtchen. Lotte, Adieu Lotte." — Kestner entgegnete: „Euer Werther würde mir großes Vergnügen machen können, da er mich an manche interessante Scene und Begebenheit erinnern könnte. So aber wie er da

ist, hat er mich in gewissem Betracht schlecht erbauet. Ihr wißt, ich rede gern wie's mir ist. Ihr habt zwar in jede Person etwas Fremdes gewebt, oder mehrere in eine geschmolzen. Das ließe ich schon gelten. Aber wenn Ihr bei dem Verweben und Zusammenschmelzen Euer Herz ein wenig mit rathen lassen, so würden die wirklichen Personen, von denen Ihr Züge entlehnt, nicht dabei so prostituirt sein. Ihr wolltet nach der Natur zeichnen, um Wahrheit in das Gemälde zu bringen; und doch habt Ihr soviel Widersprechendes zusammengesetzt, daß Ihr gerade Euern Zweck verfehlt habt. Der Herr Autor wird sich hiergegen empören, aber ich halte mich an die Wirklichkeit und an die Wahrheit selbst, wenn ich urtheile, daß der Maler gefehlt hat. Der wirklichen Lotte würde es in vielen Stücken leid sein, wenn sie Eurer da gemalten Lotte gleich wäre. Ich weiß es wohl, daß es eine Composition sein soll; allein die H...., welche Ihr zum Theil mit hineingewebt habt, war auch zu dem nicht fähig was Ihr Eurer Heldin beimesset. Es bedurfte aber des Aufwandes der Dichtung zu Eurem Zwecke und zur Natur und Wahrheit gar nicht, denn ohne das eine Frau, eine mehr als gewöhnliche Frau immer entehrende Betragen Eurer Heldin erschoß sich Jerusalem. Die wirkliche Lotte, deren Freund Ihr doch sein wollt, ist in Eurem Gemälde, das zuviel von ihr enthält, um nicht auf sie stark zu deuten, ist, sag' ich — doch nein, ich will es nicht sagen, es schmerzt mich schon zu sehr, da ich's denke. Und Lottens Mann, Ihr nanntet ihn Euren

Freund, und Gott weiß, daß er es war, ist mit ihr — —. Und das elende Geschöpf von einem Albert! Mag es immer ein eignes, nicht copirtes Gemälde sein sollen, so hat es doch von einem Original wieder solche Züge (zwar nur von der Außenseite, und Gott sei's gedankt, nur von der Außenseite) daß man leicht auf den wirklichen fallen kann. Und wenn Ihr ihn so haben wolltet, mußtet Ihr ihn so zu einem Klotze machen? Damit Ihr etwa auf ihn stolz hintreten und sagen könntet: Seht, was ich für ein Kerl bin!"

In einem spätern Briefe an einen Dritten, einen seiner Freunde, die ihm wegen der erlittenen Blosstellung ihr Beileid bezeugten, schreibt Kestner berichtigend, im ersten Theile des Buches sei Werther Goethe selbst, in Lotte und Albert habe er von seiner Frau und ihm Züge entlehnt, viele von den Scenen seien ganz wahr, aber doch theilweis verändert, andere ganz fremd, und um den Tod Werther's vorzubereiten, habe er schon im ersten Theile Verschiedenes hinzugedichtet, das den wirklichen Personen gar nicht zukomme. „Lotte hat z. B. weder mit Goethe, noch mit sonst einem Andern in dem ziemlich genauen Verhältniß gestanden, wie da beschrieben ist. Dies haben wir ihm allerdings sehr übelzunehmen, indem verschiedene Nebenumstände zu wahr und zu bekannt sind, als daß man nicht auf uns hätte fallen sollen. Er bereut es jetzt; aber was hilft uns das! Es ist wahr, er hielt viel von meiner Frau; aber darin hätte er sie getreuer schildern sollen, daß sie viel zu klug und zu delicat war, als ihn einmal so weit kommen zu lassen, wie im ersten Theile ent-

halten. Sie betrug sich so gegen ihn, daß ich sie weit lieber hätte haben müssen als sonst, wenn dies möglich gewesen wäre."

Erst dem Kestner'schen Briefwechsel verdanken wir in unsern Tagen die wahre Geschichte über die Entstehung des Werther, dieses „Gemisches von Wahrheit und Lüge", dessen Composition in Goethe's Dichtung und Wahrheit nicht mehr deutlich zu Tage tritt. Charlotte Buff gehörte nicht in die Reihe der Frauen, die der Dichter geliebt; wegen der Friederike von Sesenheim, nicht wegen der Charlotte von Wetzlar hat Goethe Reue gefühlt. Aber es erhellt doch aus dem Briefwechsel, wie tiefgreifend Diese auf Goethe gewirkt, als er, Wirklichkeit und Poesie unbewußt verwebend, den Werther schrieb, diesen Pelikan, den er mit seinem eignen Herzblut fütterte.

Goethe war erschrocken über den Eindruck, den das Buch auf seine Freunde machte. Er hatte auf Kestner's Brief sofort geantwortet: „Ich muß Euch gleich schreiben, meine Lieben, meine Erzürnten, daß mir's vom Herzen komme. Es ist gethan, es ist ausgegeben; verzeiht mir, wenn Ihr könnt. — Ich will nichts, ich bitte Euch, ich will nichts von Euch hören, bis der Ausgang bestätigt haben wird, daß Eure Besorgnisse zu hoch gespannt waren, bis Ihr dann auch im Buche selbst das unschuldige Gemisch von Wahrheit und Lüge reiner an Euren Herzen gefühlt haben werdet &c." Der Dichter spricht dann die frohe Ahnung aus, das ewige Schicksal habe das zugelassen, um ihn noch fester an Beide zu knüpfen;

er sei so durch Liebe an sie gebunden, daß er an ihnen und ihren Kindern ein Schuldner sein werde für die bösen Stunden, die er ihnen gemacht. Solcher Gutherzigkeit gegenüber streckten sie denn auch die Waffen, sie vergaben ihm und er konnte noch im November desselben Jahres schreiben: „O könnt' ich Dir an den Hals springen, mich zu Lottens Füßen werfen, Eine, Eine Minute, und all, all das sollte getilgt, erklärt sein was ich mit Büchern Papier nicht aufschließen könnte! O Ihr Ungläubigen! würd' ich ausrufen. Ihr Kleingläubigen! Könntet Ihr den tausendsten Theil fühlen, was Werther tausend Herzen ist, Ihr würdet die Unkosten nicht berechnen, die Ihr dazu hergebt!" Binnen einem Jahre verspricht er Alles, was noch übrig sein möchte von Verdacht und Mißdeutung „im schwätzenden Publicum, obgleich das eine Heerd' Schwein' ist," — auszulöschen „wie ein reiner Nordwind." „Werther muß — muß sein! Ihr fühlt ihn nicht, Ihr fühlt nur mich und Euch, und was Ihr angeklebt heißet — und trutz Euch und Andern, eingewoben ist. — Wenn ich noch lebe, so bist Du's, dem ich's danke — bist also nicht Albert. — Und also — gieb Lotten eine Hand ganz warm von mir, und sag' ihr: Ihren Namen von tausend heiligen Lippen mit Ehrfurcht ausgesprochen zu wissen, sei doch ein Aequivalent gegen Besorgnisse, die einen kaum ohne alles andere im gemeinen Leben, da man jeder Base ausgesetzt ist, lange verdrießen würden &c. O Du! Hast nicht gefühlt wie der Mensch Dich umfaßt, Dich tröstet — und in Deinem, in Lottens Werth Trost genug findet, gegen das

Elend das schon Euch in der Dichtung schreckt. Lotte, leb' wohl — Kestner, Du — habt mich lieb — und nagt mich nicht." Rührend offen und kindlich naiv ist an einer andern Stelle im Briefwechsel Goethe's tröstendes Wort: „Du bist unendlich größer als Albert, und ich selbst bin ja auch nicht Jerusalem geworden!" Das Buch Werther war ein Rettungsact, ein Nothschuß für ihn, ob er gleich erst so lange nachher die Anker lichtete und in See ging, um nicht zwischen engen Klippen zu scheitern.

Kestner giebt auch, bevor ihm Goethe näher getreten, also ganz harmlos, Zeugniß über ihn. Dies Zeugniß lautet: „Im Frühjahr kam hier ein gewisser Goethe aus Frankfurt an, seiner Hantierung nach Dr. Juris, 23 Jahr alt, einziger Sohn eines sehr reichen Vaters, um sich hier — dies war seines Vaters Absicht — in praxi umzusehen, der seinigen nach aber den Homer, Pindar ꝛc. zu studieren, und was sein Genie, seine Denkungsart und sein Herz ihm weiter für Beschäftignng eingeben würden. Gleich Anfangs kündigten ihn die hiesigen schönen Geister als einen ihrer Mitbrüder und als Mitarbeiter an der neuen Frankfurter Gelehrten Zeitung, beiläufig auch als Philosophen im Publico an, und gaben sich Mühe mit ihm in Verbindung zu stehen. Da ich unter diese Classe von Leuten nicht gehöre, so lernte ich Goethen erst später und ganz von ungefähr kennen. — Sie wissen, daß ich nicht eilig urtheile. Ich fand schon" (bei der ersten Begegnung nämlich) „daß er Genie hatte und eine lebhafte Einbildungskraft; aber dieses war mir noch nicht genug, ihn hochzu-

schätzen. — Er hat sehr viel Talente, ist ein wahres Genie und ein Mensch von Charakter; besitzt eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft, daher er sich meistens in Bildern und Gleichnissen ausdrückt. Er pflegt auch selbst zu sagen, daß er sich immer uneigentlich, niemals eigentlich ausdrücken könne: wenn er aber älter werde, hoffe er die Gedanken selbst, wie sie wären, zu denken und zu sagen. Er ist in allen seinen Affecten heftig, hat jedoch oft viel Gewalt über sich. Seine Denkungsart ist edel; von Vorurtheilen so viel frei, handelt er, wie es ihm einfällt, ohne sich darum zu bekümmen, ob es Andern gefällt, ob es Mode ist, ob es die Lebensart erlaubt. Aller Zwang ist ihm verhaßt. — Er liebt die Kinder und kann sich mit ihnen sehr beschäftigen. Er ist bizarre und hat in seinem Betragen, seinem Aeußerlichen Verschiedenes, das ihn unangenehm machen könnte. Aber bei Kindern, bei Frauenzimmern und vielen Andern ist er doch wohl angeschrieben. Für das weibliche Geschlecht hat er sehr viele Hochachtung. In principiis ist er noch nicht fest, und strebt noch erst nach einem gewissen System. Um etwas davon zu sagen, so hält er viel von Rousseau, ist jedoch nicht ein blinder Anbeter von demselben. Er ist nicht was man orthodox nennt. Jedoch nicht aus Stolz oder Caprice oder um etwas vorstellen zu wollen. Er äußert sich auch über gewisse Hauptmaterien gegen Wenige; stört Andere nicht gern in ihren Vorstellungen. Er haßt zwar den Scepticismum, strebt nach Wahrheit und nach Determinirung über gewisse Hauptmaterien, glaubt auch schon über die wichtigsten deter-

minirt zu sein; soviel ich aber gemerkt, ist er es noch nicht. Denn, sagt er, ich bin dazu nicht genug Lügner. Zuweilen ist er über gewisse Materien ruhig, zuweilen aber nichts weniger wie das. Vor der christlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie sie unsere Theologen vorstellen. Er glaubt ein künftiges Leben, einen bessern Zustand. Er strebt nach Wahrheit, hält jedoch mehr vom Gefühl derselben als von ihrer Demonstration. Er hat sehr viel gethan und viele Kenntnisse, viel Lectüre, aber doch noch mehr gedacht und räsonnirt. Aus den schönen Wissenschaften und Künsten hat er sein Hauptwerk gemacht, oder vielmehr aus allen Wissenschaften, nur nicht den sogenannten Brotwissenschaften."

Am Rande fügt Kestner noch hinzu: „Ich wollte ihn schildern aber es würde zu weitläufig werden, denn es läßt sich gar viel von ihm sagen: Er ist mit einem Worte ein sehr merkwürdiger Mensch." Weiter unten ferner: „Ich würde nicht fertig werden, wenn ich ihn ganz schildern wollte."

Auf dies Zeugniß über seine Eigenthümlichkeit folge hier jedoch auch noch der Nachweis, wie tief er sich eingesponnen in den Verkehr mit Lotte und in ihr ganzes Dasein. Wir lesen in Kestner's Tagebuch: „September 10. 1772. Mittags aß Dr. Goethe bei mir im Garten, ich wußte nicht, daß es das letzte Mal war. Abends kam Dr. Goethe nach dem deutschen Hause. Er, Lottchen und ich hatten ein merkwürdiges Gespräch von dem Zustande nach diesem Leben, vom Weggehen und Wiederkommen &c., welches nicht er, sondern Lottchen

anfing. Wir machten miteinander aus, wer von uns zuerst stürbe, sollte, wenn er könnte, den Lebenden Nachricht von dem Zustande jenes Lebens geben. Goethe wurde ganz niedergeschlagen, denn er wußte, daß er am andern Morgen weggehen wollte."

„September 11. 1772. Morgens um 7 Uhr ist Goethe weggereiset, ohne Abschied zu nehmen. Er schickte mir ein Billet nebst Büchern. Er hat es längst gesagt, daß er um diese Zeit nach Coblenz, wo der Kriegszahlmeister Merck ihn erwarte, eine Reise machen und er keinen Abschied nehmen, sondern plötzlich abreisen würde. Ich hatte es also erwartet. Aber, daß ich dennoch nicht darauf vorbereitet war, das habe ich tief in meiner Seele gefühlt. Ich kam den Morgen von der Dictatur zu Hause. — Herr Dr. Goethe hat dieses um 10 Uhr geschickt." — Ich sah die Bücher und das Billet und dachte, was dieses mir sagte: „Er ist fort!" und war ganz niedergeschlagen. Bald nachher kam Hans (Lottens Bruder) zu mir, mich zu fragen, ob er gewiß weg sei. Die Geheime Räthin Langen hatte bei Gelegenheit durch eine Magd sagen lassen, es wäre doch sehr ungezogen, daß Dr. Goethe so ohne Abschied zu nehmen, weggereist sei. Lottchen ließ wieder sagen: Warum sie ihren Neveu nicht besser erzogen hätte? Lottchen schickte, um gewiß zu sein, einen Kasten, den sie von Goethen hatte, nach seinem Hause. Er war nicht mehr da. Mittag hatte die Geheime Räthin Langen wieder sagen lassen, aber sie wollte es des Doctor Goethe Mutter schreiben, wie er sich aufgeführt hätte! — Unter den Kindern im deutschen

Hause sagte jedes: Doctor Goethe ist fort! — Mittags sprach ich mit Herrn v. Born, der ihn zu Pferde bis gegen Braunfels begleitet hatte. Goethe hatte von unserm gestrigen Abendgespräch ihm erzählt. Goethe war sehr niedergeschlagen weggereist. Nachmittags brachte ich die Billets von Goethe an Lottchen. Sie war betrübt über seine Abreise; es kamen ihr die Thränen beim Lesen in die Augen. Doch war es ihr lieb, daß er fort war, da sie ihm das nicht geben konnte, was er wünschte. Wir sprachen nur von ihm, ich konnte auch nicht anders als an ihn denken, vertheidigte die Art seiner Abreise, welche von einem Unverständigen getadelt wurde, ich that es mit vieler Heftigkeit. Nachher schrieb ich ihm, was seit seiner Abreise vorgegangen war."

Goethe's Brief, auf den sich die oben mitgetheilte Stelle des Tagebuchs bezieht, ist wörtlich erhalten: „Er ist fort, Kestner, wenn Sie diesen Zettel kriegen, er ist fort. Geben Sie Lottchen inneliegenden Zettel. Ich war sehr gefaßt, aber Euer Gespräch hat mich auseinandergerissen. Ich kann Ihnen in dem Augenblicke nichts sagen, als Leben Sie wohl! Wäre ich einen Augenblick länger bei Euch geblieben, ich hätte (mich?) nicht gehalten. Nun bin ich allein und morgen geh' ich. O mein armer Kopf." — Eingeschlossen waren folgende Zeilen an Lotte: „Wohl hoff' ich wiederzukommen, aber Gott weiß wann. Lotte, wie war mirs bei Deinem Reden ums Herz, da ich wußte es ist das letzte Mal, daß ich Sie sehe. Nicht das letzte Mal, und doch geh' ich morgen fort. Fort ist er. Welcher Geist brachte Euch auf den Dis-

curs! Da ich alles sagen durfte was ich fühlte, ach mir war's um Hienieden zu thun, um ihre Hand die ich zum letzten Mal küßte. Das Zimmer in das ich nicht wiederkehren werde, und der liebe Vater der mich zum letzten Male begleitete. Ich bin nun allein und darf weinen. Ich lasse Euch glücklich, und gehe nicht aus Euren Herzen. Und sehe Euch wieder, aber nicht morgen ist nimmer. Sagen Sie meinen Buben: er ist fort. Ich mag nicht weiter." — Solche Tage wie die Wetzlarischen geben ihm, schreibt er an Albert, die Götter nicht mehr. Und an Lottens Hochzeitstage, es sollte just ein Charfreitag sein, wollte er „Heilig-Grab machen" und Lottens Silhouette, die über seinem Bette hing, begraben. Er erfuhr jedoch den Vollzug der Trauung zu spät und so will er den Schattenriß hangen lassen bis er sterbe.

Aus alle dem ergiebt sich, wie tief Goethe als Mensch erfüllt war von der Gestalt Lottens, die er als Dichter in sich aufnahm und wie seine eigne Erfindung, sein eignes Geschöpf weiterbildete, harmlos wie er war, aber rücksichtslos seinem innern Drange folgend, den allein er im Leben und Dichten als gesetzgebend über sich erkannte. Es ergiebt sich aber auch, wie beschönigend der Greis Goethe sein Leben beschrieb oder wie blaß ihm die Gestalten seiner Wirklichkeit geworden waren, wenn er äußern konnte, das in Wetzlar Erlebte sei von keiner großen Bedeutung für ihn gewesen; seine eignen, nachträglich jetzt veröffentlichten Briefe widerlegen diesen Ausspruch. — Nachdem der Sturm der Aufregung beschwichtigt war, hat sein brieflicher Verkehr mit

dem trefflichen Ehepaar freundlich noch fortgedauert, bis er, nach 1776, mehr noch seit 1780 spärlicher geworden, mit Kestner's Tode (1800) aufhörte. Im Jahre 1816 fand ein Wiedersehen statt; die 63jährige Archivräthin Kestner besuchte in Weimar ihre, dort an einen Kammerrath Riedel verheirathete Schwester. Lewes versündigt sich, einen Stadtklatsch zu erzählen; Charlotte habe trotz ihrer grauen Haare, als sie Goethe besucht, „absichtlich" ein weißes Kleid mit Schleifen wie ehedem getragen, habe halb zärtlich, halb coquett gethan, der alte Jupiter habe aber von Werther's blauem Frack und Stulpstiefeln nichts mehr wissen wollen. Goethe bewies ihr große Aufmerksamkeit, aber Welt und Menschen von früher waren ihm ferngerückt. Die Toilette der Dame war die damals übliche. Im Jahre 1828 starb Charlotte. Ihr Sohn, hannöverscher Legationsrath, 40 Jahre lang Gesandter in Rom, Verfasser eines kleinen lehrreichen Buches über Malerei, starb 1853 und hinterließ druckfertig den Briefwechsel seiner Eltern mit Goethe. Seine Tochter, an einen hannöverschen Baron v. Wrangel verheirathet, lebte mit ihrer Tochter, also Lottens Enkelin, und deren Nachkommenschaft, eine Zeit lang in Dresden. — In Wetzlar wurde am hundertjährigen Geburtstage Goethe's auf dem Wertherplatze vor dem Thore, wo der Dichter einst zu sitzen und zu träumen liebte, ein kleines marmornes Denkmal zwischen drei Lindenbäumen errichtet, mit der Inschrift: „Ruheplatz des Dichters Goethe, zu seinem Andenken frisch bepflanzt bei der Jubelfeier am 28. August 1849."

---

6. „Neue Liebe, neues Leben": Lili und die Gräfin Auguste v. Stolberg.

Wir brauchen Bürgschaften vom Menschen Goethe, um den Zauber seiner Dichtungen durch den Zauber, den er persönlich übte, zu erklären. Und wenn Goethe immer nur im Duett mit einer zweiten Natur sich entwickelte, so deuten seine Dichtungen auf den Anreiz den er empfing, während Geständnisse Anderer über ihn lehrreiche Zeugnisse sind über Macht und Fülle der Wirkungen, die er als Mensch und Dichter übte. Hatte Merck damals von ihm gesagt, was er lebe sei mehr werth als was er schreibe, so liegt darin genug Nöthigung, in sein persönliches Leben zu blicken.

In der Zeit wo er den Werther lebte und dichtete, traten an ihn auch Männergestalten heran, die jedoch nur vorübergehend auf ihn wirkten. Wer ihm Neigung bot, hatte Einfluß auf ihn, gab ihm neuen Besitz und erweitertes Leben. Und wenn ihn die Frauen verwöhnten, vergötterten ihn die Männer. Was Wunder, wäre ein Narciß in ihm fertig geworden! Dem heftigen und stürmischen Werbegeist der christlichen Sectirer setzte er bereits ein Studium Spinoza's entgegen. Mit Werther fühlt er „die Gegenwart des Allmächtigen, der uns Alle nach seinem Bilde schuf, das Wesen des Alliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält"; und „wenn es um seine Augen dämmert", findet er „die Welt umher und den Himmel in seiner Seele ruhend, wie die Gestalt einer Geliebten". Homer und Ossian

wankten damals in seiner Seele hin und her, und es war wie er selbst sagt, „die grenzenlose Uneigennützigkeit, die aus jedem Satze hervorleuchtete," was ihm am Spinozismus wohlthat; auch schon der schönen Seele gegenüber hatte er in ihm „Beruhigung seiner Leidenschaften" und „den versöhnten Gott" gefunden, wenn auch auf anderem Wege. Goethe wollte und suchte nach Spinoza in der ganzen, vollen Welt den offenbarten Gott, während die specifisch Frommen diese Offenbarung auf die Fleischwerdung des einzigen Sohnes beschränken. Der Freundin Klettenberg zu Liebe sprach der Jüngling Wolf mitunter, obschon nur gebrochen, in der Grammatik der Orthodoxie; dem zudringlichen Bekehrungseifer Lavaters setzte er schon mehr Selbständigkeit entgegen. Dabei zog ihn doch die „tiefe Sanftmuth seines Blickes, die Lieblichkeit seiner Lippen, selbst sein durch das Hochdeutsch durchtönender treuherziger Schweizerdialekt" warm und innig an. Lavater seinerseits konnte „nicht satt werden, das Genie dieses einzigen Mannes in seiner Art anzustaunen." Der Physiognomiker beschrieb damals folgenderweise die Goethe'schen Züge. „Bemerke die Lage und Form dieser gedankenreichen Stirn, bemerke das mit einem fortgehenden Schnellblicke durchdringende, verliebte, sanft geschweifte Auge, die so sanft sich darüber hinschleichenden Augenbrauen, diese an sich allein so dichterische Nase, diesen so eigentlich poetischen Uebergang zum lippichten (sic!), von schneller Empfindung gleichsam sanftzitternden und das schwebende Zittern zurückhaltenden Munde, dies männliche Kinn, dies offen

markige Ohr — wer ist, der absprechen könnte diesem Gesichte Genie, ganzes, wahres Genie!" Mit Lavater und Basedow machte Goethe 1774 die Rheinreise stromab nach Ems, Coblenz und Düsseldorf. Beim Anblick einer merkwürdigen Burgruine schrieb Goethe in das Stammbuch von Lips, der Lavaters physiognomische Reise als Zeichner begleitete, die Verse: „Geistesgruß" (Hoch auf dem alten Thurme steht 2c.). Sein Gedicht: „Diner zu Coblenz" giebt uns den Moment, wo er, „Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitte," behaglich ein Stück Lachs und einen „Hahnen" verzehrt, während Lavater einem Landprediger die Offenbarung Johannis, Basedow einem Tanzmeister die Unzweckmäßigkeit der Kindertaufe erklärt. In Pempelfort machte er eine neue Eroberung. Der Dichter fand im Denker Jacobi einen Geistesverwandten. Goethe las seine neuesten Dichtungen vor, den „König von Thule" und den „untreuen Knaben" (Es war ein Knabe frech genung, war erst aus Frankreich kommen 2c.). Jacobi schrieb im August jenes Jahres an Frau von Laroche: „Goethe ist der Mann, dessen mein Herz bedurfte, der das ganze Liebesfeuer meiner Seele aushalten, ausdauern kann. Mein Charakter wird nun erst seine ächte eigenthümliche Festigkeit erhalten; denn Goethe's Anschauung hat meinen besten Ideen, meinen besten Empfindungen — den einsamen, verstoßenen, — unüberwindliche Gewißheit gegeben. Der Mann ist selbständig vom Scheitel bis zur Fußsohle." Und an Wieland schrieb Jacobi in derselben Zeit: „Je mehr ichs überdenke, je lebhafter empfinde

ich die Unmöglichkeit, Dem, der Goethe nicht gesehen noch gehört hat, etwas Begreifliches über dieses außerordentliche Geschöpf Gottes zu schreiben. Man braucht nur eine Stunde bei ihm gewesen zu sein, um es im höchsten Grade lächerlich zu finden, daß er anders denken und handeln soll als er wirklich denkt und handelt. Hiermit will ich nicht andeuten, daß keine Veränderung zum Schönern und Bessern in ihm möglich sei; aber nicht anders ist sie ihm möglich als so wie die Blume sich entfaltet, wie die Saat reift, wie der Baum in die Höhe wächst und sich krönt." — Fast vierzig Jahre später bricht Jacobi noch in Entzückung aus über seine damalige Begegnung mit Goethe: „Welche Stunden! Welche Tage! Mir wurde wie eine neue Seele. Von dem Augenblicke an konnte ich Dich nicht mehr lassen."

Auch der Dichter des sinnlich üppigen Ardinghello, Wilhelm Heinse, mit dem Goethe in Düsseldorf zusammentraf, schrieb hingerissen vom Zauber dieser Natur: „Goethe war bei uns, ein schöner Junge von fünfundzwanzig Jahren, der vom Wirbel bis zur Zehe Genie und Stärke ist, ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer mit Adlerflügeln; ich kenne keinen Menschen in der ganzen gelehrten Geschichte, der in solcher Jugend so rund und voll von eignem Genie gewesen wäre wie er."

Jung Stilling, damals praktischer Arzt in Elberfeld, wurde eines Morgens früh in einen Gasthof zu einem fremden Patienten gerufen. Dieser streckte, Hals und Kopf in Tücher gehüllt, ihm die Hand aus dem Bett entgegen und

sagte dumpf und schwach: Herr Doctor, fühlen Sie mir einmal den Puls; ich bin gar krank und schwach. Jung befühlte den Puls des Fremden, fand ihn aber ganz ordentlich: da hing Goethe lachend an seinem Halse; es war eine unbeschreibliche Freude des Wiedersehens seit Straßburg. Lavater und sein Zeichner fanden in Elberfeld alle Hände voll zu thun. „Goethe aber konnte nicht sitzen; er tanzte um den Tisch her, machte Gesichter und zeigte allenthalben nach seiner Art, wie königlich ihn der Cirkel von Menschen gaudire. Die Elberfelder glaubten, der Mensch sei nicht recht klug. Stilling aber und Andere, die sein Wesen besser kannten, meinten oft vor Lachen zu bersten, wenn ihn einer mit starren und gleichsam bemitleidenden Augen ansah, und er dann mit großem hellem Blick ihn daniederschoß."

Im Herbst des Jahres 1774 kam auch Klopstock nach Frankfurt; Markgraf Karl Friedrich von Baden hatte den „Dichter der Religion und des Vaterlandes" nach Karlsruhe zu sich eingeladen. In Göttingen hatte der Bund der Dichterjugend ihn gefeiert; Goethe hatte mit ihm gebriefwechselt. Klopstock war persönlich zurückhaltend und erhaben steif; über das Schlittschuhlaufen ließ er sich hingebender aus, und in dieser Passion gab der Schüler dem Meister wenig nach. Goethe hat ihm einige Scenen des Faust vorgelesen. Zu diesem Münster deutscher Dichtkunst war der erste Antrieb in Straßburg empfangen, der Grundstein in Frankfurt gelegt. Allezeit damals reisig und flügge, scheint Goethe den hohen Barden bis nach Karlsruhe begleitet zu haben; auf der Rück-

reise dichtete er im Postwagen die Ode: „An Schwager Kronos"; im Werther, der im Monat October erschien, hat er dem Sänger des Messias das schöne Denkmal der Hochachtung gesetzt.

Die fromme Freundin Klettenberg starb in gläubiger Heiterkeit und Zuversicht. Ihr zarter Sinn hatte den Dichter nicht länger bedrängt, ihn freigegeben, die offene Wahrheit seiner Entwickelung in ihm sogar der bloßen Phrase und Terminologie der Frömmigkeit, die Lavater von ihm verlangte, vorgezogen. Wie es ihm eigen war, hatte er ihren Tod schon im voraus mit seiner Divinationsgabe geahnt und sie in seinem Herzen beigesetzt. Eine Stelle im Werther: „Ich habe das Herz gefühlt, die große Seele, in deren Gegenwart ich mir schien mehr zu sein als ich war" 2c. spricht, auf sie deutend, von solchem Frauenwesen voll göttlicher Duldung und geweihter Fassungskraft. Und im Gedicht zur Begleitung einer Zeichnung, die er rasch von ihr entworfen, als sie, sauber und friedlich, vom untersinkenden Sonnenstrahl wie verklärt am Fenster im Lehnstuhle vor ihm saß, liegt all der Werth, den sie für ihn hatte, ausgedrückt:

Sieh in diesem Zauberspiegel
Einen Traum, wie lieb und gut
Unter ihres Gottes Flügel
Unsre Freundin leidend ruht.

Schaue wie sie sich hinüber
Aus des Lebens Woge stritt,
Sieh Dein Bild ihr gegenüber,
Und den Gott, der für Euch litt.

Fühle was ich in dem Weben
Dieser Himmelsluft gefühlt,
Als mit ungeduld'gem Streben
Ich die Zeichnung hingewühlt.

Was wir den Orgelton in der Brust des Menschen nennen dürfen, das starb nie aus in Goethe's Innerem, wenn auch dieser Orgelton in ihm nicht so pfiff wie die Zionswächter wollten. Freilich ward der Ton oft lange Zeit überdeckt von weltlichen Flöten und Schalmeien, denn auch in Welt und Natur hat er den großen Unbekannten erforschen, ihn nicht ausschließlich in der Darbietung und im Opfer eines eingebornen Sohnes erkennen wollen. Die ganze Weltgeschichte war ihm ein Suchen Gottes, und er hat ihn allerwegen in den Tiefen aufschürfen wollen, um glänzendes Metall zu Tage zu fördern und auch seiner Erscheinungswelt, die ebenfalls sein Werk ist, gerecht zu werden. Die ebenso heiße wie leichte Welle des Blutes trug ihn freilich vielfach hinweg über tiefere Aufgaben, die der Weltgeist in ihm aufrief. Er war aber nie ganz taub gegen das Allerheiligste im Menschenleben, auch wenn es sich in ihm verkroch vor den lauten und lärmenden Störungen des beweglich eiteln Tages. In jenen siebziger Jahren der Frankfurter Epoche, welche die Wiege war von fast Allem was er Großes empfand, legt er Grund zu Dichtungen, die er selbst als „die kühneren Griffe in die tiefere Menschheit" bezeichnete. Freilich blieb Vieles davon nur Bruchstück oder wurde im Keime beseitigt, wie eine Tragödie Cäsar, zu welcher er nicht den Fonds

eines politisch bewegten großen Volkslebens um sich her vorfand. Zum Mahomet schrieb er eine Hymne, die er für verloren hielt, die sich aber wieder fand und von Schöll mitgetheilt wurde. Sonne, Mond und Sterne glühen in Mahomets Herz hinein und zwingen ihn zur Anbetung des Alliebenden. Die zweite Hymne zu diesem Drama ist als „Mahomets Gesang" bekannt; der Dichter lieferte sie zum Göttinger Musenalmanach. Den Ewigen Juden entwarf er im altdeutschen Styl des Hans Sachs. Sein Ahasver ist ein origineller Schuster, halb Essener, halb Herrnhuter und Separatist. Er verlangt daß Christus sich zum Parteihaupt mache, aus seiner Beschaulichkeit heraustrete, was auch Judas mit seinem Verrathe bezweckt. Als der Plan mißlingt, überhäuft ihn Ahasver mit Vorwürfen und stößt ihn auf dem Kreuzesgange fort von seiner Thür. Christus antwortet nicht, und in demselben Augenblicke bedeckt die liebende Veronica sein Gesicht mit dem Tuche. Wie sie es wegnimmt, erblickt Ahasver das Antlitz des Herrn darauf, aber nicht ein in der Gegenwart leidendes, sondern in alle Zukunft verklärtes. Geblendet kehrt er sein Auge ab und hört den Zuruf: Du wirst wandeln auf Erden, bis Du mich in dieser Gestalt wiedersiehst! Als der Betroffene zusichkommt, sind die Straßen Jerusalems öde, und er beginnt nun seine Wanderung. Nach dreitausend Jahren kehrt der Herr auf die Erde zurück und betritt, in der Erwartung, er werde ernten können, wo er gesäet, den Berg, auf welchem ihn einst der Böse versucht. Statt eines Reichs der Liebe un-

ter den Menschen findet er Zwietracht und verworrene Begierde:

Wo, rief der Heiland, ist das Licht,
Das hell von meinem Wort entbronnen?
Weh, und ich seh den Faden nicht,
Den ich so rein vom Himmel herabgesponnen.
Wo haben sich die Zeugen hingewandt,
Die treu aus meinem Blut entsprungen,
Und ach, wohin der Geist, den ich gesandt!
Sein Wehn, ich fühl's, ist all verklungen.

Die Legende, daß Christus, als er auf die Erde zurückkehrt, Gefahr läuft zum zweiten Male gekreuzigt zu werden, hat Goethe später in Italien noch einmal zum Entwurf eines großen Gedichts angetrieben, ohne daß der Plan zur Ausführung kam. Freilich war's kein sectirerisches Christenthum in Sack und Asche, was in diesen Dichtungsplänen angestrebt wurde, sondern ein Christenthum das als Weltreligion auch einen himmelstürmenden Giganten wie Prometheus zum Herold und Vorläufer brauchen konnte. Nur lyrische Stücke sind auch vom Prometheus übrig, und was ein Dichter nicht fertig gebracht, kann allerdings nicht vollauf eine Nothwendigkeit seiner Natur gewesen sein. Und seltsam! Zu all diesen Dichtungsentwürfen, die Bruchstück blieben, fehlt ihm eine lebendige, eine treibende Muse in der Gestalt eines Weibes. Freilich, wird man sagen, sind nicht blos die Grazien, auch die Musen allezeit Weiber gewesen; aber die Muse, die in Schiller's Werken die Tuba des Weltgerichts bläst, war strengen Antlitzes, hatte Fragen frei ans

Schicksal der Völker und eine Miene, vor deren Ernst Gott Rede stand, das Vaterland, ein Werk der Mannesthat, sich auferbaute. Hier, nicht im angeblichen Mangel an klösterlicher Buße, lag Goethe's Schwäche, oder daß wir's objectiver sagen, seine Eigenthümlichkeit. An eines weiblichen Auges Lächeln und Zürnen hing ihm Himmel und Hölle; ohne den Anreiz, sich geliebt zu fühlen, konnte er nicht schaffen, oder es blieb kalt, wie vieles das er liebeleer in späterer Zeit schuf. Darum ist er groß und tief in all den feinen und zarten Zügen des geheimnißvollen Seelenlebens und hat Saiten in der Menschenbrust angeschlagen, die bis dahin stumm gewesen. Die ganze Tonleiter der Liebe, von der Staffel, wo seraphische Wesen ihr Gefühl in religiöser Andacht verduften, bis herab zu den Regungen des Fauns, ist in seinen Dichtungen zu finden.

Neue Liebe, neues Leben! Dieser Grundton seiner Dichtungen drängte sich auch in jenem Jahre 1774 hervor, das so viel Tiefes angeklungen und nicht ausgetönt. Da tritt „die Max" an ihn heran, schon während er noch für die Lotte von Wetzlar empfand, die doch ihrerseits erst die Friederike von Sesenheim verdrängte. Schon in Coblenz hatte, auf der Fahrt von Wetzlar heim, im Hause der Frau Sophie Laroche diese Maximiliane seinem Herzen „wohlgethan". Zu Anfang 1774 verheirathete sich Maximiliane Laroche nach Frankfurt an einen ältern Wittwer mit fünf Kindern, Kaufmann Brentano, einen Bruder des Clemens und der Bettina. „Seit dem 15. Jänner — schreibt er — ist keine

Branche meiner Existenz einsam. Und das Schicksal, mit dem ich mich herumgebissen habe so oft, wird jetzt höflich betitelt das schöne, weise Schicksal; denn gewiß, das ist die erste Gabe, seit es mir meine Schwester nahm (Cornelie zog im November 1773 mit ihrem Schlosser fort), die das Ansehen eines Aequivalents hat. Die Max ist noch immer der Engel, der mit den simpelsten und werthesten Eigenschaften alle Herzen ansichzieht, und das Gefühl das ich für sie habe, worin ihr Mann eine Ursache zur Eifersucht finden wird, macht nun das Glück meines Lebens." — Die junge Frau fühlte sich unglücklich in ihrem prosaischen Eheleben; Goethe war ihr der Einzige in ihrem Kreise, an dem sie noch einen Wiederklang jener geistigen Töne vernahm, an die sie von Jugend auf gewöhnt war. Goethe wurde im Hause sehr vertraut; beide Eheleute machten ihn zum Schiedsrichter in ihren Zwistigkeiten. Sein Verhältniß zu ihr blieb ein durchaus geschwisterliches, aber er fühlte warm und innig auch als brüderlicher Freund, und bei Frauen ist die Grenze zwischen Freundschaft und Liebe eine sehr leise, fast unscheinbare.

Es ist nicht das rechte Wort, spricht man bei Liebesneigungen von Krankheitsleiden, oder es müßte wahr sein, daß die Perle nur eine Krankheit der Muschel ist. In solchem Sinne war dann Goethe's ganzes Leben eine Reihe von Erkrankungen. Und selbst ein ganz leises Hautschütteln, ein Erzittern, das noch lange kein Fieber war, gab ihm Anlaß, Gestalten der Wirklichkeit zu Gestalten seiner Dichtung zu

machen. Noch bevor er in Frankfurt den Werther schrieb, also noch mit Lottens Bild vor der Seele und ihrem Schattenriß über dem Bette, erlebte sein Herz einen neuen Anreiz. Er schrieb an Kestner von einem „gewissen Mädgen," das er von Herzen lieb habe und das er, wenn er zu heirathen hätte, gewiß vor allen wählen würde. Sie war wie Lotte am 11. Januar geboren, Antoinette, eine der Schwestern Gerock, mit denen die Schwester Cornelie befreundet war, eine Verwandte von Schlosser, von der Goethe später einige Züge in der Mignon aus der Wirklichkeit in Poesie übertragen haben soll. Kestner selber schrieb, wie sie den Wolfgang auf dem Spaziergang gesehen, sei sie mit leuchtendem Antlitz auf ihn zu und in seine Arme geeilt, und Beide küßten sich herzlich. So naiv war die Freundschaftssitte jener „alten guten" harmlosen Zeit. Und so sehr liefen dem göttlichen Apollino die Weiber im eigentlichen Sinne nach, so daß er sich ihrer kaum erwehren konnte. Der Zauber seiner Persönlichkeit muß ein unwiderstehlicher gewesen sein; was Wunder, wenn er Opfer forderte selbst wider Willen, selbst ohne Verschuldung! Goethe's Liebesleben war viel reicher noch als der Greis in seinen Memoiren eingesteht. Man weiß von einer edlen zarten Frau, die ihm ganz im Stillen ihr Herz gewidmet, ohne daß er darum gewußt; erst nach ihrem Tode erfuhr er ihr „geheimes, himmlisches Lieben". Der Name der Frau wird verschwiegen. Schöll berichtet von einem Goethe'schen Reisetagebuch aus dem Jahre 1775, wo es in Bezug auf ein weibliches We-

sen heißt: „Bin ich denn nur auf der Welt, mich in ewiger unschuldiger Schuld zu winden?“ Im Tasso heißt es: „Wir könnten's nicht ertragen, hätt' uns nicht Den holden Leichtsinn die Natur verliehen!“ — Jene Antoinette Gerock war auch schnell von einer andern Gestalt verdrängt, die jedoch ebenso rasch und ohne tiefer zu wirken an ihm vorüberflatterte. Anna Sibylla Münch hieß dies Wesen, das mit Lottens Schwester, Lenchen, Aehnlichkeit hatte. — Es war nur eine Spielerei des Zufalls, daß sie in einem lustigen Kreise nach dem in Frankfurt eingeführten Gesetz, sich zu Mariagen zu paaren, ihm dreimal durchs Loos als weiblicher Part zuertheilt wurde. Anna Sibylla trug ihm auf, aus den Memoiren des Beaumarchais, die er aus den Zeitungen als Neuigkeit auftischte, rasch ein Drama zu machen, weil er sich dessen gerühmt, und Goethe war galant genug, dies Werk wie zum Gesellschaftsspiel zu liefern. Düntzer hat in seinen „Frauenbildern aus Goethe's Jugendzeit“ in einer langen Untersuchung Alles zusammengetragen, was sich über Anna Sibylla Münch ermitteln läßt. Der Dichter spricht von ihr in seinem Leben als seiner lieben, heiter freundlichen, ihm vom Schicksal zuertheilten geselligen Partnerin, die ihm den Auftrag zum Clavigo gegeben, nennt aber ihren Namen nicht. In ihr allen Ernstes seine Lebensgefährtin zu sehen, war fast zur Sache der Gewöhnung geworden. Das heitere Geschöpf milderte die Herbigkeit der Schwester Cornelie; der strenge Vater erklärte sich für sie, das Mütterchen theilte schon Alles weise ein und stieg auf den Boden, die alten

Wiegen des Hauses zu mustern. Das Verhältniß mit ihr erlosch jedoch allmählich. Auch dichterisch blieb es für Goethe ohne weitere Folgen; man kennt kein auf sie gedichtetes Lied. Ihr persönliches Leben erledigte sich einfach. Das wohlhabende kaufmännische Haus ihres Vaters verfiel nach dessen Tode, und Anna Sibylla trat als Conventualin in das Lutherische Katharinenstift zu Frankfurt, wo sie 1825 starb.

Clavigo ward ebenso rasch wie Werther geschrieben; er componirte das Stück graziös und genial leicht aus bereits zugehauenem Holz. Clavigo selbst ist ein besser empfundener und besser durchgeführter Weislingen, ein edleres Sühnopfer für Untreue am Weibe; der Carlos im Stück war in den Elementen der Merck'schen Natur vorhanden; ein Beaumarchais war leicht aus dem Material des Götz genommen, die hektisch winselnde Marie, eine wohlfeile und schlechte Folie für den leichtfertigen Wankelmuth des Helden, schmeckt nach den Sentimentalitäten einer Pamela und anderer englischer Moderomane jener Zeit. Die feine Dialektik zwischen Clavigo und Carlos verräth jedoch die Lessing'sche Schule, die verlassen zu haben, statt sie weiterzubilden, mit Blut und Leben zu füllen, bei Goethe wie bei Schiller gleich sehr zu bedauern bleibt.

Wenig Monate nach dem Werther entstand Clavigo, und der Autor vermaß sich zur Behauptung, leicht ein Dutzend solcher Stücke schreiben zu können. Allein, wenn er ein Jahr darauf, von neuer Liebesqual bedrängt, die Stella schrieb, so bewies er mit dem Helden dieses „Schauspiels für Liebende", wie spielerisch er nicht blos den moralischen Gesetzen, sondern

auch dem Gesetz, das weibliche Herzen sich selber geben, Hohn sprechen konnte. Fernando, der in der elastischen Dehnbarkeit seiner Empfindung zu zwei Weibern gekommen ist, — begnügt sich damit, sie Beide zu behalten und weiter zu leben und zu lieben. Ein Serail könnte vollzählig werden, hätte dieser Weichling von einem Helden stärkere Sultansgelüste. Fernando's Weib entschließt sich, seinen Besitz mit Stella zu theilen. Er umarmt schließlich Beide und ruft: „Mein, mein!" Wie beide Weiber über ihn herfallen mögen, um ihre Anrechte auf ihn zu ordnen und ihrerseits dies: „Mein, mein!" zu executiren: sehen wir nicht, da der Vorhang fällt. Wir glauben, daß eine sittlich ehrenhafte Nation, wenn so zweideutig vor ihren Augen der Vorhang fiele, in ein unauslöschliches Gelächter ausbrechen müßte. Heutzutage würde der Witz, der freilich nichts schaffen, nur negiren kann, dies Standrecht halten. Der sarkastische Merck hätte hier weit mehr, als beim Clavigo, Recht gehabt, von „solchem Quark" zu sprechen. — Das alte Mährchen von der Doppelehe des Grafen v. Gleichen ist in Goethe's Stella wider Willen ironisch carikirt. Dieser gewann im Morgenlande das treue Herz einer Sklavin die ihn pflegte, hatte also Grund, sie seiner Gattin zuzuführen, während Fernando ohne alles Motiv, selbst ohne Abneigung, Frau und Kind verläßt, um dem launenhaften Reiz sanguinischer Buhlerei zu folgen. Lewes sagt, ein „armseligeres Werk" sei „nie von einem großen Dichter geschaffen worden." Er berichtet von einer englischen Parodie, die der Uebersetzung des Stückes in England auf

dem Fuße folgte. Den Werther, der an sich selbst zart und tief das Gesetz der Nemesis vollzieht, parodirte das Zeitalter, und für jene Auflösung aller Charakterkraft und aller sittlichen Bande des Herzens hatte es keine entsprechende Geißel. Als Schiller später die Aufführung des Stückes betrieb, forderte er einen tragischen Schluß und Goethe ließ ihn gewähren, da „nun einmal" unsere Sitten „ganz eigentlich auf Monogamie gegründet sind, das Verhältniß eines Mannes zu zwei Frauen, besonders wie es hier zur Erscheinung kommt, nicht zu vermitteln sei und sich daher vollkommen zur Tragödie qualificire." Die gesammelten Werke geben das Stück nicht mit der lächerlichen Bigamie, sondern mit dem tragischen Punktum. Doppelt unfähig, Stella und sein Weib zu verlassen, weint Fernando mit Beiden und erschießt sich dann, während Stella Gift nimmt. Damit wird freilich der Frevel erstickt, eine Doppelehe unmöglich; die Dichtung ist nicht mehr polizeiwidrig, aber in ihrer Seele geknickt, sie ist nicht mehr sittenwidrig, aber unnütz und ohne Kern und Nerv. Stella schrieb er just ein Jahr nach dem Werther, im Februar und März 1775, mitten in den Qualen der eifersüchtig gereizten Pein, die ihm Lili's Gefallsucht bereitete. Aus der Verworrenheit, in die er sich verstrickt sah, half ihm diesmal sein schöpferischer Genius nur jämmerlich heraus; auch das leichte Singspiel: „Erwin und Elmire" ist nur ein schwacher Ausdruck und Nothbehelf seiner sanguinischen Verstimmung.

Wir müssen jedoch seine Situation in der öffentlichen

Welt begreifen, um seine persönlichen Liebeswirren zu verstehen. Seit dem October 1774 hatten Werther's Leiden ihre Erfolge gemacht. Glühende Begeisterung wechselte mit der kältesten Verspottung des wunderbaren Buches. Der profane Berliner Nicolai schrieb seine „Freuden des jungen Werther", ließ die Pistole mit Hühnerblut geladen sein und den geretteten Schwärmer durch eine Heirath mit Lotten die ganze rechtskräftige Prosa eines Ehelebens schmecken. Der Hamburger Zionswächter, den Herkules Lessing hundertmal geköpft hatte, ohne das unsterbliche Gift dieser Hyder zu tilgen, klopfte die Obrigkeit und die Nachtwächter heraus, um gegen die Werther'sche Apologie des Selbstmordes mit Stangen und Haken einzuschreiten. Von Lessing selbst ging ein Urtheil aus über den Werther. Er hatte den Kopf geschüttelt zu solch unwürdiger Auflösungslust einer Mannesseele; ein junger Römer hätte sich nie um ein Weib Leides angethan; er rieth „durch ein Schlußcapitel, je cynischer desto besser," die entmannenden Eindrücke des Buches aufzuheben. In Leipzig ward in der That der Verkauf des Romans untersagt; doch behinderte das nicht das Erscheinen der neuen Auflage im nächsten Jahre, freilich mit mildernden Aenderungen und den bekannten Motto's, von denen das zweite schließt: „Sei ein Mann und folge mir nicht nach!" Daneben gewann der Dichter für sich den stürmischen Jubel der Enthusiasten, die Begeisterung der Schwärmer, die Bewunderung und die zärtliche Freundschaft edler Frauenseelen. Zu diesen gehörte die Gräfin Auguste v. Stolberg, die ihm brief-

lich poetische Freundschaft und Liebe antrug. Solcher schwesterlichen Seele bedurfte er um so mehr, da Cornelie als Gattin Schlosser's ihm entzogen war. Goethe liebte diesmal ganz und voll; Lili weckte in ihm das Verlangen zum festen, dauernden Besitz. Sein Wort an Eckermann lautete sogar: „Sie war in der That die Erste, die ich tief und wahrhaft liebte." Lewes bezweifelt das; aber auch noch in Bettina's „Briefwechsel mit einem Kinde" nennt Goethe's Mutter Lili die erste Heißgeliebte ihres Sohnes. Es ist das nicht zu bezweifeln, weder nach den dichterischen Zeugnissen seiner Lyrik, noch geschichtlich und psychologisch; nur daß der Dichter selbst nicht wußte, welche Gestalt aus seinem Leben in seinen Dichtungen am tiefsten so zu sagen sitzen geblieben. Die Gedichte aus der Epoche mit Lili sind viel bedeutender als das Elsaſſer, geschweige das Leipziger Liederbuch, allein das Urbild zu Faust's Gretchen und Egmont's Clärchen ist nicht Lili, sondern Friederike. Persönlich und menschlich griff freilich die Liebe zu Lili sehr einschneidend in seine ganze Existenz. Der Dichter des Werther war in seinem leergewordenen Herzen hülfsbedürftig. Das Buch der Leidenschaft hatte er hinter sich, aber die Schmerzen die er damit abgethan, hatten ihre Nachwehen und mitten in all dem Getändel der Frankfurter Gesellschaftsspiele sehnte sich sein Herz nach einem tieferen Trank der Seele. Er war als Dichter des Werther ein gefeierter Poet geworden, die Blicke richteten sich auf ihn. So geschah's an einem der letzten Abende des Jahres 1774, daß er im glänzenden Banquierhause der verwittweten Frau

Schönemann (auf dem großen Kornmarkt an der Ecke) zum ersten Mal die mit allen Reizen der Bildungswelt umgebene Tochter am Klavier bewundern sollte. Es war die dritte Anna im Buche seines Lebens und seiner Liebe, sechzehn Jahre alt, im Knospenalter der ersten Mädchenfrische, wie die Sesenheimer Friederike, wie Lotte in Wetzlar und Anna Sibylla in Frankfurt, während zuvor der Knabe und der noch unentwickelte Jüngling im Frankfurter Gretchen und im Leipziger Anna-Käthchen älteren Gestalten gehuldigt. Anna Elisabeth Schönemann war das verwöhnte Kind eines vornehmen Comforts. Ohne väterliche Leitung unter den Genüssen und Vortheilen geselliger Weltfreuden aufgewachsen, legte sie ihm bald die reuige Beichte ab, daß sie, gewohnt, mit ihrer Anziehungskraft zu spielen, auch an ihm dies Spiel versucht habe, es nun aber in einem ernsten und wahren Gefühl zu ihm büße. In diesem Geständniß lag für den Dichter ein neuer, bisher ungeahnter Reiz; er fühlte Wahrheit in dieser Beichte; es lag aber auch in ihrer Coquetterie viel. Natur, obschon sie das Kind der Gesellschaftsreize im Lustre des Kerzensaales blieb. Der Dichter erlebte tief und schmerzlich die Macht dieser widerstreitenden Eindrücke. Der ganze Winter von 74 zu 75 war für ihn voll dieser wogenden Gefühle. Aus dem März 1775 stammt das: „An Belinde" gerichtete Gedicht mit der Frage: „Warum ziehst Du mich unwiderstehlich, — ach! in jene Pracht? — War ich guter Junge nicht so selig — in der öden Nacht?" und mit dem Schluß:

Bin ich's noch, den Du bei so viel Lichtern
An dem Spieltisch hältst,
Oft so unerträglichen Gesichtern
Gegenüber stellst?
Reizender ist mir des Frühlings Blüthe
Nun nicht auf der Flur;
Wo Du, Engel, bist, ist Lieb' und Güte,
Wo Du bist, Natur!

„Neue Liebe neues Leben" betitelt sich der verzweifelnde Durchbruch seines neuen Liederstromes mit dem Beginn: „Herz, mein Herz, was soll das geben?" — und dem Schluß: „Die Verwandlung, ach, wie groß! — Liebe, Liebe, laß mich los!" Weder der Dichter selbst, noch die Herausgeber seiner Werke haben die zerstreuten Blumenspenden seiner Lyrik zu richtigen Sträußen an die betreffenden Göttinnen seines Herzens zusammengereiht, und es ist sehr schwer, die Goethe'schen Lieder, die Einem Gegenstande huldigen, zusammenzustellen. Daß Belinde und Lili Dieselbe, wird nicht bezweifelt. Seine „Morgenklagen" mit dem Beginn: „O Du loses, leidig liebes Mädchen" können nur Derselben gewidmet sein; auch wohl „Der Besuch": „Meine Liebste wollt' ich heut' beschleichen." Auch: „Liebebedürfniß" und: „An seine Spröde." Und in „Lili's Park" hat er die Zaubrerin mit der ganzen Menagerie ihrer Anbeter, sich selbst einbegriffen, schmerzlich schalkhaft parodirt.

In diesen Liebesängsten hatte er an der Gräfin Auguste Stolberg eine nie mit Augen gesehene, also unbestochene Freundin und Vertraute gewonnen. Dem Dichter des Wer-

ther hatte diese Schwester der beiden Grafen aus der Ferne, aus Kopenhagen, und anonym ihre schwärmerische Bewunderung über das Buch der „Leiden" zu erkennen gegeben. Dieser „theuern Unbekannten" gestand er brieflich, oft stammelnd, aber glühend heiß, alle sein Herz damals durchwühlenden Gefühle. Er wußte lange nicht, was ihm von dieser heimlichen, anonymen Seite werden könne, ob eine Freundschaft, ob eine große Liebe; hingebend war sein Gefühl als Entgegnung dessen was ihm geboten wurde, und so schreibt er ihr, entzückt, daß aus der Ferne eine unsichtbare Hand an sein Herz greift, fast zu allen Tagesstunden, spät in der Nacht, früh am Morgen, ohne sachliche Erörterung, oft in unarticulirten Lauten, nicht selten händeringend über all das tiefe Leid und Freud' der Welt, jene reizenden kleinen Beichtzettel voll naiver lieblicher Kindlichkeit. Nach einem rauschenden Festballe, vielleicht früh am andern Tage, giebt er ihr (vom 13. Februar) eine nüchterne Schilderung von seiner Gestalt und Position. Auguste hatte ihn gefragt, ob er glücklich sei. „Wenn Sie sich, meine Liebe, lautet seine Antwort, einen Goethe vorstellen können, der im galonirten Rock, sonst von Kopf zu Fuße auch in leidlich consistenter Galanterie, umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wand- und Kronenleuchter, mitten unter allerlei Leuten von ein Paar schönen Augen am Spieltische gehalten wird, der in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft ins Concert und von da auf den Ball getrieben wird, und mit allem Interesse des Leichtsinns einer niedlichen Blondine

den Hof macht: so haben Sie den gegenwärtigen Fastnachts-goethe, der Ihnen neulich einige dumpfe tiefe Gefühle vorstolperte, der nicht an Sie schreiben mag, der Sie auch manchmal vergißt, weil er sich in Ihrer Gegenwart ganz unausstehlich fühlt. — Aber nun giebts noch einen, den im grauen Biberfrack mit dem blauseidenen Halstuch und Stiefeln, der in der streichenden Februarluft schon den Frühling ahnet, dem nun bald seine liebe, weite Welt wieder geöffnet wird, der immer in sich lebend, strebend und arbeitend, bald die unschuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherlei Drama's, die Gestalten seiner Freunde und seiner Gegenden und seines geliebten Hausraths mit Kreide auf grauem Papier nach seiner Muße auszudrücken sucht, weder rechts, noch links fragt, was von dem gehalten werde, was er machte, weil er arbeitend immer gleich eine Stufe höher steigt, weil er nach keinem Ideale springen, sondern seine Gefühle sich zu Fähigkeiten, kämpfend und spielend, entwickeln lassen will. Das ist Der, dem Sie nicht aus dem Sinne kommen, der auf einmal am frühen Morgen einen Beruf fühlt, Ihnen zu schreiben, dessen größte Glückseligkeit ist, mit den besten Menschen seiner Zeit zu leben." Im Erguß Egmont's an Clärchen finden wir dieselbe Wendung: „Aber nun giebt es noch Einen!" Als er den Brief schrieb, fühlte er sich von Lili erkältet; es dämmerte vielleicht gar die Möglichkeit herauf, ein Gefühl für die Unbekannte werde seine Neigung zu Lili überflügeln, überraschen. „Ob mir übrigens verrathen worden, wer und

wo Sie sind, — so schließt jener merkwürdige Brief, — thut nichts zur Sache; wenn ich an Sie denke, fühl' ich nichts als Gleichheit, Liebe, Nähe! Und so bleiben Sie mir, wie ich gewiß auch durch alles Schweben und Schwirren durch unveränderlich bleibe. Recht wohl —! Diese Kußhand —! Leben Sie recht wohl!"

Aber der Zauber der Gegenwart in Lili's reizender Gestalt überwog an Geltung für sein Herz; er mußte allen Reiz und alle Qual erschöpfen, den Becher leeren. „Erwin und Elmire", der Geliebten gewidmet, ist ein Gegenstück zur „Laune des Verliebten." In diesem Schäferspiele quält der Jüngling das Mädchen durch leere, falsche Eifersüchteleien. Elmire, umgekehrt, treibt den Liebenden durch anscheinende Kälte zur Verzweiflung. Auch Stella mit der Zerfahrenheit, die dies Stück hervorrief, ist vielleicht nur erklärlich aus dem wirren Zwiespalt hin- und hergelenkter Neigung. „O wenn ich jetzt nicht Drama's schriebe, ich ginge zu Grunde!" meldet er an „Augustgen". Er will ihr nächstens ein Drama in der Handschrift schicken, das er nicht drucken lassen will; „denn ich will, wenn Gott will, künftig meine Kinder in ein Eckelchen begraben oder etabliren, ohne es dem Publico auf die Nase zu hängen." Nachts einmal um elf Uhr bricht er schriftlich in die Worte aus: „Mir ist's wieder eine Zeit her vor Wohl und Weh, daß ich nicht weiß, ob ich auf der Welt bin, und da ist mir's doch als wär' ich im Himmel!" An einer andern Stelle heißt es: „Gott weiß, ich bin ein armer Junge, — was soll ich Ihnen sagen! Liebe, bleiben Sie mir hold, —

ich wollte, ich könnte auf Ihrer Hand ruhen, in Ihrem Aug' rasten. Großer Gott, was ist das Herz des Menschen!" — Auf die Mittheilung von Augustens Krankheit schreibt er: „Wenn Du leidest, schreib' mir, ich will Alles theilen. O dann laß mich auch nicht stecken, edle Seele, zur Zeit der Trübsal, die kommen könnte, wo ich Dich flöhe und alle Lieben! Verfolge mich, ich bitte Dich, verfolge mich mit Deinen Briefen dann und rette mich vor mir selbst." Mitunter erfaßt ihn eine diabolische Laune lustiger Verzweiflung. „Mir ist, schreibt er, wie einer Ratte, die Gift gefressen; sie läuft in alle Löcher, schlürft alle Feuchtigkeit, — ihr Innerstes glüht von unauslöschlich verderblichem Feuer." Die Furcht, Lili zu verlieren, war eben so stark als die Qual der Ungewißheit, sie sein nennen zu dürfen.

Die Familien waren beiderseits gegen das Bündniß. Die Banquierstochter sollte in ein glänzendes Haus; das war das Goethe'sche nicht. Andererseits war der ehrbar steife Herr Rath gegen eine Weltdame, gegen Eine von den vornehmen reformirten Refugiés. Die Hindernisse schienen beseitigt werden zu können. Einer weiblichen Mittelsperson, einem gewissen Fräulein Delf, gelang es, Goethe wußte selbst nicht, wie; eines Abends tritt sie zu beiden Liebenden und ruft in Gegenwart der Zugehörigen pathetisch gebieterisch: Gebt Euch die Hände! Der Dichter stand gegen Lili über und reichte seine Hand dar; sie legte die ihre, zwar nicht zaudernd, aber doch langsam hinein. Die Spannung der Familien blieb nach wie vor, das Gefühl der Ungleichheit der Ver-

hältnisse verschärfte sich eher. Die Grafen Stolberg erschienen und nahmen den Dichter mit auf eine Schweizerreise; es sollte ein Versuch sein, Lili zu entbehren. Das Bild der Geliebten verfolgte ihn zwischen den Gletschern und Seen der Alpenwelt; er sang auf einer Anhöhe im Anblick des Züricher See's:

Wenn ich, liebe Lili, Dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!
Und doch, wenn ich, Lili, Dich nicht liebte,
Wär' — was wär' mein Glück!

Zurückgekehrt, fand er, daß die Brüder und Freunde des Hauses Schönemann seine Abwesenheit benutzt hatten, Unkraut zu säen; seine Abwesenheit selbst ward als Lauheit seines Gefühls bezeichnet. Lili blieb fest; sie soll sogar erklärt haben, mit ihm nach America gehen zu wollen, falls die Hindernisse in der Heimath nicht schwänden. Was aber damit Goethe's Hoffnung beleben sollte, drückte eher nieder; er konnte sein väterlich Haus und seine heimische Welt nicht aufgeben gegen eine ungewisse Ferne jenseit des Meeres. Die Verlobung ging zurück; sein Muth war nicht so stark wie seine Liebe. Er empfand aber das ganze Glück, das er verloren. Er streifte Nachts um das Haus der Geliebten, in seinen Mantel gehüllt, zufrieden, wenn er ihren Schatten hinter den Vorhängen schweben sah. In einer Nacht hörte er sie so am Klaviere singen. Sein Herz schlug voll Lust und Wehmuth; — es war sein eignes Lied, das sie sang: „Warum ziehst Du mich unwiderstehlich — Ach, in jene Pracht?“ Sie

ihrerseits hat nicht geahnet, wie nah er ihr innerlich blieb, nachdem das Bündniß conventionell gelöst war. Waren auch ihrerseits kühle Schatten im Gemüth wieder aufgetaucht? Es ist schmerzlich, das Gedicht „Lili's Park", wo sie den Dichter als ihren Bären närrt und mit ihm coquett tändelt, als letzten Eindruck und Abschluß, wie Lewes thut, anzunehmen. Zu den Liedern aus Lili's Zeit gehört auch das herrliche, von vier Personen, darunter der Dichter und die Geliebte, gesungene, später umgedichtete „Bundeslied": „Zu allen guten Stunden, Erhöht von Lieb' und Wein, Soll dieses Lied verbunden, Von uns gesungen sein!"

Die Auflösung des Verhältnisses zu Lili hat Goethe nicht durch Untreue, vielmehr durch schwaches Nachgeben, philisterhaften Beweggründen gegenüber, verschuldet. Und doch war es ein Glück für seine innere Entwickelung, daß er sich nicht binden ließ, der Poet gewann hier, was der Mensch verlor; in der pedantischen Sorge für einen glänzenden Hausstand auf Banquierfuß wäre der Dichter des Werther vielleicht zu Grunde gegangen. Dieser aber war der deutschen Muse zu retten gegen äußere Bedrängniß wie gegen seine eigene innere, sanguinische Verflüchtigung, zu retten und zu erhalten um sich zu seinen spätern großen Dichtungen zu sammeln. Auch erwies sich äußerlich was er als Mensch an jenem Bündniß eingebüßt, bald genug als fraglich und hinfällig. Wohl möglich, daß die Pein über die Auflösung des Verhältnisses mitbestimmend wirkte, dem Rufe nach Weimar 1775 zu folgen. Anna Elisabeth Schönemann vermählte sich drei

Jahre darauf in Straßburg mit einem Herrn v. Türckheim, Präsidenten des evangelischen Collegiums dort. Kurz nach ihrer Verheirathung brach über das Haus der Mutter in Frankfurt das schon längere Zeit gefürchtete Unglück des Bankerotts herein. Die Mutter zog zu ihrer Tochter nach Straßburg und Goethe besuchte sie dort 1779 auf der Reise mit seinem Herzog nach der Schweiz. Er fand Frau v. Türckheim noch immer „kindhaft" wie früher, mit einer Puppe von sieben Wochen spielend; er schilt sie im Bericht an Frau v. Stein einen „Grasaffen", wie freilich, ächt frankfurtisch, Mephisto auch Gretchen schilt. Später, im Sturm der wilden Zeit, wo Eulogius Schneider seine blutsüchtige Hymne sang, hat Frau v. Türckheim Straßburg verlassen und nach Frankfurt flüchten müssen, kehrte aber wieder dorthin zurück. In den zwanziger Jahren erschien eine Enkelin Lili's, die Tochter ihres mit einer Gräfin Cäcilie v. Waldorf vermählten Sohnes Karl, zum Besuche bei einer Tante in Weimar. Goethe, damals vom Tode der Herzogin Mutter bedrückt, sah sie nur einmal und bedauerte, die geliebten Züge ihrer Verwandten nicht öfter und ungestört in ihr aufgesucht zu haben; die Aehnlichkeit hatte ihn getroffen. Lili war 1817 gestorben. Der Dichter erklärte, mit der Veröffentlichung des Bandes von Dichtung und Wahrheit, der das Verhältniß zu ihr schildert, gezögert zu haben, weil er sich ohne ihre Zustimmung das Recht nicht zugetraut, von seiner und ihrer Neigung öffentlich zu sprechen. —

Keine von allen diesen Gestalten hat ihn fesseln können,

und wie er auch das Glück, ein leichtes, ein freies Herz zu haben, schätzte: er empfand es zugleich als bedauerlich, nicht stärker gebunden zu sein. Auch klagt er daß die Liebe nicht muthig mache, sondern schwach. „Und das ist vielleicht das Meiste, sagt er, was ich gegen die Liebe habe. Man sagt, sie mache muthig. Nimmermehr! Sobald unser Herz weich ist, ist es schwach. Wenn es so ganz warm an seine Brust schlägt, und die Kehle wie zugeschnürt ist, und man Thränen aus den Augen zu drücken sucht, und in einer unbegreiflichen Wonne da sitzt, wo sie fließen, o da sind wir so schwach, daß uns Blumenketten fesseln, nicht weil sie durch irgend eine Zauberkraft stark sind, sondern weil wir zittern, sie zu zerreißen.“ — In Gefahr, sein Mädchen zu verlieren, fährt der Dichter fort, werde wohl der Liebhaber muthig, aber diesen Muth gebe nicht die Liebe ein, sondern der Neid, der die Geliebte keinem Andern überlassen wolle. „Wenn ich Liebe sage, so versteh' ich die wiegende Empfindung, in der unser Herz schwimmt, immer auf einem Fleck sich hin und her bewegt, wenn irgend ein Reiz es aus der gewöhnlichen Bahn der Gleichgültigkeit gerückt hat. Wir sind, wie Kinder auf dem Schaukelpferde, immer in Bewegung, immer in Arbeit, und nimmer vom Fleck. Das ist das wahrste Bild eines Liebhabers. Wie traurig wird die Liebe, wenn man so genirt ist! Und doch können Verliebte nicht leben ohne sich zu geniren.“ Soll heißen: ohne sich zu binden; denn der Schluß eines Briefes aus den siebziger Jahren lautet: „Sagen Sie meinem Fränzchen (Frln. Crespel, geb. 1752,

später Frau Jacquet), daß ich noch immer ihr bin. Ich habe sie viel lieb, und ich ärgere mich oft daß sie mich so wenig genirte; man will gebunden sein, wenn man liebt."

Klingt das vielleicht wie Spott im Munde Goethe's, der nie gebunden war, selbst seinem Verhältniß zu „der Kleinen," die ihm hingebend Mädchen, Weib und Mutter seines Sohnes ward, erst ganz nachträglich die Form eines gesetzlichen Bündnisses gab? — Nach den Theorieen und der Praxis in Wilhelm Meister's Lehrjahren könnte es scheinen, als sei fessellose Hingebung im Verkehr der Geschlechter die Doctrin Goethe's gewesen. Allein die Wahlverwandtschaften strafen diese Doctrin Lüge, und die Sicherheit des Besitzes, von ihm nicht erreicht, blieb doch von ihm ersehnt. Es wäre weit gefehlt, zu meinen, die treue Dauer der Empfindung sei in seinen Liebesgefühlen nicht zu finden. Im Gegentheil, je mehr er sie erkämpfte, ohne sie für immer festzuhalten, desto heißer und inniger hat sie bei ihm ihren Ausdruck gefunden, und diesen Ausdruck konnte sie nur finden, wenn der Gehalt dazu in ihm war. Just in jenen siebziger Jahren, wo sein Herz zu zerflattern schien, hat er seinen Liedern auch Ewigkeitsgefühle der Liebe eingehaucht, so treu wie irgendwie ein Liebesdichter, so tief wie ein Dante, so von der Sehnsucht nach ewigem Besitz durchdrungen wie Petrarca. Ohne dies Ewigkeitsgefühl einer Liebe wäre der größte aller Liebesdichter — denn das ist Goethe — nicht denkbar. Er gesteht sogar in Dichtung und Wahrheit (Buch 13) einfach schlicht in Prosa, die erste Liebe sei die einzige; denn in der zweiten und

durch die zweite gehe schon der höchste Sinn der Liebe verloren; „der Begriff des Ewigen und Unendlichen, der sie eigentlich hebt und trägt, ist zerstört, sie erscheint vergänglich wie alles Wiederkehrende.“ Das hebt freilich die Dialektik der Liebe nicht auf; auch im Wechsel der Erscheinungen kann man das „Ewig-weibliche“ lieben und ein Herz, das sich selbst begrub, kann wieder auferstehen. Im Gedicht: „Wechsel“ singt Goethe — wenn auch schalkhaft —: „Es küßt sich so süße die Lippe der Zweiten — Als kaum sich die Lippe der Ersten geküßt,“ und wenn auf der einen Seite die Sonne untergeht, liebe man auf der andern den aufsteigenden Mond. — Die Sehnsucht nach dauerndem Besitz drückt aus jener Periode sein „Wanderer“ aus, der über Gräber heiliger Vergangenheit schreitend, ein einfach harmlos Weib am Wege findet und für seinen Lebensabend, heim zur Hütte kehrend, sich „solch ein Weib, den Knaben auf dem Arm“ ersehnt. „An Lida“ beginnt ein handschriftlich „an Lotte“ (Charlotte v. Stein) gerichtetes Gedicht vom Jahre 1781:

„Den Einzigen, Lida, welchen Du lieben kannst,
Forderst Du ganz für Dich, und mit Recht.
Auch ist er einzig Dein:
Denn seit ich von Dir bin,
Scheint mir des schnellsten Lebens
Lärmende Bewegung
Nur ein leichter Flor, durch den ich Deine Gestalt
Immerfort wie in Wolken erblicke:
Sie leuchtet mir freundlich und treu,
Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
Ewige Sterne.

Hier, wenn irgendwo, ist Liebe mit ihrem Ewigkeitsgefühl. Und in der That: „Für ewig" heißt das, jenem folgende Gedicht:

Denn was der Mensch in seinen Erdeschranken
Von hohem Glück mit Götternamen nennt,
Die Harmonie der Treue, die kein Wanken,
Der Freundschaft, die nicht Zweifelsorge kennt;
Das Licht, das Weisen nur zu einsamen Gedanken,
Das Dichtern nur in schönen Bildern brennt;
Das hatt' ich all in meinen besten Stunden
In ihr entdeckt und es für mich empfunden.

Das Gedicht: „Nähe des Geliebten" breitet eine Glorie über das Allgegenwärtigkeitsgefühl der Liebe. „An den Mond" mit dem Anfange: „Füllest wieder Busch und Thal" — schließt mit der Sehnsucht nach Auflösung ins ewig treue Jenseits, vor dem das Diesseits mit all seinem Wechsel der Erscheinungen erlischt. Goethe's „König von Thule" hat nur einmal geliebt. Die Nähe des Todes fühlend, wirft er den Becher, das einzige Hab und Gut und Zeichen dieser einzigen Liebe, hinunter in die Tiefe, in die er selbst bald steigt. All diese Gedichte, aus derselben Zeit, sind ewige Documente, daß während er Clavigo, Stella und die Darstellungen treulos irrender Liebe schuf, sein Streben nach Wahrheit, Treue und Dauer im Besitz ihn wie seinen Faust rettend gen Himmel trug.

Wer sich in Goethe's Liebesliedern — diesem Labyrinth seines großen, weiten Herzens — zurechtfinden, in diesem Irrgarten seiner Neigungen die Gegenstände seiner Flamme

feststellen will, hat um deswillen sehr viel Mühe, weil der Dichter die gruppenweis zusammengehörigen Töne und Klänge absichtlich auseinandergestreut zu haben scheint. Oft hat er auch die Namen vertauscht, wie das oben erwähnte Lied an Lida, das in seiner aufgefundenen Handschrift den Namen Lotte enthält. Die schalkhaft erdichteten Schäfernamen wie Doris, Christel, führen in seinem Leben auf gar keine Spur. Die Römerin in den Elegien, an deren Wellenlinien er den Rhythmus seiner Sechsfüßer mißt, heißt Faustine, vielleicht weil er in Rom als Faust seine Scenen in der Hexenküche schrieb. Nicht selten gab ihm auch der Reim einen Namen für die Geliebte, wie im Gedicht: „Blinde Kuh" eine liebliche Therese genannt wird, deren Auge sich gleich wandelt „in's Böse". In „Rettung" heißt das liebe „Mädchen" — Käthchen. Im „Abschied" pflückt er nun ach! kein „Kränzchen" mehr für's liebe Fränzchen. Lina heißt die Glückliche, der angerathen wird, seine Lieder nie zu lesen, nur zu singen. Wer das verwegene Wort sprach: Wenn ich Dich liebe, was geht's Dich an! — konnte auch wohl dem ganzen schönen Geschlecht seiner Lebenskreise die Namen rauben und sie in sein Register eintragen oder vertauschen, zumal kein Leporello ihm dabei Secretärdienste that. Die getrockneten Blätter im Album seines Herzens hat er mit eigner Hand eingeklebt und als heilige behütet. Nur in der Namensbezeichnung der Geliebten verfuhr er willkürlich; er knüpfte Gefühle, die ihn in der Süßigkeit der Erinnerung überkamen, vielleicht unbewußt an frühere Gestalten der Begegnung.

So ist es im Gedichte: „Lida, Glück der nächsten Nähe“ u. s. w. (nach Schöll) ungewiß, ob hier unter Lida nicht Friederike von Sesenheim zu verstehen sei; die Erwähnung „Williams“ spricht dafür, denn just in der Elsasser Epoche war er von Shakspeare erfüllt, der ihm später in der Tassozeit ganz fern rückte. Dann hätte er mit Lida schon die ältere Freundin bezeichnet, während unter Lida sonst nur Charlotte v. Stein gemeint ist, zweifellos in den Gedichten: „Der Becher“, „Ferne“, „Zwischen beiden Welten“, „Süße Sorgen“, „Nachtgedanken“, „Nähe“, „Liebesbedürfniß“, „Anliegen“, „Morgenklagen“, vielleicht auch „An die Cicade“ mit den Versen:

> Weise, zarte Dichterfreundin,
> Ohne Fleisch und Blut Geborne,
> Leidenlose Erdentochter,
> Fast den Göttern zu vergleichen.

Nur das Urbild zur Iphigenie, nur das Vorbild zu einer Prinzessin im Tasso oder einer Natalie im Wilhelm Meister konnte ihm die Anschauung einer solchen Frauenschönheit geben.

Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste v. Stolberg (1838 erschienen) offenbaren noch ganz den kindlich schwärmerischen Menschen, der händeringend weint und lacht und Mühe hat, all das tiefe Leid und Lust der Welt in seinem Busen zu herbergen. Diese liebenswürdige Zerstreutheit, diese naive Wollust, sich dem Strom des Lebens hinzugeben, das Drängen nach einem Herzpunkt des schwankenden schönen Daseins, sein Hangen und Bangen in schwebender Pein, wie Egmonts Clärchen es singt: all das ergießt sich hier in eine

ihm persönlich unbekannte Frauenseele. Augustens Ergüsse hat der Greis Goethe wohl zurückgesendet. Seine eigenen Briefe an die Gräfin kamen in die Hände der Frau v. Binzer, deren Gatte (A. T. Beer) sie veröffentlichte. Die neun ersten Briefe sind aus dem Jahre 1775. Sie verrathen zum Theil einen Uebergang des Dichters vom Werther zum Egmont. Der zweite hat ganz den Styl, in welchem dieser Liebesheld sich später seinem Clärchen schildert. Mit dem Auftreten Goethe's in Weimar hört seine Beichte nicht auf, allein sie wird spärlich. Nach dem neunzehnten Briefe (1778) beginnt das Schweigen, das die Freundin erst im Jahre 1822 wieder bricht. Im Jahre 1783 hatte sie nach dem Tode einer Schwester deren Gatten, dem Grafen Andreas Peter v. Bernstorff, dänischem Minister, die Hand gereicht. Es war im Jahre 1788, wo ihre später katholisch gewordenen Brüder zunächst für Schiller's Götter Griechenlands und Goethe's Wilhelm Meister den Holzstoß anzündeten. Auch Auguste war Eine von Jenen geworden, die nur auf dem engen und ausschließlich besondern Pfade den Himmel zu erreichen denken. Sie hat den geliebten und angebeteten Freund ihrer Jugend, den sie nie leiblich gesehen, geistig vor Augen behalten, sein Wachsthum als Dichter beobachtet, den weltweiten Geist im Stillen angestaunt, aber den Glauben an sein ewig Seelenheil verloren. Sie fühlt sich dem Tode nahe. Soll sie Den, den sie geliebt, im Lande jenseits nicht wiederfinden? Sie beschwört ihn bei den Gefühlen seiner Jugend, er möge sein Heil bedenken, sie wolle ihm beten helfen.

Darauf erfolgt dann 1822 mit Goethe's letztem Briefe an Auguste des Weltmannes ebenfalls tief religiöser Trost: „Redlich habe ich es mein Leben lang mit mir und Andern gemeint, und bei allem irdischen Treiben immer auf das Höchste hingeblickt. Sie und die Ihrigen haben es auch gethan. Wirken wir also immer fort so lang es Tag für uns ist. Und so bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert. In unsers Vaters Reiche sind viele Provinzen; und da er uns hier zu Lande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird droben gewiß auch für beide gesorgt sein. — Lange leben heißt gar vieles überleben, geliebte, gehaßte, gleichgültige Menschen, Königreiche, Hauptstädte, ja Wälder und Bäume, die wir jugendlich gesäet und gepflanzt. Wir überleben uns selbst und erkennen durchaus noch dankbar, wenn uns auch nur einige Gaben des Leibes und Geistes übrig bleiben. Alles dieses Vorübergehende lassen wir uns gefallen. Bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit!"

---

7. Charlotte v. Stein.

Frau v. Staël sagt, die Liebe sei im Leben des Mannes eine Episode, im Leben der Frau eine Geschichte. Wir stoßen hier aber in Goethe's Leben auf eine Episode von anhaltender Dauer; zehn, zwölf Jahre lang war ihm Charlotte v. Stein

— Schwester, Freundin, Geliebte, Muse und Idol, und was — sagt er im Tasso, den er ihr gedichtet:

> Und was hat mehr das Recht, Jahrhunderte
> Zu bleiben und im Stillen fortzuwirken,
> Als das Geheimniß einer edlen Liebe,
> Dem holden Lied bescheiden anvertraut!

Und nicht blos die Prinzessin im Tasso, auch seine Iphigenie und gleich sehr jene Natalie im Wilhelm Meister sind die Gestalten, zu denen jene Frau ungesucht Modell gesessen. Sie hatte ganz Beschlag genommen von seinem Herzen und die Harmonie ihrer edel gehobenen, scheu und zart behüteten Natur rief diese vornehme Läuterung seiner Ideale in ihm auf. Goethe hat, nach seinem eignen Bekenntniß und nach der Zeugenschaft aller seiner Werke, das Ideal nie anders als in der Form des Weibes erkannt. „Das ewig Weibliche zieht uns hinan!“ sang er zum Schluß im Faust, und nahm selbst die Mater dolorosa aus dem Christenthum des Mittelalters zu Hülfe, um seine göttlich menschliche Komödie in einem geistlichen Oratorium abzuschließen. Frau v. Stein hat ihn fertig erzogen, den Jüngling zum Mann gemacht; auch „hinan“ zog sie ihn, zum Inbegriff des Höchsten was in seiner Brust ahnungsvoll schlummerte, stürmisch klopfte. Sie hat den Dämon in ihm zum Genius gewandelt. Das ist wohl ein höchster Beruf der Weiblichkeit. Aber ist sie nicht auch zugleich die Delila gewesen, die ihrem Helden das Haar nicht blos gestreichelt und geglättet, sondern kürzte? — Sein Glaubensbekenntniß: „Am farbigen Abglanz haben wir

das Leben," datirt von dem Bündniß mit ihr, und das Drama Tasso selber, diese gefeierte Dichtung, in deren Aether alle Wucht und Macht der Wirklichkeit verduftet, ist dessen erstes Zeugniß, Zeugniß einer Stoffenthaltung, Weltentsagung und Abstraction, die später in der Natürlichen Tochter poetisch versteinerte, in den Römischen Elegien, in der Hexenküche und den mephistophelischen Fastnachtsburlesken naturgerechte Gegensätze fand. Christiane Vulpius, die „kleine" Freundin, welche die ätherische verdrängte, ward schließlich das naturgemäße Widerspiel in Goethe's Leben und Entwickelung, nachdem er im Verhältniß zu Frau v. Stein zehn Jahre lang der Mann gewesen,

Der nie beglückt ward, doch es stündlich hofft.

Aber im Zauber dieses Banns hat er jene wunderbaren Gestalten geschaffen, die ein Abdruck sind vollendeter Harmonie weiblicher Naturen, sie in Marmor hingestellt mit einem Griffel, der uns die Adern des lebendigen Lebens aufdeckt, die ganze Wonne des Daseins fühlbar macht. Plötzlich jedoch erloschen die magischen Regenbogenfarben, sobald er hinter ihre natürlichen Gesetze kam; da brach die geträumte Brücke zwischen Erde und Himmel zusammen und der Mensch in ihm forderte Rechte, von deren Erfüllung die Möglichkeit seines Weiterlebens abhing. Wir wären ein schlechter Biograph, wenn wir Thatsachen eines in sich nothwendigen und geschlossenen Lebens als bedauerliche schildern wollten; aber daß Charlotte v. Stein, seine Muse in der besten Zeit seines Schaffens, nicht zugleich sein Weib war, ist jedenfalls als

das schicksalvollste Ereigniß in Goethe's Entwickelung zu bezeichnen. Er ist von ihr auf die höchste Staffel der Empfindung gehoben, nur um schließlich den Aether aus dieser Pandorabüchse von sich abzuwehren, freilich ohne daß man sagen kann, ein anderer Trank habe seinen ganzen Menschen gleich sehr beseligt.

Am 3. September 1775 ward Karl August regierender Fürst. Abermals in Frankfurt, um sein Vermählungsfest in Darmstadt zu feiern, lud er den Dichter wiederholt ein, ihm nach Weimar zu folgen. Goethe sollte abgeholt werden, gleich mit dem herzoglichen Paare die Reise antreten. Der Wagen blieb aus, und Goethe ging nach Heidelberg, um von da nach Italien zu reisen. Der Wagen kommt an, und der Dichter trifft den 7. November in Weimar ein. So drängten sich Herzog Karl August, Italien und Weimar schicksalsvoll an ihn und wurden in der sichtbaren Welt die bestimmenden Elemente seines äußern Lebens. Auf das innere Triebwerk seiner Seele sollte von neuem eine Frau entscheidend wirken.

„Wie ein Stern ging er unter uns auf," schrieb Knebel. Der Nimbus des Ruhmes als Dichter des Werther ging ihm voraus; der Wertherfrack (mit dem leichtern Schnitt der englischen Mode) ward Hoftracht; der Herzog legte ihn an und die Cavaliere, die ihn nicht freiwillig anschafften, erhielten ihn geschenkt. Nur Wieland blieb ausgenommen vom neuen Hofgesetz. Der Alte hatte Grund, dem neuen Günstling zu zürnen, dessen Frankfurter Uebermuth ihn in Knittelversen bespöttelt. Aber er war, gleich vom ersten

Tage an, vom Zauber, den Goethe persönlich übte, erfaßt. „Seit dem heutigen Morgen“, schrieb er am 10. November an Jacobi, „ist meine Seele so voll von Goethe, wie ein Thautropfen von der Morgensonne.“ Und nach neun Wochen an Zimmermann: „Ich lebe seit unserer Seelenvereinigung ganz in ihm. Er ist in jedem Betracht und von allen Seiten das größte, beste, herrlichste menschliche Wesen, das Gott geschaffen hat. Möcht' ich's der ganzen Welt sagen dürfen! Möcht' alle Welt den liebenswürdigsten der Menschen so kennen, so durchschauen, so lieben wie ich! Heut' war eine Stunde, wo ich ihn erst in seiner ganzen Herrlichkeit, der ganzen schönen gefühlvollen reinen Menschheit sah.“ Und er wird lange den Rausch nicht los, in den ihn „dieser wunderbare Knabe“ versetzt. Dem achtzehnjährigen Fürsten — das war die Meinung der Herzogin-Mutter — sollte der Dichter des Götz und des Werther ein älterer Freund, ein Mentor werden. Karl August hat noch später von sich selbst geäußert: „Ich muß mich erstaunlich wehren, meinem Herzen und den Leidenschaften nicht den Zügel zu lassen.“ Aber der „wunderbare Knabe“, obschon acht Jahre älter als sein fürstlicher Gönner, schien burschikoser Kraftmensch genug, sein sympathischer Gefährte zu sein und ein gut Theil der Sturm- und Drangperiode über den Weimarischen Hof zu bringen. Es begann eine Carnevalslust des Genielebens, und Goethe selbst schrieb an Merck, er „treibe es toll genug und mache des Teufels Zeug.“ Karl August war genial genug, „die spanischen Stiefeln“ des Hofes vonsichzuschleudern; auch

Zopf und Haarbeutel legte er seit der Schweizerreise mit Goethe, nicht blos figürlich, sondern thatsächlich ab; — um wieviel früher als in Preußen Prinz Louis Ferdinand! Goethe poetisirte die naturkraftvolle Losgebundenheit seines Herzogs; sein Sprudelgeist des Humors schuf jene derben Spottgedichte, Puppenspiele und Fastnachtspossen, zu denen Hans Sachs, dessen „Sendung" Goethe gleichzeitig allen Ernstes feierte, die Concession und die Formen gab. Die ganze Welt löste sich den Kobolden der Satyre in eitel Mummenschanz auf; und in der Satyre die sie gegen einander übten, steckte zugleich der Satyr selber, der Faun, der mit Gott Bacchus und Gott Amor Brüderschaft macht, aber Beiden wechselweis erliegt. Ob die Muse, der Dichter, allezeit obenauf geblieben? — „Das ist entweder der Teufel oder Goethe!" rief Vater Gleim erschreckt nach einer humoristischen Improvisation Goethe's im Hofcirkel. Und Einsiedel, der treffliche, mit der Maske des Momus ebenfalls begabte Mitwirker und Mitspieler der Carnevalsspäße, schrieb in der Epistel eines „Politikers an die Gesellschaft vom 6. Januar 1776" mit Hindeutung auf Goethe:

Dem Ausbund Aller dort von weiten
Möcht' ich auch ein Süpplein zubereiten;
Fürcht' nur sein ungeschliffnes Reiten;
Denn sein verfluchter Galgenwitz
Fährt aus ihm wie Geschoß und Blitz.
's ist ein Genie von Geist und Kraft:
(Wie eben unser Herrgott Kurzweil schafft)

Meint, er könn' uns Alle überseh'n,
Thäten vor ihm 'rum auf Vieren geh'n.
Wenn der Fratz so mit einem spricht,
Schaut er einem stier ins Angesicht,
Glaubt, er könn's fein riechen an,
Was wär' hinter jedermann" rc.

Weimar hatte noch kein stehendes Theater. Goethe schuf ein Liebhabertheater, und dies ward die ästhetische Verklärung all der tollen Laune und all des wilden Dranges, mit dem er Hof und Gesellschaft erfüllte. Er selbst spielte in seinen Mitschuldigen den Alcest, Bertuch den Söller, Musäus den Wirth, Corona Schröter, die von Leipzig herübergeholt wurde und von der Oper zum Schauspiel überging, die Sophie im Stück. Dieser weibliche Proteus schien das Spiel der Musen mit dem Spiel Gott Amors zu vereinen. Der Student Goethe hatte sie in der Pleißestadt schon als Sängerin gefeiert; später gab sie die Iphigenie, als dies Stück (1779) noch in Prosa bestand, Goethe den Orest, Prinz Constantin den Pylades, Knebel, und auch wohl der Herzog, den Thoas. Auch Amalie v. Kotzebue, die Schwester des angehenden Theaterdichters, trat in den Kreis der Liebhaber und Enthusiasten. Goethe schrieb „die Geschwister", spielte den Wilhelm im Stück, während sie die Marianne, ihr Bruder den Postillon darstellte. „Die Fischerin" ward gedichtet und ebenfalls in Tieffurt aufgeführt an der rauschenden Ilm, und in Ettersburg zeigt man noch die Stelle mit

dem Aushau im Park, wo im Freien mit natürlichen Waldwänden Komödie gespielt ward.

Der Dichter war dem jungen Fürsten unentbehrlich; er ward 1779 Geheimrath, 1782 Präsident der Kammer. „Karl August“, schrieb Wieland, „kann nicht mehr ohne ihn schwimmen noch waten.“ Und ein ander Mal: „Goethe lebet, regieret und wüthet und giebt Regenwetter und Sonnenschein und macht uns glücklich, er mag machen was er will; er hat es darauf angelegt, die bestialische Natur zu brutalisiren.“ Und Goethe selbst: „Den Hof habe ich probirt; nun will ich auch das Regiment probiren und so immerfort.“ Im Gedicht „Seefahrt“ schildert er sich selbst, auf der Woge der Welt schwimmend, entschlossen, zu entdecken, zu gewinnen, zu streiten oder sich in die Luft zu sprengen, allezeit aber den Göttern vertrauend.

Und doch sang er am Hange des Ettersberges schwerbewegt sein „Wanderers Nachtlied“: „Der Du von dem Himmel bist, Alle Freud' und Schmerzen stillest, Den der doppelt elend ist, Doppelt mit Erquickung füllest. Ach, ich bin des Treibens müde! Was soll all die Qual und Lust? Süßer Friede, Komm, ach komm' in meine Brust!“ Mitten im Winter trieb es ihn fort in wilde Gegenden und zu einfachen Menschen, und im Gebirge, sich selbst überlassen, überkommt ihn altes Liebesweh, der Schmerz um die verlorne Lili:

Holde Lili, warst so lang
All mein' Lust und all mein Sang,

Bist nun all mein Schmerz, und doch
All mein Sang, ach! bist Du noch.

Nicht Corona Schröter, nicht Amalie Kotzebue, nicht eine leicht zu gewinnende Gestalt: Frau v. Stein, eine im Ebenmaß vornehmer Sicherheit und in der Grazie harmonisch edler Form vollendete, fertige Natur, sollte Besitz von seiner Seele nehmen. Und sie hat ihn, den stürmisch Flatternden, gefesselt wie Keine, an Dauer sowohl wie an tiefgreifender Macht und Herrschaft. Es war zum ersten Mal, daß eine in sich abgeschlossene, vollendete Frau ihm den Reiz der Anziehung bot, ihm, den bisher die werdende Mädchenseele oder schnelles Entgegenkommen gefesselt. Charlotte Albertine Ernestine, Baronin v. Stein, geb. v. Schardt, war sieben Jahre älter als Goethe; sie zählte dreiunddreißig Jahre als der siebenundzwanzigjährige Dichter sie kennenlernte. Seit elf Jahren mit dem herzoglichen Oberststallmeister Baron v. Stein verbunden, dem sie sieben Kinder geboren, ohne mit ihm mehr zu theilen als das schicksalvolle Loos gebotener Zugehörigkeit, lebte sie meist von ihm getrennt auf dem Gute Kochberg oder ebenso gesondert in der Stadt, da der Dienst am Hofe ihn ganz in Beschlag nahm, bis den äußerlich eleganten Cavalier plötzlich fromme Anwandlungen überfielen, die in förmliche Geisteskrankheit ausarteten. So sich selbst überlassen mitten im Zwange des Gesellschaftslebens, dessen Gesetz und Sitte sie als Hofdame der Herzogin Amalie streng ehren und hüten gelernt, sich selbst überlassen wie eine Ariadne auf Naxos, aber ohne auf einen rettenden Theseus zu hoffen,

hatte sie den Drang nach tieferer Erfüllung leerer Lebensformen mit der stillen Fassung einer Ruhe, die Harmonie schien, behütet und gedämpft. Ihr Bildniß zeigt uns einen feinen Kopf mit dunkel sinnendem Auge, beredsamer Lippe und all jenen Attributen einer schlanken, sich selbst gewissen, aber unerbittlichen, nie ganz zu erobernden blonden Natur, die mehr Grazie als Leidenschaft verräth, mehr Anziehungskraft übt als Fülle der Hingebung besitzt. „Schön kann sie nie gewesen sein", schrieb Schiller 1787 an Körner; aber davon abgesehen, daß Schiller in Sachen der Frauenschönheit vielleicht nicht entschieden spruchfähig war, so schrieb er dies von der sechsundvierzigjährigen Dame, während die femme de trente ans auf den Dichter Goethe überlegene und sichere Anziehungskraft übte. Schönheit ist sehr relativ. Die fehlende Vollendung der ruhigen Form kann durch die Bewegung der Seele an Frauen dergestalt ersetzt werden, daß der Zauber, den sie üben, dann doppelt wirksam, weil geistig, wirkt. Und Schiller hat auch noch ein Aber im Hinterhalt seiner Beobachtung. „Schön kann sie nicht gewesen sein," schrieb er, „aber ihr Gesicht hat einen sanften Ernst und eine ganz eigene Offenheit. Ein gesunder Verstand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Wesen." Er nennt sie „eine wahrhaftig eigene Person", von der er „begreift, daß Goethe sich so ganz an sie attachirt hat." Und er schließt: „Man sagt, daß ihr Umgang ganz rein und untadelhaft gewesen." — Auch dies „Man sagt" wollen wir untersuchen, aber mit der Pietät, die eine große, tiefe und geheimnißvolle Liebe er-

fordert. Hier sind die Grenzlinien ebenso fein und relativ wie beim Begriff der Schönheit des Weibes. Mit „Gefühl und Wahrheit" ist schon viel eingestanden vom strengen Manne des Ideals. Aber es war auch noch ein anderer Zug in diesem Weibe, der den Dichter fesselte; eine schmerzliche Ader lief heimlich durch den Marmor ihres Wesens. Sie schien nur im Besitz jener classischen Harmonie zu sein, die wir als ein unsterblich Erbtheil hellenischer Naturen kennen, in den Marmorbildern der Antike bewundern. Dieser Zug einer duldenden Weiblichkeit, die ihr Ideal nicht in der äußern Wirklichkeit gefunden, sänftigte den leidenschaftlichen Wirrwar in seiner Seele, führte seine Wallungen, die nicht selten noch das Blut der Sturm- und Drangperiode verriethen, in ein Ebenmaß harmonischer Fügung zurück. Dieser Proceß der Verklärung in ihm, um zwischen Geist und Sinnen den Gleichtact zu finden, war unbewußt der Triumph dieser Weiblichkeit. Zum ersten Mal ergriff ihn der Zauber einer fertigen weiblichen Natur; zum ersten Male liebte er nicht ein knospendes Mädchen, sondern eine entfaltete Frauenblume. Und diese vollauf erblühte Rose, die sich fast schon entblättern zu wollen drohte, war keine üppige Centifolie, war eine weiße Rose, die auf das Farbenspiel der Welt verzichtet. Hier war kein blos äußerer Sinnenreiz, der ihn lockte, aber auch kein Muth und Muthwille, der herausfordernd noch eine Zukunft verheißt. Im Zauber dieser weißen Rose war eine Vergangenheit zum Abschluß gebracht; in seine Empfindung mischte sich der Respect vor soviel Voll-

endung und solcher Summe der feinsten Frauenbildung. Die Resignation hatte hier abgeschlossen, und der leise Schmerz der Verzichtung auf höheres tieferes Glück durchdrang das sorgsam behütete System fester Haltung und Ordnung. Ein geordneter Hausstand in eines Weibes Seele war ihm noch nie zur Erscheinung gekommen. Die Grazie in der Convention der höhern Gesellschaftsformen war ihm ein neues Element. Frau v. Stein war ganz am Hofe gebildet. In dieser Sphäre tritt die Seele entweder zurück vor der Form, oder sie durchhaucht das System einer gebotenen Ordnung. Karl August durchbrach die Formen und Manieren der Hofsitte; der Fürst sprang eigenwillig hinweg über das, was dem Genie Schranke und leere Schaale galt. Der Dichter fügte sich schmiegsam in diese Linien der Convention, welche den Inhalt behüten und bannen. Goethe hat Anfangs Theil gehabt an den burschikosen Launen des fürstlichen Gefährten, welche die Formen des Hoflebens zeitweise durchbrachen, ohne sie zu ändern und zu reformiren. Auf die Länge hätte er als Mensch und Dichter sich wieder abwenden müssen von dem doch schließlich wieder starr festgehaltenen System. In Frau v. Stein aber sah er diese Formen beseelt und belebt zu einer Harmonie schöner Vollendung. „Wollt Ihr genau erfahren was sich ziemt, so fraget nur bei edlen Frauen an!“ Dies Wort der Prinzessin im Tasso sprach der neue Orakelmund. Nicht blos die Person des Fürsten, auch die Person des Weibes in ihrer Existenz will und muß geschirmt sein vom zarten Gewebe der Rücksicht und Sitte. Und Frau

v. Stein war ein duldendes Weib, zart und verletzlich in äußerer Beziehung, im Innern leidend mitten im schönen Gleichtact glänzender Formen. Dieser Schleier der Wehmuth brachte Elegie in ihr Wesen und in ihr Verhältniß zum Dichter, der es fühlte, hier sei zu trösten und eine Summe geistiger Schönheiten und seelenvoller Reize für's lebendige Leben zu retten. Er traute sich zu, dieser Retter zu sein und Sühne für Unglück durch neuen Lebensreiz zu bieten. Diese Mission ward ihm heilig und mehr werth als der zerstreuende Sinnenreiz, der ihn bisher als Mensch und Dichter trieb. Er schloß auf einmal sinnlich ab und concentrirte seine ganze Seele auf ein höheres Gut. Sein Herz hörte auf, sich zu zerpflücken; es zerflatterte seitdem nie wieder nach vielerlei Seiten; es begann der Mann in ihm, der ein Ziel vor sich sieht und Alles an dessen Erreichung setzt. Goethe in der Schule der Frauen: dies Capitel beginnt hier erst aufs tiefste sich zu erschließen, und Frau v. Stein war ihm die Frau κατ᾽ ἐξοχήν, eine Summe edler Weiblichkeiten. Er wollte diese weltliche Heilige wissentlich nicht für sich selbst entzünden, die Natur eines Juan lag ihm allezeit fern; er hatte eher etwas vom Beichtiger, der wunderbar beredt und mit eigener Ergriffenheit seinen Trost aufdrängt. Sein Trost ging freilich nicht auf ein jenseitiges Himmelreich, sondern auf Besitz und Genuß einer reichen Fülle des von Gott und Natur hienieden erschlossenen Lebens, auf eine in der Welt der Menschen gegebene Herrlichkeit des gesammten Himmels und der Erde. Diese Lust am Glück in seiner hochbegabten Seele, dies sein

weltliches Evangelium wollte er auch der Freundin verkünden, verscheuchen damit, was an Gram in ihrem Gemüthe lag, und sie befähigen zu neuem Muth, wo nicht zu neuem Lebenswagniß. Dies war das Feuer in ihm, das auf dem erloschenen Altar eines Vestatempels neue Flammen zünden wollte, das Feuer eines edlen schönen Lebens, — „das nie verlischt, keine Ewigkeit nicht, beste Frau, auch in Dir nicht, die Du manchmal wähnst, der heilige Geist des Lebens habe Dich verlassen.“ So schrieb er ihr im zweiten Jahre ihres Verhältnisses (1776). Und bald darauf: „Wenn ich nur den tiefen Unglauben Ihrer Seele an sich selbst begreifen könnte, Ihrer Seele, an die Tausende glauben sollten, um selig zu werden!“ Und es gelang ihm, diese weltlich klösterliche Vestalin neu zu erwärmen, sie fühlte wieder und fühlte für ihn; der Zauber dieses Apollo als Mensch und Poet war zu groß.

Es war in Straßburg gewesen, wo Goethe zuerst ihr Bildniß sah und in Folge dessen, von Zimmermann's Mittheilungen über dies Weib gequält, drei Nächte nicht schlafen konnte. Der weise Arzt, der Mann des Buches über die Einsamkeit, schrieb ihr diese schmeichelhaften Neuigkeiten vom Dichter des Werther. Goethe schrieb unter ihr Bild: „Es wäre ein herrliches Schauspiel, zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt wie sie ist, und doch durchs Medium der Liebe. So ist auch Sanftmuth der allgemeine Ausdruck.“ Und diese Sanftmuth sollte ihn ein Jahrzehend lang fesseln, den Flattergeist binden und

concentriren, aus dem Dichter des Werther den Dichter Tasso's machen. Sinnlich und geistig reizbar wie er war, aber offen mit seinem Herzen nach allen Seiten, obschon mit dem Schmerz um Lili's Verlust im Busen, zu Tobsucht, wilder Ausgelassenheit und burleskem „Freiweg-Humor" aufgelegt: so kam er nach Weimar, um alsbald „durchs Medium der Liebe" die Welt neu zu erblicken. Sein Jünglingssturm hatte bisher gedroht sich formlos zu zertoben, seine Weichheit, Erschlossenheit nach allen Seiten in Zerflossenheit auszuarten. Jetzt begann er in sich fest, der Jüngling Mann zu werden. Täglicher Gast im Stein'schen Hause, das einer männlichen Stütze benöthigt schien, nahm er sich des Knaben Friedrich liebevoll an, fast so wie sein Wilhelm Meister sich in der Erziehung des Felix gefällt. Des Dichters Stellung zur exclusiven Gesellschaft in Weimar, der er nicht durch Geburt angehörte, war Anfangs fraglich und mißlich genug. Um so mehr Muth gehörte dazu, wenn Frau v. Stein ihren neunjährigen Sohn ihm zur Aufnahme in sein Haus übergab. Somit hatte sie auch Verdienst an seiner Stellung in der Gesellschaftswelt. In seinem Bedürfniß nach Liebe zum ersten Mal dauernd concentrirt, schien sein Sturmdrang sichere Kraft werden zu wollen. Bisher aufgelöst und hingegeben an die Windrose der Leidenschaft, fugte sich seine Natur still, tief und sicher in sich selbst. Das war ihr Werk. Sie hat ihn von all den andern Reizen gelöst, den hin und her Flatternden gebunden; vielfache Fäden wurden zerrissen und es blieb nur der eine Faden, an dem sie ihn, vielleicht lange Zeit

unbewußt, hielt. Sein ganzes Wesen, von nun auf den Einen Punkt gerichtet, ward fest der Welt und dem Leben gegenüber, fühlte sich abhängig nur von dem Einen Gefühl. So unüberwindlich hatte sie seine ganze Seele, den dichterischen und den persönlichen Menschen, gefangengenommen. Mit der Gestalt und dem Plan seines Egmont kam er nach Weimar, mit der Gewöhnung, der Held könne spielen mit dem Herzen des Weibes und es als Opfer glorreich hinnehmen. Das sollte sich rächen an ihm. Seine Helden wurden nun selbst, wo nicht die Opfer, doch die Geschöpfe der Frauen, wie er selbst deren Zögling war. Den Egmont hätte er vielleicht ohne die Weimarische Luft rasch abgeschlossen wie den Clavigo, die Stella. Er konnte nichts am Grundgedanken ändern, aber er vertiefte die Gestalten, das ganze Gedicht erhielt jene bewunderungswürdige Feile und Ausarbeitung des Einzelnen, die sich bis auf die Charakteristik der Volksscenen erstreckt. — Ein Weib konnte ihm keinen großen mannhaften Gedanken geben, um einen Helden den Kampf für sein Volk anders eingehen, statt sich in der Seele eines Mädchens bespiegeln und sorglos untergehen zu lassen. Aber ein Weib konnte ihn gewöhnen, die Welt, an die er sich gefangen gab, mit dem ganzen Zauber süßer Traulichkeit und all den Reizen eines schöngefugten Daseins bis zur Vollendung seltener Eigenthümlichkeit auszubilden. Iphigenie stieg vor ihm auf als Ordnerin, als Sühnerin des grausen Schicksals, das sich Männer heraufbeschworen. Goethe's Iphigenie in der Verschmelzung des Hellenischen und Ger-

manischen ist das erste freie, nur im schönen Sittengesetz gebundene Weib, das kraft eigner Selbstbestimmung, als Priesterin nach eigenem inneren Gesetz, das Schicksal der Welt bezwingt und überwindet. Erst in Italien, 1786, erhielt das Werk seine Vollendung, aber noch unter den vollen Wirkungen der Frau v. Stein auf den Dichter. Seine Sehnsucht nach einem Urtypus reiner Weiblichkeit war damit gestillt. Das Stück bedurfte keines antiken Chors; es ist mit dem ganzen Zauber des innern Seelenadels germanisch gedacht und empfunden; die Priesterin, das Heil der freien Selbstbestimmung verkündend, schöpft aus sich selbst das beste, tiefste Orakel der Götter. — Tasso ist schon der letzte, halb bankerotte Abschluß eines in sich gedrückten, unter Frauenhänden halb entmannten Geistes, der im Zauberkreis ätherischer seelenvoller Armiden die Aufgabe vergißt, die er seinem Geschlecht, seinem Volk und der Welt schuldet. Wilhelm Meister spinnt sich zwei Jahrzehnde durch des Dichters Leben hin. Auch der Held dieses großen Romans der Liebe in allen Schattirungen ist ein Geschöpf der Frauen, und sie erziehen und leiten ihn bis an das Grenzgebiet, wo ihre Herrschaft aufhört. Meisterjahre sind auf Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahre nicht gefolgt und konnten nicht folgen, weil der Dichter über Das was den Mann zum Bürger und Mitgestalter dieser Welt macht, über Betheiligung am großen Volksleben, mit seinen Kräften nicht gebot. Bettina das Kind war's, die 1809, als auf den Bergen Tirols zuerst die Feuer der Freiheit brannten, dem Dichter

die Mahnung zurief: Schicke Deinen Meister hinaus in die Berge und drück' ihm den Stutzen in die Hand! Wilhelm Meister ist der Zögling der Frauen und der gesellschaftlichen Bildungswelt, und in dieser Sphäre sind die Ideen aufs tiefste und feinste, die Gestalten vollendeter wie in irgend einer Dichtung aller Zeiten und Zonen ausgebaut und ausgebildet. „Große Welt“ und „Welt haben“: diese Begriffe, in der Sphäre der Gesellschaftsbildung herrschende, traten mit dem Meister zuerst in das Bereich der erzählenden Dichtung, und in dieser Dichtung sah die deutsche Welt lange Zeit sogar ihr Gesetzbuch und die Schule einer persönlich freien, durch kein Sittengesetz der Religion und der Nation gebundenen Bildung. Auch diesen Roman schrieb Goethe in der Umgebung jener Frau von Welt, die ihn fesselte. Seine Briefe an Charlotte v. Stein geben uns den ganzen Wandel des Dichters vom Werther zum Tasso durch den Wilhelm Meister hindurch; sie sind die Bekenntnisse und Documente seiner Erziehung vom Sturmdrang der Auflösung, Zerrüttung und Zerflossenheit bis zum Modell gesellschaftlich edler Bildung in der schön und zart behüteten Form der Harmonie, einer Harmonie an Leib und Seele, die der Dichter so vollendet in der Antike fand, daß seine deutsche Kraft sich ihr beugte, sich ihr schmiegte, bis auf die Gefahr, seinen Inhalt, den Inhalt seiner Deutschheit und seines Jahrhunderts, daran einzubüßen oder in der Form erkalten zu lassen. In seinen Briefen an Frau v. Stein meinen wir wechsel- und stufenweis die Elegie der Werther'schen Briefe,

der Egmont'schen Monologe und den Austausch seines Wilhelm Meister mit Natalie zu hören. Zwischendurch verlieren bei der Feier der Harmonie vollendeter Frauenideale auch die lockenden Töne einer Philine, die dunkeln Schmerzensklänge einer Mignon, einer Aurelie nicht ihre Geltung, und so erscheint uns dies Werk nicht blos als die Summe der Gestaltungskraft des Dichters, sondern auch als das Buch der Bücher in der frivolen Bildungswelt der Goethe'schen Epoche. Und als er sich der Sphäre der Frau v. Stein entwunden, um in einem Gegenpol ihres Wesens als Mensch und Mann sein Genüge zu finden, muß er als Fortsetzung seiner Lehrjahre das Buch der Wanderjahre „die Entsagenden" betiteln. Entsagung auf die tiefste Erfüllung seines Glücks war das Schlußwort einer langen Liebe, deren Zauber für ihn so andauernd die Verheißung seiner Vollendung als Mensch und Dichter in sich trug. Das Doppelspiel der Neigungen, die Kreuz- und Querzüge des Herzens in der Beziehung der Geschlechter, in der Goethe das ganze Centrum und die volle Summe des höchsten Menschenlebens erblickte, blieb auch in den Wahlverwandtschaften das wunderbar große, tief zarte, aber fast krankhaft gereizte und bis zur tragischen Mystik getriebene Thema seiner Poesie. Was Männer mit Männern zu schaffen haben, um sich am Fortbau dieser Welt zu betheiligen, das blieb ihm versagt. Als dies erträumte Gebäude der großen feinen Gesellschaftsbildung zusammenbrach, die deutsche zerklüftete und getheilte Nation sich zum ersten Mal im Haß gegen den Weltbezwinger zu-

sammenfaßte, hatte der große Weise in Weimar keinen Sinn mehr für diesen Neubeginn einer Nationalgestaltung, an deren Fortbau der gute Wille und die Verzweiflung freilich noch immer vergeblich arbeitet. Nach dem Orient flüchtete er sich, um sein tiefes Selbst zu entfalten, und auch im Buche seines Lebens, im Faust, blieb nur der Jüngling und Greis, nicht der Mann in seiner Thatkraft für Staat und Reich, fertig und groß erledigt. Das hat Frau v. Stein an ihm — nicht verschuldet, sondern zur fertigen Vollendung gebracht; denn sie gab ihm nur was schlummernd in ihm lebte. Seine Natur war darauf gestellt, um nur in den Sphären, die das Weib beherrscht, sein Höchstes zu entfalten.

Goethe's Briefe an Frau v. Stein sind eine Ergänzung des persönlichen Verkehrs, lassen den Austausch im Genuß des Umgangs mehr ahnen als daß sie ihn, zumal die Briefe von ihrer Seite fehlen, uns vollständig entwickelten. Was er der niegesehenen Auguste Stolberg schrieb, war und blieb ein Gemisch der sentimental-naiven Wertherstimmung. Charlotte v. Stein war leiblich und in nächster Nähe das Idol seines Denkens und Empfindens; mithin ist hier die reichste Hingebung dem Schriftausdruck entzogen und bleibt verschlungen vom Glück des persönlichen Verkehrs. Trotzdem sind die Briefe des Dichters ungesucht ein Arsenal von Zärtlichkeiten der tiefsten Seele, die reichste Sammlung aus Gott Amors Waffenkammern, ein wahres Lexikon in der süßesten Sprache der Liebe, der ars amandi, die hier reine, wahre,

innige Natur ist. Er nennt sie alsbald seine „Psyche", und damit eröffnet sich im Verhalten Beider das Problem, wie weit ein Weib dem Manne blos Psyche sein kann. „Lauteres Gold" nennt er sie am liebsten. Sie glaubte ihm Schwester sein und bleiben zu können. Dazu war sie entweder Blondine genug oder hatte mit ihren Wünschen abgeschlossen. Aber er hatte diese weiße Rose wider Willen gezwungen, ihre Resignation aufzugeben, dem Leben sich wieder zu erschließen. Das beweist, laut Schöll's Entdeckung, eine einzig erhaltene Briefstelle von ihr, die der Dichter (1776) in die „Geschwister" hinübernahm, als er, bei Hofe und in Gegenwart Charlottens, im Stück den Wilhelm spielte. Dieser Wilhelm weist von einer dem Leben fast verlornen, aber wieder geretteten Freundin — ebenfalls Charlotte geheißen — einen Brief auf, der solches Eingeständniß bekundet. „Es war", sagt er im Stück, „in den ersten Tagen unserer Bekanntschaft. Die Welt wird mir wieder lieb, schreibt sie, ich hatte mich so los von ihr gemacht, wieder lieb durch Sie. Mein Herz macht mir Vorwürfe; ich fühle, daß ich Ihnen und mir Qualen zubereite. Vor einem halben Jahre war ich so bereit, zu sterben, und ich bin's nicht mehr." Diese Briefstelle im Stück soll authentisch von Frau v. Stein sein; alles Andere von ihrer Hand hat sie selbst vernichtet, nachdem sie ihre Briefe zurückgefordert. Wir können also nur ahnen, wie viel in dem Hinüber- und Herüberwogen der Gefühle, in diesem Naturspiel von Fluth und Ebbe, auch ihrerseits Verschuldung lag, wieviel sie ungesucht geboten, um des Dichters

Verlangen, sie ganz sein zu nennen, zu beflügeln. Sie suchte dann zu dämpfen, was sie, wir glauben, willenlos angeschürt. Nicht die Frau von Stande ward in ihr rege, denn vor dem Manne, mit dem der Herzog auf Du und Du stand, waren die Schranken des bürgerlichen Vorurtheils gefallen, dergestalt, daß der ihm zugestandene Adelsrang ihm theils sehr natürlich, theils nebenher sehr gleichgültig blieb. Was sie fesselte, war der Bann, der sonst auf ihr lag als Frau, als Gattin und Mutter. Das Zeitalter dachte frei, ja frivol genug, um alle ehelichen Bande durch Neigungen kreuzen zu lassen. War es dennoch ein sittliches Erschrecken, was sie trieb, den Strom seiner entfesselten Liebe in ein Bett zu drängen? Wollte die weiße Rose nicht vor sich selbst erröthen? Oder war sie so sehr eine Noli-me-tangere-Blume? — Sie hat, was sie Dämon nannte, in ihm bändigen wollen. Und dabei war in ihr selbst kein Dämon erwacht? Sie hat ihn fertig erziehen wollen. Man erzieht aber am besten, wenn und wo man liebt. Und an ein Grenzgebiet, wo Freundschaft und schwesterliche Zärtlichkeit endet und Liebe mit ihrer Leidenschaft beginnt, an solch schwankendes Grenzgebiet glauben Frauen noch weniger als Männer. Ist sie wie zu Anfang, so in der langen Dauer all der Traulichkeiten, die bis auf häusliche Gemeinschaft sich erstreckten, stets klar und fest geblieben, und hat sie nie auch im Genuß der Triumphe ihrer Erziehungskunst das eigene Herz überschäumen lassen im Strom der Gegenseitigkeit, von seinem Feuer erfaßt, vom Sternenglanz seines Glücks, das sie schuf, zurückerleuchtet?

Hat sie sich in keinem Augenbick an ihn verloren, allezeit nur berechnet, wie weit sie gehen durfte, um ihn zu fesseln, ohne ganz sein zu werden? — Man sagt, edle Frauen widerständen wohl einer Liebe, die sie empfinden, selten aber oder nie einer Liebe, die sie einflößen. Das Gefühl des Triumphes über eine Neigung, die sie erwecken, einer Wirkung, die sie am Manne üben, soll noch weit unwiderstehlicher sein als das Gefühl, das sie selber für den Mann hegen. Dem Mitleid erliegen sie dann; der Zauber, den sie üben, bezwingt sie sicherer; par ricochette gleichsam wird das Feuer das gefährlichste, und auf die Benutzung eines Sieges zu verzichten, sagt man, sei selten eine Frau stark und ruhig genug. Und Frau Charlotte v. Stein war dennoch zehn Jahre lang die Vestalin geblieben, die das Feuer, das gegen sie gerichtet war, zugleich unterhielt und behütete? Dann war sie also doch die Coquette, wie der Engländer Lewes sie dreist genug nennt, die berechnende Egoistin, wie Stahr sie auffaßt? — Coquett! Egoist! Man kann gewisse Wörter im großen Buch der Menschenseele nicht gebrauchen, ohne sie erst zu säubern, oder nach ihrer Gültigkeit zu fragen. Haben wir nicht auch den Dichter einen Egoisten genannt, während uneigennützig edler, hingebend offener, hülfsbereit liebevoller Niemand war, als der Mensch Goethe! Und wer ist nicht Egoist? Jeder der etwas will und strebt, concentrirt um sich die gesammten Mittel zur Erreichung dieses Zweckes. Und die Mittel werden nie unedler sein als seine ganze Natur es ist. Welchen Zwecken er dient, ist weit mehr von Belang, und ob ein höheres Gesetz der Ehre und

Menschenliebe ihn leitet. — Und coquett! — Wie man nicht ungestraft unter Palmen wandelt, so wird man wohl auch bei Frauen dies Wort nicht ungestraft brauchen. Welche Frau fühlte nicht gern und freudig die Macht der Wirkungen, die sie übt auf Herz und Sinn eines Mannes? Und welche empfände beim Gefühl ihrer eigenen Neigung nicht zugleich den noch süßern Triumph, Liebe geweckt zu haben? Und sich zu gefallen in diesem Gefühl: wie natürlich und billig! — Jedenfalls ist es unstatthaft, mit jenem plumpen Wort, dem noch dazu, wie es ausländisch ist, der Beigeschmack französischer Ueberwürzung anklebt, den tiefliegenden, geheimen Streit über Verschuldung gegenseitig abzuschließen. Goethe selbst, als er mit ihr brach, die Fesseln zwischen Beiden sich wie von selbst lösten, nannte sich, wenn er abrechnen wollte, noch ihren Schuldner. Hat sie ihm nicht die Welt seines innern Lebens mit Gestalten bevölkert, die er ohne sie nicht geschaffen? Die edelsten weiblichen Geschöpfe in seinen Dichtungen sind geistige Kinder seines Bündnisses mit ihr, entsprangen wahrlich nicht wie Pallas Athene seinem Haupt, denn er war kein Dichter, wenn im Zenith über seinem Haupt nicht ein Stern der Liebe stand.

Sie hat es sich zugetraut, ihm das Höchste, und doch nicht Alles sein zu können; sie wollte ihm Muse, Freundin, Schwester sein, aber sie konnte den Bann, der auf ihr lag, nicht heben und lösen, wollte nicht ihm ganz angehören. War sie zu zaghaft dazu? Und wurde sie um deswillen un-

wahr gegen sich und ihn? — Er schrieb zuerst an Lavater von dem „Talisman einer schönen Liebe“, womit die Freundin sein Leben „würze“; sie ersetze ihm, was seine Mutter, seine Schwester, seine Geliebte ihm gewesen, sie habe diese Alle in der Liebe zu ihm „beerbt“, und es habe sich „ein Band geflochten wie die Bande der Natur“. An sie selber schrieb er 1782 noch ziemlich kindlich: „So lange ich Dich und die Mutter habe, kann mir's an nichts fehlen.“ Der Drache Merck, der ihm immer bös Blut machte, tadelte ihn, daß er die Freundin lieber habe als ihm gut sei; die Freunde fürchteten, er würde „zu ätherisch“ werden im Umgang mit Frau v. Stein. Er seinerseits hatte Wahrhaftigkeit genug, sie ganz zu fordern. „O meine Beste,“ schreibt er ihr, „wer kann der Liebe vorschreiben? Dem einfachsten und dem grilligsten Dinge in der grillenhaften Zusammensetzung die man Mensch nennt. Dem Kinde, das bald mit elendem Spielzeug zu führen ist, bald mit allen Schätzen nicht angelockt werden kann. Dem Gestirn, dessen Weg man bald wie die Bahn der Sonne auf den Punkt auszurechnen im Stande ist, und das oft schlimmer als Komet und Irrlicht den Beobachter trügt!“ Er war, sagt man, in Gegenwart des Kindes, des Sohnes, den sie ihm zur Erziehung anvertraut, verlangsamer geworden, und Fritz, dem er in der That ein zweiter Vater ward, hatte das Zimmer verlassen müssen. Da trat ein erstes Zerwürfniß ein. Aber die Innigkeit des Verhältnisses blieb, auch als sie sein „Du“ in das gebührliche „Sie“ zurückgedrängt. „Ihre Weste“, schreibt er, „trag'

ich bei jeder Feierlichkeit. Ich möcht' ein ganz Gewand haben, das Sie gesponnen und gewirkt hätten, um mich dreinzuwickeln." Die Vertraulichkeiten zwischen Beiden umfassen den ganzen Comfort eines vergnüglichen Lebens. Sie sendet ihm Frühstück hinüber in sein Gartenhaus, wo der junggesellige Geheimerath sich vor aller Welt abgeschlossen; sie streiten brieflich über ein Stück Rehbraten, das er nur annehmen will, falls er es mit ihr verspeisen darf. Der Dämon seiner Liebe that sehr naiv, weil sie seinen Ausbruch behütete, ihm tausend kleine Opfer bot, um ihn zu beschwichtigen und ihm das letzte und größte vorzuenthalten. Sie hat ihm auch das Haus am Frauenplan in der Stadt, das Geschenk des Herzogs, wohnlich eingerichtet. Sie schien sicher zu sein in der Rolle der mütterlichen Freundin. Aber ein neuer Sturmwind fuhr in ihr sorglos gewordenes Glück. Die Psyche bebte zum zweiten Mal vor seiner Berührung zurück, die Blume schloß von neuem Kelch und Blätter, bis es seiner Elegie und Klage wieder gelang, sie zu öffnen. Kampf und Ringen, Noth und Angst vor sich selber war auf beiden Seiten. Sie erklären es sich Beide dann als Mißverständniß, halten die Nothwendigkeit des Zusammengehörens für fester als die Irrungen des Augenblicks. „Es war wie der Tod," schreibt er nach dem zweiten Zerwürfniß, „man hat ein Wort und keinen Begriff für so etwas." Er fühlt sich wie vom Blitz gestreift, starrt in die Leere, die ihm mit dem Verlust gedroht. „So tief Deine Liebe drang und mir wohlmachte, so tief", schreibt er,

„hat der Schmerz die Wege gefunden und zieht sich in mir selbst zusammen. Ich kann nicht weinen und weiß nicht wohin. Dein Schmerz ist's, der mich ängstigt. Wenn's Dir nicht wieder mit mir wohl werden kann, so geb' ich auf, eine freudige Stunde zu haben." Tages darauf, nachdem sie ihn beruhigt, schreibt er von der „kleinen Lähmung" die er noch fühle, die aber bald verschwinden werde, „wenn die einzige Arznei angewendet wird." Es graust ihm noch, daran zurückzudenken; er kann nicht eher ruhig werden, als bis er für die Zukunft sicher ist. „Lebe wohl und sei versichert, daß mein ganzes Wesen an Dich gebunden ist", — schließt der Brief, und zwei Tage später schreibt er: „Jeder Zweifel von Dir erregt ein Erdbeben in den innersten Festen der Tiefe meines Herzens"; den Tag darauf: „Umschwebe mich mit Deinen Flügeln, lieber Schutzgeist!" Und alsbald beginnt wieder der kleine Trödel harmlos vergnüglich häuslicher Gemeinsamkeit, die sich bis auf Küche und Keller erstreckt. Bald kommt auch wieder die Versicherung seinerseits: „Glaube, daß mir nichts am Herzen liegt als Deiner werth zu sein."

Gleich im ersten Jahre ihres Verkehrs jedoch (1775) entschlüpfte ihm schon das Wort: „Wir können einander nichts sein, und sind doch einander zu viel." Das drückte ahnungsvoll von Anfang an den elegischen Stempel auf ihr Verhältniß. An jenen brieflichen Ausruf schlossen sich wohl die erschütternden Verse:

„Warum gabst Du uns die tiefen Blicke,
Unsere Zukunft ahnungsvoll zu schauen" ꝛc.

Sie muß ihm Anfangs klar und sicher die Linie angewiesen haben, die hier einzuhalten wäre. Dies bezeugt stellenweis seine Offenheit in Mittheilungen über andere weibliche Reize. 1776 ist er in Leipzig und schreibt von Corona Schröter, die dann für Weimar gewonnen ward: „Die Schröter ist ein Engel. Wenn mir doch Gott so ein Weib bescheeren wollte, daß ich Euch könnt' in Frieden lassen! Doch sie sieht Dir nicht ähnlich genug." Damit ist es denn mit dem „In Frieden lassen" so gut wie vorbei, und die phantastische winterliche Harzreise von 1777 wird zur ersten Flucht vom Hofe und all den verschlingenden Banden. Unbekannt in der Welt herumzustreifen, ist ihm ein Hochgenuß. Und er macht damals noch voll Entzücken die Entdeckung, daß das Volk unendlich mehr werth sei als die vornehme Welt. „Wie sehr", schreibt er, „hab' ich wieder Liebe gekriegt zu der Classe von Menschen, die man die niedere nennt, die aber gewiß für Gott die höchste ist. Da sind noch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Genügsamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden und Ausharren!" — Ein Weib, welches das Glück, ihm anzugehören, höher als die Reize und die Prätensionen der großen Welt geschätzt, hätte ihn dem Schooß des Volkes erhalten. Die Geliebte aber vollauf sein zu nennen, blieb sein innigster Gedanke; auch als er nach Italien entflohen war, träumte er von dem Plan, sich mit ihr Weimar zu entziehen und als Schriftsteller im Bunde mit ihr frei der Welt anzugehören.

In den Gedichten „An Lida" hat Delbrück größere Zartheit als in allen übrigen Goethe'schen Liebesliedern ausgespürt. Dies sagte der Dichter selbst und ließ den Ausspruch schweigend zu, seine eigene Angabe Lügen strafend, nach der Frankfurter Lili habe ihn nie wieder gleich stark eine Neigung erfüllt. Dies Verhältniß zu Frau v. Stein durchdrang weit tiefer und umfassender eine lange Epoche hindurch seinen ganzen Menschen; schuf ihn um, bestimmte alle seine Dichtungen dieses Zeitraums und bot ihm, als sein Idealismus zerflog, nichts als den Niederschlag eines Realismus, der nicht gleich hoch stand, selbst wenn er für den Menschen eine Rettung war. Was in seiner Lyrik als an Frau v. Stein gedichtet zu bezeichnen ist, führte ich bereits an. Vom Jahre 1780 datiren die Verse:

„Sag' ich euch, geliebte Bäume,
Die ich ahndevoll gepflanzt,
Als die wunderbarsten Träume
Morgenröthlich mich umtanzt.
Ach ihr wißt es wie ich liebe
Die so schön mich wieder liebt,
Die den reinsten meiner Triebe
Mir noch reiner wiedergiebt.

Wachset wie aus meinem Herzen,
Treibet in die Luft hinein,
Denn ich grub viel Freud' und Schmerzen
Unter Eure Wurzeln ein.
Bringet Schatten, traget Früchte,
Neue Freude jeden Tag,
Nur daß ich sie dichte, dichte —
Dicht bei ihr genießen mag!

Vier Jahre später (1784) schreibt er ihr von Braunschweig, wo er französisch parliren muß: Je finis par un vers allemand qui sera placé dans le poème que je chéris tant, parceque j'y pourrai parler de toi, de mon amour pour toi sous mille formes sans que personne l'entende que toi seule. Er meint „die Geheimnisse", für die er so manches dichtete, das, wie die hier folgenden Verse, nicht in die gedruckten Bruchstücke aufgenommen wurde:

Gewiß, ich wäre schon so ferne, ferne,
So weit die Welt nur offen liegt, gegangen,
Bezwängen mich nicht übermächt'ge Sterne,
Die mein Geschick an Deines angehangen,
Daß ich in Dir nun erst mich kennen lerne,
Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen
Allein nach Dir und Deinem Wesen drängt,
Mein Leben nur an Deinem Leben hängt.

Die „Geheimnisse" sollten romantisch, fast wie später der Faust, jedoch nur lyrisch, elegischer und subjectiver, eine Symbolik des gesammten Daseins werden und in der Gestalt des Pater Humanus auf christlichem Boden die Humanität des Hellenischen verkünden. Er dichtete daran mehrere Jahre immer in einzelnen Feierstunden und gehobenen Momenten. Er legte ihr jede Stanze vor, und sie hat mehrere verworfen, weil sie zuviel von ihr und seinem Verhältniß zu ihr verriethen. So schreibt er einmal: „Zur Noth hab' ich gestern noch eine Stanze hervorgebracht und die übrigen gern Deiner Liebe aufgeopfert." Manches ging in die gedruckten Werke, unter die vermischten Gedichte über, aber es ward dann, später

redigirt, aus dem Du der Anrede in die dritte Person übertragen; so das mit der Aufschrift: „Für ewig“.

Denn was der Mensch in seinen Erdenschranken
Von hohem Glück mit Götternamen nennt,
Die Harmonie der Treue, die kein Wanken,
Die Freundschaft, die nicht Zweifelsorge kennt,
Das Licht, das Weisen nur zu einsamen Gedanken,
Das Dichtern nur in schönen Bildern brennt:
Das hatt' ich all in meinen besten Stunden
In ihr entdeckt und es für mich empfunden.

Frau v. Stein, sagt Schöll, besaß diesen Vers auf einem Blatte mit derjenigen Strophe, die jetzt im Fragment „Geheimnisse“ als zweite steht („Doch glaube Keiner, daß mit allem Sinnen —“) und mit dem erst 1827 unter die „Denk- und Sendeblätter“ gemischten Bruchstück: „Wohin er auch die Blicke kehrt und wendet“ ꝛc. nach Form und Ton ursprünglich gleichfalls zu den „Geheimnissen“ gehört. Das Gedicht: „Meine Göttin“ ist mit dem J. 1780 bezeichnet. Alle die lyrischen Töne ähnlicher Art wie: „Warum gabst Du uns die tiefen Blicke“ — „Was mir in Kopf und Herzen steckt“ — „Aus dem Zauberthal dort nieder“ — sind aus der Atmosphäre jener Epoche; auch die ätherischen Weisen: „An den Mond“ und „Ueber allen Wipfeln ist Ruh'“, in Ilmenau gedichtet, in dessen idyllischem Frieden er später auch Hermann und Dorothea schrieb.

Noch 1786 schrieb er der Geliebten: „Was ich ohne Dich habe und genieße, ist mir alles nur Verlust“; ein anderes Mal (im November): „Liebe mich, denn das ist der Grund

von allem meinem Glück.“ Einen Tag später: „Ich gehe und mein Herz bleibt hier. O Du Gute, daß Liebe und Sehnsucht sich immer vermehren soll. Ich habe Dich unsäglich lieb und möchte nicht von Dir weichen, Dich überall wiederfinden.“ Noch denselben Tag: „Ich muß Dir noch, m. L., eine gute Nacht sagen und Dich versichern, daß ich Dich recht herzlich liebe. Wie schwer ward es mir, Dich zu verlassen, Du gutes, treues, einziges Herz. Ich bin bei Dir und liebe Dich über alle Worte.“ Seinen nächsten Geburtstag feierte er in Karlsbad. Ein Paar Briefe noch, dann war er rasch fort über München nach Italien, nur mit des Herzogs und ihrer Genehmigung. Er fühlt es instinctiv, daß sich etwas in ihm lösen müsse, um freier athmen zu können und den Früchten an seinem Baum Zeit zu geben, um reif abzufallen. Was für Freiheitspläne sich mit dieser Flucht von den Weimarischen Verhältnissen verknüpften, ist nicht ganz zu enträthseln; ohne die Freundin dachte er sich noch kein Glück für möglich, und sein letztes deutsches Wort an sie aus Karlsbad ist sibyllinisch genug: — „Und dann werde ich in der freien Welt mit Dir leben und in glücklicher Einsamkeit ohne Namen und Stand der Erde näher kommen, aus der wir genommen sind.“ — Das Jahr 1787 bringt uns nur zwei Briefe Goethe's an Frau v. Stein; was er ihr aus Italien schrieb, ging in seine Schilderungen für die Oeffentlichkeit über. Nach anderthalb Jahren jedoch kehrte er, ein ganz Anderer, zurück, insichgekehrt, zurückhaltend, wie Jemand der einen Schatz gefunden, dessen Werth den Andern

unzugänglich und unverständlich. Er war reif zum Abfall von einer blos idealen Neigung; er hätte mit Charlotte v. Stein gebrochen, auch wenn ihr Gegenpol, Christiane Vulpius, nicht ihr Nachgefolge wurde. Wir wollen jenem Idealismus so wenig wie dem nachfolgenden Realismus das ausschließliche Recht geben; wir wollen vielmehr in der Durchdringung von beidem die Wahrheit sehen. Die Nothwendigkeit eines Abfalls von jenem zu diesem, selbst wenn er zu einem neuen Mißverhältniß führte, ist damit ausgesprochen. Daß Goethe sein Verhältniß zu Frau v. Stein eine Krankheit nannte, ist nur erklärlich aus späterer Verstimmung, nachdem er als Mensch ihren Gegensatz gefunden. Die Perlen in der kranken Muschel seiner Poesie waren alle die Gestalten, die den Adel der Weiblichkeit in seinen Dichtungen bekunden. Daß das Aetherische im Verhältniß zur Freundin zu Verduftung und Verflüchtigung alles stofflich Realen in seiner Poesie führte, hat er, auch nachdem das Band zerrissen war, leider nicht gefühlt; er kehrte nicht zum Styl seiner ersten Epoche zurück, die Natürliche Tochter ist das Aeußerste aller blassen Abstraction im Drama.

---

8. Christiane Vulpius; Ulrike v. Levezow.

Das Geheimniß einer großen Liebe ist es wohl werth, umfassend beleuchtet zu werden. Frau v. Stein und Christiane Vulpius treten so dicht auf einander und so scharf als End-

pole und äußerste Gegensätze in des Dichters Leben ein, daß der Idealismus der Liebe in der Einen vollauf erschöpft sein mußte, um dem Realismus in der Andern so jählings Raum zu geben. Italien lag zwischen Beiden mitten inne, und wir müssen des Dichters Studien im Lande der antiken und der im Volk dort noch immer lebendigen Formschönheit kennen, um die Vermittelung zu finden.

Goethe war bei seinem ersten Besuche anderthalb Jahre in Italien. Seine Natur erweiterte sich nicht blos; er fand in Rom, in Neapel, überall im Verkehr mit den Resten des classischen Alterthums nicht allein eine Bestätigung alles dessen was er in der Idee und in der Ahnung angestrebt; ihm ward mit der Vollendung antiker Formschönheit auch jene Harmonie von Leib und Seele offenbar, in welcher die alte Welt, sinnlich wie geistig, im Gleichtact geathmet. Er lebte in Italien wie ein deutscher Künstler. Am Gardasee begann er seine in Prosa geschriebene Iphigenie in Versen umzuschaffen; im ersten Anhauch des südlichen Himmels, einsam und im Gefühl der Trennung vom deutschen Norden, schrieb er jenen Monolog: — „Das Land der Griechen mit der Seele suchend.“ In Rom vollendete er das Gedicht, vollendete er den Egmont, schrieb als Gegensatz zum Maß classischer Rythmen im Garten Borghese die nordisch phantastische Hexenscene zum Faust und begann auch den Tasso zu jenem Wohllaut südlicher Klänge umzuschmelzen. Der Umgang mit Moritz, dessen Krankenpfleger er ward in Rom, gab ihm Anlaß, die Gesetze der antiken Rhythmik zu studieren.

Der Verkehr mit Tischbein, mit Philipp Hackert, Heinrich Meyer aus Zürich und Angelica Kaufmann förderte seinen Hang zur Zeichnenkunst, zur antiken Plastik. That ihm doch Ersatz noth für die halb oder ganz verlornen Genossen daheim, deren mürrische und gestaltlose Wirren wie nordische Phantome vor dem Sonnenblick heitern Glanzes wichen. Hatte er doch mit Klopstock auf dessen plumpen Schulmeisterbrief, der das Treiben in Weimar dreist und pedantisch rügte, brechen müssen. In Lavater hatte er schließlich eine starke Dosis christlicher Heuchelei entdeckt. Herder, der auf seinen Betrieb (1776) als Generalsuperintendent nach Weimar berufen war, und dem er liebevoll und hingebend die Stätte bereitet, begann schon zeitweis die morose Priestermiene auszuhängen; er hatte mit Recht stirnrunzelnd gleich das erste Buch des Wilhelm Meister verdammen müssen. Die Gefährten, die er in Italien fand, waren hülfreiche Naturen, ihm den Eintritt zur plastischen Kunst zu bahnen. Und die plastische Gestaltung nahm nicht blos seinen Formtrieb, auch den ganzen Inhalt seines poetischen Schaffens gefangen. Wie er von Winckelmann gerühmt, er sei ganz geborner Heide gewesen, so wollte er ganz Hellene werden; seine ganze deutsche Dichtung drohte sich in poetischer Artistik zu verbrauchen. Er entwarf eine Fortsetzung seiner Iphigenie in einer Iphigenie zu Delphi; in einer Nausikaa wollte er die Gestalten der Odyssee dramatisiren, ohne zu fühlen, daß mit dem behaglich schönen Ebenmaß der Homerischen Gesänge das Drama, das die entfesselte Menschenkraft Stirn an Stirn

gegenüberstellt, im Widerspruch bleibt. Wie er seine Frankfurter gothisch-germanische Epoche gewaltsam abbrach, von Bruchstücken, die den möglichen großen Weiterbau seiner Natur in jener Richtung bekunden, dem Ewigen Juden, Prometheus, Mohamed, nur den Faust festhielt, so bezeugen auch eine Achilleïs, später ein Elpenor, dessen romantischer Anflug im verworrenen Widerstreit mit antiker Haltung stecken blieb, bruchstücklich seinen unermüdlichen technischen Schaffenstrieb, aber auch zugleich, wie leicht es seinem Genius ward, sich aus dem Schooß des nationalen Lebens zu verlieren und aus seinem eignen Mittelpunkt in weiten Umkreislinien abzuirren. Nur die Episode der Helena im zweiten Faustheil steht als sprachliches Musterstück bewundernswürdig da, um den Gegensatz des Classischen zum Romantischen, den er auch in Paläophron und Neoterpe zeichnete, mit vollem Behagen auszuführen. In dem Maße, als ihn zu solchen Studien mehr die Technik als der Inhalt trieb, desto künstlerischer, aber auch künstlicher drohte seine ganze Kraft sich an Form und Ausdruck aufzubrauchen, bis ihm alles Stoffliche in der schönen Wendung der Diction verduftete, wie in der Natürlichen Tochter, oder bis er dem Sturm der revolutionären Wirklichkeit, die nur Schiller in ihrer Größe begriff, ganz platte und plumpe Satyren wie den Großcophta, die Aufgeregten, den Bürgergeneral entgegensetzte. Er hat in Italien auch weitgreifende Studien in der bildenden Kunst gemacht, mit germanischer Kraft, aber ganz aufgelöst in den sanften Wellenschlag des Südens. Er

studierte auch Land und Volk, ja lernte dort erst den ihm daheim versagten Genuß kennen, sich als Mensch unter Menschen im Volk zu fühlen, als Theil im Ganzen aufzugehen, sich unter die Menge zu mischen, freilich dann auch als sinnliches Geschöpf sein natürlich Genüge zu finden. Als ein Anderer kam er heim, als Dichter der „römischen Elegien," der sich darin gefiel, die Rhythmen seiner Verse an den Wellenlinien der weiblichen Form zu messen. „Erst in Rom habe ich mich selbst gefunden!" rief er aus. Die übergeistige Sentimentalität war ihm im Glück des Genusses erloschen, das Hangen und Bangen in schwebender Pein, wie es noch sein Clärchen im Egmont naiv feiert, war ihm als eine Krankheit des nordischen Spiritualismus erschienen, und die Frauenschöne wollte er jetzt, wo plötzlich der andere Pol der Menschheit in ihm erwacht war, wie sein Faust in einer Helena, leibhaftig schauen und besitzen. — In den Briefen an Frau v. Stein steht das Wort von Goethe: „Du hast Recht, mich zum Heiligen zu machen!" Er hat also eine Epoche gehabt, wo er ganz einging auf den Verduftungsproceß dieser Liebesneigung. Aber es war verfehlt von ihm, ihr dies Recht einzuräumen; es hat sich an ihm gerächt. Eine Frau darf dies Recht nicht fordern, weil sie nicht die Macht dazu hat, und sie hat nicht diese Macht bei ihrem Zauber, der auch die Sinne erfaßt, weil es gegen die Natur verstößt, aus Männern Heilige zu machen. Goethe wollte es sich, aus Italien zurückgekehrt, nicht sogleich eingestehen, daß seine idealistische Freundin, die sich vor jeder Berührung

in geheimnißvolle Schleier zurückzog, eine krankhafte Erscheinung war, der gegenüber seine Sehnsucht nach Erfüllung trachtete, nur ein Wesen, das ihm ganz gehörte, sein Bedürfniß nach Liebe sättigen konnte. Darin eben liegt der Begriff und die sacrosancte Weihe der ehelichen Geschlossenheit, daß sie Sinnlichkeit und Geist verschwistert, Leib und Seele vermählt, die Erlösung der Creatur verkündigt und vollzieht, die Sinne vergeistigt, Geist und Natur versöhnt. Daß Goethe eine Ahnung von diesem Gesetz und vom Zusammenschluß der ehelichen Form gehabt hat, beweist in seinen Briefen an Frau v. Stein sein Drängen nach der Form für den fessellosen Inhalt ihrer gegenseitigen Empfindungen. Er begriff diesen Segen, wenn er schrieb: „Ich bitte Dich fußfällig, vollende Dein Werk, mache mich recht gut.“ Ist es nicht rührend, wenn wir lesen: „Ich wollte, daß es irgend ein Gelübde oder Sacrament gäbe, das mich auch sichtlich und gesetzlich Dir zu eigen machte. Wie werth sollte es mir sein! Und mein Noviziat war doch lang genug, um sich zu bedenken.“ Auch seine Anträge aus Italien an Charlotte v. Stein gingen wiederholt dahin, sich von den alten Banden freizumachen und selbst frei von Weimar, um mit ihm ehelich verbunden zu leben. Damit hätte er aufgehört, Günstling eines Hofes zu sein, hätte seinem Dasein eine neue, eine selbständige bürgerliche Basis gegeben, freilich den Launen und dem Geschmack der Menge, und den Schwankungen des Erwerbs anheimgestellt, aber gesichert in seinem Bedürfniß nach Herzensglück und Liebesneigung. Wir wollen

nicht behaupten, ob ihm diese neue Basis gelungen wäre. Aber den Interessen des Volkes wär' er damit auf eine neue Art gewonnen, dessen Heil und Unheil, Segen und Fluch wäre sein eigen Wohl und Weh geworden, die Periode des Göß und des Werther in ihm hätte sich fortgesetzt, statt abgebrochen zu werden. Statt dessen ging er in Italien sublimen Studien und Reizen nach, die ihn seiner Nation zeitweis entfremdeten. Seine Natur war ächt deutsch, aber er gab ihr in der Qual seines Ringens eine antikisirte Basis, die ihn freilich befähigte, all den Wohllaut süßer Empfindung, all die Harmonie hellenischer Eleganz seinen Versen, seiner Dichtung, seinem Wesen im Denken und Fühlen einzuhauchen. Wir wissen nicht was ihm auf seine Pläne von Frau v. Stein brieflich erwidert wurde. Sie blieb die Dame ihrer Sphäre, und überließ ihn der Schwebe der Unzulänglichkeit. Da schloß er mit ihr ab, wie er mit sich selbst abschloß und seit dem Gewinn einer neuen Weltanschauung in Italien sein Centrum lediglich in sich selber fühlte. Daß er dem Gedanken einer selbständigen bürgerlich geordneten Existenz auch noch im Süden anderweit nachgehangen, beweist die Anknüpfung mit einer schönen Mailänderin, die ihn zu fesseln begann, die er sich gesetzlich zu erringen gedachte, bis er plötzlich ihren heimlichen Brautstand erfuhr und vor der Gefahr neuer Verirrung, wie er sie in Wetzlar als Wertherdichter über sich verhängte, ehrlich scheu zurückwich.

Mit dem entschiedenen Gefühl der Entfremdung kam er (1788) aus dem formreichen Italien nach dem gestaltlosen

Deutschland zurück. Die ganze Luft der nordischen Heimath wehte ihn kalt und feindlich an. Ein Berliner Händler (Himburg) hatte räuberisch seine Werke gesammelt und ausgebeutet; eine rechtmäßige Ausgabe (bei Göschen) fand keinen Anklang. Die gesetzlose Nation ließ ihn im Stich, und er sah, daß mit Schiller's Räubern eine wilde Gewaltsamkeit Glück machte und Beschlag auf den deutschen Geschmack legte, für dessen stetige Regelung seit Lessing's Abtreten vom Schauplatz er selbst freilich bei seinem Herumirren in Stylarten und Richtungen ebenso wenig gethan. War er selbst doch mit Götz im Styl des Drama's, mit Werther nicht blos im Romanstyl, sondern im Bereich der Sitte und Empfindung, der Sturm- und Drangmann einer neuen Periode gewesen, die ihn nun überwuchs, ihn anwiderte, während er vor ihren Ausartungen im Maß der Antike Halt und Zügel fand.

Mit dem Selbstgefühl zog in Goethe's Busen zugleich jener Stolz des kalten Entsagens ein, der ihn von da ab nicht selten kennzeichnet, sein Wesen durchdrang, wenigstens seine Maximen, auch wohl seine Haltung bestimmte. Seine jugendwarme Hingebungslust flüchtete sich nach innen und sparte sich auf wenige, ihm selbst nur dienende Stoffe. Sein fröhlicher, gutgemutheter Glaube, er werde der Welt des deutschen Publicums als freier Mann mit unabhängigem Schaffenstrieb etwas sein können, war arg getrübt. Er trägt das mit verheimlichtem, aber bitterm Groll; er muß sich wieder amtlich eine Stellung sichern und ergiebt sich mit imperatorischer Herrscherlaune dem Geschäft des Theaterdirec-

tors, den Launen des Hofes und des Publicums, später dem dramatischen Institut Schiller's vieles opfernd, bis er schließlich dem Hund des Aubry wich. Glücklicherweise war sein Herr sein Freund, der großartig genug dachte, den Pegasus nicht im Joch abzunutzen, ihn sich selbst und zugleich dem Hofe, dem Staate zu erhalten. Das Gefühl, daß Karl August den Genius für hochberechtigt und für ebenbürtig hielt, war Goethe's einziger Rettungsact, um sein Selbstbewußtsein, und mit diesem die Kraft freier Selbstbestimmung nicht geknechtet zu sehen. Sonst war er plötzlich ganz auf sich selbst verwiesen, und so machte er sich, selbstbewußt wie er war, zum Selbstherrscher aller seiner Beziehungen. Aus dem bisherigen Apoll von Weimar ward gemach jene Jovisgestalt, die auf ihrem oft bezweifelten und benagten, aber durch treue Dauer und Beharrlichkeit in sich selbst immer wieder errungenen Throne sich schließlich fest fühlte.

Seinen Tasso hatte er, von Italien zurückgekehrt, noch nicht zu Ende gedichtet und brachte ihn auch zu keinem weitern Abschluß als zu dem halben Bankerott, mit dem das Stück abbricht statt zu schließen. Im nächsten Jahre, im herzoglichen Lustschloß Belvedere, beendete er dies Werk, das er am Hof von Weimar-Ferrara und unter dem Einfluß der Frau v. Stein nicht anders gestalten konnte. Für seine Person aber wurde der Satz der Prinzessin: Erlaubt ist was sich ziemt, von dem Bekenntniß: Erlaubt ist was gefällt, verdrängt. Es war im Herbst 1788, — im Juni war er aus Italien zurückgekehrt, — als im Park zu Weimar

eine kleine, runde, vollblühende Mädchengestalt dem lustwandelnden Dichter eine Bittschrift überreichte. Es war Christiane Vulpius; die Bittschrift galt ihrem Bruder, dem spätern Verfasser des berühmten und berüchtigten Räuberromans Rinaldo Rinaldini. Zu Weimar geboren, hatte Vulpius in Jena studiert und lebte in bedrängten Umständen; nicht minder die Schwester, die mit Mutter und Tante sich von ihrer Hände Arbeit, von Blumenmachen, nothdürftig nährte. Goethe half, wie er stets geholfen, nicht blos mit Almosen, sondern gründlich mit Reform und Erziehung im ganzen Lebenswandel, sowie er sich eines hypochondrischen Sonderlings, Namens Kraft, annahm, ihn für das Ilmenauer Bergwerk erzog, für den verwaisten Schweizerknaben Peter Imbaumgarten als Wohlthäter und Pädagog zugleich sorgte, sich des düstern Plessing im Harz persönlich bemächtigte, später Eckermann an sich heranbildete. Goethe muß der verarmten Familie Vulpius wie ein Halbgott erschienen sein, und die Tochter aus dem Volk, die die Ihrigen gerettet sah, ward ganz Dankbarkeit, Hingebung und Liebe. So begann das Verhältniß menschlich edel und schön, um lange Zeit blos in den Grenzen natürlicher Berechtigung zu bleiben. Eine Tochter aus dem Volke, das war Christiane Vulpius, dieser blühende Dionysos, wie Johanna Schopenhauer sie auch noch später nannte. Ihre lachende Heiterkeit bei unbeschränkter Gutmüthigkeit des Herzens hat den Dichter gefesselt, Dankbarkeit zur Hingebung an den hohen, hülfreich edlen Retter getrieben. Sie sprach das weimarische

Deutsch der untern Stände, und der Mangel an jener Salonbildung, die der Welt mehr gilt als Gaben des Herzens und der Natur, verschuldete die Heimlichkeit eines Bündnisses, zu welchem Leib und Seele sich zu Eintracht und Harmonie gefunden. Er hat sich dies Kind nicht heranziehen mögen zur Cultur des Parquetbodens; diese Natur war vielleicht zu eigenthümlich, und er scheute sich, eine Ursprünglichkeit zu trüben, diese lachende Fülle der Heiterkeit zu stören, die dem in Gedankensorgen herangereiften Dichter Erquickung und Labsal war. Hier war kein Hangen und Bangen in schwebender Pein, hier war Erfüllung und Gegenwart des ungetrübten Glückes. „Der neue Pausias und sein Blumenmädchen" giebt uns den ganzen Zauber im Beginn des Verhältnisses, und der Dichter, der in Italien die plastische Form und die gesunde Harmonie von Leib und Seele gefunden, schuf, heidnisch angehaucht vom Geist der Antike, jene „römischen Elegieen." Sie hat Mutterwitz und hellen Verstand genug, aber nicht Bildung genug besessen, um geistig auf ihres hohen Herrn und Meisters Naturstudien einzugehen, und die „Metamorphose der Pflanzen" als ihr gewidmet anzusehen.

Die unbegrenzte Gutmüthigkeit ihrer Kindernatur blieb harm- und anspruchlos. Daß sie, wie Stahr und nach ihm Lewes behaupten, das Anerbieten einer förmlichen Ehe ihrerseits abgewiesen, scheint uns nicht glaublich. Gleich nach der Geburt des Knaben August, den Goethe schon vor seiner Geburt zu legitimiren beschloß, hatte er die

Geliebte nebst deren Schwester und Tante (nicht Mutter, wie der Engländer angiebt) in sein Haus genommen. Es blieb beim Verhältniß der Halbehe, — nach damaligen Begriffen nicht so unerhört, um der Schmähsucht von heute Recht zu geben, über diese Mißform zu lästern. Goethe selbst sah sein Verhältniß zur „kleinen Freundin" als eine förmliche Ehe an. Dafür zeugt nicht blos seine zärtliche Fürsorge für die Mutter seines Knaben, dafür sprechen auch seine Briefe an Herder und Knebel; „heute vor sechs Jahren hab' ich mich verheirathet," heißt es in einer brieflichen Stelle, trotzdem er erst nach fünfzehn Jahren dem Verhältniß den Stempel der kirchlichen Form und Sanction gab. Es geschah auch dies nicht so romantisch, wie gemeldet worden, nicht in der Nacht beim Kanonendonner der Schlacht von Jena, wohl aber drei Tage darauf, den 17. October 1806, ohne Aufsehen, in der Jacobskirche zu Weimar. Beide begaben sich zu Fuß nach der Kirche und am folgenden Tage überraschte der Dichter seine Haus- und Geschäftsfreunde mit der Vorstellung seiner Ehehälfte, und mit dem Zusatze: „Sie war immer schon meine Frau."

Daß Marschall Ney, der im Goethe'schen Hause einquartiert war und dasselbe vor Plünderung geschützt hatte, auf den Entschluß des Dichters Einfluß geübt, ist ebenso sehr Fabel. In der Nacht vom 14. zum 15., die auf den Tag der Schlacht von Jena folgte, war ganz Weimar voll Unruhe und kriegerischer Bewegung gewesen. Auch Goethe's Haus sollte gebrandschatzt werden, blieb aber verschont. Der rohen

Gewalt gegenüber hat Christiane einen Muth entwickelt, der dem Dichter Hab' und Gut, wo nicht sein Leben rettete. Sie hat auch später den Gatten, nachdem er kraft aller Rechtsform der Ihrige geworden, nicht anders denn als Geheimenrath begriffen und betitelt, dem sie die Sorgen des Hauswesens getreu und pflichtschuldig verwaltete. Den frechen Fremdlingen gegenüber war ihr aber schnöde Verkennung, Beleidigung und Mißachtung ihres Rechts im Hause zu Theil geworden. Da soll sie schmerzlich und bitter geweint, das Schiefe in ihrer Stellung gefühlt und den Entschluß gefaßt haben, das Haus zu verlassen. Der Dichter, in seiner epischen Ruhe nach überstandenem Jugendsturm und -drang, mochte endlich doch fühlen, er sei diesem liebevollen Geschöpf, dem er über sein Herz und sein Haus alle Macht eingeräumt, auch die gesetzliche Form der Anerkennung schuldig, um sie beim Umsturz aller Weltordnung gegen herandrängende Unbill auch durch den Buchstaben Rechtens zu schützen. Sie ihrerseits hatte bis dahin, im Bewußtsein, der Gesellschaftssphäre des Dichters und Ministers doch nicht vollauf angehören zu können, nichts vermißt in ihrem Verhältniß. Sie für diese Sphäre zu erziehen, der er nach Amt und Gewohnheit angehörte, widerstritt, wie gesagt, theils dem Charakter und der Natur dieser Frau, theils ließ Goethe, was er eine „Natur" nannte, gern vollständig und ungestört walten und gehen. Der wilden Romantik eines Kindes wie Bettina gegenüber, hat er sein Weib ehrenhaft geschützt; Jener ward auf eine Beleidigung hin das Haus verboten, in welchem sein wirk-

liches Kind als Frau und Herrscherin galt.*) Dem Biographen Schäfer räumen wir willig ein, daß diese siebenjährige Halbehe für den Dichter und für den Menschen auch nachträglich ein Mißverhältniß blieb. Die Welt hat diese Nichtachtung der gesellschaftlichen und gesetzlichen Form ihm nie verziehen und sich ein Recht daraus genommen, über ihn moralisch den Stab zu brechen, ihm in der Darstellung freier wie gebundener, romantischer wie ehelicher Liebe die Befähigung des rechten Urtheils abgesprochen. Der Dichter hat an den Folgen dieses formell mangelhaften Verhältnisses vielfach gelitten. Der Natur der Sache nach hat er die Ge-

*) Bettina Brentano, Tochter der in die Wertherperiode Goethe's verflochtenen Maximiliane Laroche, war zuerst 1807 in Weimar, ein doch schon damals zwanzig Jahr altes Kind. Der Dichter empfing sie freundlich, und in Bezug auf ihre schwärmerische Huldigung äußerte er sich gegen Riemer über ihr „geistreiches, wenn auch barockes Wesen." Von ihrer angeblich leidenschaftlichen Liebe zu ihm nahm er, marmorruhig wie er schon damals war, keine Notiz, und als Bettina 1811 als Arnim's Gattin wieder in Weimar war, und ihm von ihrer, doch nun auch schon altgewordenen Liebe zu ihm erzählte, machte er sie auf den Kometen aufmerksam, der mit seinem abenteuerlichen Wesen just am Himmel stand. Goethe's Zorn und Verbannung traf sie unwiderruflich nach ihrem Schimpfwort gegen Christiane. Die Muse jener Liebessonette, deren Namen der Dichter in das Geheimniß einer Charade hüllte, war nicht Bettina, soviel sich dieselbe auch Mühe gab sich dafür zu halten; die Sonette hatten eine andere, vorübergehende Huldin zum Gegenstand, eine sanfte, kindlich liebe Gestalt: Minna Herzlieb, Tochter eines Professors an der Hochschule in Jena.

liebte, die Mutter seines Sohnes, nicht anders denn als seine berechtigte Frau erachtet.

Goethe's Gesellschaftskreis gestaltete sich natürlich mit ihr ganz anders, als er sich um Frau v. Stein gruppirt hatte. Statt des exclusiven Adels, der in der Frau des Ministers nicht eine Frau v. Goethe, sondern nur die Geheimeräthin sah und betitelte, fand sich mehr ein Kreis von Schauspielern und Künstlern im Goethe'schen Hause zusammen. Der Dichter las vor oder ließ zu Nutz und Frommen Anderer Vorträge halten. Wenn er sich zurückzog, führte gern Terpsichore ihre Reigen vor. Frohsinn und sprudelnde Heiterkeit herrschte, wo die „kleine Freundin" wie der gute Geist des Hauses mit dem Schlüsselbunde für Keller und Küche auftrat und dem Momus und Komus die Zungen öffnete. Der Dichter hat sein vollstes Behagen an dem Schalten und Walten der ewig lachenden Freundin gehabt. Und was den Werth dieser Frau betrifft, die den Menschen in ihm beglückte, so hat seine eigne Mutter, die wahr und streng, gesund und offen fühlende Frau Rath, des Sohnes Wahl vollauf gebilligt und segensvoll für den Sohn genannt.

Am wenigsten war Frau v. Stein, bei ihrer Unfähigkeit oder bei ihrem Mangel an Muth, ganz die Seine zu werden, berechtigt, des Dichters Verhältniß zu belästern. Je höher und peinlicher die Idealität ihres Wesens, desto mehr hat sie den Realismus, der sich als naturgemäßer Niederschlag und Gegensatz geltend machte, verschuldet, soll hier von Verschuldung die Rede sein. Die schwebende Aetherhöhe, in der

sie ihn erhalten zu können gewähnt, muß als wider die Natur erscheinen, sobald sie Beschlag auf die ganze Existenz des Mannes zu legen bezweckte und den Dichter auf Kosten des Menschen in ihm zu jener sublimen Höhe erheben wollte, bei welcher schon seine Dichtung „Tasso" sich in eitel Abstraction und Weltentfremdung verlor. Ein Anderer war er aus Italien wiedergekommen, schon fähig zur Dichtung der römischen Elegien, von denen zwei sogar, in erster Form, der Oeffentlichkeit entzogen blieben. Sie selbst mit dem Parfüm ihrer Stimmung und dem Verduftungsproceß ihrer Blutempfindung hat den Gegenpol im Menschen aufgerufen nach so langem, treuem Noviziat. Sie hat später nicht genug schildern können, wie „steif" Goethe aus Italien zurückgekehrt sei. Schon vor allem Verhältniß zur „kleinen Freundin" war er ihr entfremdet; dies Verhältniß selbst aber entschied den für sie schmerzlichen Bruch. Sie hatte an den Verkehr mit dem Dichter zu sehr ihr ganzes Selbst, wenn auch noch so behütet, drangegeben, er war zu sehr ihr Idol geblieben, als daß sie die Einbuße ohne Verzweiflung ertragen konnte. Sein Erkalten zuvor schon setzte sie in Erschrecken. Plötzlich hatte sie keinen Anstoß mehr an dem „Du" des Verhältnisses; ja sie traute sich Macht genug zu, ihn wieder ganz zu gewinnen. Er wich aus, vermied persönliche Zusammenkünfte, suchte aber aufrichtig und ehrlich nach einem Ausgleich und nach Beseitigung jeder Unbill. Wie sie des Dichters Verhältniß zu Christiane Vulpius erfährt, erkrankt sie tief vor Schmerz und Scham. Er will sie begütigen, aber in

dieser Begütigung liegt eine ebenso starke Verletzung ihres für heilig gehaltenen Gefühls. Sie glaubt an eine Entartung der ganzen Natur des Dichters, den sie auf die höchste Staffel des poetischen Empfindens und zugleich damit des höchsten Glückes als Mensch und Mann gehoben zu haben und auf dieser schwankenden Höhe erhalten zu können gewähnt. Hier liegt ihr Irrthum; und hier liegt auch die Rache, falls in ihre Erziehungsmaxime sich die Coquetterie der ältern Frau mischte. Wenn die Ideale blaß werden — und die Dichtung Tasso ist das Zeugniß dieser grenzenlosen Verblassung in sublimer Abstraction, — dann färbt sich der Realismus um so siegreicher mit dem rothen Colorit des Lebens. Charlotte verließ Weimar, sie suchte Genesung in einem rheinischen Bade, Hülfe und Trost zugleich bei der Mutter des Dichters. Es war im Mai 1789. Sie hinterließ einen Brief, der es logisch beweisen sollte, wie unverträglich mit der Fortdauer ihrer Freundschaft jenes neue andere Verhältniß für ihn und sie sei. Es war also die volle Leidenschaft der Liebe, die sich in der Eifersucht verrieth, nachdem sie die Leidenschaft der Hingebung in Liebe solange auf beiden Seiten behütet. Weibliche Drohungen bewirken bei starken Männern eher das Gegentheil. Aber Goethe machte Ausflüchte und es war Sophistik darin, wenn er entgegnete, sie müsse es als einen Beweis von Neigung und Freundschaft ansehen, daß er überhaupt aus Italien zurückgekehrt sei. In seinem Briefe vom 1. Juni 1789, aus Belvedere datirt, geht die Vertheidigung gezwungen zur Anklage über. Sie

sei ihm kalt entgegengekommen, bevor noch von einem Verhältniß die Rede gewesen, das sie so sehr zu kränken scheine. „Und welch Verhältniß ist es?“ schreibt Goethe ziemlich dreist. „Wer wird dadurch verkürzt? Wer macht Anspruch an die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpf gönne? Wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe?“ Er appellirt an ihren Sohn, an Herder; sie möge Diese fragen, ob er untheilnehmender, weniger thätig für Freunde geworden, ob Diese verloren hätten. Sie habe ihm die Lippen geschlossen, wenn er aufrichtig, ihn der Kälte und Nachlässigkeit geziehen, wenn er offen und natürlich empfunden; sie habe ihn „in vorsätzlicher Laune“ von sich gestoßen. Er tadelt — doch wohl etwas mephistophelisch! — ihre gewohnte Lebensweise, weist auf ihren häufigen Genuß von Kaffee, der sie hypochondrisch mache, als auf das Motiv ihrer Entrüstung hin. Damit lag der Bruch für immer zu Tage. — Ein weibliches weises Orakel flüstert uns zu, Männer, die von einer Neigung zur andern übergehen, seien stets benommen und bethört. Das kleine plumpe Wort „dumm“ sollte hier absichtlich vermieden werden; dem Sinn nach stellt es sich aber dar, und Sophistik ist in Verlegenheiten wohl nur ein Nothbehelf.

Die Art, wie Goethe sich von der so lange und so tief geliebten Frau abwendet, ihre Entrüstung parirt und zu fragen im Stande ist, was sie denn verlöre, wenn er ein anderes Geschöpf küsse: könnte beinahe schließen lassen, diese Frau habe ihm nie ein Heiligthum geopfert. Denn der Verdacht, er habe keinen Sinn dafür gehabt, daß eine Frau

ihr Alles bei solchem Doppel- und Nebenbesitz verliert, kann bei einem Dichter nicht füglich aufkommen, der so tief und geheim wie sonst Keiner das Wesen der Frauen verstand. Charlotte v. Stein verlor ihr Alles in dem Manne, der in Christiane Vulpius eine Geliebte fand, die ganz die Seine ward. Liegt vielleicht sogar die Vermuthung nahe, eine Frau, deren Entrüstung soviel Eifersucht gegen die beglückte Nebenbuhlerin verrieth, sei ihm doch mehr als blos Freundin gewesen, habe ihn trotz jahrelanger Selbstbehütung doch irgendwie und irgendwann in seinem geheimsten Wunsch erhört? — Wir geben dafür aus geheimer Kunde nur ein leises Zeichen der Andeutung. Der Greis Goethe hat von den von Frau v. Stein zurückgeforderten Briefen ihrer Hand an ihn einen einzigen für sich behalten, aber diesen einzigen verbrannt, damit er kein Zeuge für fremde und profane Blicke werde. Die Asche dieses einen Briefes hat er als theures Pfand, als Erinnerungsmahl an ein süßes Glück, heilig aufbewahrt. Diese Asche des einzigen geheimnißvollen Briefes giebt einer schüchternen Ahnung Spielraum. Niemand freilich hat das Recht, im Verhältniß des Dichters zu Charlotte v. Stein dem Mysterium weiter nachzuforschen.

Auf jenen, aus Belvedere datirten Brief, den wir stellenweis anführten, erfolgte acht Tage später noch ein zweites Schreiben Goethe's an Frau v. Stein, sein letzter Du-Brief an sie. Charlotte hatte vielleicht den Dichter aufgefordert, ihr ein Schlußwort zu sagen; denn er beginnt: „Es ist mir nicht leicht ein Blatt sauerer zu schreiben geworden als der

letzte Brief an Dich" ꝛc. „Ich habe kein größeres Glück gekannt als das Vertrauen gegen Dich, das von jeher unbegrenzt war; sobald ich es nicht mehr ausüben kann, bin ich ein anderer Mensch und muß in der Folge mich noch mehr verändern."

Und dies Wort erfüllte sich; Goethe ward seit dem Bruch mit der Freundin in vieler Beziehung ein Anderer. Er hörte auf, sich offen hinzugeben, frei und rückhaltlos sich darzuleben; er begann seitdem sich gleichsam zu objectiviren, Menschen und Sachen um sich her zu ordnen wie es ihm diente, und in sich selbst und seinem Bedürfniß das Centrum zu erblicken. Aus dem Apoll, wie gesagt, ward seitdem mehr der Jupiter. Es ist auch nicht beziehungslos, daß Goethe seitdem zu dictiren pflegte, Anfangs Briefe, dann auch seine Werke. Die letzteren, wenn sie tief aus seinem Innern quollen, durchlebte er nach wie vor gleich vollständig im Schacht seines Busens; als er sie einem Zweiten in die Feder gab, mußten sie doppelt geformt fest sein im Innern, ehe er sie von sich entließ. Vielleicht aber hat manches darunter an Abkühlung gelitten, wenigstens an Wärme eingebüßt, was an plastischer Vollendung im Ausdruck des Wortes gewonnen wurde. In Bezug auf seine brieflichen Mittheilungen äußerte Frau v. Stein, sie könnten nicht mehr ganz wahr sein, da er sie seinem Bedienten dictire. — Goethe begann die Welt in ihrer sachlichen Breite zu nehmen; seine Prosa erhielt mitunter sogar einen amtlichen, kanzleimäßigen Anstrich. Seine Objectivirung aller Zustände und Personen,

die er mit der Ruhe eines großen Phlegma walten ließ, hatte doch wohl mitunter etwas Gewaltsames, etwas Gezwungenes. Die Wärme seines pulsirenden Lebens ging nicht mehr direct über in sein dichterisches Thun. Er hörte ganz auf, dramatisch zu empfinden und zu gestalten; das vorherrschend tief und breit in seiner Natur begründete Epische nahm überhand. Im Drama selbst gerieth er in seiner amtlichen Thätigkeit für das Theater auf die conventionelle Tragödie der Franzosen, die Lessing gestürzt hatte, ohne freilich verhüten zu können, daß deutsche Daramatik in der Architektur des großen Briten noch weiter ab von Aristoteles in Auswuchs gerathen könne. Auf Goethe's Tasso, diese blasse Verduftung und Verdunstung alles realen, historisch und natürlich gegebenen Stoffes, erfolgte die Natürliche Tochter, diese vollständige Versteinerung in Abstraction. Für den Roman erhielt sich Goethe die pulsirende Blutwärme seiner poetischen Ader; Zeuge dessen ist eine seiner größten Schöpfungen, der Roman der Wahlverwandtschaften; allein die Wanderjahre sind in ihrer blos bürgerlich, nicht zugleich politisch realen Tendenz nur eine matte Profanirung der idealen Flüge und Ansätze in Meisters Lehrjahren. Und wenn Goethe als Greis die wunderbar tiefe Welle seiner Lyrik strömen läßt, wie im Westöstlichen Divan, dann hat sein Herz sich von aller Gegenwart abgewendet und weit im Osten, an der Wiege der Menschheit, für eine schaal gewordene Wirklichkeit im Opiumrausch erträumter Zustände Ersatz gefunden. Ein Bewunderer jenes Corsen, der ein Weltreich frech auf unsere Kosten bezweckte,

hatte der große Dichter Deutschlands, der eine Weltlitteratur ins Auge faßte, keinen Sinn für den volksthümlichen Aufruhr seines Vaterlandes, hielt achselzuckend kaum gegen die Sänger der jungen deutschen Freiheit sein geringschätzig Wort zurück. Man kann keineswegs sagen, daß nach dem Bruch mit Frau v. Stein Goethe's Adlerflug erlahmt sei; aber dieser Adlerflug seiner Gedanken und Gefühle ging von da ab mehr in die Breite des thatsächlich Gegebenen als in die Höhe eines noch Unerreichten. Auf das Seiende richtete sich sein Sinn, nicht auf das Werdende. Das unterschied ihn schließlich so vollständig von Schiller. Das Seiende aber ist die Natur, das Werdende der Geist. Für Geschichte war schon früher Goethe's Sinn nur bedingungsweis erschlossen; die Naturbetrachtung nahm ihn mit der ganzen Breite ihres Gebietes, mit dem ganzen Detail ihrer Einzelerscheinungen in Beschlag; er ist im Stande gewesen bei seiner Betheiligung am Feldzuge in der Champagne, um alles Menschentreiben unbekümmert und mitten im Donner der Kanonen von Valmy, am Eimer Wasser dem Gesetz der Strahlenbrechung nachzugehen. So sehr war er, mit einem Anstrich ironischer Weltbetrachtung, aller Historie des Menschenlebens und seines eignen Volkes abhold, um sich in die Ruhe des Seins und der Natur zu versenken. Das hat ihn alt werden lassen, ihm die Kraft des Ueberdauerns vieler zerbrechlicher Formen gesichert, läßt aber an ihm vermissen, was an seinem großen Genossen und Gegenpart, an Schiller, als ewige Jugend glänzt und leuchtet. —

Mit Frau v. Stein stellte sich später, nachdem die Wunden der Trennung verblutet und vernarbt waren, ein freundlich höflicher Verkehr wieder her. Seit 1796 giebt es von Goethe Brieschen und Zettelchen an sie, und als ihn (1801) die schwere Krankheit befiel, der Tod ihm drohte, da war die Freundin wieder sorglich bewegt für ihn. Ihr Sohn Friedrich blieb auch noch, nachdem seine Erziehung vollendet war, ein Wärmeleiter für Beide; Goethe erhielt ihm des älteren Freundes wohlwollende Neigung. Um so verletzender erscheinen die von Kahlert in Breslau herausgegebenen Briefe der Frau v. Stein an ihren Sohn in Schlesien, wo er als Regierungsrath in preußische Dienste getreten war; er starb 1844. Goethe war Friedrich's Erzieher gewesen, sein Freund geblieben. Trotzdem giebt die Mutter, zum Beweis daß auch edle Frauen, von Eifersucht vergällt, entarten können, dem Sohne Blicke in die Goethe'sche Häuslichkeit, die jeder Wohlmeinende zu seiner eignen Ehre zu unterdrücken berechtigt war.

Frau v. Stein hat vom Dichter gesagt, es seien zwei Naturen in ihm. Sehr wahr, aber sie meinte boshaft eine höhere Natur und eine, welche die Creatur verräth. Ihre Aeußerungen über Goethe's Familienkreis sind von der Art, daß wir diesen Ausspruch über den Dichter auf sie selbst anwenden dürfen. Wohl rächt sich Alles im Leben, auch der Abfall von der Idealität im Denken und Fühlen, selbst wenn diese Idealität nicht Macht und Recht hat, auf ein ganzes Menschenleben Beschlag zu legen, oder mit dem gewaltsamen

Durchbruch des Realismus sich nicht zum Ausgleich bringt. — Nach ihres Gatten Tode machte Charlotte v. Stein, 51 Jahre alt, bei ernster Mahnung an Tod und Ewigkeit, zum Abschluß einen ruhigen Rückblick auf vergangenes Glück und Unglück; sie faßte ihre Betrachtungen sogar in poetischer Form ab. Dann folgte noch mit dem Dichter ein kleiner brieflicher Austausch über litterarische Interessen. In ihrem 85. Lebensjahre ordnete sie ihre Papiere und verbrannte ihre vom Dichter zurückgeforderten Briefe. Sie starb den 6. Januar 1827. Sie hatte verordnet, daß man ihre sterblichen Ueberreste — ihre unsterblichen hatte sie in ihren Briefen vernichtet, — nicht an Goethe's Hause vorbeitrüge, aus Besorgniß, es könne ihn angreifen. Die städtischen Leichenordner erklärten es jedoch für unzulässig, eine Frau von Stande anders als auf der Hauptstraße zum Friedhof zu führen. Auch erwies sich ihre Sorge als unnöthig; Goethe war sehr ruhig bei ihrem Tode. In der Selbstbeherrschung hatte sie ihn zum Theil selbst geübt, und die Kunst, Schmerzen wie Freuden zu überdauern, war seiner starken Seele zur andern Natur geworden.

Die Freundin des Dichters hat dessen Frau um mehr als zehn Jahre überlebt. Christiane starb bereits den 6. Juni 1816; ganz plötzlich erfaßte sie ein Schlaganfall im Wagen auf einer Spazierfahrt mit dem Gatten. Unter den Gelegenheitsgedichten finden sich die einfach wahren, rührenden Strophen, die ihren Todestag bezeichnen:

Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch die düstern Wolken zu scheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist, ihren Verlust zu beweinen.
Lebe wohl auf Wiedersehn!
Wenig Jahre meine Freude,
Sei mir Hoffnungstrost im Leide,
Du, nun als ein Engel schön,
Lebe wohl auf Wiedersehn!*)

---

*) Ebenfalls eine Christiane — Christiane Becker, geb. Neumann — war jene früh vom Schauplatz des Lebens und der Bühne Abgerufene, welche Goethe in der Elegie „Euphrosyne“ (1797) besang. Der Dichter hatte sie als junges Mädchen zum Theater herangebildet; in Shakspeare's König Johann hatte sie als Knabe Arthur in seinem Arm gelegen, als er den Hubert zum Einstudieren mit ihr spielte. Diesem Pflegling und Liebling hat er die schönste seiner Elegien nachgerufen. Sonst ist des Dichters Herz in all dem langen Theaterregiment, das er geführt, gegen Schönheiten der Coulissenwelt allezeit verschlossen geblieben. Sie tummelten sich um ihn, sei's schalkhaft und schäkernd, sei's lernbegierig und kunstbeflissen; die olympische Ruhe und Herrschaft gab er unter ihnen nie auf, auch in den muntern Mittwochabenden nicht, wo sich Jubel und Lust um die „kleine Freundin“ bacchantisch entfalten mochte. — Es giebt auch noch sonst in Goethe's Leben weibliche Gestalten, die sich in seiner Dichtung abspiegeln; die Gallerie Goethe'scher Frauen wächst damit fast ins Unendliche. Wir erwähnen, um Vollständigkeit zu erzielen, nur die Marquise Branconi, die zur Gräfin Leonore Sanvitale im Tasso ungesucht das Modell gab. Ebenfalls in Weimar viel verkehrende Persönlichkeiten waren Graf und Gräfin Werther zu Neunheiligen. Sie fanden ihre Abbilder in dem gräflichen Paar in Wilhelm Meister. Der Graf war vormals Gesandter in Spanien gewesen; die Gräfin gab dem Dichter den vollendetsten Begriff von dem was

Im nächsten Jahre (1817) begann mit der Verheirathung des Sohnes August eine neue gesellige Gestaltung im Hause des Dichters. Wiederum war es eine Frau, die bestimmend in Goethe's Leben griff. Ottilie, geb. Freiin v. Pogwisch, preußischen Geschlechtes, kriegerischer Herkunft und patriotischen Geblütes (den 30. Oct. 1796 in Danzig geboren, während ihr Großvater, Graf Henkel v. Donnersmark, Gouverneur von Königsberg war), ergriff die Zügel des Hauses. Das blonde Mädchen, dem nur ganz zufällig der Name mit der Heldin in den Wahlverwandtschaften gemeinsam, war auch als Kind schon oft beim alten Herrn gewesen, wenn Eberwein die von Zelter aus Berlin gesandte Musik im Goethe'schen Saale ausführen mußte. Er hörte am liebsten von ihr alte italienische Kirchengesänge, um sich auch dies Gebiet zu erschließen. Er nahm sie aber sonst wie ein Kind, fand auch ihre Begeisterung für die Lützower, für Freiheit und Vaterland — kindlich. Aber

---

man „große, vornehme Welt" nennt. „Welt haben" war damals für deutsche Litteratur etwas noch Unerhörtes; Goethe's Roman lieferte dies zum ersten Male und in nie wieder erreichter Weise. — In den Angaben von Lewes über Persönlichkeiten des Weimarischen Lebens jener Zeit läuft auch hier manches Irrige zwischendurch. So z. B. nimmt er den bekannten Humoristen Grafen Einsiedel, dessen Verse über Goethe wir citirten, für einen und denselben mit dessen Bruder, mit welchem eine Frau v. Werthern, geb. v. Münchhausen, nach Algier entfloh, nachdem sie feierlich ihr fingirtes Leichenbegängniß veranstaltet hatte und damit der Welt in effigie abgestorben war, um ein neues Leben an der Seite des Geliebten zu beginnen.

nicht blos deutsche Beziehungen wurden mit ihr im Kreise des Dichters rege; die polyglotte Bildung Weimars machte Gestalten aus England und Irland dort heimisch; Charles Des Voeux übersetzte mit Frau Ottiliens Hülfe den Tasso ins Englische, und bei den geistigen Berührungen mit Lord Byron und dichterischen Söhnen Albions wiegte sich der Greis in seinem letzten Lieblingsgedanken einer Weltlitteratur. Dem gab die Schwiegertochter in einer nur für Eingeweihte gedruckten und nur von Solchen geschriebenen Wochenschrift, „Chaos“, Ausdruck, in welcher wie beim Pfingsttage aller Völker Zungen gelöst wurden und sich verlautbarten. Dieser Tochter verdankte der Greis auch alle Gefühle, die ihm, patriarchalisch wie er schließlich war, einen dauernden Familienkreis wünschenswerth machten. Das Goethe'sche Haus ward seitdem wieder den höhern Gesellschaftssphären geöffnet; Talent und Geburt erfreuten sich dort gleicher Anwartschaft zur Berechtigung. Und bei alledem schwang ein Geist der Romantik seine Flügel um die neue Existenz des Goethe'schen Familienheerdes.

Der Geist der Romantik sollte sogar noch mit allem Aufruhr einer leidenschaftlichen Liebesflamme das Herz des greisen Dichters beschleichen. In seinem 70. Lebensalter hatte Goethe seinen Divan vollendet, und das Feuer seiner Seele war auch damit noch nicht verraucht, der Mensch in ihm hob noch einmal sein Haupt mit einem Bedürfniß nach Frauenliebe. Es geschah wiederholt bei seinem zweiten und dritten Aufenthalt in Marienbad (1822—23), daß Goethe's

Herz noch einmal den allmächtigen Flügelschlag einer Neigung erfuhr. Eine junge Dame aus Mecklenburg, Ulrike v. Levezow, ward Gegenstand seiner letzten Flamme. Sie hatte auch auf dem Boden wissenschaftlicher Studien sich dem hohen Greise zugesellt, an seiner Klimatologie, Wetter- und Wolkenkunde mit kindlicher Begierde den regsten Antheil genommen. Böhmen, so oft besucht um Heilung zu finden, sollte noch ein letztes Erkranken an ihm verschulden, so oft besucht, um Steine zu finden, ihm eine schwärmerische Illusion über den Fund eines doch für ihn unerreichbaren Diamanten einflößen. Der Greis dachte ernstlich an neue Vermählung mit dem geliebten Wesen, das gegen ihn ganz Hingebung war, wie harmlose Kindheit so hohem Alter sich rückhaltloser zu erschließen pflegt. Nur mit allen Schmerzen eines tiefen Aufruhrs in der Seele riß er sich vom böhmischen Zauberbanne los. Seine „Elegie", ein letztes hohes Lied von der Liebe, ist Zeuge dessen. Der Beginn des Gedichts: „Was soll ich nun vom Wiedersehen hoffen," ist Verzweiflung und süße Verwirrung; aber die Gestalt, die diesen Wirbel in ihm aufgerufen, steht fest und hell vor ihm:

Wie leicht und zierlich, klar und zart gewoben,
Schwebt, Seraph gleich, aus ernster Wolken Chor,
Als glich es ihr, am blauen Aether droben
Ein schlank Gebild aus lichtem Duft empor;
So sahst Du sie in frohem Tanze walten,
Die lieblichste der lieblichen Gestalten ꝛc.

Und es war bei diesem letzten Liebesgefühl seines großen Herzens eine religiöse Weihe über ihn gekommen, wenn er sang:

In unsres Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten,
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträthselnd sich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's: fromm sein! — Solcher seligen Höhe
Fühl' ich mich theilhaft, wenn ich vor ihr stehe.
Vor ihrem Blick, wie vor der Sonne Walten,
Vor ihrem Athem wie vor Frühlingslüften
Zerschmilzt, so längst sich eisig starr gehalten,
Der Selbstsinn tief in winterlichen Grüften;
Kein Eigennutz, kein Eigenwille dauert,
Vor ihrem Kommen sind sie weggeschauert.

Es war auf keine Gewähr so tiefer Sehnsucht mehr zu hoffen; die Symphonie der Liebe, diese „Elegie", schließt fast mit Verzweiflung:

Mir ist das All, ich bin mir selbst verloren,
Der ich noch erst den Göttern Liebling war;
Sie prüften mich, verliehen mir Pandoren,
So reich an Gütern, reicher an Gefahr;
Sie drängten mich zum gabeseligen Munde,
Sie trennen mich, und richten mich zu Grunde.

So hauchte sein großes Dichterherz den letzten Athemzug einer Neigung aus. Es ist nicht näher bekannt, woran die Illusion des Greises, der in der That nach der Vermählung trachtete, gescheitert ist. — Fräulein Ulrike v. Levezow lebte noch längere Zeit in Wien; die Mutter der Dame, eine Gräfin Cleversberg, ist in der Geschichte der dortigen socialen Romantik eine noch bekanntere Gestalt. — Von den Goethe'schen Gedichten ist an die letzte Geliebte auch eines mit Bezug auf Wolkenbildung gerichtet.

Seine letzte naturgemäße Liebe, die Neigung eines Vaters zur Tochter, gehörte jener Ottilie, welcher die Aufgabe erwachsen war, des hohen Greises letzte Jahre zu erfüllen und zu beleben. Als der Sohn von Italien nicht zurückkehrte, an der Pyramide des Cestus in Rom sein Grab fand, als fast alle Gestalten seines Lebens vor ihm hingesunken waren, da blieb die Mutter seiner Enkel als Gefährtin ihm zur Seite bis zur letzten Lebensstunde, die 1832 am 22. März Mittags halb zwölf Uhr schlug. „Mehr Licht!" war sein letztes Wort. Mehr Liebe hat nie ein Menschenherz empfunden, kein Dichter gesungen. Er war wie ein Sonnenpriester der Liebe, die mit Licht und Schatten sein reiches Leben erfüllte und der beste Inhalt seiner Dichtungen blieb.

IV.

Goethe und sein Jahrhundert.

IV.

Goethe und sein Jahrhundert.

„In der Schule der Frauen“ entwickelte sich Goethe als der Apollo seiner Zeit. Wir gaben die ganze Gallerie der weiblichen Wesen, die ihn und die er geliebt. Er hat sie nicht alle gebrochen, diese Blumen, aber doch vor sich verwelken sehen, nachdem er ihnen als poetische Biene das Süßeste entlehnt, aus dem er seine Liebeslieder, seine Elegieen und Tragödien von der Leidenschaft der Liebe gedichtet. Sein Jahrhundert hatte jedoch auch Männer, zwar nur den Einen Schiller, der als hoher Geist und als mächtiger Freund an ihm gearbeitet, „gerüttelt“, aber doch auch Männer von Schrot und Korn, dächt' ich, die das Jahrhundert mit ihm gestalteten. Als Dichter der Liebe steht er unerreicht da; Anbeter und Schmeichler nannten ihn aber nicht blos den Apollo, auch den Jupiter tonans, der über alle Schätze des Lebens gebot, und Bettina, das verzückte Kind, hat ihn als den olympischen Zeus gefeiert. War er in seinem Wesen die zusammengefaßte Blüthe und Frucht seines Jahrhunderts? Oder war der Geist seiner Nation, die ihn überdauerte, doch noch reicher und größer als Er? Diese Frage stellt sich uns hier. „In ihm ward ein

Ideal des höchsten Egoismus zur Lebensregel.“ Dies der erste Eindruck und Ausspruch Schiller's, bevor des großen Freundes Persönlichkeit mit dem ganzen Zauber der Anmuth ihn erfüllte und bestach. Damit steht nicht im Widerspruch, wenn Schiller nach sechsjährigem Umgang mit ihm das Geständniß ablegte, „nie an seinem Charakter irre geworden zu sein, Wahrheit und Biederkeit, höchsten Ernst für das Rechte und Gute in seiner Natur“ nie verkannt zu haben. Hat er der Wahrheit gedient, obschon vielleicht nur soweit als die Wahrheit seinem Ich entsprach, so war er doch, ohne daß er's wußte, ihr gegenüber dienerisch, er schuf sie nicht, er half sie nur finden, soweit sich sein Zeitalter und seine bis dahin zur Erscheinung gekommene Nation in ihm gipfelte. „Bei diesem herrlichen Gottesmenschen geht nichts verloren!“ lautete Wieland's entzückter Ausruf 1776, und Napoleon brach 1804 bei Goethe's Anblick in die Worte aus: „Vous êtes un homme!“ — derselbe Napoleon, der in Schiller's Tell die Vorboten des Völkeraufstandes auf deutschem Boden witterte, die Person dieses Dichters vielleicht verfolgt haben würde, hätte sie ihm nicht der Tod entzogen. Beleuchten wir den Menschen in Goethe und die männlichen Genossen seines Jahrhunderts, wie weit sie die Größe seiner Gestalt vollenden halfen. In seinem Verhältniß zum Geschlecht der Frauen finden wir die Herzensquellen seiner Dichtungen, in seinem Verkehr mit Männern die Maximen und die Stoffe seines Denkens. Es wird sich daran erläutern, wie weit er auch hier als der „Allglückliche“ zu preisen war, und wie

weit nicht. Er hat sie fast alle überdauert, die Genossen seines Lebens, selbst den fürstlichen Freund; er hat über den Umsturz der Zeiten und den Verfall der Gestalten um ihn her in der Kraft und Ausdauer seiner glückseligen Ruhe triumphirt. Soviel er auch als Bruchstücke in seinen Dichtungen liegen ließ: er selbst hat sich voll ausgelebt, sich hindurchgerungen von Geschlecht zu Geschlecht, er selbst blieb kein Fragment, seine Selbstvollendung ward fertig, und so konnte er sich wohl als den Erben seines Jahrhunderts und aller Elemente, die es schuf, ansehen, als er in Dichtung und Wahrheit sein Leben schrieb. Wenn er keinen Buchstaben geschrieben, den er nicht erlebt, wenn alle seine Dichtungen nur Bruchstücke einer Beichte waren, wie er selbst gestand, so darf vielleicht das Geschlecht von heute, bei all dem Zauber, den er übt, sich zutrauen, der Priester zu sein, der auf seine Generalbeichte Absolution zuerkennt oder versagt, nicht mit der engherzigen Pein des Sittenrichters, auch nicht mit dem Richterspruch eines Stoikers, wie Schiller Anfangs als Cato zu ihm herantrat, vielmehr mit der Wahrheitstreue seiner eignen Bekenntnisse über sich und sein Werden, und mit dem Recht, das jedes Zeitalter hat, von seinem eigenen Standpunkt und Bewußtsein aus die Dinge und Gestalten der Vergangenheit zu erfassen. Die Stoa, die über ihn zu Gericht sitzt, braucht zum Glück nicht strenger als er selbst über ihn zu sein, nur so wahr und treu, wie er sich selbst geschildert, so hell und klar wie die Spiegelbilder, mit denen er in seinen Werken sich selber gab. Ist in seinen Dichtungen

keine Zeile, die nicht gelebt, empfunden, genossen, gelitten, gedacht wäre, so sind freilich nicht blos Götz, Werther, Faust, sondern auch die selbstgefälligen, in ihr eignes Ich verliebten Egmont und Tasso, selbst die charakterlos schwachmüthigen Weislingen, Fernando, Clavigo, Wilhelm Meister Abbilder, die von ihm selbst Züge und Färbung erhielten, und seiner Größe als Dichter würde kein Abbruch geschehen, wenn der Spruch mit Umkehr seines eignen Wortes lauten sollte: Der Mensch verlor, was der Poet gewann. Was in Schiller Schwäche ist, kommt auf Rechnung des Dichters in ihm; was einem nachgeborenen Geschlecht, das die Fragen seines eignen Jahrhunderts auf sich nimmt, in Goethe als Versagung erscheint, kommt auf Rechnung des Menschen, der nicht ungestraft zur Vollendung des Künstlers in sich die Elemente des Lebens für sich verbraucht, sich zu deren Herrn macht, statt ihnen zu dienen. Ein so starker, mächtiger, ausdauernd haltbarer Charakter uns in seiner Person entgegentritt, so wachsartig weich war jedoch zugleich sein Herz. Dies hier das Räthsel des Psychologen. Werther-Goethe schrieb einem Freunde: „Du hast so oft die Last getragen, mich vom Kummer zur Ausschweifung, und von süßer Melancholie zur verderblichsten Leidenschaft übergehen zu sehen; auch halt' ich mein Herzchen wie ein krankes Kind, all sein Wille wird ihm gestattet." Sein Jahrhundert hat ihn groß gemacht, aber zugleich verweichlicht und verwöhnt; Niemand ist größer als sein Zeitalter, Keiner erschöpft vollauf den Geist seiner Nation. An Lavater schrieb Goethe aus der Weimarischen Zeit

1781: „Ich gestehe gern; Gott und Satan, Höll' und Himmel in mir Einem! Oder vielmehr möcht' ich das Element, woraus des Menschen Seele gebildet ist und worin sie lebt, ein Fegfeuer nennen, worin alle höllischen und himmlischen Kräfte durch einander gehen und wirken." Die eignen Briefe und Geständnisse aus der Zeit der Wirren sind getreuer noch als der Nachglanz seiner Schilderungen in der oft ungesuchten, oft auch bezweckten Verschleierung, wie sie sein Leben in „Dichtung und Wahrheit" giebt. Die Offenheit seiner Selbstbespiegelung in seinen Dichtungen macht seine menschliche Größe, während ihre plastische Vollendung den Künstler und den Meister macht. Und das Wort: Voilà un homme! muß deutsch dann lauten: Siehe da ein ganzer Mensch! Nur daß der Mensch in ihm vollauf seinem Zeitalter verfiel, während ein Ausspruch von Novalis über Schiller lautete: Ein Erzieher des künftigen Geschlechtes! —

Rosenkranz legt Gewicht darauf, in Goethe einen Mitteldeutschen zu sehen. Auch Carus und Abeken, diese alten Jünger, die den Herrn immer nur in Verklärung auf Tabor sehen, rühmen die Gunst des Geschicks, die ihn zu einem Frankfurter Reichsbürger machte. Sie fühlen nur nicht, wie sehr sich damit sein Mangel an Respect vor jedem staatlichen und politischen Element erklärt. Mitteldeutschland war recht eigentlich der Heerd und der Schooß des in seiner Auflösung und in seinen Trümmern fortwuchernden Reiches. Auch was der Adel und der Reichsbürger dort als seine Freiheit festhielt, ging nicht über das Behagen verjährter Gewohnheiten

hinaus, für die alles Centrum der zusammenfassenden Nationalkraft fehlte. Was Goethe von den Krönungs- und Festherrlichkeiten des alten kaiserlich germanischen Glanzes und seinen Frankfurter Jugenderinnerungen schilderte, hat er als Künstler, als dichterischer Maler geliefert, wie später den Carneval in Rom. Politisch brachte der siebenjährige Krieg eine Spaltung in das elterliche Haus des Knaben. Der Großvater Textor war altkaiserlich, der Vater huldigte dem Sieger des Tages. So war die Stimmung in der Familie doch mehr gut preußisch, oder vielmehr — setzt der Erzähler hinzu — gut Fritzisch. „Denn was ging uns Preußen an!" setzt er hinzu und räumt damit ein, daß nicht das politische Element eines Preußenthums, sondern nur die Person eines auf dem Kriegstheater glänzenden Helden Antrieb und Inhalt des Interesses für ihn bot. — Im Zeichen der Jungfrau stand just die Sonne, den Tag culminirend, als der Knabe Wolfgang das Licht der Welt erblickte. Jupiter und Venus sahen freundlich auf die Constellation hernieder, und Mercur war nicht widerwärtig, — wie der Dichter, als Greis auf sich und seine Entwicklung zurückblickend, sich selbst das Horoskop beschrieb. Seine Kindheit war behaglich patricisch, reichsstädtisch orthodox, auch im protestantisch religiösen Sinne; aus seinem sechzehnten Lebensjahre, 1765, datirt sein erster poetischer Versuch: „Höllenfahrt Christi". Des Vaters gewissenhaft strenge und lehrhafte Ordnungsliebe ging bis an die Grenze chinesischer Peinlichkeit. Der Knabe besuchte nur wenig eine Schule, in der sich

Gemeingeist erzieht; er lernte mehr im Hause, lernte mehr von Menschen, von Büchern eben nur wenn die Person des Lehrenden mündlich das Belebende dazubrachte. Dies blieb ihm treu sein Lebenlang, es schärfte in ihm die Lust zur faßlichen, sinnlich greifbaren Anschauungsweise, seinen Hang zur selbstgewissen Autonomie. Selten entwickelte sich eine Natur so frei von allem Schul- und Regelzwang, um bis zum Uebermuth der Selbstbestimmung, Gott und Welt gegenüber, gesetzgeberisch das freie Ich vollendet hinzustellen. Nach seinem eignen Ausspruch hatte er vom Vater die Statur, des Lebens ernstes Führen, vom Mütterchen die Frohnatur und Lust zum Fabuliren. Das Glück solcher Doppelbegabung genießt freilich Niemand unangefochten; zum „Ernst der Führung" zwang ihn die wunderbare Kraftausdauer eines langen Lebens, in seiner „Frohnatur" lag der harm- und arglose Zauber seines sanguinischen Temperamentes, und mit der „Lust zum Fabuliren" drückten vereint die Musen und die Grazien ihr göttlich Siegel auf seine Stirn. Mit dem Abschluß einer ersten Jugendliebe schloß sein Knabenalter. — Wenn seine verzückten Bewunderer die ehrbar reichsbürgerliche Strenge und Enge in Sitte, Ansicht und Gewohnheit des elterlichen Hauses im Hirschgraben zu Frankfurt als wohlthätig einwirkend auf den Apollino Wolfgang rühmten, so vergaßen sie nur, daß je ausgesprochener dieses altfränkische Element unserer ehrbaren Altvordern im Hause des Dichters war, sich just um so mehr der Hang zum Gegensatz in der jungen Seele gestalten mußte, ein Hang, der sich in

Goethe's Studienzeit zu Leipzig und Straßburg in der ersten Epoche am Weimarischen Hofe ausbildete, aber auch schon in der Frankfurter Jugend seine Abart zur Erscheinung brachte. Goethe gefiel sich übermüthig und üppig im Gegensatz zu der alt hergebrachten orthodoxen Pietät im elterlichen Hause, welche Abeken als so heilsam bildend für ihn rühmt. Diesen Gegensatz entfaltet der Dichter in seinem Wilhelm Meister mit einem Glanz, der in der schrankenlosen Freigebung des Verkehrs der Geschlechter um die von Franzosen und Jungdeutschen geforderte Emancipation der Sinnlichkeit eine Glorie breitet. Der Pinsel Goethe's ist nie schlüpfrig, nie krankhaft, vielmehr in den ganzen Zauber der frischesten Anmuth getaucht; mit der unwiderstehlichen Gewalt natürlicher Kindlichkeit, reinlicher Offenheit und sauberer Unschuld fordert hier die Freiheit des Gemüths und der Neigung eine fessellose Hingebung der Sinne, eine Annahme und Voraussetzung eheloser Liebe, die sich Alles gewährt, um es im Wechsel des Behagens eben so leicht aufzugeben, sobald der Harmlosigkeit einer lachenden Unschuld des Herzens ihr Genüge geschehen. Dies tritt als Thema des Ganzen in der vollen Tonleiter aller möglichen Neigungsarten im Roman um so dreister in den Vorgrund, als der Dichter in Wilhelm Meister nicht sich selbst, aber doch mit sicherer Färbung aus seiner Natur und Atmosphäre, einen jungen Kaufmannssohn seiner reichsstädtischen, altbacken und ehrbar bürgerlichen Heimath schildert. Bei all der phlegmatisch behaglichen Pedanterie, die ihm eigen, schleicht Wilhelm sich

Nachts aus dem elterlichen Hause, um in den Armen einer leichtgeschürzten Komödiantin seinen Schlaf zu finden. Eben so leicht, obschon er sich Vater fühlen darf, läßt er in falschem losem Verdacht die Geliebte fallen, die ein einziger Gang, eine einzige Besinnung auf rechtliche Verpflichtung, auf die innere Stimme und die süßen Bande der Natur, diesmal als schuldlos und treu, wenn auch nicht als unsträflich erweisen konnte. Ein junger Flattergeist fühlt sich trotz seiner pedantischen Gewohnheit und Sinnesart an ein loses Komödiantenleben gebannt, und dies ruft als ein sittlicher Gräuel nicht die Empörung des orthodoxen Familiengeistes auf. Der Vater stirbt; ein profaner Comptoirmensch, Werner, meldet den Fall wie eine bloße Veränderung im Arrangement des Mobiliars im Hause; der Sohn eilt nicht hin, und von einer Mutter, der ein Sohn zur Seite stände, ist keine Rede im Werke eines Dichters, der so getreu den Hausrath und die alterthümliche Atmosphäre des heimathlichen Familienschooßes schildert, eines Dichters, der als Sohn der Liebling einer „Frau Rath“ war. Der guterzogene Sohn eines ehrbaren Elternhauses, dieser Wilhelm, ist ohne alle dämonisch getriebene, erst dadurch gerechtfertigte oder erklärliche Leidenschaft, ganz passiv ein Don Juan, meist wider Willen, oft nur aus Anlaß der Umstände oder gar aus Betrieb der hyperweisen, lächerlicher Weise als unantastbar edel vorausgesetzten Leiter jener geheimen Loge zur Verbesserung der menschlichen Gesellschaft. Die Gallerie der Liebesgestalten, mit denen Wilhelm Meisters charakterlose, wenn auch gutartig reizbare Seele wechselt, ergiebt sich uns als

eine unerschöpfliche, der Kreis der liebenden Geliebten müßte denn symmetrisch geschlossen als die gesammte Scala von möglichen Liebesarten anzusehen sein, sei's daß dem allbeglückten Helden eine ahnungsvolle Gräfin in die Arme fällt, eine reizvolle, mit dem ganzen Zauber der Anmuth gezeichnete Komödiantin, die Nymphe Philine, ihn neckt und ködert, die „Anempfinderin" Melina ihn lockt, eine vom tragischen Dolch getroffene Aurelie ihn schwärmerisch umarmt, oder eine geheimnißvolle Mädchenknospe, Mignon, diese Kinderseele auf der Schwelle zur Jungfrau, plötzlich wie eine Memnonssäule beim ersten Strahl der Morgensonne sich liebend und redend ihm erschließt. Der im Labyrinth der Neigungen herumtaumelnde Cavalier will endlich an der Seite einer niederländisch saubern, klar und symmetrisch geordneten Weiblichkeit, an der Seite Theresens, für sein Herz und seinen Lebenskreis einen Abschluß finden, als ihm schließlich in Natalien, einer Amazone voll Adel und hoher Schönheit, die Summe und die Krone der Frauen zu Theil wird. Dieser Roman, mit welchem der Dichter 18 Jahre lang in seiner Weimarischen Zeit sich trug, ist recht eigentlich sein sociales und menschliches Lebensbuch, schon umdeswillen, weil die lange Reihe von Frauencharakteren darin mit eben jener Natalie abschließt, zu welchem Gipfel hoher, edler und geistig vollendeter Frauenschönheit Frau v. Stein dem Dichter das Urbild zu sein schien. Auf welchen Gipfel und Hochpunkt er dann freilich verzichten mußte, nicht wie sein Wilhelm in den Wanderjahren als Entsagender, sondern um in

einem Naturproduct gesunder, wenn auch nicht allzu sublimer Weiblichkeit einen Abschluß für sein menschliches Herzensbedürfniß zu finden.

Soviel, in der Entwickelung vorausgreifend, zur Steuer der Anpreisung des heilsamen Einflusses, den orthodoxe Ehrbarkeit Frankfurts und des elterlichen Hauses auf die Art und Natur des Dichters geübt. Wilhelm Meister ist recht entschieden der ausgelassenste und üppigste Gegensatz, wenn nicht ungesucht die übermüthigste Verspottung darauf. Daß rheinisches Wesen mit sanguinischem Naturell und freundnachbarlicher Annäherung zu gallischer Leichtlebigkeit und Sitte seinen Theil an Goethe's Art und Richtung hatte, kann geschichtlich dabei in die Wagschaale gelegt werden, wie wir es ja auch begreiflich finden, daß ein Zeitalter politischer Auflösung zugleich eine Auflösung sittlicher Bande aufdeckt, während just über diese Ruinen und Trümmer alter Herrlichkeit, Gesittung und Gestaltung deutsche Dichtung und Kunst ihre Epheuranken wachsen ließ. Das Jahrzehend, das Wilhelm Meister schuf, brachte zugleich Mozart's zaubervolle Töne zu einer Hochzeit Figaro's, in welchem der Zauber der Kunst über die sittliche Gebrechlichkeit des Jahrhunderts zu triumphiren wußte. Geist und Art eines Zeitalters erklärt, aber entschuldigt nicht immer. Goethe gefiel sich, als er seine Vergangenheit schilderte, in Selbsttäuschungen, zu denen gern der Optimismus neigt. Er war naiv genug, bei der Betrachtung seiner Studienzeit über seinen Mangel an Fleiß zu klagen. Immer regsam wie er war und gleichsam mit

hundert Fühlfäden bewaffnet, hat es ihm nie an allseitiger Beschäftigung gefehlt. Allein er lernte schon früh mehr aus dem Leben als aus Büchern, lebte geistig mehr im Umgang mit Menschen als in Studien, sog seine Bildung, wie man das von Frauen gesagt, wesentlich aus der Atmosphäre, die ihn umgab. Das erhielt sein Wissen im harmonischen Gleichtact mit seinem Können und gab den Ergebnissen seines Forschens, der Darstellung seiner Errungenschaften diese unvergleichliche Frische der Lebendigkeit, offenbart aber zugleich die weibliche Seite seiner Natur. So imperatorisch er über das Errungene als sein Eigenthum verfügte, so sehr hatte er es sich nur anempfindend angeeignet, wie er dies Wort erst selbst erfand bei der Schilderung jener Frau Melina im Wilhelm Meister. Dabei sammelte sich freilich Alles bei ihm in seinem allweiten großen weichen Herzen, in welchem dann poetisch zur Explosion kommt, was er erlebt, errungen, genossen und empfunden. Die Geschichte seines Herzens ist somit immer noch wichtiger als der Gang seiner Studien und Gedanken. Schon früh, noch in Frankfurt, wunderte er sich, der Philosophie eine förmliche Existenz einräumen zu sollen, da dieselbe hinlänglich in Religion und Poesie vorhanden und inbegriffen sei. Und in Leipzig sträubt er sich, methodisch denken lernen zu sollen, d. h. ein Etwas zu üben, das er schon von Natur jeder Zeit getrieben. Seine Natur war intuitiv, und dies machte ihn zum Dichter; groß aber war er doch nur als Dichter der Liebe, und diesem Element des Menschenlebens opferte er alles Andere, Vaterland, Ge-

schichte, Moral und Religion. Sein intuitives Genie triumphirte freilich oft über ganz objective Stoffe. In Straßburg schrieb er, als Ergebniß seiner Anschauungen den Entwurf zum richtigen, absolut gültigen Ausbau des Münsterthurmes, und seine freie Construction fand sich in den alten Planen und Rissen bestätigt. Zur Schilderung des litterarischen Zustandes in seiner Jugendzeit ergeht er sich in seinem Leben mit überströmender Behaglichkeit über Bodmer, Breitinger, Gottsched, um sich und uns glauben zu machen, diese Gewalthaber und Herrscher seien 1766, beim Beginne seiner Studien in Leipzig, in demselben Jahre als Lessing's Laokoon im Druck erschien, nicht schon längst überwunden und antiquirt. Der Greis gefällt sich darin, weiter zurückzugreifen in das Zeitalter der Deutschen, als habe er die Vorbedingungen, die Lessing vorlagen um die Tenne reinzufegen, ebenfalls noch zu erledigen gehabt. Der dilettantische Müßiggang seiner behaglich schlendernden Jugendentwicklung war leider unfähig, mit Energie da fortzubauen, wo Herkules Musagetes aufgehört. Mit den Thaten des siebenjährigen Krieges, gesteht der Greis Goethe, sei erst wahrer und sicherer Lebensgehalt in die deutsche Litteratur gekommen, und Lessing's Minna von Barnhelm, ja, Lessing's ganze stahlgepanzerte Minerva mit dem scharfen und feinen Schliff der attischen Grazie ging am Jüngling Goethe in seinen knabenhaften Liebeleien und der verdächtigen Kurzweil seines nervösen Kränkelns dergestalt wirkungslos vorüber, daß er als Schäfer an der Pleiße in Gellert's Styl die Laune des Verliebten, im

Nachklatsch altfranzösischer Studien und Alexandrinern die Mitschuldigen schreiben konnte. Der Greis nennt dies Stück „im Einzelnen ergötzlich", im Ganzen aber in seinem Eindruck „düster und bänglich". Drei Personen beschleichen Nachts den Fremdling Alceſt, der Eine, Söller, aus Diebesgelüst, der Zweite, der Vater Wirth, aus Neugier, die Dritte, Sophie, in der Verirrung ihrer Leidenschaft zu einem früher Geliebten, nachdem sie der Vater an den Trinker und Spieler verheirathet. Jeder ist froh, mit blauem Auge davonzukommen und seine Schuld in der Mitschuld der Andern gemildert zu sehen. Die Zerrüttung der socialen Verhältnisse, die nach Goethe's Ausspruch im Stücke als vorhanden documentirt werden soll, scheint mehr einen Krebsschaden im Siechthum des Jünglings selbst zu offenbaren. Erst Straßburg machte ihn frei und gesund. Herder war es, der mit seinen „Stimmen der Völker", mit seinem Hinweis auf englische Litteratur, auf Shakspeare und Ossian dictatorisch den französelnden Dichterjüngling aufrief zur Kraft männlichen Aufschauens. Herder, damals Begleiter eines Prinzen von Holstein, hatte entschieden das Verdienst, Goethe auf germanisches Alterthum zu verweisen, ihm zeitweise die Richtung zu geben, die es möglich machte, den Götz von Berlichingen im Styl der alten Quelle zu schreiben und seinen Liebesgedichten den Grundton des deutschen Volksliedes zu geben, der ihnen bei all dem Schmelz und der süßen Grazie ihres Blüthenhauches eine gesunde, nationale Basis erhält. Goethe's Muse erhielt damals zuerst die richtige Pflege im Umgang mit

Natur- und Volksliedern, von denen er zwölf, auf seinen Streifereien im Elsaß den Kehlen alter Mütterchen abgelauscht, dem Freunde noch später von Frankfurt zusandte. Herder war nur vier Jahr älter als Goethe, aber doch schon fertig in seiner Art. Eine hoch aufhorchende Natur, wirkte er anregend, scharf anbohrend gleichsam. Nicht so bissig wie Mephisto-Merck, aber doch bitter genug, war er leider kränkelnd und grämelnd, wenn er auf den Jüngern einzankte. „Der von den Göttern Du stammst, von den Gothen oder vom Kothe!" schrieb er ihm in sarkastischer Laune. Er nannte ihn in Briefen an Andere einen guten Jungen, aber „spatzenhaft", einen „jungen übermüthigen Lord mit entsetzlich scharrenden Hahnenfüßen". Leider versagte später sein Geschoß auf den Apollo in Weimar, wohin er selbst, auf des fürstlichen Günstlings Betrieb, als Oberpriester berufen wurde. Sein sich hoch aufbäumendes Wesen versteifte sich unter dem priesterlichen Talar noch mehr, und das Gefühl der versagten schöpferischen Kraft im Denken und Dichten machte ihn mürrisch und grillig. Sein Einfluß hörte bald ganz auf, nachdem sein Entzücken über Goethe's Entwicklung vielleicht mit Wilhelm Meister erloschen war. Leider führte ihn Herder, der immer nur auf den Gehalt drang, schon in der Straßburger Zeit von Lessing ab, der immer auf die Form drang. So ward es möglich, daß der Götz in der Ausweitung der dramatischen Gestalt formell eher eine Caricatur Shakspeare's, als ein Werk in dessen Styl wurde. Später erst, nach Werther zur dramatischen Dichtung sich wieder hinwendend, er-

innerte Goethe sich im Clavigo, daß für die Dialektik eines Stoffes und für die Sprache des Dialogs in Lessing bereits der alte große Meister existirte. Lessing's Schule ward leider von Schiller wie von Goethe nicht folgerecht festgehalten, Lessing's Einfluß auf Goethe's Jugendentwicklung ist nur als höchst aphoristisch ersichtlich. In Bezug auf die Leipziger Epoche erzählt der Greis sehr behaglich aus der Ferne, wie Laokoon ihn „aus der Region eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens gehoben“ habe; man müsse damals Jüngling gewesen sein, um sich zu vergegenwärtigen, welche Wirkung dies Werk geübt. Man fühlt aber die Zucht eines Lessing leider zu wenig in Goethe's nach allerlei Stylarten herumgreifender Entwicklung, namentlich auf dramatischem Boden. Im Götz und im Egmont ist dies doppelt schmerzlich fühlbar bei der Gewalt dieser Stoffe, und bei dem genialen Schwung und Schliff in der Zeichnung der Gestalten.

Im Götz feierte Goethe den Triumph des braven, seiner selbst gewissen Mannes über ein versumpftes, politisch und sittlich verworrenes Zeitalter, das Recht und Ehre, Freiheit und Ordnung in sich selbst nicht mehr fand, im Werther den tragischen Sieg des freien Naturgefühls über Convenienz, Pedanterie, Etiquette und wie die Ausländerei sonst hieß, in der des Dichters eignes Zeitalter erstarrt und verknöchert war. Aber diese Siege wollte er ohne Schmerz und Kampf fortsetzen, in der Stella wohlfeil erhaschen. Hatte ihn der Zauber, den die Leiden des jungen Werther über die ganze Welt geübt, übermüthig und sicher gemacht: die Werther'sche

Elegie wurde zu einem schlaffen Optimismus, der in diesem „Schauspiel für Liebende“ nach der Sage des doppelt beweibten Grafen von Gleichen einen leichtfertigen und sinnlosen Ausdruck suchte. Lessing, der den Werther noch gelesen, hat es wunderlich gefunden, sich um eines Weibes willen zu erschießen, kein Römerjüngling würde sich selbst so gering angeschlagen haben; den Geschlechtstrieb, den die Alten einfach natürlich aufgefaßt, so krankhaft nervös zu steigern, schien ihm unmännlich und auch gefährlich; „also, lieber Goethe“, war Lessing's Rath, „noch ein Capitelchen zum Schluß, und je cynischer desto besser!“ Cynisches leistete Goethe's Muse später in Hanswurstiaden, in den Blocksbergsscenen des Faust. Der Berliner Nicolai parodirte den Werther, indem er Werther's Pistole blos mit Hühnerblut laden und den guten Albert ihm seine Lotte abtreten ließ. Im Sinne der Stella hätten sich Beide in Lottens Besitz theilen können, wie in diesem Drama umgekehrt sich mit Einem Manne zwei Frauen begnügen. Ein frivoles Zeitereigniß, die Geschichte von einem Weiberverführer, der zugleich Juwelen stiehlt, ward Anlaß zu diesem Stück, das selbst der vergötternde Abeken in der Reihe der Goethe'schen Werke getilgt sehen möchte, und dessen spätere Umgestalt mit dem tragischen Ausgang des elenden Wichts auch nur ein klägliches Zugeständniß und ein jämmerlicher Nothbehelf blieb. Der Selbstmord Fernando's war eine bloße theatralische Lüge, da der Dichter seit den Wertherleiden tragische Schmerzen für sich selber und seine Stoffe mied und gutmüthig be-

haglich genug schien, der Menschheit die Conflicte der Leidenschaft der Liebe optimistisch, aber mit Auflösung aller Sitte und Ehre zu mildern. Auch in den „Geschwistern" ist die Grenzlinie der sinnlichen Zärtlichkeit zwischen Bruder und Schwester peinlich. Im Clavigo besann sich Goethe auf den Lessing'schen Styl, der im Drama für die dialektische Durchführung eines Thema die scharfe Gegenstellung der Charaktere fordert. Carlos und Beaumarchais bekämpfen das Gewinsel des schlaffen Weichlings, der zwischen der Leidenschaft der Liebe und dem eiteln Ehrgeiz des Pamphletisten und Staatsmannes wie eine Wetterfahne hin und her schwankt. Goethe fühlte als Künstler den nothwendigen Gegensatz, allein sein Abfall vom Lessing'schen Styl ging Hand in Hand mit seinem Hang zur Auflösung des unbequemen Sittengesetzes. Im Egmont hätte der Dichter sich wieder nach Form und Inhalt zurechtfinden können, denn der Held kämpft nicht für Freigebung seines Genusses, sondern für Freigebung der Rechte seines Volks. Aus dieser Tragödie der Freiheit wurde hier aber, freilich mit allen Reizen der sanguinischen Muse Goethe's, nur eine Elegie über den verblendeten, vom Glück über sich selbst berauschten Helden. Goethe trug sich lange mit dem Stück, es erlebte mit ihm seine erste Epoche in Weimar, und er gefiel sich in dieser Selbstbespiegelung als Günstling bei Frauen und bei Hofe; er vollendete es in Italien neben dem Tasso, diesem zweiten Spiegelbilde seiner Person, seiner Dichternoth und Liebeswirren im deutschen Ferrara. Im Zauber dieser Selbstbeleuchtung vergaß er die Größe,

Wucht und Wahrhaftigkeit des geschichtlich Realen. In der Geschichte ist Graf Egmont ein Ehegatte, ein Vater von zehn Kindern, aber seine Mitbürger gelten ihm noch mehr als der Altar des Hauses. Staat und Volk sind ihm Begriffe und Existenzen, die ihm noch über das geheiligte Familienglück gehen. Nicht fahrlässig verblendet, nicht selbstgefällig im Glauben an sein Glück und seinen Werth, sondern um den Seinigen, die sein Herz umfaßt, als Retter zur Seite zu stehen, weicht der historische Egmont nicht von der Stelle, und verfällt so, indem seine Gedanken trotzdem für Staat und Volk arbeiten, den Schlingen der Intrigue und des Geschicks. Shakspeare hat solche Charaktere gezeichnet, weil er sie im Schooß seines Volksthums und auch in seiner gestählten Mannesbrust vorfand. Der epicuräische Egmont Goethe's in der leichtlebigen Grazie seines liebenswürdigen Egoismus schleicht Abends zum Liebchen und genießt, schlürft vom Becher der Liebesneigung, den ihm freilich eine so süße Mädchenseele kredenzt, wie sie nur je der Pinsel eines Künstlers, malerisch wie dichterisch, gezeichnet. Goethe's Egmont ist nur soweit Staatsmann, als der Edelmann in ihm für sich und Andere das freie Behagen des Daseins fordert und gesichert sehen will, der Gedanke der Freiheit reicht bei ihm nur bis zur Freiheit des heitern Lebensgenusses; „nehmt Ihr's denn gar so ernst, was ist's dann werth?" Der beste Staat ist ihm der, welcher am wenigsten genirt; außer diesem ganz treffenden bonsens seines Instincts als Cavalier ist er kein Politiker, und mehr als der beste Staat gilt ihm das beste

Herz, das er sein nennt, das sich ihm hingiebt mit allen Schätzen kindlicher Inbrunst, sich mit ihm — eben so vergeblich wie er selbst — in die Luft sprengt, um ihm im Schlafe als Traumbild der Freiheit zu erscheinen.

Mit Egmont und Tasso war Goethe's Entwicklung in seiner dichterischen Persönlichkeit fertig; im Meister gab er dann das bürgerliche Epos seiner Bildung, zu der ihm Frauen verhalfen, und in der Iphigenie erfaßte er den Gipfelpunkt edler Weiblichkeit. Im Meister eignet er sich die Fülle des reichen Erdenlebens an, um das Ideal und den Schlußpunkt für seine Ausbildung im Besitz eines vollendeten Frauenwesens zu finden. Im Faust will er sich auch den Himmel, selbst mit Hülfe der leibhaftigen Hölle, erobern, um Alles, auch die Geheimnisse des noch nicht in die Erscheinung getretenen Lebens sein zu nennen im Gefühl eines höhern Optimismus und im Drang eines Egoismus, wie er nur Titanen eignet. Wenn ihm die Hinneigung zur Antike behülflich ward, den Eudämonismus seines Wesens, den sein Meister am vollsten entfaltet, in sich festzustellen und ein System des „Allgemeinmenschlichen“ als seine Lebensreligion auszubauen, so hatte er zum Faust, um seine „Gott-Natur“ zu erkennen und zu empfinden, christliche Elemente zu überwinden. Sein Faust ist als Ergänzung Meister's sein zweites Lebensbuch, das Werk, dem seine ganze Arbeitskraft von der Jugend bis ins höchste Alter angehört, während Meister nur die 18 Jahre seiner üppig blühenden Manneszeit umfaßt. Als er den Meister schrieb, hatte er schon keine Freunde mehr;

keine Männer, nur Frauen bestimmten sein Selbst. Faust reicht mit seinen Anfängen in seine Frankfurter Zeit, und der Einfluß des Zeitalters war auf dies Werk seiner Jugend- und seiner Greiseszeit entschiedener. Greifen wir in seiner Entwicklung zurück, ehe er in Weimar — wie ein Monarch, der keine Freunde hat, — sich als Centrum in sich selbst abschloß, alles Aufregende, leidenschaftlich Bewegende ihm gehässig erschien und die behagliche Heiterkeit seines hellenischen Himmels sich mit einem bald pantheistischen, bald egoistischen Götzendienst in ihm feststellte. Wir erledigen damit das wichtige Thema: Goethe und das Christenthum.

Wie Goethe alle Elemente seiner Zeit an sich herankommen ließ, um sich mit ihnen zu messen, so hat er auch mit dem orthodoxen Christenthum seines Jahrhunderts gerungen, eh' er sich ihm entwand, um sein freies Selbst zu retten. Das elterliche Haus war voll christlicher Stimmungen und Satzungen. In Leipzig hielt er sich trotz der frommen Mahnung Gellert's von aller kirchlichen Gemeinschaft fern; das „Klein-Paris“ lieferte ihn sogar an Gemüth und Körper siech an die Frankfurter Heimath zurück. Der Pietismus trat hart auf ihn ein, solang er kränkelte. Straßburg erst und das Gefühl einer jungen Liebe machte ihn wieder frisch und frei. Abermals zurückgekehrt, äußerte die fromme Klettenberg einen wohlthuenden, sittlichenden Einfluß, und obschon

er ihr gegenüber seine Freiheit im Glauben festhielt, so erklärte er sich doch für den Segen unmittelbarer Eingebungen, womit der Pietismus sich von dem steifen, trocknen Kanon der Buchstabengläubigen zu jeder Zeit trennte. Aus der Bibel, war sie ihm auch nicht unmittelbar Gottes Wort, schöpfte er Zeitlebens von Jugend auf bis in sein Greisenalter Kraft, Muth und Selbstgewißheit seines innern Menschen. Damals schrieb er, zu Anfang 1773, noch vor dem Götz: „Zwo wichtige, bisher unerörterte biblische Fragen zum Erstenmal gründlich beantwortet von einem Landgeistlichen in Schwaben", gleichzeitig den „Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ***", der ihn mit Lavater in Verbindung brachte. Lavater's Schweizerlieder hatten von Zürich aus patriotisch gewirkt; der schüchterne Moses Mendelssohn wurde damals freilich schon plump aufgefordert, die Beweise von der Wahrheit des Christenthums entweder zu widerlegen oder der Wahrheit die Ehre zu geben und sich taufen zu lassen. Lavater's „Aussichten in die Ewigkeit" hatten nach Goethe's Recension in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen das Verdienst, „dem grübelnden Theil der Christen wenigstens eine herrliche Welt vor die Augen zu zaubern, wo sie sonst nichts als Düsterheit und Verwirrung sahen." Sanct Lavatus bekämpfte das „christusleere Christenthum" der Zeit, und der Dichter des Werther, der sich dem All der Gott-Natur ans Herz warf, konnte auch jedem andern Aufschwung schwärmerischer Innigkeit huldigen. Und der Prophet von Zürich übte persönlich einen Zauber. „Bischt's?" rief er bei der ersten Begegnung dem Dichter zu;

„bin's," erwiederte Goethe und Beide sanken sich in die Arme. Auf der gemeinschaftlichen Rheinreise und in Ems zugleich mit Basedow, „Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitte", trieb Wolfgang Goethe freilich tausend Kurzweil und tolle Possen, aber Lavater wußte ihn noch mit seinem „Bisch guet!" zu beschwichtigen; bei dem harten Dilemma jedoch: „Entweder Theist oder Atheist!" bekannte sich der Dichter in heiterer Laune lieber zum Letztern. Auch er suchte Gott, aber im Jubel eines schäumenden Herzens; auch er wollte den Menschen ein Evangelium verkünden, aber das Evangelium aus den fünf Sinnen. Die ausschließlich Frommen verfluchen die Natur als das Bereich des Bösen, und ihn trieb der Geist, lachend und harmlos zu beweisen, daß auch die Einfalt der Seele, die den Reichthum des Lebens durchfühlt und durchschmeckt, von göttlicher Art sei. Er ließ den Leuten ihre Religion, mithin Jedem auch seinen Christus. Denn auch der Heiland gestaltet sich Jedem nach eignem Bedürfniß. Der Klettenberg war Christus der Geliebte, in dem allein sie Leben athmete; für Lavater der allnahe, allgegenwärtige Freund, der ihm als ein Herzog des Lebens voranzog. In den „Bekenntnissen einer schönen Seele" gab Goethe den Ertrag seiner Auffassung eines weiblichen Herzens, das im Gottessohn mit herrnhutischer Innigkeit seinen Bräutigam sieht, der Welt freilich nicht ganz ohne Willkür, Eitelkeit und Laune entsagt, so daß dieser gerühmte Gegensatz einer heilig empfindenden Frauenseele in dem Pandämonium schrankenloser Sinnenlust, welche Wilhelm Meister's

Lehrjahre entfesseln, doch ziemlich schwach ins Gewicht fällt. Lavater sammelte Christusportraits zu seiner Physiognomik; jeder bedeutende Zeitgenosse sollte in seiner Art, sich Christus vorzustellen und in einem Schattenriß zu zeichnen, sich selbst schattiren, und Goethe war ihm auch bei Abfassung des Textes, nicht blos bei seiner Gewandtheit in der Führung des Stiftes behülflich. Mephisto-Merck's Spott wurde abermals Anlaß, daß Goethe's Gutmüthigkeit sich nicht wieder verirrte. Lavater predigte am Rhein vom Schiffe aus, während das Volk sich wie weiland vor Jesus von Nazareth am Ufer versammelte. Die Weiber zumal verfolgten den Apostel bis in sein Schlafzimmer im Gasthof, und Merck sagte: Natürlich, die Weiblein wollten ja doch auch wieder sehen, wo sie den Herrn hingelegt! Die Selbstvergötterung schlich sich ein in den frommen Dienst und Lavater gefiel sich in der Rolle des Propheten, wenn nicht eines zweiten Erlösers. In der Bedrängniß des Herzens bei seinen Liebeswirren mit Lili flüchtete sich Goethe immer noch gern zum Mann von Zürich, Trost und Hülfe bei ihm suchend; in jeder Krankheitsanwandlung Leibes und der Seele war er allezeit vielfach hülfsbedürftig. Auch seine Uebersiedlung nach Weimar störte nicht den Verkehr mit Lavater, wenn er diesem auch 1776 schrieb: „Alle Deine Ideale sollen mich nicht irre führen, wahr zu sein, gut und böse, wie die Natur.“ Warnungsbriefe über sein weltliches Treiben in Weimar, wie sie von Klopstock und der Gräfin Stolberg kamen, mochten auch von Lavater nicht ausbleiben. Goethe entgegnete: „Lieber Bru-

der, sei nur ruhig um mich. — Ich bin nun ganz eingeschifft auf der Woge der Welt, voll entschlossen, zu entdecken, gewinnen, streiten, scheitern, oder mich mit aller Ladung in die Luft zu sprengen.“ Noch während seines ersten Aufenthalts in Italien war Lavater's Geltung für ihn bedeutend genug; selbst die Herzogin Amalie schrieb damals: wäre sie eine große Monarchin, so müßte er ihr Premierminister sein, solche Stelle würde er „so gut bekleiden wie jetzt die von einem Premierminister Christi.“ Des Propheten Wunderglaube schlug aber seit seiner Verbindung mit dem Teufelsbeschwörer Gaßner bald genug ins Fratzenhafte, durch seine enthusiastische Anpreisung Cagliostro's und seine Anekdoten aus dem Geisterreich ins Lächerliche um. Goethe brach völlig mit ihm und die Xenien geißelten später in ihm das Gemisch von Heiligkeit und Eitelkeit.

Gegen Basedow war gleich Anfangs schon zur Zeit seines innigen Verkehrs mit Lavater der Muthwille seiner freien Lust und Laune gerichtet. Dieser Pädagog unter den Sturm- und Drangmännern der Goethe'schen Jugendzeit erstrebte eine Reform der Erziehung in mündlicher, handgreiflich verständlicher Lehrweise und in Nutzanwendung selbst der antiken Sprachen für den Tagesgebrauch und für die Bedürfnisse des Augenblicks. Dazu konnte sich Goethe bekennen, da seine Natur aus Umgang und lebendigem Verkehr mit Menschen die beste Nahrung zog; allein Basedow war persönlich plump, täppisch, eigennützig, barock und schmutzig, und Goethe, von alledem das Gegentheil, rügte noch in

„Dichtung und Wahrheit“ den schlechten Knaster, den der Philanthrop im Wagen ihm vorgestänkert. — Jung-Stilling, schon ein Straßburger Genosse, wurde als Wunderdoctor nicht so manierirt wie Lavater als Prophet; er schilderte in seinem Leben die Scene des Wiedersehens in Elberfeld, wo Goethe um den Wirthshaustisch getanzt, daß die Leute ihn für närrisch gehalten. Auch den Hochmuth dieses „Gottfühlers“ strafte Goethe mit den Worten: „Der wunderbare Mensch glaubt, er brauche nur zu würfeln und unser Herrgott müsse ihm die Steine setzen!“ — In Friedrich Heinrich Jacobi zu Pempelfort erlebte er nicht just eine Caricatur der gottseligen Richtung, aber die schwärmerischen Momente seiner Freundschaft mit ihm gehörten doch nur seiner Wertherstimmung an, und je mehr er nach den Offenbarungen der fünf Sinne, zur Ergänzung der Offenbarungen des Glaubens, trachtete, mußte er gemach auch mit diesem empfindsamen Philosophen brechen, dessen „Gefühlserkenntniß“ in bodenlose Dunkelheit verschwamm. Für ihn konnten sich Gott und Natur nicht wie Himmel und Hölle spalten, und so konnte er sich schließlich zu Spinoza's Lehre bekennen, ihr wenigstens einige Maximen abgewinnen; die Identität der innern und äußern Welt erfaßte er in dem Worte „Gott-Natur“. Treffender ist das Ineinanderweben von Gott und Natur, Geist und Materie, Kern und Schaale nie ausgesprochen worden als in Goethe's Versen: „Ins Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist, das hör' ich seit Jahrzehen wiederholen und fluche drauf, aber verstohlen“ u. s. w. Auch

Lessing hat sich schließlich zum Spinozismus bekannt. In den Urbrei des unterschiedslosen Spinozistischen Chaos konnte sich Goethe mit seinem Drang zum freien Ich als Mittelpunkt der Welt freilich nicht verlieren; sein Gedicht: „Und wenn mich am Tag die Ferne blauer Berge sehnlich sieht“ u. s. w. ist die schönste und innigste Feier des Menschenwerthes. Rosenkranz sagt, Goethe sei „zu sehr Dichter“ gewesen, um seine philosophischen Anschauungen fester zu erläutern. Die Versagung auf der einen Seite soll auf diese Weise durch ein Zuviel auf der andern erklärt werden. Rosenkranz spricht auch von der „milden Versöhnlichkeit in Goethe's universell christlichem Wesen“. Mich dünkt, nicht ganz mit Recht. Goethe glaubte an eine Offenbarung Gottes im All; die Offenbarung im Geiste und im religiösen Mythus war ihm nur einer der Factoren dazu. Allgemein menschlich ist der Ausdruck für seine Ueberzeugungen, und wie er sich zum Evangelium aus den fünf Sinnen bekannte, so blieb er und war gern zugleich Heide, wie er Winckelmann als „gebornen Heiden“ rühmte. Er war auf philosophischem Gebiet zu sehr Empiriker, zu sehr mit dem einzelnen Fall beschäftigt, ein Denker auf eigene Hand. Fand er Methode in irgend einem Stoffe der Forschung, so ward sie ihm gleich bei seinem „realistischen Tic“ zum Mechanismus. In der Metamorphose der Pflanze suchte er nach der Urpflanze statt nach der Idee der Pflanze als Totalität. Schiller erst mußte ihm zurufen, das sei keine Entdeckung mehr, die er gemacht, sondern eine Idee, die er gefunden. Der Philosoph findet und entdeckt,

der Poet erfindet und macht. Seit 1790 stieß Goethe auf die Entstehung der optischen Farben, 1810 gab er seine Farbenlehre als Ganzes. Er setzte sie Newton entgegen und erklärte als Urphänomene der Farben: Gelb, durch Trübung des Hellen, und Blau, durch Aufhellung des Dunkeln. In diesen zwei Factoren sah er die Polarität der Farbenbildung, wie er es nannte, und erläuterte die secundären Farben: Orange, Violett und Grün, nicht als chemische Mischung von Roth und Gelb, Roth und Blau, Blau und Gelb, sondern als andere Stellungen des Hellen und Dunkeln zu einander, insofern das eine ein Medium des andern wird. Alle Welt war dagegen, wenigstens Mathematiker und Physiker; erst die Hegel'sche Philosophie erklärte sich dafür, indem sie die Goethe'schen Anschauungen logisch vertiefte. Goethe machte als Naturforscher subjective Entdeckungen, konnte sie aber nicht bis zum Centrum der Speculation zu Ende führen, weil er keinen Sinn hatte für die objective Existenz der Ideen. Auch seine andern wissenschaftlichen Forschungen blieben vereinzelt. Dazu gehört sein Nachweis eines os intermaxillare, für Thiere wie Menschen gemeinsam in der obern Kinnlade; doch sei dieser Schalteknochen beim Menschen sehr früh verwachsen, bleibe nur beim Thiere selbständig. (Seine lateinische Abhandlung erschien 1786.) Die Wissenschaft wurde neidisch, daß ein Poet solche Enthüllungen gab, verdächtigte sogar sein Anrecht zu jener Entdeckung, wie auch seine Annahme, daß die Schädelknochen, weil das Rückenmark in die Kopfhöhle mündet, Rückenwirbelknochen seien. In der Oekonomie

der Schöpfung sprach er von einem Gesetz der „Schadloshaltung“, indem die Natur die Verschwendung, die sie geübt, durch Geiz wieder ausgliche, wie bei der Giraffe. Unsere neidischen Naturforscher übersahen dies als Dilettantismus, bis ein französischer Akademiker, Geoffroy St. Hilaire, sich für dies balancement des organes erklärte und den deutschen Dichter (1830) als Autorität dafür citirte. Seine Witterungslehre (1825 erschienen), auf den Höhen der Dornburg bei Weimar jahrelang erprobt, gründete sich auf Howard's Wolkentheorie. Nicht selten aber blieben Goethe's wissenschaftliche Anschauungen Liebhabereien für das seiner Natur und Stimmung Bequeme. Er war Neptunist und blieb es dem Vulcanismus gegenüber, auch nach der Bekanntschaft mit Leopold v. Buch's Hebungstheorie. Er beugte sich zwar schließlich vor Alexander v. Humboldt's Werk über den Bau der Vulcane, kehrte aber doch gern zu Thales und dessen Wort: Wasser ist das Beste! zurück. Goethe faßte Geist und Natur nur soweit sie dem Behagen und den Bedürfnissen seines persönlichen Ichs entsprachen. Die Kantische Kritik der reinen Vernunft konnte er sich nur stellenweis aneignen, die Kritik der Urtheilskraft mußte ihm erst Schiller erschließen. Er war intuitiv, und mußte Alles faßlich gegenständlich haben. Somit kann man sagen, er sei zu sehr plastischer Künstler gewesen, um theoretischer Denker zu sein, so wenig er, nach seinem Geständniß, ganz ohne Philosophie leben konnte. Seine Philosophie war für ihn persönlich eine Lebensphilosophie, eine Methode und ein Instinct, sich mit

den Stoffen der Welt und des Geistes abzufinden. Was die Antike ihm wurde für die Form, dergestalt, daß er dieser Form oft genug den Gehalt seines Jahrhunderts anfügte oder gar opferte, das wurde ihm Spinoza für seine sittliche Haltung und Stimmung, ohne freilich diesen sittlichen Inhalt aus dem Bereich der Passivität und aus dem ihm bequemen Waltenlassen der Natur herauszuretten. Spinoza befestigte ihn blos in seinen eignen Lebensmaximen: „Was machst Du an der Welt; sie ist schon gemacht!" und: Gott und Natur walten und weben in einander.

Seine epische Natur hielt ihn ab, das, was er als ein Gesetz der Natur fand, mit den Postulaten der sittlichen Vernunft zu vereinbaren. Und doch glückte ihm die Versöhnung seines Faust mit dem Himmel. Dies größte seiner Werke, das ihn seit der Frankfurter Jugendepoche bis in sein höchstes Alter beschäftigte, diese Divina Comödia der Deutschen, im Titanensturm erster Kraft unternommen und mit der betrachtungssüchtigen Weisheit des passiven Greises vollendet, giebt die ganze Summe seines Wesens jung und alt. Man kann den Beginn seines Faust bis in seine Betrachtung und in sein Studium des Straßburger Münster hinaufführen, und in der That, was dieser Dom in der Baukunst, ist der Faust in deutscher Poesie. Goethe's Frankfurter Jugendepoche war überhaupt an dichterischen Entwürfen größer, reicher, mächtiger, den Stoffen und der Form nach nationaler als

seine Mannesblüthe in Weimar. Was er in dieser schrieb, sind Tempelbauten mit Kuppeln und jonischen Säulen; was jener Epoche angehört, ist von gothisch-germanischem Styl. Auch die Scenen des ersten Faustheils, die dramatisch und poetisch mächtigsten im Gedicht, fallen in die Frankfurter Zeit, und seine Bekanntschaft mit Hans Sachs und den Volksliedern des Mittelalters bestimmten in seinem großen Instinct selbst die richtige Versform für den Ideengehalt. Die andern Entwürfe jener Zeit, Prometheus, Ahasver, Mahomet, sind Bruchstücke geblieben. Faust schien ebenfalls dazu vorherbestimmt zu sein, wie es ja selbst in der Idee des germanischen Kirchenbaues liegt, als Andeutung des Unendlichen in der Form nie ganz vollendet zu werden. Der Contemplation des Greises blieb vorbehalten, dieser Dichtung einen Abschluß und in ihm zugleich ein testamentarisches Bekenntniß zu geben. — Im Faust hat der Dichter sich nicht beholfen und begnügt mit dem bloßen „schönen Abglanz", an dem die Poesie, wie er sagt, „ihr Leben" hat, wie im Tasso, wo selbst das historisch Gegebene reicher ist als der stoffliche Inhalt des Gedichtes. Er scheut hier nicht die ganze Schwerkraft des Realen selbst bei symbolisch gegebenem Ideengehalt; er greift sogar weiter bis in die äußerste Möglichkeit der Erweiterung des Stoffes. Selbst die ganze Genesis einer Kindesmörderin aus Unschuld und Liebe wird uns entwickelt bis zum Köhlerglauben des deutschen Mittelalters, daß die Strafe der Hinrichtung vor dem Richter Jenseits die Schuld sühne. Dem Dichter des Wilhelm Meister lag es wahrlich nahe, den Fehltritt der lieb-

lichen Mädchenseele als ein harmlos süßes Gebot der Natur zu rechtfertigen, ja zu glorificiren. In dem großen Romane wimmelt es ja bei der schrankenlosen Hingabe der Geschlechter nicht an holden Bastarden, die, — wie Shakspeare sagt — im feurigen Diebstahl der Natur erzeugt, sittlich und polizeilich unbeanstandet herumlaufen. Gretchen tödtet bewußtlos in irrer Angst und Scham ihr Kind, und die befangene Unschuld aus dem germanischen Mittelalter will dem Geliebten, ob er schon die Macht hat, sie aus dem Kerker zu führen, nicht folgen, sie bleibt dem Henker treu, um den ewigen Richter mit ihrem Tode als Verbrecherin zu versöhnen. Hier ist keine Scheu, wie im Tasso, den Stoff bis zu den äußersten Conflicten und Hochpunkten fortzuführen, im Gegentheil, das Crasseste sogar in der gemeinen Wirklichkeit wird uns nicht erspart, auf dem Blocksberg mit diabolischer Laune in naiven Knittelreimen gegeben. Goethe gestand Schiller, zum Tragischen kein rechtes Zeug in sich zu haben; er fürchte, der bloße Versuch dazu werde ihn zerstören. Und hier hat er doch in Behandlung Gretchens als Opfer in einer Weise der tragischen Unerbittlichkeit gehuldigt, die an Grausamkeit grenzt. Daß an Faust keine entsprechende Rache vollzogen wird für die geknickte liebliche Blume, hängt wohl mit Goethe's Eudämonismus zusammen, mit seiner leichten Annahme einer naturgemäßen Beglückung der Naturkräfte, die sich selber Zweck und Ziel sind. Dies geht auf dem Blocksberg bis zur Verthierung des Teufels, der doch Anfangs wie ein Herr Baron auftritt. Die Verthierung ist auch für

den Menschen die eigentliche Hölle, das Böse ist nur eine Verirrung der guten Kraft, der Teufel eine Caricatur Gottes.

Faust ist der moderne Titane, der den Himmel stürmt, um Gott gleich zu sein, d. h. sich alle Geheimnisse und Schätze der Welt zu erobern. Er klaubt Anfangs als hochgelahrter Doctor an der Deutung des Wortes Gottes, und findet, an der Erkenntniß verzweifelnd, daß es heißen müsse: Im Anfang war die That. Dies sei der wahre Logos, das richtige Verständniß des Wortes. Er will es mit der That versuchen, aber sie führt ihn blos zum Genuß. Er will im Erkennen und Genießen sein nennen, was je der ganzen Menschheit zugetheilt war und ist. Alles soll ihm Gegenwart werden, und so muß ihm der Höllenzwang behülflich sein, selbst die Perle des Alterthums aus den Schatten der Nacht heraufzuzaubern. Für Gretchen, nach Büßung der Strafe, die sie instinctartig über sich ergehen ließ, ward der Himmel gesichert; die Stimme von oben rief: Gerettet! Mephisto aber rief: Heinrich, her zu mir! Faust's Pact mit dem Teufel ist also mit dem Ende des ersten Theils noch nicht erledigt. Selbst das alte Volksbuch hat noch reichhaltige Momente, die poetisch auszubeuten waren. Faust und Mephistopheles beschwören als Nekromanten vor dem Kaiser den weisen König Salomo aus dem Geisterreich herauf. Auch Helena, dieser Ausbund aller weiblichen Schönheit, muß im alten Volksbuch erscheinen und Doctor Faust erzeugt mit ihr — wie weiland Achilleus mit dem Schatten der Helena — einen Sohn, Justus Faust. (Ein anderer Sohn des mittel-

alterlichen Teufels mit einer frommen Nonne, die der Böse im Schlafe beschleicht, war der Merlin in alter Sage und Dichtung.) Goethe's Faust und Mephisto erwachsen schon am Ende des ersten Theils der Dichtung zu Begriffen der modernen Menschheit in deren Streben nach der Höhe und Tiefe. Schiller bereits faßte sie so in seiner Hinneigung, die concreten Individuen der Poesie metaphysisch zu vertiefen. Dem contemplativen Wesen des greisen Goethe konnten Faust und Mephistopheles als allegorische Vertreter gar wohl die gesammten Gebiete der Wissenschaft, der Kunst und des Lebens umfassen, wenigstens in Reflexionen und Epigrammen, wofern die schöpferische Gestaltungskraft des Alters zu schwach geworden, um noch plastische Gebilde zu liefern wie im ersten Theile. Die Blocksbergsscenen sind schon früh gedichtet, in Rom, im Garten Borghese, das Zwischenspiel Helena ebenfalls in der Zeit der Hinneigung des Dichters, sich in antiken Maßen zu ergehen und in diesen „weiten Falten", die sprachlich das Höchste in deutscher Zunge liefern, zugleich hellenische Gesinnung und Anschauung zu geben. Je weniger es im höchsten Alter reizte und gelingen wollte, concretes Leben zu schaffen, je intensiv schwächer, wie auch in den Wanderjahren, die gestaltende Kraft wurde: desto malerischer kleidete sich die Ausdrucksform, die bloße Vegetation der zu Rüste gehenden Poesie Goethe's. Symbol und Allegorie verdrängen als Surrogate die lebendige Schöpfung, und die Reflexion zieht immer mehr bloße Gedankenstoffe heran. Faust vor Kaiser und Reich ist eine sehr schwache Gestaltung; was selbst

betäubte Goethianer eingestehen. „Diese ganze Schilderung ist langweilend, *soll* es aber auch wohl sein!“ sagt Rosenkranz. Langeweile bezwecken, wäre die äußerste Spitze überwacher Ironie! Die poetische Schwäche im zweiten Fausttheil liegt vielmehr, wie in den Wanderjahren, darin, daß das politische Völkerleben in Goethe's reichem Acker die kalte Stelle war. In der Fortsetzung von Wilhelm Meister's Lehrjahren strebte der Dichter als Kosmopolit eine sociale Menschheitentwickelung an, welche die politische Völkergeschichte überspringt. Er sieht wohl ein, daß die Völker frei sein müssen, soll die Menschheit sich entfalten, und sein Faust gewinnt dem Meere Boden ab, um „mit freiem Volk auf freiem Grund zu stehen“. Allein dies bleibt, gegen das gehalten, was der Dichter früher mit der Blüthenfülle seiner reichen Dichterbrust ausstattete, abstract, ein kaltes, lebloses Princip. —

Goethe hat in den zweiten Theil des Faust, nach seinem eignen Geständniß, so viel „hineingeheimnisset“, der anfängliche Schauplatz der Interessen, der uns den Kampf des Individuums, sowie seine Verbrüderung mit dem Teufel und sein Ringen nach den Geheimnissen Gottes und der Welt zeigte, ist durch die buntesten Eindichtungen so sehr ausgedehnt, der Greis Goethe hat alle seine Lieblingsstudien, so viel eigenste Laune, so viel Schooßkindergedanken in den Faden des Poems hineinverwoben, und durch den Conflict zwischen Romantischem und Antikem, der sich als ein Hauptthema des zweiten Theiles schon früh

geltend machte, ist der ursprüngliche Gesichtskreis in so vage Ferne verzogen, daß es wirklich noth thut zu fragen, ob denn für diese weitgeschweiften Lineamente, für diese absichtlich, mithin allerdings willkürlich gehäuften Kreisbögen noch ein Mittelpunkt zu finden sei. Ist jener Faust, wie wir ihn aus dem ersten Theile der Tragödie kennen, jener Titane, der sich nicht scheut, die Schlösser an den Pforten der Hölle zu entriegeln, um in den wandelnden Gestaltungen der Erscheinungswelt das Ewigbleibende zu erspähen, mit dem Himmel, den er verscherzte, wirklich versöhnt? Diese Frage ist so metaphysischer Art, daß die ausweichende Antwort, das ganze Thema sei nur philosophisch zu erledigen, sehr nahe liegt. Und doch ist es die Frage, die sich der Dichter selbst stellte; es ist auch eine Frage der Menschheit. Hat sich der Dichter einmal das Labyrinth der Gedankenwelt eröffnet, so muß er auch berufen sein, die Lösung der Aufgabe zu versuchen. Und Goethe hat mit so tiefer, heiliger Treue, wie sie der deutschen Nation inwohnt, an diesem Versuch bis auf den letzten Athemzug seiner dichterischen Brust gearbeitet. Erfassen wir das Centrum der überhäuft complicirten Interessen seiner Dichtung, so dürfen wir gestehen, daß die Aufgabe, Faust dem Himmel zuzusprechen, auf die tiefste Weise, wie sie nur der Anschauung des Dichters möglich, als gelöst zu erachten ist. Damit ist noch keineswegs der ganze zweite Theil des Doppelstückes erklärt und gerechtfertigt. Dieser bedarf sogar für seine weitbauschigen Anhäufungen, seine Anspielungen auf Zeitgenossen und seine Bezugnahme auf die

Verirrungen unserer mythologischen und naturwissenschaftlichen Forschungen weit mehr noch als Aristophanische Rationalpossen und Dante's Mystificationen eines kritischen Scholiastenhandwerkzeugs.

Solchen Commentar lieferte Löwe in Stettin, der bekannte Balladencomponist. Wie es Eselsbrücken giebt für classische Autoren, so macht der verblümte zweite Faust-Theil auch solche für sich nöthig. F. Deycks hatte als Commentator das Verdienst, die classische Walpurgisnacht in ihrem ideellen Zusammenhange mit dem romantischen Faust und in ihren kryptologischen Einzelnheiten zur Genüge zu erklären. Ueberlassen wir Beiden die philologischen Ergebnisse ihrer Untersuchungen und halten uns an den Kern der Sache. — Faust hat im Besitze Gretchens den Himmel nur geahnet, aber nicht verstanden; er blieb ihr gegenüber verschlossen vor dem Glück, das in einer Liebe besteht, die sich selbst und ihr Höchstes opfert. Ihn verlangt, da Gretchen vergänglich und zerbrechlich war, nach einer unvergänglichen Schönheit, er sehnt sich nach dem Besitze der Helena. Mephistopheles erschrickt, denn er fühlt seine Ohnmacht, als romantischer Teufel über classische Gestalten etwas zu vermögen. Er verweist jenen an die „Mütter", und Faust steigt in das nachtdunkle Reich dieser Geheimnißvollen, deren eigentliche Bedeutung zuerst Rosenkranz nachwies. Diese räthselhaften Mächte, welche der Erscheinungswelt fern liegen, sind die vorweltlichen Ideen, nur nicht so, wie sie Plato dachte, sondern in dem Urdunkel der Schöpfungssagen, wo

sich Geist und Materie noch in einander verhüllten. So sind diese Mütter die Urideen als Urelemente, noch weit antiker gedacht als im Platonischen Idealismus, und mit den ersten Philosophemen Griechenlands, wie mir scheint, enger zusammenhangend. Helena ersteigt aus der Nacht, und Faust zeugt mit ihr den Euphorion, das zügellose, launenhaft romantische, überschwenglich moderne, schnell aufflatternde Kind der Poesie, das die Sehnsucht nach dem Classischen, seinem Mütterlichen, dem es entartete, ergreift, und das nach dem neuen Griechenland zufliegend, plötzlich stirbt. Aus dieser Allegorie taucht Byron's Gestalt hervor, wie Deycks diese treffende Ansicht aufstellte. Eben so gelungen sind die Anspielung auf Vulcanisten und Neptunisten, Creuzer's Krug- und Topfgötter, Vossische Entgegnungen und Lobeck's Kureten und Korybanten gedeutet. Im Wagner wird die Abstraction des philosophischen Gedankens carikirt. Der mit Unfruchtbarkeit geschlagene Abstractionsdenker präparirt mit Umgehung der natürlichen Zeugung einen Phosphor-Menschen, den Homunculus, in dessen weiterem Geschick Goethe's Polemik gegen die Vulcanisten unter den Naturforschern sich ergeht.

Nach der Katastrophe mit Helena, die keineswegs positiv genügend sich auflöst, wendet sich Faust zur politischen Thätigkeit. Auch Deycks gesteht, daß die Interessen der Faustsage im vierten Acte ziemlich schlaff zerfallen, und ich möchte hinzufügen, daß sich hier der Muse des Dichters eine Trägheit bemächtigt, die den Stoff, das Leben, ja den Gedanken des Daseins fast aufgeben zu wollen Miene macht. Eine schwäch-

liche Ironie zerschlägt die Interessen des Völkerlebens, und wo der Held der Sage, nach Befriedigung der metaphysischen und mittelalterlich-antiken Lebensrichtungen, zum Faust unserer Zeit werden sollte, erlahmt die Dichtung in sich selbst. Faust giebt das öffentliche, das staatliche Leben auf und wendet sich zu ökonomisch-bürgerlicher Thätigkeit. In dieser Schwäche des Gedankens liegt fast ein Verrath am Völkerleben, ein Verzichten auf die Offenbarung weltgeschichtlicher Wahrheit in den Stoffen der Nationalinteressen. Es ist ein deutscher Weiser, der dies predigt, ein deutscher Weiser, dem für Weltlitteratur, für Weltleben, aber nicht für Weltgeschichte ein Blick in die Zukunft gestattet war. Aber dieser große deutsche Weise hat auch die idealistischen Interessen seiner liebsten Pflegekinder in den Wanderjahren einem materiell-arbeitsamen Leben geopfert. Es ist gut, daß Alles den Kothurn verläßt und Alles auf dem Soccus des bürgerlich-geselligen Phlegma's mühsam keuchend am Joche der Alltäglichkeit einherschlendert! Wenn Wilhelm Meister seine ideale Bildung aufhebt, Philine ihr Sylphenleben über der Schneidernaht vergißt, so muß auch der himmelstürmende Faust als Straßenpflasterer und Ackerbürger schließlich „resigniren". Wäre das humoristischer, ironischer durchgeführt, dann wäre es haltbar, denn dann schimmerte die Ahnung noch hindurch, das Ideelle könne sich auch im Ideellen befriedigend abschließen; so aber als gepredigte Weisheit, ist es für die innern Mächte des geistigen Lebens eine trostlose Demüthigung.

Endet denn aber Goethe's Faust wirklich in diesem Ver-

zichten auf Befriedigung seines tieferen Menschen? Kann er im Schooße materieller Betriebsamkeit wie Wilhelm Meister als „Entsagender“ langsam hinkranken und hinsterben? — Als Greis tritt er zuletzt auf, matt und gebrochen; das Unglück tobte auf ihn ein, er ist erblindet und trägt die Gebrechen des Alters. Da überfällt ihn noch einmal die Erinnerung an das Feuer seiner jugendlichen Begeisterung; wie eine heilige Mythe überschleicht ihn das Gefühl, er sei mit dem göttlichen Drange in die Welt hinausgezogen, das Absolute zu erkennen und unter dem Wandel der erscheinenden Gestalten des Lebens ein Ewiges herauszuschauen. Und diese Sonne ist nicht in ihm erloschen; blind, wird er innerlich sehend, und mit dem letzten Abendstrahl steigt der alte Traum der Jugend, Gott und Natur zu suchen, in ihrem geheimsten Wesen, wie eine Fata Morgana leuchtend wieder auf; sein letzter Gedanke, eben diese Wehmuth, die ihm die Erinnerung einflößt, wird wieder sein erster Gedanke, wie er ihn in der Fülle des jugendlichen Strebens erfaßte. In diesem Bewußtsein, nie das Heiligthum der Menschenseele, die Sehnsucht nach Erkenntniß des Ewigen, aufgegeben zu haben, in dieser Selbstversicherung, nie dem irdischen Augenblicke wohlgefällig den Kuß zum ewigen Bunde geboten zu haben, liegt die Möglichkeit seiner Rettung. Daß der Teufel in seiner fleischlichen Begier beim Anblick der Engelgestalten als Päderast ad absurdum geführt wird, ist für die Erlösungsgeschichte des Faust nur Beiwerk und Zuthat diabolischer Erfindung. Faust ist nicht durch die schließ-

liche Dummheit des Teufels, sondern durch sich selbst gerettet. Im kreisenden Wellentanze des Lebens hat er innerlich keinen Stillstand erlebt, die Begierde trieb ihn zur Begierde, aber nie erschien der Augenblick, zu dem er sagen mochte: „Verweile doch, du bist so schön!" Er hat das Absolute nicht gefunden, aber auch nicht aufgegeben. Er hat keinen Ruhepunkt erreicht unter den Erscheinungen der Dinge dieser Welt, in keinem Sein den Gott gewähnt, vielmehr das ewige Werden als das Ewige erkannt. Hierin liegt, wie gesagt, die Möglichkeit seiner Rettung. Seine Befähigung dazu findet er im Abschluß seiner Gedanken. Nachdem er seinen Wissensdrang als unzulänglich erkannt, nachdem er mit Gretchen die Ahnung eines Himmels verloren, ihn auch nicht im Besitz und Genuß der absoluten Frauenschönheit, der Helena, gefunden, hat er sich entschlossen, als thätiger Bürger nach der Wahrheit zu suchen. Anfangs war auch in seiner Lust zum werkelthätigen Leben noch Egoismus. Plötzlich aber entdeckt er mitten in seiner Arbeit ein Ziel, das des Schweißes der Edelsten und Besten werth ist, sein Thun soll segenspendend werden für einen Bruchtheil der Menschheit von Geschlecht zu Geschlechtern. Die Scholle Erde, die er dem Meere abgewonnen, soll ein Schauplatz für Tausende, für Millionen nach ihm werden. Der Egoist, der für sich titanisch den Himmel erobern wollte, begiebt sich seines Ichs und will im Raum irdischer Wirklichkeit einen Himmel schaffen; seine Liebe zum Schönen, die ihn als Genußsucht im Stich ließ, selbst einem Gretchen, einer Helena gegenüber,

wird eine Liebe zum Guten. Er nennt es sein Letztes, Höchsterrungenes, eröffnet er Räume vielen Millionen, nicht sicher zwar, doch thätig-frei zu wohnen; — diesem Sinne ist er ganz ergeben, das ist der Wahrheit letzter Schluß: „nur Der verdient sich Freiheit und das Leben, der täglich sie erobern muß“; und dann, — „auf freiem Grund mit freiem Volk“ — möcht' er zum Augenblicke sagen: „Verweile doch, du bist so schön! Dann kann die Spur von seinen Erdentagen nicht in Aeonen untergeh'n.“ So ist der Jugenddrang, der sich zerschlug, nur zur Greisenwehmuth geworden, die ihn still und sanft beschleicht. Er ist derselbe noch, der er war, aber er stürmt den Himmel nicht mehr, er läßt ihn über sich walten, er gräbt nicht mehr mit Schaufeln nach der Weisheit, er läßt sie über sich kommen, fühlt sich getragen von demselben Athemzuge seines Geistes, der ihn früher mit Sturmesfittich in die Welt und in des Teufels Arme getrieben, er hat das alte metaphysische Gelüst, das Ewige zu schauen, nicht verlernt, die Flamme der titanischen Liebe leuchtet noch wie Abendschein nach wüsten Tagen, er hat nicht sein besseres Selbst, nur seinen Egoismus aufgegeben und nun er, sich zum Opfer bringend für Andere, seine Befähigung zur Seligkeit erwiesen hat, wird seine Rettung als Gnade von oben auch noch zur That, indem die heiligen und die seligen Frauen, die Mater dolorosa, das Princip der Gnade, und Gretchen, das Princip der Fürbitte, herniedersteigen und seine Seele gen Himmel führen.

Faust ist weit mehr zu Ende gedichtet als Wilhelm

Meister, der keine Meisterjahre erlebt und der in den Wanderjahren mit seinen idealen Interessen sich selbst aufgiebt. Faust giebt die Metaphysik nicht auf, er lebt und liebt, er sündigt, stürmt, jubelt, weint und stirbt in ihr. — Bedeutsam für die Art und Weise der Ergänzung des ganzen Lebensbildes ist schon der Anfang des zweiten Theils. Der Stürmer Faust läßt sich von den Naturgeistern in Schlaf lullen. Früher, als er sie gewaltsam heraufbeschwor, entstiegen sie der Tiefe, nur um ihn zu höhnen und wilde Begier in ihm anzufachen. Jetzt, wo er sich still gefangen giebt, kommen sie als milde Genien und umfächeln seine müde Stirn. So von der Gnade getragen, fühlt er sich kraft seiner Hingebung schon gesühnt und versöhnt, während im ersten Theile sein Ungestüm sich und der Welt vergebliche Wunden schlug. Während er früher nur sich gewollt und in sich Alles, Gott und Natur, will er jetzt sich im Zusammenhange der Welt, sich in Gott und Natur. So treten die beiden Theile des Faust in ihrer Tendenz an einander, auf den Schluß des ersten Theils: Sie ist gerettet! folgt der Schluß des zweiten Theils: Er ist gerettet! und der mystische Chor mit seinen für unenträthselbar gehaltenen Strophen: „Das ewig Weibliche zieht uns hinan!“ hat für Ton und Richtung des Ganzen seine volle Bedeutung. Was den Jüngling Goethe und den Greis Goethe verbindet, das verbindet auch die beiden Hälften der Tragödie mit einander, denn beide sind die Entfaltung des Goethe'schen Jünglings und Greises. Und was Beide trennt, nämlich

der Mann, das trennt auch die beiden Theile, denn Faust als Mann (in der Walpurgisnacht und den nationalen und staatlichen Interessen) ist nicht thatkräftig genug herausgeboren. Fehlt doch unserm ganzen deutschen Leben das Mannesalter!

Hat der Denker im Dichter seinen Faust auf die angedeutete Weise dem Himmel gerettet, so ist es wohl leicht erklärlich, warum der Dichter als solcher die Formen des mittelalterlichen Katholicismus zu Hülfe nimmt, um Faust's Seele in den Schooß der Seligen formell aufnehmen zu lassen, so daß das Ganze gleichsam als lyrisches Oratorium im ewigen Leben schließt. Tritt uns zu Anfang der Faust als der Mann der Mythe des Mittelalters entgegen, so ließ sich das Ende nur auf diese Weise homogen gestalten, und während die Mitte des Werkes durch Häufung abenteuerlicher Zwischentöne der Harmonie, und noch mehr der plastischen Schöpferkraft ermangelt, greifen Anfang und Schluß, beide gleich religiös, mit überwiegend lyrischen Modulationen und Fugen großartig in einander. Daß im zweiten Theile Lücken sichtbar zu Tage liegen, die auch die Willkür der seltsamsten Einfälle nicht zu decken vermocht hat, weil das vermittelnde Glied zwischen Jüngling und Greis, Faust als Mann, eine schwache Fehlgeburt ist, dies sollte doch Niemand mehr in Abrede stellen, da Goethe selbst in einem Briefe an W. v. Humboldt das schlagende Bekenntniß ablegt, es habe sich bei Ausführung des zweiten Theils die „Schwierigkeit" erwiesen, „dasjenige durch Vorsatz und Charakter zu erreichen, was eigentlich der freiwilligen, thätigen Natur allein zukommen

sollte." Goethe's Kritik über sich selbst war immer die triftigste, weil die schärfste.

Dies der Zusammenhang und Nichtzusammenhang beider Faust-Theile. Die Aufgabe der Tragödie ist lyrisch gelöst, die Metaphysik des Thema's kann nur der denkende Geist weiter erledigen. Der jugendliche Glanz der Einzelheiten im greisigen Faust kann überraschen, entzücken, soll aber nicht verblenden, um das Gemachte von dem Gewordenen, die Willkür von der Poesie im Faust nicht unterscheiden zu können. Faust in weltgeschichtlicher und politischer Bewegung konnte kein Gegenstand Goethe'scher Poesie sein.

Die Wiener Kritik in einer Schrift von M. Enk sah in dem ganzen Faust nur einen Don Juan der gemeinsten Sorte, einen nicht allein genußgierigen, sondern noch dazu empörend hochmüthigen Sünder, der, wenn er nicht auf das Schaffott komme, doch mindestens zur Hölle fahren müsse. Faust ist aber kein stupides Beichtkind, das sich den Bußsack um die Ohren hängen läßt. Faust ist überhaupt kein besonderes Individuum, er ist der Vertreter der gesammten modernen Menschennatur, ihr ganzes Wesen ist in ihm zum tragischen Conflict gesteigert. Das lose Spiel auf der sinnlichen Oberfläche des Lebens ist nur die kleinere Sünde der Menschheit, ihre weit tiefere, Prometheische Sünde ist der Drang, dem Geiste seine Geheimnisse abzulauschen. Diese Sünde kann nicht von außen gesühnt werden, sonst wäre sie unverzeihlich; sie muß vielmehr in sich selbst verbluten und das rothe Blut muß zur Morgenröthe des ewigen Lebens werden. Ein

spanischer Faust, Calderon's Cyprianus, läßt sich mit den Formen der Kirche durch Buße versöhnen; der deutsche Faust hat in seinem eigenen Gedankenkreise sein Fegefeuer, seine Hölle und seinen Himmel. Faust ist die Schlange, die mit den Häuten die Sünde von sich abstreift, in der Greisenwehmuth, zu der sich sein fieberhafter Jugendmuth verklärt, fühlt er den Zusammenhang seiner selbst mit dem Urwesen von Ewigkeit her gesetzt. Dies Gefühl des Absoluten, dem er nachjagte, ohne es zu erhaschen, überkommt den Greis wie eine selige Begnadigung: so wird er geheiligt und gesühnt, weil er sich selbst gerettet; seine Schmerzen waren seine Strafe und Buße, sein ewiges Streben und seine schließliche Hingebung für Zwecke der Menschheit sind seine Rettung.

Beleuchten wir weiter noch Goethe's Schatten, um vor ihnen sein Licht noch heller strahlen zu lassen! — Man kann nicht sagen, daß die Luft Weimars lediglich wohlthuend auf den Dichter und auf den Menschen gewirkt habe. Die kritiklosen Lobredner sehen Goethe's Bild immer nur auf Goldgrund gemalt. Dem war nicht so. Als Günstling des Herzogs, der ihn Freund nannte, den Doctor juris zum Staatsbeamten, ihn dem Adel seines Hofes ebenbürtig machte, stieg ihm das Gefühl der Bedeutsamkeit seiner Stellung zu einer Höhe, die sich nur auf Kosten des Dichters festhalten ließ. Als Dichter des Werther war er seit 1774 der gefeierte Lieb-

ling des Tages, als Genosse des fürstlichen Herrn ließ er sich und Diesem zum letzten Athemzug der Sturm- und Drangperiode die Zügel schießen. Dies war vorübergehend; aber von den, Bruchstück gebliebenen Werken seiner titanischen, gothisch germanischen Entwürfe wurde nichts als der Faust festgehalten. Der Cavalier in ihm vollendete sich zu Weimar, und sein „realistischer Tic" half ihm das Mannichfaltige seiner staatlichen Amtsgeschäfte mit seltener Treue, mit staunenswerther Gewissenhaftigkeit vollziehen. Auch sein Hang zu den Naturwissenschaften und zur Technik kam ihm dabei zu Hülfe, wenn er, seit 1776 Geheimerrath, heute im Conseil präsidiren, morgen den Ilmenauer Bergbau leiten mußte, um andern Tages im Lande Rekruten auszuheben. Nur seine sklavischen Bewunderer konnten in dieser Kraftzerstreuung eine absolute Förderung erblicken, ohne bedenklich zu finden, daß seine Natur ohnedies nach dem Reichthum der Breite des Daseins drängte, um am Hofe sich von der Tiefe des volksthümlichen Lebens und vom Ideengehalt der Nation zu entwöhnen. Als Hofpoet, was er lange genug thatsächlich war, verzettelte sich sein Talent in Festspielen und Gelegenheitsgedichten. Er sammelte sich gemach, er concentrirte seine Herzensbedürfnisse in der Liebe zur Freundin, in der er ein Ideal der Frauenwürde erkannte und feierte, aber seine größern Dichtungen wogten im Vielerlei seiner Thätigkeiten lange auf und ab, ohne aus dem Chaos zur Schöpfung zu werden. So ward ihm selber Alles, was er ersehnt, zum Druck, zum Zwang, zur Pein, selbst die sublime Schwebe

seines Verhältnisses zu Frau von Stein, zumeist aber wohl das Gefühl, sich als Staats- und Hofmann verbraucht zu sehen. Es reifte der Entschluß, seinen freien Menschen zu retten, und die Reise nach Italien, 1786 von Karlsbald aus, glich einer Flucht. Er wagte den Bruch, aber sein fürstlicher Freund dachte zu groß und weise, um ihn aufzugeben, Karl August fand Mittel, seine Stellung mehr den Bedürfnissen eines Dichters einzurichten, und das Gefühl treuer Zugehörigkeit war gegenseitig lebenslänglicher Lohn; Weimars und Goethe's Ruhm blieben unzertrennlich. Gegentheils war im Dichter der Gedanke aufgetaucht, auf eigne Hand das Schicksal des freien Schriftstellers über sich ergehen zu lassen; man knüpfte dies sogar an seine mögliche Verbindung mit einer schönen Mailänderin. Italien gab ihm die Befreiung von den heimischen Banden, von der deutschen knechtischen Enge und von den Nebeln der nordischen Gedankenwelt. Italien gab ihm den freien Sinnengenuß und zugleich seine Leidenschaft für die classische Form der antiken Kunst, in der sich sein Drang zur „Gott-Natur" als eine Harmonie zwischen Seele und Leib befriedigt und verklärt fühlte. In dieser Verklärung schuf er seine Iphigenie und seinen Tasso aus der Prosa in Versen um. Die nordischen Nebel ballten sich im Faust auf dem Blocksberg und in der Hexenküche zusammen; dies abgethan als Tribut gothisch nordischer Ansprüche, fingerte er, ganz Heide, in den römischen Elegieen Hexameter nach dem Maße der weiblichen Formenschönheit und breitete, da im Menschen Geist und Leib ihre süße Befriedigung und

Eintracht fanden, die lachende Heiterkeit eines hellenischen Himmels über seine Gebilde. Er ward damit, sagte Jean Paul, der Baum, der seine Wurzeln in deutscher Erde nährt, aber mit seinen Wipfeln nach Griechenland hinüberneigt. Leider wurde die Reinheit seiner classischen Formen zugleich ein Hang zu einer idealen Abstraction, seine Beherrschung des Stoffes zu einer Verflüchtigung desselben in reflexiösem Duft. Als geniale Studie und als Hochpunkt deutscher Errungenschaft in Vermählung des germanischen und hellenischen Geistes, steht Goethe's Iphigenie einzig groß da, obschon die antike Fabel doch schon selbst im Euripides reicher erscheint als in dieser deutschen Neugeburt. Im Tasso führte die Scheu vor dem Stofflichen zur förmlichen Stoffenthaltung, zu einer blassen Idealität, welche die Welt nicht bezwingt, nur in einer Weltentsagung ihre abstracte Verklärung feiert. Im Tasso, diesem Codex idealer Dialektik, dieser Bibel schöner Maximen über die höchsten und feinsten Beziehungen zwischen Dichter, Fürsten, Staatsmann und Frauen, bleibt der Stoff unerledigt; das geschichtlich Gegebene ist materiell weit reicher als die Dichtung. Es kommt zwischen Dichter und Weltmann nicht zum Duell, zwischen Dichter und Prinzessin nicht zu den Gipfelpunkten der Leidenschaft, die der Dichter Wilhelm Meister's doch so schrankenlos dem Blicke öffnet. Die Historie liefert die höchste und tiefste Errungenschaft des dichterischen Geistes im Tasso, seine Krönung auf dem Capitol und seinen schließlichen Wahnsinn, nachdem er in der Gunst des Schicksals alle Höhenpunkte

erstiegen und verloren. Goethe's Gedicht streift das Alles nur leise an, um ideellen Gewinn daraus zu ziehen. Daß die Vergötterer Goethe's sagen, das Werk sei eben kein Theaterstück, sondern nur ein Gedicht, enthüllt die ganze Schwäche solcher scheinheiligen Aesthetik mit der Annahme, daß die Bühne aufhören dürfe, Poesie zu geben, und ein Gedicht in dramatischer Form in der Gipfelung der Conflicte aller dramatischen Macht sich begeben könne. Shakspeare verzichtet nie auf die Seele, wenn er den Körper vollauf entwickelt, nie auf den Blüthenduft des ideellen Gehalts, wenn er die Fülle des Stoffes bis in alle äußersten Folgerungen festhält und ausbeutet. Die Bewunderer Goethe's werden unser Bedauern nicht entkräften, daß der größte deutsche Dichter weder durch seinen Mißbrauch Shakspeare'scher Formen im Götz, noch durch seine Aneignung der Antike dem deutschen Drama den festen Styl gab, der nach Lessing's Gesetzen weiter auszubilden war.

Von Italien zurückgekehrt, vollzog sich in Goethe die Entfremdung von dem, was im Volke wogte und gährte. Schiller's Räuber wirkten umwälzerisch auf die Gemüther, und er, der sich an der Antike heraufgebildet und geläutert zu haben glaubte, fühlte sich widerwillig abgestoßen vom Wogendrang unklarer Meeresfluthen. Seine anfängliche Antipathie gegen Schiller hatte zum Theil hierin ihren Grund, und doch hatte der Dichter der Räuber bereits seinen Carlos, ein Höchstes gegeben, das den heroischen Kampf der Freiheit gegen die Tyrannnei der Satzung, den Appell an die Mensch-

heit im Geist eines Bürgers kommender Geschlechter geschildert. Es begann für Goethe die Periode, wo ihm alles Aufregende, leidenschaftlich Bewegte als gehässig erschien, die hellenische Harmonie zwischen außen und innen mit einer Behaglichkeit, die an Götzendienst grenzte, von ihm gepflegt und in seiner Natur festgehalten wurde. Von da ab scheute er das Drama mit seinen tragischen Conflicten, oder er wählte dazu, wie in der Nausikaa, antike Stoffe. Seine antikisirende Epoche lieferte jedoch, wie seine frühere gothisch-nationale, viel Bruchstückliches oder nur technische Uebungen in classischen Maßen, Elpenor und Achilleis. Griff seine Hand zur Abwechselung nach einem modernen Stoffe, so war's, wie in den, ebenfalls Fragment gebliebenen „Geheimnissen", ein mystischer, mit seinem Montsalvatsch nach Parcival dem Zeitalter eben so fremd und weltentlegen wie ein goldnes antikes Vließ. Die Revolution, die aus dem Schooße Frankreichs über die Welt aufstieg, störte Goethe's Dichten und Trachten. Sie „genirte" ihn und er glaubte sie mit kleinen Mitteln bekämpfen zu können, während Schiller im Anschaun des großen heraufziehenden Wetters seine Flügelkraft wachsen fühlte, sie erst recht entfaltete. Zu Goethe's kleinen Hausmitteln, die Revolution zu bezwingen, wenigstens für Deutschland unschädlich zu machen, gehörte seit 1789 sein Großkophta, der das große Thema kleinmeisterisch ironisiren und travestiren wollte, aber nur die eigne Ohnmacht trivialisirte, — gehörten der Bürgergeneral, die Aufgeregten, die Reise der Söhne Megaprazons, die

Unterhaltungen der Ausgewanderten, die, wie im Decameron des Boccaz gegen die Pest, schlüpfrige Kurzweil gegen die Calamität des Zeitalters als Medicament brachten. Goethe hat lange Zeit gebraucht, die Revolution für sich zu überwinden; schließlich sollte eine dramatische Trilogie den vollen Austrag bringen, um vom Umsturz das Positive der Menschheit zu retten. Er vollendete davon nur den ersten Theil, die Natürliche Tochter. Dies Werk scheiterte vollständig an der blassen Abstraction vornehmer, antik sein sollender, manierirter Stoffenthaltung, die hier soweit geht, daß selbst auf das Vorrecht Goethe'scher Poesie, auf die plastische Zeichnung individueller Gestalten, verzichtet wird. Statt concreter lebendiger Einzelwesen verhandeln hier Begriffe das Thema. Der Grundgedanke des Gedichtes ist auch hier der schöne Grundtrieb aller Goethe'schen Poesie, die Sehnsucht nach einer ursprünglich ächten, reinen und wahren Natur, die mit freier Selbstbestimmung das Chaos der Welt um sich her ordnet, im Götz der Verworrenheit des Mittelalters, im Werther der Auflösung des eignen Jahrhunderts, in der Iphigenie allem, selbst von Göttern eingesetzten Schicksal gegenüber.

Mit angeblich antiker Noblesse ist hier eine große Mißgeburt entstanden. „Marmorglatt und marmorkalt" ist noch keineswegs das rechte Wort der Bezeichnung. Die Glätte ist hier nicht die, welche der Bildhauer seinem Stoffe giebt, es ist höfische Glätte, die bis zur Delicatesse der Schönthuerei steigt, mit der Höflinge, dem Sturm der Weltgeschichte gegenüber, sich hinhalten und belügen. Auf der Jagd im Walde

treffen König und Herzog Oheim zusammen, die sich sonst nicht eben freundlich gegenüberstehen; aber hier, wo „entfernten Weltgetöses Widerhall verklingt", die Sprache der schleichenden Liebediener nicht hindringt, darf die Stimme der Natur laut werden, und der Herzog bekennt dem Landesherrn ein aller Welt sonst schon öffentliches Herzensgeheimniß, das Dasein einer unebenbürtigen Eugenie, euphemistisch „Wohlgeborne" genannt, also eben so metaphorisch, wie sonst im Stück Begriffsbestimmungen als bleiche, leblose Schemen redend auf und nieder schwanken. Was aller Welt am Hofe bekannt, ist der Allerhöchsten Person noch ein Geheimniß. Aber nicht blos auf dem Parquet des Hofes, auch im Staate lauert neben der Verschleierung der Schönthuerei die Lüge heimlicher Tücke, zur Gewaltthat schon bereit. „Ein jäher Umsturz droht dem Reich"; das wird uns als düstere Kulisse im Hintergrund aufgestellt, in aller Ohnmacht, die Elemente der Gährung deutlich zu machen, die Gestalten des Aufruhrs in den Vorgrund und Stirn gegen Stirn auftreten zu lassen. Der König im Stücke steht „etwa" wie Louis XVI. zu den Parteien im Staat, und der Herzog-Oheim hat einen, freilich gar nicht zum Vorschein kommenden, wilden, tückischen, um die Gunst der Menge buhlenden Sohn à la Philipp Orleans Egalité. Prinzen und Hofleute raunen sich's nur zu, kopflos genug, Dinge und Personen ins Auge zu fassen, sich und uns klar zu machen. So bleibt nur die bleiche Furcht vor dem Umsturz als ein Hirngespinnst, mit dem sich Feiglinge ehrlos hinhalten, die sich in der Euphemie schön-

und wohlgesetzter Floskeln nicht stören lassen. Ein Secretär, der Intriguant im Stück, in Diensten des bösen unsichtbaren Orleans, will nicht zugeben, daß seines Herrn natürliche Schwester vom Könige zur ebenbürtigen Prinzessin erklärt werde. Eugenie muß entfernt werden oder sterben! So fabelhaft kindlich soll die Gährung des drohenden Umsturzes wie in einem Kindermährchen beschworen werden! Der naive Bösewicht von Staatsmann mit dieser für nothwendig erklärten Diplomatie ist aber glücklicher und räthselhafter Weise zugleich liebender Bräutigam. Als solcher theilt er den Plan, Eugenien von der Bühne des Lebens verschwinden zu machen, seiner Braut mit, die eine Hofmeisterin der Armen ist. „Auf düstern Wegen wirkt Ihr tückisch fort!“ entgegnet die Edle, und thut wie ihr schändlich befohlen, so liebevoll gut sie ist und spricht. Für Gut und Böse ist den Schattenfiguren in Goethe's Dichtung der Nerv zerschnitten. Und so komisch kindisch nüchtern lauert auch die Revolution als Fatum im Hintergrunde, als wenn nicht Menschen sie menschlich machten und verschuldeten! Eugenie wird für todt erklärt: der Ausbund aller Tugenden ist unglücklicher Weise auch eine kühne Reiterin und stürzt als solche mit dem Roß vom jähen Felsen. Der Herzog, ihr Vater, hört die Mähr im Sorgenstuhl und wird „leicht“ abgehalten, die angeblich zerstückelten Gebeine der Tochter aufzusuchen. Ein „edler“ Weltgeistlicher versteht sich — aus Furcht vor der Revolution! — zur Schurkerei der Lüge. Es ist, als wäre aller Welt — aus Furcht vor „jähem Umsturz“ — der moralische Wille gelähmt, unter

der Decke feiger, höfischer Anstandsregeln. Im Hafen ist ein Gerichtsrath abstract edel genug, der Verbannten die Hand zur Ehe zu bieten, damit sie im Schooß der bürgerlichen Welt verschwinde und nicht nöthig habe, im Pesthauch der wüsten Inseln, auf die sie verwiesen ist, zu verschmachten. Jetzt hat die Tendenz des Dichters einen Höhepunkt der Casuistik erreicht und es entfalten sich einige Scenen voll ätherischer Dialektik. Freilich stellt Eugenie als Gegenbedingung dem um sie Werbenden völlige Entsagung auf, wie schon Wilhelm Meister und Natalie mit der Marotte dieser Unnatur ihre Ehe schließen, nachdem im Roman ohne eheliches Band die Neigung der Sinne und des Momentes ganz bandenlos gewirthschaftet! Aber Eugeniens Kampf im letzten Act, ihr Versuch, sich dem Schutz des Klosters, der Mission auf den Inseln zu überlassen, dieser Kampf kindlich reiner Natur, im verworrenen Getriebe der Welt das Rechte zu finden, und die Quelle dazu in sich selbst zu entdecken, dieser Kampf bis zum Gelüst, freiwillig zu enden und so dem Streit der Zweifel ein Ziel zu setzen, ist mit dem ganzen sublimen Adel Goethe'scher Empfindung entfaltet. Hier sind die Höhenpunkte, auf welche die ganze Dichtung hinzielt, aber sie sind, wie im Tasso, blos abstracte Dialektik, wenn auch zart und tief empfunden, blutleer, erkünstelt, aller wahrhaften Wirklichkeit beraubt. Eugenie verzichtet durch das Band der Ehe auf die politischen Anrechte ihrer halb legitimen Abkunft und glaubt so — freilich bei dem Gelübde der Entsagung ganz erkünstelt und als Kind der „Natur" sehr „unnatürlich" —

den Streit der Stände, vielleicht gar der Parteien im Staate zu schlichten. Wie weit dies gelinde Mittel, um die heranrückende Revolution zu beschwören, ausreiche, ist Goethe zu zeigen schuldig geblieben, denn er übte ebenfalls Entsagung, dem weiterzuführenden Stoff der bezweckten Trilogie gegenüber. — Das Urbild zur Natürlichen Tochter sollte Madame Guachet sein, eine ausgewanderte unebenbürtige Tochter des Herzogs von Bourbon Conti. Nur abstracte Köpfe konnten und können entzückt sein über die Manirirtheit, den großen Proceß der Völker gegen die Fürsten in solcher Allegorie erdüftelter Denkübungen verdunsten zu lassen. Rosenkranz sagt, diese Dichtung Goethe's sei „zu ideal"; sie ist aber in der That blos zu abstract, Shakspeare's Idealismus steht inmitten der blühenden Welt und das rothe Blut des Lebens pulsirt bei ihm in Körper und Geist. Nach der Aufführung des Stücks in Berlin schrieb Fichte einen enthusiastischen Brief an Schiller, und Schiller selbst studirte es 1803 in Weimar ein, legte es aber nach der Aufführung schweigend bei Seite, vielleicht doch wohl bestürzt über das blasse Raisonnement dieser angeblichen Idealität, zu der freilich er selber, von Goethe bestochen und verblendet und vom eignen Hang zur metaphysischen Rhetorik getrieben, sich bekannte. In der Schauspielkunst der Weimarischen Schule setzte sich der Styl der akademischen Declamation um so fester, als beide Dichter, im Haß gegen den Realismus Iffland's und Kotzebue's, sich bereit fanden, den hohlen Stelzengang der altfranzösischen Tragödie im deutschen Theater wieder einzubürgern. Racine's

Phädra durchwärmte Schiller's innerer mächtiger Drang, allein Voltaire's Mahomet gab Goethe deutsch wieder in der ganzen kalten Glätte höfischer Gleisnerei. Die akademische Rhetorik der Weimarischen Schule feierte im Wolf'schen Paare ihre schönste Blüthe; es bedurfte von Seiten Shakspeare'scher Diction uud Charakteristik mit der Kraft lebensvoller Blutwärme eines neuen Anstoßes, um in unserer Schauspielkunst auf die einfache Naturwahrheit des Lessing'schen Styls wieder zurückzugehen. Aus der gerühmten Stoffenthaltung Goethe's aber wurde gemach eine Weltentsagung, eine Abkehr von aller concreten und wahrhaftigen Wirklichkeit seiner eignen Nation. Nur aus Widerwillen gegen politische Bewegung, nur aus Mangel an historischem Sinn dachte er auf sociale Heilmittel für die Menschheit.

In Wilhelm Meister's Lehrjahren waren Bildung und Gesinnung als das Medium zum Ausgleich der bürgerlichen Gegensätze und Ständeunterschiede gefeiert. Angeblich hochweise, wenn auch höchst frivole Männer stifteten eine Loge, jene geheimnißvolle Gesellschaft mit der Tendenz, durch Güterankauf und Capitalanlage auf dem Festlande Europa's, ja jenseit des Oceans, bei dem Schwanken des Besitzthums in der Welt eine werkthätige Association zu gründen. In den Wanderjahren wird ein noch weitgreifenderer Versuch gemacht, die Gewaltsamkeit revolutionärer Umgestalt durch sociale Reformen zu beseitigen und zu sühnen. Goethe glaubte über blos formelle Politik und nationale Spannungen hinweg für die Menschheit eine Neugestalt möglich zu machen,

die eine freie Vergesellschaftung auf Grund freier Einzelwesen bezweckte. Wie er eine Weltlitteratur im Anzuge sehen wollte, so hielt er auch mit dem Olivenblatte der Apostel eines ewigen Friedens einen Socialismus der Menschheit für möglich, vor welchem die Schranken der Völkerbesonderheiten fallen sollen. Religionen und Staatsformen wollte er als gleichberechtigt, oder als gleichgültig bestehen lassen, aber neben ihnen und über sie hinweg allgemeine menschliche Formen für die Gesellschaft der künftigen Geschlechter aufsuchen, Formen, die aus dem Schooß der Familie heraus ohne und trotz aller Politik der Staaten einen Weltbund besiegeln sollten für eine, allseits Hand in Hand gehende Werkgenossenschaft. Er vergaß dabei, wie alle Socialisten, daß, wenn die Freiheit der Personen heilig ist, die Völker ebenfalls Personen sind, historisch gegebene, zwischen Einzelwesen und Menschheit gestellte, und daß der Staat, den er überspringen wollte, noch höhere Bedeutung, noch höhere Aufgaben und Rechte zur Existenz hat als der Schooß der Familie.

Dem großen Dichter fehlte der historische Sinn, um das Element des Staates zu begreifen. Glücklicherweise suchte er in seiner lieblichsten, reinsten und vollendetsten Dichtung dem großen politischen Umsturz gegenüber das idyllische Familienrecht als Kern und Anfang aller menschheitlichen Gestaltung hinzustellen. Den Stoff zum Tell trat er an Schiller ab; wie die Idylle zum politischen Schauspiel wird, war kein Thema für ihn, er hätte aus dem Schweizerhelden nur

einen Sonderling mehr gemacht, nur den Tell gezeigt, der ohne Gemeinschaft mit den Genossen auf dem Rütli, blos aus freier Hand, wie weiland Götz, die Welt befreien geht, nur für sein eignes Athmen sich die Luft reinigt. Goethe's epischer Sinn begab sich auch im Epos des politisch Geschichtlichen, und ging in Hermann und Dorothea auf die Idylle zurück. Er schrieb dies Gedicht, wie den Werther, in Einem Zuge; man giebt die Zeit von sechs Wochen an, in der es fertig wurde; er schrieb es 1796 im Bergstädtchen Ilmenau, dort ward ihm das Epos zur Idylle, zu einer Glückseligkeitsinsel mitten im Strom beim Eisgang der Revolution, nicht unberührt von der Bewegung, aber unerschüttert, nicht traumhaft als Mährchen, sondern auf festem Boden der greifbaren Tagesgeschichte, dem Umsturz der Welt den natürlich reinen Uranfang alles sittlichen Daseins in der ewigen Grundfeste des Menschenlebens, in der Familie, entgegenhaltend. Es geschah unter Schiller's Einflüssen, daß Goethe sich auf sich selbst und auf seine geniale Herrschaft über das Element des Naiven besann, um diese Dichtung zu schaffen. Was von Homerischer Natur in ihm war, entfaltete sich hier vollauf in aller Einfalt und Sicherheit, Unschuld, Macht und Grazie. Im Werther schon war das Homerische Element in ihm erkennbar, aber er schwankte damals noch zwischen Homer und Ossian. — Sein wie die Magnetnadel in der Windrose nach allen Richtungen herumzitternder Geist ist um seiner Universalität willen viel gepriesen. In seinen ersten dramatischen Arbeiten aus der Leipziger Zeit war französischer Styl. In

seiner Lyrik wurde seit der Straßburger Epoche der Ton der deutschen Volkslieder lebendig. Shakspeare weitete ihm im Götz den Geist aus, und erst im Clavigo besann er sich wieder auf die Lessing'sche Structur des Drama. Im Wilhelm Meister trieb Gott Cupido ein so verwegenes Spiel, als sollte der heidnische Ovid mit seinem Werk von der Liebe in der Gesellschaftswelt von heute das Scepter führen. Sophokleischer Geist durchdrang seine Seele, als er die Ihigenie schuf. Er antikisirte sich nach allen Seiten hin, um die Meisterschaft der Form zu erreichen. Sein hellenischer Sinn hielt aber nicht Stand den großen politischen Stürmen des Jahrhunderts gegenüber, die Natürliche Tochter war ein verfehlter Versuch, die Gewalt der Zeit im dünnen Aether blasser Rhetorik zu bezwingen. Auch seine spaßhaften Bemühungen den Umsturz des Jahrhunderts als ein Ereigniß des Tages hinwegzuspotten, im Großkophta, Bürgergeneral u. s. w. waren schwach und eitel. Erst Hermann und Dorothea war die gelungene Gegenrevolution in deutscher Dichtung, Goethe fand hier die einzig richtige Art, dem Zusammenbruch der Weltgestaltung, seiner Natur nach, das Gegengewicht zu bieten. In Schiller's Wallenstein folgen wir staunend dem kriegerischen Genius und Dämon des Zeitalters Schritt für Schritt. In Goethe's Hermann und Dorothea überkommt uns der Reiz, aus dem einfachen Mittelpunkt der Familie, ja des Kleinlebens, die zerstörte Welt von neuem aufzubauen. Dort hält uns der Enthusiasmus im Bann, die Welt in größeren Formen zu gestalten, hier befällt uns eine süße Zuversicht zu

den in allem Umsturz unzerstörbaren Elementen des einfach idyllischen Menschenlebens.

Als der hohe Freund dahingesunken war, ein Raub seiner Begeisterung und der Schicksalsmächte der Natur, die auch über den edelsten Menschengeist gebieten, ward es sehr still und öde in Weimar um den Dichter Goethe. Selbst auf die Leitung der Bühne, zu der Schiller in seiner gehobenen Stimmung mehr Beruf gezeigt, mußte er verzichten, nachdem er dem Hund des Aubry seine Künste auf den Brettern nicht untersagen durfte, denn „bleibt der Hund, so muß der Dichter weichen". Er vertiefte sich in sich selbst. Es widerstritt seiner Natur, seinen Wilhelm Meister, wie ihm das verzückte Kind Bettina angerathen, aus dem Komödiantentrödel hinauszujagen mit dem Stutzen in der Hand in die Berge Tyrols, auf deren Höhen die Feuer der Völkerfreiheit brannten; er ließ den Lieblingshelden seines Romans sich durch die breite Langeweile des bürgerlichen Gewerbs hindurcharbeiten, erhob darin das Handwerk zur Kunst, und erniedrigte die Kunst zum Handwerk. Aber er schuf, just im selben Tyrolerjahr 1809, die Wahlverwandtschaften, das größte, tiefste, zarteste und innigste Seelengemälde, das die Romanpoesie aller Zeiten geliefert, voll peinlicher, nervöser Spitzfindigkeiten in der quälerischen Casuistik, aber doch voll tief ernster Scheu, sich mit den Verirrungen der Sinne und der Phantasie gegen die geheiligten

Bande der Gesellschaft aufzulehnen. Das Thema der Wahlverwandtschaften ist der moralische, der geistige Ehebruch. Damit ergänzt und vertieft sich die in Wilhelm Meister so leichtfertig waltende Freiheit der Sinne zum Genuß der Liebesneigung. Die Wahlverwandtschaften sind die sittliche Tragödie der Liebe, die auf Wilhelm Meister's Epos von der epicuräischen Emancipation der geschlechtlichen Liebe folgte, gleichsam als gewissenhaftes Correctiv und als rächende Nemesis. In Wilhelm Meister wimmelt es von vorübergehenden Concubinaten, von plötzlich geschlossenen und eben so willkürlich und treulos gebrochenen Verhältnissen des Augenblicks, als sei im Menschenleben nichts herrschend und gültig als die Gewalt der Leidenschaft, der Reiz und die Hingebung der Sinne, während in den Wahlverwandtschaften selbst über den tiefsten Gemüthsdrang, wenn er gegen die sittlich geordnete Welt verstößt, die Sprache und der Richterspruch des Gewissens als inneres Schicksal grausam waltet. In den Wahlverwandtschaften gehen die Empfindungen der Liebe ebenfalls quer und kreuzüber gegen die fest geschlossenen und geheiligten Bande der Gesellschaft, die Natur erliegt sogar der Convenienz. Charlotte und der Hauptmann gestehen sich ihre Neigung und entsagen. Eduard und Ottilie werden sich ihrer tiefsten und reinsten Empfindungen inne und sterben darüber hin in der Qual der Selbstüberwindung. Hier, wo man über Unmoral geeifert hat, waltet der ganze grausame Ernst der Nemesis. Das Thema wird allseitig in lebendigen Menschengruppen erledigt, die Convenienzehe, die bloße

Freundschaftsehe, die Scheinehe, — der Graf und eine Baronin versuchen sie auf fünfjährigen Contract, — alle diese Schattirungen erhalten ihre Beleuchtung mit ihrer Begründung im Menschenleben, ihren Folgerungen in der Gesellschaftsordnung, und die Leidenschaft der Liebe, selbst wo sie ächter, im tiefsten Gemüthsleben gebotener Naturdrang ist, endet bitter tragisch. Mittler, diese versöhnende Gestalt im großen Gemälde, erklärt die Ehe als Anfang und Gipfel aller Cultur, und nach der geheimnißvollen Nacht, in welcher Eduard seine Gattin mit dem Gedanken an die Geliebte umarmt, und nach der Geburt des schicksalvollen Kindes, tödtet das Schuldbewußtsein den Helden; er stirbt Ottilien nach, die im Gefühl, unverschuldet, wenigstens unbewußt Gegenstand des Unheils gewesen zu sein, als Opfer des Schicksals still hinsiecht und den Göttern freiwillig den Tribut der Rache gönnt.

Nach den Wahlverwandtschaften, erst 1810, nahm Goethe die Wanderjahre Wilhelm Meister's wieder auf, er schloß sie 1821 ab, erweiterte und ordnete sie 1829 noch einmal, sich die Illusion erhaltend, er sei gleichsam nur Redacteur des ihm von den Zeitideen überkommenen Materials, das freilich nicht aus Einem Stücke, wohl aber aus Einem Sinne geschaffen und zusammengetragen. Als die Tyrtäen der deutschen Freiheitskriege ihre politische Harfe stimmten, war in Goethe die Isolirung des Genius, die Emancipation des Egoismus schon lange fertig. Der Kosmopolitismus ist eine Trennung vom eignen Volke, er verleugnet den hei-

mischen Schooß, der ihn gebar. Goethe war Napoleonist, weil er im großen Corsen die Bewältigung der Revolution und den Beginn einer neuen allgemeinen Weltordnung sah, die sich das morsch gewordene Germanien nicht selbst erschaffen konnte. Goethe rief ironisch den Deutschen zu: Ja rüttelt nur an Euern Ketten; Ihr werdet sie Euch nur noch tiefer ins Fleisch drücken! Er schmollte mit dem deutschen Nationalgeist und floh noch einmal in eine innere Welt zurück, nicht blos in sich und seine lyrische Empfindung; er vergrub sich mit seinen Studien in den Orient, um an der Wiege des Geschlechts Natur und Wahrheit zu suchen. Während Nord und Süd und West zersplittern, Throne bersten, Reiche zittern, erquickt er sich an Patriarchenluft und dichtet seinen Westöstlichen Divan. Dies Gedicht erschien 1819; sechs Jahr nach Joseph von Hammer's „Hafis". Als dessen: „Schöne Redekünste Persiens" erschienen, 1818, war Goethe's wunderbare Schöpfung schon vollendet. Seine bezaubernden Lieder an Suleika nennt er selbst „dichterische Perlen, die eine gewaltige Brandung an des Lebens verödeten Strand auswarf." Gervinus klagt über den orientalischen Quietismus, der sich hier vom heimischen Volke absonderte, während die deutschen Freiheitsschlachten geschlagen wurden, schilt über abstruse Speculationen, spitzfindige Sprachkünsteleien, diplomatisirende Manierirtheit. Mich dünkt, hier mit Unrecht. Rückert's östliche Rosen und Platen's Ghaselen, das Nachgefolge des Westöstlichen Divan, sind Zeugnisse des Universalismus deutscher Dichtung, die,

wie zu einem weltlichen Pfingstfeste, aller Völkerzungen mächtig wurde.

Darauf hin, obschon sein großes, weltweites Herz noch einmal aufloderte, ward es still auch in ihm. Er blieb freilich mit seinen Maximen und Gedankenausläufen ein Centrum, um das sich Einzelne drängten, ein Orakel, auf das Nationen lauschten, ob wir schon nicht in den aberweisen Abendstunden seines Spätlebens den befehlshaberischen Jupiter erkennen mögen. — Es bleibt uns hier noch ein Hinblick auf seinen Verkehr mit den untergeordneten Genossen seiner Tafelrunde in den letzten Jahren seines Lebens und Wirkens. Dies sei als Nachtrag unser letzter Anlauf, uns seine Gestalt und sein Wesen zu deuten.

Goethe war nichts weniger als ein Demokrat im Sinne von heute. Aber er verkehrte jung und alt sehr oft und gern mit Menschen der untern Stände. Halbwisserei und die Phrase der Bildung widerte ihn an, beschränkte Naturen, wenn sie gesund, zog er jeder Zeit krankhaft geistreichen vor. In seinen alten Tagen ging er gern in die Werkstätten der Weber und Wirker, lauschte auch wohl selbst auf die Stillen im Lande, sei's, daß sie sich auf ein geheimes Verständniß, auf verborgene Kräfte oder auf besondere Offenbarung versteiften; er schöpfte gern aus unmittelbaren Quellen, selbst wenn sie karg und spärlich flossen. Zu den von ihm beliebten

Naturmenschen gehörte Eckermann, in welchem der aufhorchende Knabe fast unausgebildet sitzen blieb und in dessen Bekenntnissen der Alte ohne viel fremde Zuthat sich selbst abspiegelte. Zu den Handwerkern im Gebiet der Kunst und des Wissens gehörten Zelter, Heinrich Meyer, Riemer. Fassen wir sie ins Auge, um zu erkennen, was Goethe ihnen war und was sie ihm.

Das Verhältniß zu Zelter stellte sich bei der zutraulichen Dreistigkeit des alten Musikus bald auf Du und Du. Die Tonkunst war nur nebenbei, was sie verband. Es war sehr still um den alten Herrn in Weimar geworden. Die Lustbarkeiten waren für ihn verrauscht, der äußere Glanz des Lebens erloschen, so mancher Edle war vor ihm heimgegangen und der Letzte, der den Flügelschlag eines großen Strebens um ihn entfaltete, wandelte längst in den Gefilden Jener, die er glücklich pries, weil sie den Rest des Lebens nicht zu tragen hatten. Diesen Rest ließ er sich schließlich noch durch den Spaß des scurrilen Berliners würzen.

Zelter hatte als Musiker eine eben so begrenzte Sphäre wie als Mensch. Aber er war innerhalb seiner engen Grenzen sehr heimisch und für Goethe war auf beschränktem Gebiet ein ganzer Mann mehr werth als auf weitem ein halber. Zelter war, noch ehe er in der Musik Handwerker wurde, dies auch in einem wirklichen Metier gewesen. Er war ursprünglich Maurergesell. Ein frommer Drang trieb ihn allabends, in den Feierstunden', zu Meister Fasch nach Charlottenburg hinaus. Er sah auch in seinem Alter noch so

aus, als hätt' er eben erst das Schurzfell und die Kelle fortgeworfen, um in die Tasten der Orgel zu greifen. Er that das mit ganzer ungeschwächter Naturkraft und regierte das Personal der Singakademie wie ein musikalischer alter Haudegen.

Seine Compositionen hielten sich sehr enge in den Grenzen des alten Kirchenstyls; aber daß er durch und durch der Mann seiner Schule war, ist ein charakteristischer Zug, und so mußte denn eine derbe, kerngesunde Frömmigkeit, wie sie auf verwandtem Gebiete nur in der Luther'schen Diction zu finden ist, in den Tagen, wo raffinirte Uebercultur begann, immer eigenthümlich sein. Ein Oratorium zu componiren, in welchem sich das simple Gebet zu einer religiösen Weltanschauung steigert, sich zu dramatischen Gegensätzen gliedert, sich mit epischen Stoffen aus der heiligen Geschichte erfüllt, hatte man dem alten Musikus wohl zutrauen dürfen; allein zwischen einer Zelter'schen Kirchencomposition und einem Oratorium von Händel und Haydn liegt noch ein Abstand wie etwa zwischen einem protestantischen Kirchenliede und Klopstock's Messiade. Seine Balladencompositionen brachten ihn in Verbindung mit der Litteratur. Goethe war entzückt, seine Lieder auf so ganz einfache Weise tönen zu hören. Sein Entzücken mochte aber wohl nur eine freudige Ueberraschung darüber sein, wie es möglich sei, so treu zu componiren und mit so viel musikalischer Enthaltsamkeit die Worte gleichsam nur in Tönen zu wiegen, aus denen nichts anderes heraus klingt, als der zur Melodie herausgeborene Rhythmus des

Verses, die Seele des Liedes selber. Beethoven's Liedercomposition giebt uns die entfesselte Seele des Textes, die sich nicht an den Leib des Verses schmiegt, nicht eingekörpert bleibt, nur mit den Gliedern des Gedichtes sich gleichmäßig verlautbart; sie ist vielmehr die frei gewordene Psyche, die ihren Körper zerbricht, erst in dieser Freiheit zu sich selbst kommt, und abgelöst von aller Fessel ein eigenes, selbständiges Dasein erreicht. So gewiß aber Mozart's Zauberflöte noch etwas ganz Anderes ist und giebt, als der Schikaneder'sche Text, so gewiß ist es auch, daß die Musik durch ein dienerisches Anschmiegen an die Worte des Dichters nicht ihr Eigenstes und Höchstes zu geben vermag. In diesem Anschmiegen hat aber Zelter's Balladencomposition lediglich ihren Werth. Bei Gedichten, wie der König von Thule und andere, die in dem strengeren, mehr an den nordischen Rhythmus erinnernden Balladenstyl gehalten sind, bemächtigt sich Zelter sehr glücklich des Stoffes, während seine Töne bei Erzeugnissen, in denen der Ausmalerei schon vom Dichter mehr Spielraum gegeben ist, die Fülle des weiter ausgebauten Inhalts gewiß nicht erschöpfen, geschweige überflügeln. Die ganze Zelter'sche Muse ist gewissermaßen im Mutterschooße der Kunst sitzen geblieben. Er war ein Ettrik-Schäfer in der Musik, wobei jedoch wohl zu beachten sein dürfte, daß es weit leichter Naturdichter, als Naturcomponisten geben könne, weil der Componist zur Entfaltung und Entäußerung seines musikalischen Gedankens einer Menge künstlicher Mittel bedarf, deren der Poet überhoben ist. Daher aber auch bei

Zelter, der das Technische seiner Kunst auf ungewöhnliche Weise im Besitze hatte, dieser Widerstreit zwischen seinem Naturtalente und seiner künstlichen Kunst, ein Widerstreit, der sich in der Person des Mannes in Bezug auf Litteratur, Welt, Zeit und Geselligkeit in gesteigerter Potenz zeigte, da sein innerer Mensch nicht selbständig in die Cultur seines Jahrhunderts einging. Liegt in diesem Zwiespalte nun auch das eigentlich Interessante seiner Erscheinung, und können wir einen gewissen stillen Jubel nicht ganz unterdrücken, der sich in uns regt, wenn im Musikus sich der alte Maurermeister geltend macht, und Zelter seinen banausisch gesunden und naturkräftigen Humor wie ein unbehauenes Cyklopenstück seines Metiers in die verzärtelte und verzimperte Affectation mancher Richtungen im geselligen und Kunstleben hineinschleudert, so müssen wir doch in diesem Zusammentreffen unvermittelter Kräfte und Regungen zugleich auch die Zerbrechlichkeit der Urtheile dieses Mannes über Zeit und Zeitgenossen bedingt sehen. Was Zelter als Componist schuf, hat er eigentlich weniger geschaffen, als es ihn wie eine plötzliche Eingebung und wie ein kurzer Lichtblick überkam, der ein Leben voll angelernter Vegetation erhellte. Daher die Naturmaximen seiner Melodien, daher auch die Ueberraschung über sich selbst und die Freude an der eigenen ungeahnten Schöpfung. Diese Naivität versöhnt wieder mit seiner Handwerkernatur. Und so war denn Goethe's Liebe zu ihm auch etwas ungeahnt Ueberkommenes, sie war für Zelter ein Evangelium, das ihn wie den Hirten des Feldes überrascht,

der mit offenen Augen und Ohren der frohen Botschaft entgegenstaunt. Dieser stiere Gesichtszug des Hirten an der Krippe blieb ihm eigen, da er die ganze Erscheinung des Geistes nicht zu fassen vermochte. Dies gehört mit zur Charakteristik des Verhältnisses zwischen Goethe und Zelter. Ohne diese Anbetung wäre der Banause nicht erträglich gewesen. — Goethe's Tod war wie ein Ruf, der an ihn ergangen. Er fühlte sich ihm zugehörig und eilte ihm nach, mit dem Hinblick des Hirten nach der Höhe.

Mit Merck seiner Zeit hatte Goethe in seinem fast allseitigen Thätigkeitsdrang über Geologie und Osteologie, mit Sömmering über Anatomie gebriefwechselt. Aus „Briefen von und an Goethe" (1846 erschienen), 82 an der Zahl, wurde uns seit dem Jahre 1788 Goethe's Verkehr mit dem Züricher Meyer ersichtlich, der sich Anfangs ausübend der Malerei ergab, lange Zeit in Italien lebte, dann auf des Freundes Verwendung als Director der Zeichnenschule nach Weimar berufen wurde, mit Johannes Schulze die Winckelmann'schen Werke herausgab, an den Propyläen wie an den Heften über Kunst und Alterthum lebhaft mitarbeitete und Ergebnisse eigner Anschauung in seiner „Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen" der Oeffentlichkeit überliefert hat. Dieser „Kunscht-Meyer", wie man ihn nach seiner Schweizer Mundart in Weimar zu bezeichnen pflegte, gehört in der Reihe der Goethe'schen Familiares dicht an die Seite Zelter's, wozu ihm die Derbheit seines Naturells und die instinctartige Zuversicht seines unvermittelten Wesens den Platz anweist. Er

war wie Zelter sehr fest in dem Theile seiner Kunst, die sich wesentlich als Handwerk, als technisches Fundament ergiebt; die denkende Thätigkeit in ihm hielt sich getreu an die unmittelbare Anschauung, seine Reflexionen machten sich sparsam, aber dann mit der Eigenthümlichkeit von urwüchsigen Einfällen und Eingebungen Raum, seine Meinungen und Gedanken hatten jene Sicherheit, die dem Naturmenschen der Instinct verleiht. Man weiß, welchen Werth der Natursinn Goethe's auf solche Menschen legte, während ihm die speculativen Systematiker, die reflexiösen Grübler Scheu einflößten, deren Thätigkeit mochte, wie bei Hirt, die steife Härte des Verstandes, oder, wie bei den Männern der romantischen Schule, den überschwänglichen Luxus phantastischer Gelüste verrathen. Heinrich Meyer war was man einen tüchtigen Kunstkenner nennt; namentlich war er in der plastischen Kunst zu Hause. Grund genug, daß er für Goethe ein Bedürfniß war, der Verkehr mit ihm niemals leidenschaftlich, aber um so treuer gepflegt wurde. Und so ist es denn auch die bildende Kunst der Alten, die weit mehr noch als die Malerei der christlichen Zeitalter im brieflichen Austausch das Thema abgiebt. Gleich im zweiten Briefe vernehmen wir des Dichters Ansicht, der höchste Zweck der Kunst sei überhaupt, menschliche Formen zu zeigen, so sinnlich bedeutend und so schön als möglich; von sittlichen Gegenständen solle sie nur diejenigen wählen, die mit dem Sinnlichen innigst verbunden sind, und sich durch Gestalt und Gebährde bezeichnen lassen. In einem späteren Briefe an

Meyer murrt Goethe über die „alte, halbwahre Philisterleier", daß die Künste das Sittengesetz anerkennen und sich ihm unterordnen sollten. Das Erste, sagt er, hätten sie immer gethan und müßten es thun, weil ihre Gesetze so gut als das Sittengesetz aus der Vernunft entsprängen; thäten sie aber das Zweite, so wären sie verloren und wäre ihnen besser, daß man ihnen gleich einen Mühlstein an den Hals hinge und sie ersäufte, als daß man sie nach und nach ins „Nützlichplatte" absterben ließe. — Die Polemik, die der Goethe'schen Poesie das Sittengesetz wie ein Medusenhaupt entgegenhalten zu müssen glaubte, ist altbacken geworden, sei's daß sie aus nationaler, aber engherziger Begeisterung, oder lediglich aus banausischem Eifer geschah. Wenn aber Goethe die moralische Triebfeder der Menschenbrust vom Bereiche der Kunst ausschloß und ihre Berechtigung auf dem Boden der Poesie oder ihre befruchtende Kraft im Gebiet des Schönen in Zweifel zog, so bleibt uns ihm gegenüber jederzeit der Hinweis auf Schiller, in dessen Dichtungen sich eben die moralische Triebkraft als künstlerisch und schöpferisch erweist. Der Aufruhr des Geistes, der uns von den Räubern an bis zu Wilhelm Tell die ganze Reihe großer tragischer Gemälde lieferte, war wesentlich moralisch-politischer Natur, und Schiller rief seinen Fiesco, seinen Posa, seinen Wallenstein, seine Schweizerhelden gerade aus Elementen und Lebensstoffen hervor, welche, weil sie mehr der Nation als dem Individuum angehören, nach der Goethe'schen Anschauung von den Kreisen der dichterischen Schöpfung auszuschließen

wären. Schiller ist hier als Hort auch für das nachfolgende Geschlecht seines großen Freundes Widerpart, Gegensatz und Ergänzung.

In diesen Briefen an Heinrich Meyer legt sich Goethe's Hang zum Studium der menschlichen Formen sehr nachdrücklich an den Tag. Dieser Hang führt eben zur plastischen Kunst. Er schildert und beschreibt Statuen fast mit der genauen Kennerschaft des ausübenden Künstlers. Mitten in den Neunzigern des vorigen Jahrhunderts, während vom Westen aus ein politisch-moralischer Sturm heraufzieht, der zum europäischen Orkan zu werden droht, bleibt er seiner Beschaulichkeit ruhig hingegeben, ganz verloren im Studium der Kunstformen, und sucht unbeirrt um das, was von unten herauf die Massen durchwühlt, die Völker zusammenschleudert, die Throne zittern macht, still für sich nach den Gesetzen, die von den Formen aus auf das Wesen der menschlichen Natur im Einzelnen schließen lassen. Zu dieser Stille, in der er sich abgränzt, gehört eine verhaltene Kraft des eigenwilligen Geistes, die uns Kindern von heute fast mährchenhaft dünkt. Und sein Tiefsinn stellt sich, auch wo er ganz Aeußerliches betrachtet, Probleme, die das innerste Getriebe des Menschen, aber immer nur des Individuums, nicht das Getriebe des Geschlechts und der Menschheit erläutern sollen. In einem Briefe an Wilhelm v. Humboldt, der Riemer'schen Sammlung beigefügt, spricht Goethe davon, wie ihn jede Entdeckung eines allgemeinen Gesetzes und großer Naturmaximen immer wieder nöthige, seine Untersuchungen bis ins Allereinzelnste

fortzusetzen. Darin lag kein Materialismus; seine Empirie ging eben darauf hin, aus dem Einzelnen das Gesammte, aus der Form das Wesen, aus dem Aeußern das Innerliche zu deuten, ganz dem entgegengesetzt wie Schiller, von dessen höchst „beweglichem und zartem Idealismus" er hier spricht, aus dem Allgemeinen zum Einzelnen überging und aus der Idee die Form zu fassen strebte. Nach Schiller ist es der Geist, der sich den Körper schafft. Nach Goethe haben wir uns aus der leiblichen Form den Geist zu deuten. Zu Heinrich Meyer spricht Goethe mehrfach von seinem Drange, aus der menschlichen Formation den menschlichen Geist sich verständlich zu machen, das anatomische Gebäude ganz zu ergründen, für männliche und weibliche Proportion den Kanon aufzufinden, und jenen Gesetzen auf die Spur zu kommen, nach denen die abweichende Verschiedenheit der menschlichen Charaktere sich schon in der leiblichen Figuration an den Tag stellen müsse. Neben dem Studium der menschlichen Form erfüllte ihn ebenso unausgesetzt sein Leben hindurch die Baukunst. Er liest Palladio und andere Italiener außer den Classikern. Sein architektonischer Sinn, der sich oft genug auch praktisch als Baulust Raum schafft, ist ein hervorstechender Zug, der sich auch in seiner dichterischen Production schöpferisch erweist. Nirgends erscheint ihm erstes Bedürfniß und höchster Zweck so nahe verbunden als in der Architektur. „Des Menschen Wohnung", schreibt er, „ist sein halbes Leben; der Ort, wo er sich niederläßt, die Luft, die er einathmet, bestimmen seine Existenz; unzählige Materialien, die uns die Natur

anbietet, müssen zusammengebracht und genützt werden, wenn ein Gebäude von einiger Bedeutung aufgeführt werden soll." Er dringt dabei auf das Studium Scamozzi's. Ergötzlich ist, wie ihn in seinem architektonischen Wohlbehagen Schiller's „Gartenbaukunst" schier in Verzweiflung bringt. Schiller hat in Jena zur selben Zeit, wo er an Wallenstein arbeiten will, seine neue Küche just so bauen lassen, daß der Wind den Rauch und den Fettgeruch über den ganzen Garten breitet und man „nirgends Rettung findet". Goethe's Epikuräismus war von der feinsten, geistigsten Art. Er wußte sehr wohl, daß eine Harmonie der ganzen Existenz dazu gehört, um innerlich harmonisch zu schaffen. Ist das Zeitalter, die Geschichte des Tages, der Sturm in der politischen Welt nicht von der Art, daß eine harmonische Entfaltung des Individuums unter diesen Einflüssen zulässig wird, so schließt er sich lieber ganz ab gegen außen, weil er mit ganzer Brust, als voller Mensch in jene Stoffe nicht eingreifen, in ihnen nicht vollauf walten kann. Um sich nicht zu verlieren, zieht er sich in sich zurück, wo er denn in der That Er selber bleibt, während Tausende halb von den Strömungen des politischen Weltlebens erfaßt an Klippen zerschellen oder in Sümpfen kläglich enden. Halb konnte Goethe nichts sein, und so rettete er aus den Zeitstürmen nichts herüber als eben sein ganzes Selbst. Dieser Mangel einer Hingebung an das, was weltgeschichtlich oder politisch die Menschen erfüllte, dieser Mangel macht ihn eben zu dem entschiedenen Gegensatz Schiller's, dem es nicht vergönnt war den Aufschwung seines

Volkes nach herber Schmach und Niederlage zu erleben, dessen Dichtungen aber schon am Wendepunkte der beiden Jahrhunderte im prophetischen Anschauen des großen Weltganges und in Sympathie mit den Bewegungen der Menschheit empfangen und ausgeführt wurden. Es konnte nicht fehlen, daß Goethe bei diesem eigenwilligen Abschluß gegen die Einflüsse des Völkerlebens doch nicht von Mißstimmung frei blieb. „Danken Sie Gott", schreibt er 1794 an Meyer, „daß Sie dem Raffael und andern guten Geistern, welche Gott den Herrn aus reiner Brust loben, gegenübersitzen und das Spuken des garstigen Gespenstes, das man Genius der Zeit nennt, wie ich hoffe, nicht verspüren." Die Theilnahme an der Sache der Menschheit, das stürmische Mitgefühl für unsere nationale Niederlage und Auferstehung hätte Schiller vielleicht aufgerieben, hätte sich nicht schon vorher seine Mission erfüllt. Goethe seinestheils gewann nichts von der Weltgeschichte seiner Tage; aber seine Natur war so fest und so quellenreich, daß er bei diesem Mangel an nationaler Sympathie auch nichts zu verlieren glaubte. Denn so mächtig war in ihm die Poesie des menschlich Individuellen, so kräftig die Spontaneität seines Geistes, daß er gerade in der Zeit (1809), wo er sich von der Bewegung seines Volkes am entschiedensten abwandte, von den Feuerbränden der Freiheit, die von den tiroler Bergen loderten, nichts wissen mochte, die vollendetste seiner spätern Dichtungen, die Wahlverwandtschaften, schuf.

Briefe und Zettelchen an Riemer, der früher als Haus-

lehrer, später als Corrector und Redacteur der Gesammtausgabe ununterbrochen in litterarischer Hülfleistung bei dem alten Herrn blieb, lassen noch in anderer Weise einige Blicke in die Werkstatt des Dichters thun. Die vollendete Meisterschaft der Goethe'schen Diction, die sich als das Höchste in Werken deutscher Zunge hinstellt, hat auch die kleine Beihülfe des gelehrten Grammatikers nicht verschmäht, nirgend ein Hehl daraus gemacht, daß zur vollkommenen Sauberkeit, zur vollständigen Ausprägung des Gedankens in Wendung, Styl und Wahl des Ausdrucks auch die dienerische Hand des Sprachforschers nützlich und nothwendig sei. Goethe's Arbeiten in der sprachlichen Werkstatt ruhten nie. Wer daran Theil hatte, mußte auch am Gedankengehalt betheiligt sein; denn der Ausdruck des Inhalts ist mehr als dessen Kleid, er ist dessen Gestalt und Form, und der Inhalt selber giebt sich diese. So war für Riemer in der That der Zugang zu Goethe's bestem Thun und Denken gesichert. Die brieflichen Mittheilungen zwischen ihm und dem Dichter reichen vom Jahr 1804 herauf. Von großem Werth ist es jederzeit, die Emsigkeit wahrzunehmen, mit welcher der Alte bei Ordnung der Gesammtausgabe das Einzelnste und Kleinste in Wort und Wendung prüft und feilt. Er macht den Gehülfen aufmerksam, ob nicht in seiner Sprache die Enthymeme sich häuften, Phrasen zu oft wiederkehrten, die aus dem engen Kreise ähnlicher Gesinnungen und Beschäftigungen nicht herausgekommen seien. Besonders verdrießen ihn die vielen Auxiliaren aller Art, da er die Participialconstructionen, die

ihm nicht gelängen, scheue. Er bittet Riemer, diese wo es thunlich anzuwenden und seine Sätze danach umzuwandeln. Euphonische Zwischenwörter, wie gerade, eben u. a. läßt er tilgen; ausländische Wörter zu verdeutschen giebt er dem gelehrten Freunde nach Gutdünken anheim. Goethe war in diesem Punkt weder eigensinnig, noch allzu nachgiebig. Er will, wie er Riemern vertraut, vielfach im Umgange mit Menschen die Erfahrung gemacht haben, daß es „eigentlich geistlose Menschen" seien, welche auf Sprachreinigung mit größtem Eifer dringen; denn da sie den Werth eines Ausdrucks nicht tief genug auszumessen wüßten, fänden sie am leichtesten ein Surrogat, das ihnen gleichbedeutend erschiene. — Es ist nur schlimm, — müssen wir entgegnen, — daß wir mit den Fremdwörtern zugleich fremde Gesinnungen, Ansichten, Bedürfnisse uns anlogen, und auch jetzt noch ungehalten sind, glückt der Versuch immer mehr, sie auszumärzen. — Auf die Sprache der Gewerbe und Handwerke lauschte Goethe unablässig, wie er denn der sinnlichen Anschauung am liebsten zutraute, den rechten, wenn auch bildlichen, um deswillen aber fruchtbringenden, heimischen Ausdruck zu finden. Luther's Bibelsprache war bekanntlich für ihn der unerschöpfliche Schatz für seine sprachliche Forschung und Bildung; es gab Epochen in seinem Leben, wo er Tag für Tag einige Capitel in der Luther'schen Verdeutschung der heiligen Bücher las, auch in der Absicht, sich hier an Kraft und Fülle des großen Inhalts zu erfrischen.

Fügte Riemer der Sammlung mehrere an ihn gerichtete

Briefe von verschiedener Hand bei, deren Werth weniger in die Augen springt, so erwarb er sich doch durch Mittheilung zahlreicher Aphorismen unsern Dank, die er wie Eckermann gleich nach einem Gespräche mit dem alten Herrn aufzeichnete und die als Nachlese zu den Tischreden gelten können. Hier findet sich freilich manches Paradoxon, denn der Meister scheint es nicht selten geliebt zu haben, seinen Familiaren etwas Räthselhaftes hinzuwerfen, an dessen Lösung sie sich dann γυμναστικῶς versuchen sollten. Manche Thesis hatte vielleicht nur den Zweck, eine Antithesis hervorzurufen; die Dialektik blieb aber mitunter aus oder erreichte kein Ziel. Ich weiß nicht wieviel dem nachgeborenen Publicum lieber hätte entzogen bleiben können. Vieles freilich von diesen Gedankenspähnen rückt uns gleich unmittelbar in den großen und vollen Zusammenhang seines Denkens. Gegen Zelter äußerte einmal der Dichter, man begreife nur, was man selbst machen könne, und man fasse nur, was man eben auch selbst hervorzubringen im Stande sei. Das führt er unter anderm in einem Gespräch mit Riemer näher aus, indem er sagt, unsere Ueberzeugungen hingen nicht von unserer Einsicht, sondern von unserem Willen ab. Er wiederholt damit nur seinen Grundsatz von der Souveränität des Individuums. Dabei will er nicht die Welt in individuelle Bröckchen und selbständige Partikeln aufgelöst sehen. Für ihn giebt es eigentlich keine Individuen, da diese auch Genera darstellen und das Einzelne nicht anders denn als Vertreter einer ganzen Gattung geltend sein könne. Die Natur selbst schaffe

nichts Einzelnes; wie sie selbst ein Einziges sei, so habe das einzelne Ding auch nur in der Beziehung auf Anderes, auf Höheres und Untergeordnetes, sein Dasein und seine Stellung. Ueber den Zusammenhang des Individuums mit seinem Volke hat man in Schiller Aufschluß zu suchen, nicht in Goethe, der den Einzelnen immer nur als den Gesetzgeber für die Masse aufstellt, Moses und Lykurg z. B. als Diejenigen bezeichnet, die den Völkern ihren individuellen Typus aufgeprägt. Auf die Wechselwirkung, mit der auch die hervortretende Persönlichkeit unter den Einflüssen der Gesammtheit steht, läßt er sich nicht ein. Er begreift lediglich die Freiheit des Ichs, weniger die Nothwendigkeit, der diese Freiheit unbewußt oder bewußt anheim gegeben ist. Dem Genie räumt er alle Autokratie ein. Er äußert, die Menschen gestatteten dann und wann dem Einen, was sie sich unter einander nicht erlaubten, nämlich daß Einer einmal ganz und vollauf das sein dürfe, wozu ihn Natur, Wille und Neigung treibe. — Ueber die Frauen giebt der Greis ein scharfes, ätzendes Wort. Er spricht ihnen den eigentlichen Geschmack ab; der bloße Appetit ersetze dies bei ihnen. Sie möchten, sagt er, lieber Alles nur ankosten; das Neue reize sie; was gegen ihre conventionellen Begriffe verstoße, werde von ihnen ohne Prüfung verworfen. „Die Weiber", sagt er, „haben das Eigene, daß sie das Fertige zu ihren Absichten verarbeiten und verbrauchen. Das Wissen, die Erfahrung des Mannes nehmen sie als ein Fertiges und schmücken sich und anderes damit. Nicht die Raupe zu erziehen, das Cocon abzuhaspeln, die

Seide zu spinnen, zu färben und zu appretiren, sondern sie zu Blumen zu versticken oder in schon gewebtem Stoffe sich damit zu putzen, ist im allegorischen Sinne dieses Bildes ihre Sache. Daher folgen sie dem Manne nicht in seine Deduction und Construction, ob sie ihnen schon manchmal artig vorkommen kann, sondern sie halten sich an das Resultat; und wenn sie ihm auch folgen, so können sie ihm doch darin nicht nachahmen und es in anderm Falle wieder so machen. Der Mann schafft und erwirbt, die Frau verwendet's: Das ist auch im intellectuellen Sinne das Gesetz, unter dem beide Naturen stehen. Daher muß man einer Frau das Fertige geben; und aus eben diesem Sinne sind sie das wünschenswertheste Auditorium für einen Dogmatiker, der nur Geist genug hat, das was er ihnen sagt angenehm und sinnlich ergreifend zu sagen. Das Positive lieben sie in diesem Falle, solche Unduliften sie auch in andern Rücksichten sein mögen." — In der Blüthenzeit seines dichterischen Schaffens waren ihm freilich die Frauen noch etwas Anderes; sie waren ihm der Aether, der die Welt durchzieht, der Nervengeist an den Dingen des Lebens.

Von großem Werthe für die Aesthetik ist, was Goethe über das Wesen des Geschmacks im Gebiet der Künste äußert. Es geschah vielleicht in Entgegnung eines oft verlauteten kritischen Urtheils, wonach ihm nur Geschmack zugesprochen und eigentliche Erfindung in der Poesie abgesprochen wurde. Er hält den Geschmack für die Hauptsache in Dingen der Kunst. Selbst Raffael habe früher erfundene Motive ge-

braucht, aber eben mit dem tiefen Instinct und der geläuterten Weisheit des Genies. Diese Einsicht in Welt und Menschheit führe zur Wahl in den Stoffen der Kunst, und wenn das Genie Erfindung habe, so sei das mehr Entdeckung zu nennen. Riemer führt dazu den Spruch von La Bruyère an: Le choix des pensées est invention. Hier wie überall widert den Dichter die Speculation der abstracten Köpfe an, der Dünkel der Philosophen setzt ihn in gelinde Wuth. Vor allem feind ist er der combinatorischen Mystik, die, wie er sagt, jede Art von Anschauung zu Grunde richtet. Die Rücktendenz nach dem Mittelalter, drückt er sich gegen Riemer aus, will er recht gern gelten lassen, weil er überzeugt ist, daß aus jedem Durchwühlen alter Lebensstoffe von unten her etwas Heilsames erwächst; nur solle man ihm nicht damit „glorios zu Leibe rücken.“ „Die Neigung der Jugend zum Mittelalter“, sagt er im Jahre 1810, „halte ich für einen Uebergang zu höhern Kunstregionen, daher verspreche ich mir viel Gutes davon. Jene Gegenstände fordern Innigkeit, Naivität, Detail und Ausführung, wodurch denn alle und jede Kunst verbreitet wird. Es braucht freilich noch einige Lustra, bis diese Epoche durchgearbeitet ist, und ich halte dafür, daß man ihre Entwickelung weder beschleunigen kann, noch soll. Alle wahrhaft tüchtigen Individuen werden dieses Räthsel von selbst lösen.“ Mit solcher Hoffnung und Aussicht tröstet er sich über manche „Fratze des Augenblicks“. Es kostet ihm aber Mühe, z. B. gegen Achim von Arnim, der ihm seine Gräfin Dolores zuschickt und den er persönlich

recht lieb hat, „nicht grob zu werden“. Wenn er einen verlornen Sohn hätte, so wolle er lieber, der „verirre sich von der B— bis zum Schweinkoben“, als daß er sich „in dem Narrenwust dieser letzten Tage verfinge“, denn er fürchtet sehr, „aus dieser Hölle gebe es keine Erlösung“. Zugleich giebt er sich Mühe, auch jene Epoche bald historisch zu nehmen und sie als vorübergegangen zu betrachten. — Ueberraschend neu ist als ein scheinbarer Widerspruch hiemit folgendes Bekenntniß an Riemer: „Die Menschen sind nur so lange productiv (in Poesie und Kunst) als sie religiös sind; dann werden sie blos nachahmend und wiederholend, wie wir vis-à-vis dem Alterthum, dessen inventa alle Glaubenssachen waren, von uns aber aus und um Phantasterei phantastisch nachgeahmt werden.“ Sein antikatholischer Sinn verführt ihn überhaupt nicht dazu, sich in irgend einer entgegengesetzten Sackgasse festzurennen. Wie er über die Reformation denkt, kommt im Jahre 1817 zum Ausspruch, wo das Jubiläum die Leidenschaften und Wünsche ziemlich oberflächlich anregte. „Pfaffen und Schulleute“, sagt er, „quälen unendlich. Die Reformation soll durch hunderterlei Schriften gefeiert werden; Maler und Kupferstecher gewinnen auch etwas dabei. Ich fürchte nur, durch alle diese Bemühungen kommt die Sache so ins Klare, daß die Figuren ihren poetischen, mythologischen Anstrich verlieren; denn, unter uns gesagt, ist an der ganzen Sache nichts interessant als Luther's Charakter, und auch das Einzige, was der Menge eigentlich dabei imponirt. Alles Uebrige ist ein verworrener

Handel, wie er uns nachträglich zur Last fällt." Gegen alles was Parteiung heißt, sträubte sich sein Unabhängigkeitsgefühl. Wie er denn in diesen Aphorismen auch gegen Aristokratie und Demokratie sich entschieden erklärt, um seinen freien Sinn keinem Kastengeist zu unterwerfen und in allen Stoffen, in allen Planen, Richtungen und Strömungen des Lebens immer nur er selbst zu sein.

Im dritten Bande von Eckermann's „Gesprächen" tritt bei der Kunde von der Julirevolution des Jahres 1830 einem jungen Schweizer gegenüber, der als Erzieher des damaligen Erbprinzen von Weimar mit Goethe viel in Berührung kam, des großen Dichters politische Antipathie entschieden hervor. Als Soret, dieser Genfer, zu ihm ins Zimmer trat, um ihm jene Kunde aus Paris zu bringen, kam ihm der Dichter in freudenvoller Aufregung und mit dem Ausruf entgegen: „Nun, was denken Sie von dieser großen Begebenheit? Der Vulkan ist zum Ausbruch gekommen; Alles steht in Flammen und es ist nicht ferner eine Verhandlung bei verschlossenen Thüren!" Soret erwiederte, die Vertreibung der alten Bourbons sei eine natürliche Folge ihrer Fehler und Schwächen. Goethe aber unterbrach ihn; es ergab sich, daß er gar nicht den politischen Conflict, sondern einen wissenschaftlichen Streit der Akademie zwischen Cuvier und Geoffroy meinte und erwähnenswerth fand! — In Soret's Weimarischem Tagebuche finden sich mehrere Bemerkungen von interessantem Gehalt; Eckermann ergänzt damit seine eigenen Aufzeichnungen aus der Zeit des per-

sönlichen Verkehrs mit Goethe. Soret schrieb: „Seine Unterhaltung war mannichfaltig wie seine Werke. Er war immer Derselbige und doch immer ein Anderer. Bald occupirte ihn irgend eine große Idee und seine Worte quollen reich und unerschöpflich. Sie glichen oft einem Garten im Frühling, wo Alles in Blüthe stand und man von dem allgemeinen Glanz geblendet nicht daran dachte, sich einen Strauß zu pflücken. Zu andern Zeiten dagegen fand man ihn stumm und einsylbig, als lagerte ein Nebel auf seiner Seele; ja es konnten Tage kommen, wo es war, als wäre er voll eisiger Kälte und als striche ein scharfer Wind über Reif und Schneefelder. Und wiederum wenn man ihn sah, war er wie ein lachender Sommertag, wo alle Sänger des Waldes uns aus Büschen und Hecken entgegen jubeln, der Kuckuck durch blaue Lüfte ruft und der Bach durch blumige Auen rieselt. Dann war es eine Lust, ihn zu hören; seine Nähe war dann beseligend und das Herz erweiterte sich bei seinen Worten. — Seine Selbstbeherrschung war groß, ja sie bildete eine hervorragende Eigenthümlichkeit seines Wesens. Sie war eine Schwester jener hohen Besonnenheit, durch die es ihm gelang immer Herr seines Stoffes zu sein, und seinen einzelnen Werken diejenige Kunstvollendung zu geben, die wir an ihnen bewundern. Durch eben jene Eigenschaft aber ward er, wie in manchen seiner Schriften, so auch in manchen mündlichen Aeußerungen oft gebunden und voller Rücksicht. Sobald aber in glücklichen Momenten ein mächtigerer Dämon in ihm rege wurde und jene Selbst-

beherrschung ihn verließ, dann ward sein Gespräch jugendlich dahinbrausend gleich einem aus der Höhe herabkommenden Bergstrome. In solchen Augenblicken sagte er das Größte und Beste, was in seiner reichen Natur lag, und von solchen Augenblicken ist es wohl zu verstehen, wenn seine früheren Freunde über ihn geäußert, daß sein gesprochenes Wort noch besser sei, als sein geschriebenes und gedrucktes." — Doctor Gall's Phrenologie fand an Goethe's Schädel deutlich und scharf ausgesprochen die Organe des Volksredners; eine Entdeckung, über die er selbst erschrak, da sein Jahrhundert bei dem Mangel aller politischen Rechte und Formen den Deutschen keine Rednerbühne gestattete.

Was ihm nicht sein Jahrhundert gegeben, hat auch er nicht seinem Jahrhundert geben können, und so steht sein großes Bild, wie sein abgeschlossenes Zeitalter, fertig vor uns, — nicht als olympischer Zeus, der im ewigen Glück der Seligkeit Nektar und Ambrosia genossen, denn er hat als Mensch auch seine Irren und Wirren mit Schmerz durchkämpft, — nicht als Jupiter tonans, denn seine Stimme darf nicht gesetzgeberisch den Bann aussprechen über die kommenden Geschlechter, aber doch als Apollo unter den Göttern des deutschen Parnaß. In seiner Person war schließlich der Patriarch in ihm fertig. Die hohe Stirn war weisheitsvoll und faltenreich, das Kinn markig und fest, die Lippen aber voll ewig jugendlicher Anmuth, gleich fähig zu Tönen der Lerche und der Philomele. Ein Zug reichsstädtischer Biederkeit blieb ihm wohl auch als Mensch eigen bis in seine letzten

Tage. Zimmermann's Wort über ihn (im Buche über die Einsamkeit, Cap. 5) ist vielleicht das Treffendste über seine Persönlichkeit geblieben: „Wer ihn gesehen hat, weiß, wie er durch Anmuth die Kraft seines Geistes zudeckt, und durch Freundlichkeit den Ernst seiner Studien.“ Viele haben bei Gelegenheit ihres Besuches bei ihm seine Erscheinung geschildert, die Meisten falsch. Gegen Manche soll er den Minister herausgekehrt haben, und sie schalten ihn steif, indem sie die eigne, nichtssagende Befangenheit auf ihn übertrugen. Aller Unbedeutendheit gegenüber war er freilich selbstgewiß, des Reichthums und der Fülle seiner Natur bewußt. Das Beste über persönliche Begegnung mit ihm hat Grillparzer mündlich geäußert: Bei seinem Anblick befiel es mich Anfangs, als stünd' ich vor einem Jupiter omnipotens; dann plötzlich überkam es mich, als sei ich vor meinen Vater getreten, dem ich all mein Herz eröffnen und beichten durfte.

V.

Schiller als Prophet.

V.

Schiller als Prophet.

---

1. Rede zum Leipziger Schillerfeste 1852.

Ihm gaben die Götter das reine Gemüth,
Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt.
Er hat Alles gesehn was auf Erden geschieht,
Und was uns die Zukunft versiegelt.
Er saß in der Götter urältestem Rath
Und behorchte der Dinge geheimste Saat.

Mit diesen Worten bezeichnete Schiller das Wesen des Dichters. Er bezeichnete zugleich damit das Wesen des Propheten. Nicht wer uns aus gleichgültiger Ferne Fabelhaftes verkündet, verdient den Namen des Propheten, vielmehr wer uns das Drängendste und Nächste in seiner Quelle und in seinen Nothwendigkeiten aufdeckt, in dem Keime uns schon die Frucht, in der Saat uns schon die Ernte deutet. Das ist mehr als die Vogelschau der alten Seher, mehr als der Blick des Augurs, der in den Eingeweiden des Opferthiers die Signatur der Zukunft sucht.

Nie hat ein Dichter irgend welcher Zeit so vertraut zu seinem Volke gestanden wie Schiller. Mit den Worten

Schiller's begrüßt der Deutsche das neue junge Leben an der Wiege, begleitet es über alle großen Wendepunkte hinaus und giebt dem scheidenden den letzten Gruß. Schiller's Wort geht wie Glockenruf durch's deutsche Land, seine Muse ist das Gewissen der Nation. Ueber die Geheimnisse des Seelenlebens, über die Conflicte der Leidenschaften unter den Geschlechtern, über die Mysterien der Gesellschaft müssen wir die Bücher anderer Weisen aufschlagen. Aber in allen Momenten, die offen und frei zu Tage liegen, in allen Momenten, wo der Mensch zum Menschen tritt, der Bürger sich an den Bürger reiht, da ist Schiller der Freund, der Führer und Lehrer. Wo die Schranken des Egoismus fallen, der Einzelmensch aus dem eingepfählten Kreise des Familienlebens in ein größeres Ganzes tritt, seinen Blick auf das große Ganze des Vaterlandes richtet, ja wo er eine Frage frei hat an die Menschheit: da ist Er der Priester, der die Weihe bringt, das menschliche Thun heiligt, die Hände, die sich zum Bunde schließen, segnet. Immer auch glaubte er zur versammelten Menge zu sprechen, immer wie Pindar, sei's auf offenem Markt, sei's auf der Wettbahn nationaler Feste, an das gesammte Volk sein Wort zu richten. Daher der Tubaklang seiner Worte, daher der Dithyrambenschwung seiner Rede. Dies giebt ihm die Stellung des Redners zum Volke, dies erklärt uns die Form seiner Dichtung.

Ihrem Inhalte nach waren seine Dichtungen Prophetien. Ihr Inhalt ist das Evangelium der freien Menschenwürde, ein Ruf nach den verlorenen Menschenrechten. Dies Evan-

gelium erscholl zuerst mit ihm aus der Angst, aus dem Jammer der bedrückten Menschheit heraus, als ein Nothschrei der nach Erlösung ringenden Creatur, zu einer Zeit, wo die Knechtschaft das sicherste Erbe der Menschheit zu sein schien, in Deutschland Todtenstille auf der Masse lag, in Frankreich ferne Wetterzeichen über den Horizont stiegen. Todesschlaf ruhte auf den Völkern; nur die Weisen, die Klugen, die Gelehrten und die Witzigen waren wach, sie verstanden einander, sie winkten sich zu wie Zeichendeuter, aber das Volk verstand sie nicht. Das Volk hatte noch kein Organ, in sein Herz hatte noch Keiner gegriffen, den tiefen Grund seiner Seele noch Niemand angerührt. — Schiller's Dichtungen waren die poetischen Vorspiele der Revolution, die am Wendepunkte zweier Jahrhunderte über die Menschheit heraufzog. Sein erster Ausdruck waren jene Räuber, die wie ein dämonisches Naturereigniß, wie eine vulkanische Eruption aus dem innersten Schlund der Erde vor uns stehen. Das Naturrecht empört sich gegen die Tyrannei der überkommenen Weltordnung, es tritt, dem verderbten Gesellschaftszustand gegenüber, lieber in ein Chaos der Verwilderung, als daß es sich in jene Bahnen des Herkommens fügt, die die Tücke der Hinterlist für sich ausbeutet. — Der Dichter hatte keine Ahnung, daß zehn Jahre später in Frankreich die Revolution denselben Durchgangsproceß durch Anarchie und Verwilderung zu bestehen hatte. Wir wissen, daß diese Räuber für den Dichter nur ein persönlicher Nothschrei aus der Zwangsuniform der Karlsschule waren. Aber der Kampf, in den

der Genius mit der Subordination des Herkommens tritt, wird meist aus persönlichem Anlaß zum Appell an die Menschheit; der Einzelne wird ungewillt zum Vorkämpfer dessen, was die Völker, was die Menschheit für sich selbst durchzuführen und auszufechten haben. Das gehört zu den Zeichen der Zeit, daß der Auserwählte als persönliches Leid in sich erlebt, was nach ihm Millionen fühlen und was zur Sache der Menschheit wird.

Schiller's Räuber waren noch ohne allen politischen Bezug. In seinem zweiten Drama, im Fiesco, nahm der Aufruhr des Naturgefühls um so entschiedener mit dem Versuch zur republikanischen Neugeburt der Welt einen politischen Anlauf. Auch hier ein Sturmdrang der Umwälzung aus Grund sittlicher Empörung; aber aus dem Chaos gährender Elemente schon ein entschlossener Entwurf zur politischen Schöpfung. Die Tyrannei hat mit ihrer Willkür und Tücke die Welt verwüstet. Der Jüngling Burgognino ist, wie Räuber Moor, der Ausdruck der moralischen Entrüstung. Neben ihm steht aber schon das eisengestählte feste politische Bewußtsein des Mannes im Verrina. Und zu Beiden gesellt sich noch ein drittes Element, das Element des schöpferischen Talentes, das in Fiesco selbst vertreten ist. Aber das Talent, das zur Neugestaltung der Welt helfen soll, wird im Drama treulos an der großen Sache, es sucht den Gedanken der uneigennützigen Wiedergeburt für sich selber auszubeuten, den Gang der Thatsachen eigenmächtig zu bestimmen, den Lorbeer des Erfolgs ansichzureißen. Vergebens ertönt an Fiesco

die Mahnung: Ein Diadem erobern ist groß, es wegwerfen göttlich! Die Mahnung verhallt, und so muß er untergehen. — Nicht zwei Jahrzehen später stand der Held der Wirklichkeit, Napoleon Bonaparte, an derselben Wetterscheide seines Schicksals, an demselben Wendepunkte. Die Kronen der Welt lagen zu seinen Füßen, er spielte mit ihnen, aber er sanctionirte dies Spiel. Er triumphirte, aber die Nemesis harrte seiner.

Schiller's drittes Drama, Cabale und Liebe, ist Revolution auf socialem Boden. Kampf der Stände, Kampf gegen das tyrannische Privilegium, gegen die sittliche Entartung der Hochgestellten, Zerwürfniß der Gemüther bis zum Zerreißen aller Bande der Natur zwischen Vater und Sohn: dies in gewaltsamen Schlägen der Inhalt des Drama's, bei dem es sich, wie der Dichter selbst sagt, darum handelt, ob die Mode oder die Menschheit auf dem Platze bleiben werde. Mich dünkt, auch die politischen Revolutionen haben kein anderes Stichwort. — In Don Carlos erwuchs dem Dichter mitten in der Arbeit aus dem Familienstück eine politische Welttragödie. Man kennt die Doppelgeburt dieses Drama's. Den ursprünglichen Helden, den Prinzen Carlos, überholt, überwächst und verdrängt jener Posa, in welchem der Sonnenglanz des Schiller'schen Freiheitsgedankens sich concentrirt und zur Person wird. Freilich hat die Kritik ewig gerügt, in diesem Posa sei zu wenig Persönlichkeit, zu wenig individuelles Leben. Alle Rüge der Kritik hat der Dichter mit seinem eignen Eingeständniß überboten. Ja, in dieser Ge-

stalt kommt weniger ein Einzelwesen als vielmehr die Menschheit zu Worte. Noch kannte man in Europa die Stimme der Menschheit nicht. Eine Stimme in der Wüste war oft schon eines Propheten Wort gewesen. Aber die Menschheit! Selbst daß ein Volk Sprache gewinne, schien ein neuer Begriff. Allgemeine Meinung, öffentlicher Willensausdruck, ein Manifest von Millionen: das alles war vor der Revolution unerhört, klang wie Mährchen, war wie eine Mythe, über welche die Mächtigen der Erde, selbst die klugen Afterweisen lächelten. Noch hörte niemand die Lawine eines Volkswillens, die Lawine der öffentlichen Meinung, die sich von der Spitze des Berges löst, um sich donnernd über die Thäler des Lebens zu stürzen. Nur ein Prophet hörte sie, denn die Geister der Tiefe und Höhe sind ihm traute Gesellen. Herolde muß es geben, selbst wenn ihre Stimme der Lärm der verworrenen Welt übertönt, die Weisheit der ewig Sichern sie verspottet. Was Posa als Herold einer neuen Zeit verkündete, ward ein Jahrzehen später die Forderung von Millionen, die Forderung der Menschheit, die sich beim Wechsel der zwei Jahrhunderte endlich nahm, was man ihr vorenthielt. Ein Abgeordneter der ganzen Menschheit steht Posa vor König Philipp. Wie er, hat noch kein Vertreter eines Volkes, geschweige eines Standes, einer Körperschaft, vor dem Throne gestanden. So wie Posa hat noch niemand an den Riegeln, die die Katakomben eines Tyrannenherzens schließen, gerüttelt, dergestalt, daß es im Gewölbe dieser Gruft fast wie Echo widerhallte. Und was er spricht, steht

wie mit diamantner Sternenschrift am Horizont des deutschen Himmels. Wer die Momente nicht anerkennt, wo der Einzelmensch aus sich selbst herauswächst, sich zur Gattung steigert und den Schmerz eines Volkes, das Weh eines ganzen Jahrhunderts, das ungeheure Leid der Welt in seiner Brust durchfühlt, — wer diese Momente nicht anerkennt, für den ist Schiller überhaupt der Dichter nicht. — Wie aber ein einzelnes Volk in ganz bestimmtem Falle gegen die Tyrannei sein Recht zu wahren und wiederzufordern habe, das entwickelte Schiller in seiner Geschichte des Abfalls der Niederlande. Er zeigte darin, was ein kleines, ursprünglich verachtetes Volk von Geusen und Bettlern, wenn es einig ist, wenn es weiß, was es will, und sein Alles daransetzt, um sein Heiligthum zu retten, selbst gegen eine systematisch geschulte, von Jahrhunderten sanctionirte Tyrannei vermag.

Hiermit endet die Reihe derjenigen Werke Schiller's, die wir als prophetische Vorspiele der Revolution des vorigen Jahrhunderts bezeichnen müssen. Den Beginn des französischen Umsturzes setzen wir mit dem Zusammentritt der Notablen des Reiches, mit dem Jahre 1789. In demselben Jahre 1789 wurde Schiller Lehrer der Geschichte in Jena. Für Schiller gingen Dichtung und Geschichte Hand in Hand. Was der Seherblick des Dichters in ihm erschaut, das wollte der Mann der Wissenschaft ergänzen, bestätigen, widerlegen. Er forschte in den Annalen der Menschheit, er sammelte die Denkwürdigkeiten der Verschwörungen und Umwälzungen aller Zeiten. Die Vergangenheit lag untrüglich vor ihm;

nur die Gegenwart wollte, so schien es, eine Weile seinem Prophetenblick nicht Stand halten. Die Entwicklung des Zeitalters ward in Frankreich zur Caricatur dessen, was der Prophet verkündet. Aus dem Ruf nach Wiederherstellung der Menschenrechte ward ein Wuthgeschrei der Rache, aus dem Evangelium der freien Menschenwürde ein Bacchanal plötzlich entfesselter Sklaven. War es denn auch nicht, als ob die Schädelstätten aller Jahrhunderte ihre Gebeine wieder aufgeworfen hätten, alle Opfer, die jemals der Despotie gefallen waren, sich zusammenschaarten, um ein Auferstehungsfest zu feiern und ein jüngstes Gericht zu halten, als ob das ganze Sündenregister der Menschheit gesühnt werden sollte? Wohl waren die Säulen des alten Lebens hohl und mürbe geworden, nicht blos vom Zahn der Zeit, auch vom Spott und Hohn der Weisen und Klugen benagt, von der sittlichen Entartung des ganzen Geschlechts unterwühlt. Wohl mußten die alten Tempel des Lebens zusammenbrechen, aber mit den Trümmern der alten Herrlichkeit spielte der Wahnsinn ein gefährlich Spiel. Die alten Götterbilder waren niedergestürzt, aber auf die leergewordenen Postamente sprangen Mänaden, Hetären als Göttinnen der Vernunft. Da wurden Weiber zu Hyänen und trieben mit Entsetzen Spott! Ein Wort unseres Dichters. Gott selbst ward ab- und wieder eingesetzt; der Urgrund alles Lebens wankte.

Schiller verstummte; seine Muse schwieg auf lange Jahre hin. Ward der Prophet irre an dem Evangelium, das er verkündet, irre an seiner Verkündigung der freien Menschen-

rechte? Sollte er sein begeistertes Wort zurücknehmen: „Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, vor dem freien Menschen erzittert nicht“? — Er wandte sich nicht ab von seinem Zeitalter; er floh mit seinen Gedanken nicht in ferne Oasen des Orients, wo die Weltgeschichte stille Friedensstätten übrig gelassen. Er hielt mit seinem Blicke Stand den furchtbaren Ereignissen seiner Gegenwart, seine Gedanken blieben unausgesetzt auf die Dinge in der Wirklichkeit gerichtet. Er ließ nicht ab, in der Streitsache zwischen König und Volk in Frankreich den großen Proceß der Menschheit über die Existenz eines freien Weltbürgerthums, einen Rechtsstreit zu sehen, bei dem die absolute, die reine, die nackte Vernunft zu Gericht sitzen sollte, einen Rechtshandel, an dem sich Jedermann als Mensch betheiligen, als Bürger Partei nehmen müsse. Er faßte selbst den Entschluß, in einem Memoir seine Meinung über die französischen Wirren abzugeben. Er hätte in dieser Denkschrift für den gefangenen König Partei genommen, wäre als sein Anwalt auf dem Forum der Welt aufgetreten. Er versprach sich sogar viel davon, er, derselbe deutsche Mann, den der Convent der Republik durch Diplom zum französischen Bürger ernannte. — Er unterließ es, wir wissen nicht aus welchem Grunde. Vielleicht weil seine Nation dessen nicht bedurfte. Er schrieb für sie jene Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen, in welchen er die Grund- und Vorbedingungen zum Gelingen einer politischen Neugeburt niederlegte. Als Grund- und Vorbedingung stellt er die Forderung der sittlichen Veredlung des Nationalcharakters.

Nicht als eine Folge der Revolution, sondern als deren Basis stellte er diese Nothwendigkeit hin.

Aus dem Chaos Frankreichs aber stieg als eine Geburt der Nothwendigkeit immer höher die Gestalt jenes dämonischen Mannes, der vom Schicksal dazu berufen schien, mit stahlgepanzertem Arm den Knäuel der Verwirrung zu sprengen, die Anarchie zu beendigen, den Krater der Revolution zu schließen. Von Staffel zu Staffel, von Sieg zu Sieg sah das Jahrhundert bei seiner Neige diesen Helden seine Bahn aufwärts wandeln. Der Schreck über seine Erscheinung, das Staunen über seine Wirkungen, die Bewunderung seiner Größe gingen Hand in Hand, ihm seine Siege zu erleichtern. Im Anblick dieser Gestalt stieg in Schiller's Brust eine neue große Dichtung auf. Schiller gefiel sich darin, in seinem Wallenstein ein Spiegelbild des großen Generals der Republik Frankreich den Augen der Welt vorzuhalten. 1799 Bonaparte Consul auf Lebenszeit; 1799 ist Wallenstein fertig. Napoleon Bonaparte — Wallenstein! Wie glühende Meteore zogen sie über eine schwühle, bange, dumpf in sich verworrene Welt. Beide, Lieblinge des Glückes, Söhne des Mars, Könige des Lagers, von einer begeisterten Soldatesca auf die Schultern, auf die Schilde gehoben. Beide gleich sehr erfüllt von ihrer Aufgabe, aus dem Chaos eine neue Welt zu gestalten, Beide voll Glauben an sich und ihre Mission, Beide von demselben Ideal erfüllt, das sie im römischen Cäsar erblickten. Beide freilich auch grundverschieden nach Art ihres Zeitalters, ihres Bodens, ihrer Nation.

Napoleon ein vulkanisches Gebilde; der Held des deutschen Gedichtes, wie fast alle Gestalten der deutschen Geschichte, eine neptunische Geburt. Der Eine Erbe der französischen Revolution, der Andere Erbe einer noch tieferen Auflösung, die der große Religionskrieg über Deutschland gebracht hatte. In der Benutzung der Mittel, in der Benutzung der Begeisterung, die sich ihnen darbot, Beide einander sehr ähnlich; aber Jener rücksichtslos in der Entfaltung aller Kräfte, von That zu That schreitend, Dieser in den Sternen sein Schicksal suchend, wo Jener nur aus der Constellation der Dinge um ihn her seine Berechnung zog. Napoleon Bonaparte vor keiner That sich scheuend, über jede Schwelle schreitend, und wenn sie in Blut schwamm; Wallenstein vor der Schwelle, die zur letzten That führen sollte, stille stehend und philosophirend: Noch ist sie rein, noch schritt das Verbrechen nicht über sie hinweg! Jener ganz Schnellkraft, nach gelungener That erst reflectirend über ihre Möglichkeiten; Dieser, ein Cunctator, ein deutscher Hamlet, der über die That so lange brütet, bis die Tücke der Hinterlist ihn ereilt. Deshalb ein anderer Ausgang für den Helden der Wirklichkeit, ein anderer für den Helden der deutschen Dichtung. Hinter Napoleon stand kein Verrina wie hinter Fiesco; über Napoleon triumphirte keine Hinterlist wie über Wallenstein. Aber die Weltgeschichte blieb auch für ihn das Weltgericht, und der Dichter blieb ihm die Prophetie seines Untergangs nicht schuldig. Der Sohn der Revolution war zum Mörder an dieser seiner Mutter, der Retter der Welt zu deren neuem Tyrannen ge-

worden. Napoleon mußte fallen, aber nur die Völker, nach langer Schmach das Joch abschüttelnd, konnten ihn stürzen. Der Allmächtige stand auf der Sonnenhöhe seines Glücks; 1804 Napoleon Erbkaiser der Franzosen: da sang Schiller seine letzte Prophetie, an deren Verwirklichung der Held des Tages unterging. Noch lag die Welt vor dem Unüberwindlichen auf den Knieen, da gab Schiller sein letztes Manifest vom Sieg der Menschenrechte.

> Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht!
> Wenn der Gedrückte nirgends Recht mehr findet,
> Wenn unerträglich wird die Last, greift er
> Hinauf getrosten Muthes in den Himmel
> Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
> Die droben hangen unveräußerlich
> Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst.

1804, im Jahre der Kaiserkrönung Napoleon's, dichtet Schiller seinen Wilhelm Tell. Es ist das Gemälde eines friedlichen Volks von Hirten, das sich langsam zusammenrafft und zu den Waffen greift, weil ihm die Tyrannei sein Heiligstes schändet; es ist das Schauspiel einer sittlich reinen Revolution, deren Held den vatermörderischen Parricida von seiner unbesudelten Schwelle fortweist. Es war des großen Dichters Schwanenlied. Der Prophet ruhte bereits im Grabe, aber es bedurfte keines Jahrzehens und seine Verkündigung ging in Erfüllung, die Völker, des tyrannischen Fußtritts müde, standen auf und stürzten den Weltbezwinger.

Wir sind es so gewohnt, Schiller den Idealisten nennen

zu hören. Mich dünkt, Schiller's Dichtungen seien sehr wirklichkeitsvoll; nur daß sie nicht die Copie der Dinge um uns her sind, sondern durch die Schaale hindurch deren Kern erfassen und somit der Dinge Nothwendigkeit aufdecken, deren Zukunft andeuten. Wir könnten es uns gefallen lassen, Schiller den Idealisten nennen zu hören, verstände man darunter den Dichter, der den Menschen aus der Alltäglichkeit des Gemeinen, aus der Enge des Egoismus, ja selbst aus dem eingefriedeten Schooß des Familienlebens hinweghebt und einem größern Ganzen im Weltzusammenhange zuführt. Schiller betheiligt den Menschen am Bau der Welt; das ist sein Idealismus. Aber man versteht unter Idealisten den Schwärmer, der eine, der vorhandenen Welt schnurstracks entgegengesetzte Welt sich aufbaut, ein Utopien von Wünschen, eine Fatamorgana der Phantasie. Schiller's ideale Gestalten sind keine Ossian'schen Nebelbilder. Schiller's Ideale wollen die Welt erfüllen, wollen Wirklichkeit werden, nur daß sie, prophetischer Art, ihre Erfüllung und ihre Verwirklichung von der Zukunft fordern. Schiller's Ideale sind sittliche Imperative, Forderungen, mit deren Befriedigung erst der höhere Werth des Menschen beginnt. Sie wollen nicht in eine Zukunft gerückt sein, die unserem verlangenden Arm, unserm sehnsüchtigen Auge fern bleibt. Sie sind der Anfang unserer geistigen Berechtigung zum Menschen- und Geistesleben. Greifen sie uns voraus und lassen die Gegenwart, die sie umgiebt, noch hinter sich, so sollen sie die Macht haben, den trägen Stoff der Wirklichkeit schöpferisch zu durch-

dringen und zu gestalten. Wehe dem Volk, das seinen Propheten Lügen straft! Wehe der Nation, die an dem einmal mißglückten Versuch verzagt, das Vaterland zum Tempel der Freiheit zu machen! Wenn er plötzlich unter uns erschiene, der Prophet, wenn er, wie im Hamlet weiland die alte Majestät von Dänemark, in das Deutschland von heute hereinträte und seinen Umgang hielte, von Palast zu Palast, von Hütte zu Hütte: mich dünkt, er würde unter Hoch und Niedrig, wie Räuber Moor, eine fürchterliche Musterung halten. Wenn er hinträte und fragte, wo das Deutschland ist, das ein Tempel der Freiheit sein sollte, wenn er Jedem ans Herz griffe und ihn fragte, wieviel er gethan zum Aufbau dieses Tempels: — Hoch und Niedrig würde das Auge beschämt zu Boden schlagen, denn dieser halb gebaute Tempel droht immer in Trümmern zu verfallen. Sind das die Epigonen? würde er fragen, ist das mein rechtes Nachgefolge? — Das Jahrhundert war seinem Ideal nicht reif, so hieß es von Posa, er lebte ein Bürger derer, die da kommen! Nun wohl, wir sind das Jahrhundert, dessen Bürger Schiller und sein Posa sein wollten, sein sollten. Wir sind die Bürger von heute; haben wir ihnen die Stätte bereitet? Wir sind das Geschlecht, dem die Aufgabe geworden, für die Summe unserer Freiheitsgedanken die Form, für den Inhalt des deutschen Lebens die rechte Gestalt zu finden. Wir sind die Erben des großen Dichters, und die Erbschaft besteht in der Aufgabe, aus dem Staat der Noth den Staat der Freiheit zu machen. Das Mittelglied zwischen beiden aber fehlt,

die Arbeit an der sittlichen Veredelung des Nationalcharakters. Der Prophet würde, wenn er seinen Umgang und seine Musterung hielte, gegen Hoch und Niedrig zürnen, zumal aber gegen den Kleinmuth, der sich wieder zaghaft in die stille Hütte, hinter den Heerd verkriecht, das halbgethane Werk des großen Ganzen sich selber überlassend, gegen den Kleinmuth, der nicht begreift, daß, was Millionen wollen, Wahrheit ist, und Wirklichkeit werden muß. Er würde auch zürnen, daß der Ruf seines alten sterbenden Attinghausen: Seid einig! verschollen ist, der Ruf, vor dessen Posaunenschall, wenn ihn Millionen anstimmen, die Zwingburgen zusammenstürzen. Was Millionen wollen, wird und muß Wirklichkeit werden. Aber sie müssen es rein vor Gott und Menschen, sie müssen es mit jener sittlichen Energie wollen, die der Prophet verlangt. Und dann wird auch sein Wort wahr bleiben: „Nehmt die Gottheit auf in Euren Willen, und sie steigt von ihrem Weltenthron!"

---

2. In der Leipziger Schillerfeier des Jahres 1855 gedachte der Festredner der Dresdner Schillerstiftung, empfahl sie der zahlreich versammelten Menge und suchte das vielfach erhobene Bedenken zu erledigen, ob der deutsche Bürger auch wohl sicher sein dürfe, daß Würdige mit solcher Beisteuer bedacht würden. Eine Stiftung, die Schiller's Namen entlehnt, kann weder die Finsterlinge, noch die Frivolen be-

denken. Ob die Litteratur von heute ihres großen Ahnen würdig, hängt mit der weitergreifenden Frage zusammen, ob die gesammte Nation in ihrer dermaligen Entwickelungsphase sich als die Erbin seiner geistigen Hinterlassenschaft ansehen und sich das Zeugniß stellen darf, seine Ideale verwirklichen zu helfen. Eine Litteratur steht und fällt mit ihrer Nation, sie ist in jeder Epoche deren Spiegelbild nach ihren Tugenden und Schwächen. Eine Nation, die groß denkt, kann keine gemein denkende Litteratur haben. Eine Kluft freilich liegt zwischen dem Heute und dem Damals, als Schiller's Gedankenwelt über Deutschland heraufzog. — Der Festredner hielt eine kurze Rundschau über die schöpferische Thätigkeit des heutigen dichterischen und wissenschaftlichen Deutschlands.

Bei solcher Rundschau fällt der Blick zuerst auf die Bühne. Ist sie in ihrem heutigen Zustande Schiller's würdig? Entspricht sie dem, was er mit ihr wollte und bezweckte? Eine moralische Erziehungsanstalt, eine Vorschule sollte sie sein für die Jugend, ja für die gesammte Nation. Ist sie dies im Sinne Schiller's? Erfüllt nicht vielmehr der Tand des kleinen Lebens mehr als je die Bretter, welche die Welt im großen Styl bedeuten sollten? Napoleon weiland sagte zu Talma: Schaffen Sie mir Helden, Menschen, die ihr Leben in die Schanie werfen, gilt es Ehre, Ruhm, Vaterland! Eine Nation, die Tragödien weder schafft noch pflegt, wird in ihrem Schooße auch keine Helden mehr gebären. Eine Nation, welche die Tragödien, die sie besitzt, die Bilder des großen

Schicksals, welches „den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt," nicht mehr erträgt, wird ihrer großen Aufgaben weder eingedenk, noch fähig sein. — Als Schiller seine Johanna schrieb, wagte lange Zeit in Deutschland keine Schauspielerin dies Mädchen zu spielen, das wie aus Himmelshöhen unter die sterblichen Menschen tritt. Eine Leipziger Schauspielerin übernahm zuerst mit Zittern und Zagen dies Wagniß, zum Besten eines barmherzigen Zweckes, wo sie am ehesten auf Nachsicht rechnen zu dürfen glaubte. Heutzutage scheut kein Theaterleiter, die Schiller'schen Tragödien in Scene zu setzen; aber mit der Scheu ist auch das Gefühl von der Schwere und vom Gewicht der Aufgabe geschwunden. Und wie lange wird es dauern, so tönt Schiller's Kothurngang hohl und dumpf in leeren Räumen! Und den Dichtern von heute sind ganze Epochen, Gestalten und Kämpfe aus der Geschichte unserer Vergangenheit versagt, weil, was die Urväter thaten, die Enkel stört! Wie anders in der Blüthe des englischen Theaters! Zu Shakspeare's Zeit saßen im Parterre die Enkel jener Helden aus den Kämpfen der weißen und rothen Rose, deren Gestalten der Dichter über die Bühne schreiten ließ. Und nicht blos jenen Falstaff ließ sich Königin Elisabeth wiederholt vorspielen; auch die Gestalt ihres erlauchten Vaters, König Heinrich's VIII., in seiner ganzen Grandezza, aber auch in seinen Schwächen, sah sie über die Bretter schreiten. Shakspeare war mit seiner Person nicht hoffähig; aber Elisabeth's Hof war fähig für die Werke seiner Poesie.

Doch vielleicht ist es gar nicht mehr das Feld der dramatischen Dichtung, wo wir die Concentration unserer stärksten poetischen Nationalkraft zu suchen haben? Die Deutschen haben ja ihre lyrische Muse, ihr Lieblings- und Schooßkind. Und es wird ja sehr vielfach musicirt in der Litteratur von heute; nur daß ein Ton noch kein Gedicht ist. Gegen die Schiller'sche Lyrik gehalten ist die deutsche Lyrik von heute reich an Musik geworden, aber arm an Gedankengehalt und Gestaltenkraft.

Aber vielleicht ist es gar nicht mehr der Vers, der den Kern unserer Interessen trifft? Vielleicht weit eher die Prosa, die tausendarmige, die in alle Schichten der Gesellschaft, in alle Stoffe des Lebens eingreift und die Dinge hinstellt wie sie sind! Im Bereich des deutschen Romans ist mit der Dorfgeschichte eine ganz neue Gattung aufgetaucht, die Genremalerei, und der Drang nach einer Poesie des Realismus ist allgemein. Die Litteratur von heute niederländert. Wer wollte der Niederländerei in der Kunst ihr Recht bestreiten! Als mit den Nachfolgern im Schiller'schen Styl die Ideale verblaßten, bleiche Schemen schlotternd und körperlos umherwankten in deutscher Dichtung, da ward der Durchbruch des Realismus nothwendig, da begann die deutsche Dichtung sich mitten in der Werkelthätigkeit des Menschenlebens anzusiedeln. Es wäre nur Schade, wenn sie mit ihren höhern Aufgaben in dieser Nothdurft verkümmerte. Schade, wenn uns, wie Schiller sagt, „die gemeine Deutlichkeit der Dinge" erfüllte und fesselte! Eine Copie der Wirklichkeit ist noch

kein Gedicht, das gelungenste Kunststück noch kein Kunstwerk. Unsere Romandichter springen jetzt wie die französischen in den Bagno, in den Bicètre, in die Zuchthäuser und in die Schmutzwinkel der moralischen Verlorenheiten, greifen das erste beste, oder vielmehr das best-schlechteste Subject heraus, stellen es mit Haut und Haaren hin, wie es leibt und lebt, und rufen ein höchst modernes „Ecce homo!" — Wir sind Virtuosen geworden in der Darstellung der Trivialität. Freilich wissen wir auch, und haben es gelernt, was die Gemeinheit des Stoffes künstlerisch darstellbar macht. Es ist der Witz. Schiller war nie witzig. Hier liegt die Grenze seiner Geltung und Macht. Die drei Hexen im Macbeth verwandelte er in tragische Schicksalsschwestern, den witzigen Pförtner in einen sentimentalen Betbruder. Schiller's ideale Gestalten wandeln auf Bergeshöhen im ewigen Sonnenglanz. Und der Witz ist bloßes Wetterleuchten in schwühler Gewitternacht. Der Witz wie der Blitz beleuchtet die Dinge auf Momente und läßt sie dann trostlos in die Dunkelheit zurücksinken.

Vielleicht aber ist es gar nicht mehr das Feld der schöpferischen Phantasie, vielleicht ist es das Bereich der Wissenschaften, wo wir den Fortschritt und die Charaktervorzüge unserer Epoche zu suchen haben? Die Naturwissenschaften stehen jetzt mit ihrer Entwickelung in erster Reihe. Mit ihren Entdeckungen, ihren Erfindungen begann für den bürgerlichen Verkehr eine ganz neue Periode. Neue Schätze sind uns aus bisher unbekannter Tiefe gehoben, neue Mittel und

Wege aufgefunden, neue Bedürfnisse erweckt, und zugleich die Bedingungen gegeben, sie zu befriedigen. Wir fahren mit der Schnelle des Windes über die Flächen der Erde dahin; — lernten wir nur nicht von dem Winde die Flüchtigkeit, den Kern der Dinge rechts und links liegen zu lassen! Mit Hülfe des Electromagnetismus erzeugen wir uns einen blitzschnellen Gedankenaustausch; — wenn unser Gedankeninhalt nur von der Art bleibt, daß es sich solcher blitzschnellen Verbreitung verlohnt! War es nicht in unsern Tagen Marschall Bugeaud, der da sagte: Seitdem wir die Presse haben, wissen wir nichts mehr! Er meinte vielleicht, daß uns das Wichtige in der Fluth des Unwichtigen, das die Presse verbreitet, untersinkt! Oder wie wär's, wenn wir die freie Presse hätten und entbehrten nun der freien Gedanken, entwöhnten uns der freien Gesinnung? In all der Entdeckung neuer Schätze, Erfindung neuer Mittel und Wege in Verkehr und Betrieb glaubten wir neue Triumphe des menschlichen Geistes über die rohe Naturkraft zu feiern, und nun kommen die Naturforscher und wollen uns beweisen, Geist könne nie triumphiren, denn er stehe im Knechtsdienste der Materie, Geist existire nur als Product von materiellen Factoren, Seele entstehe aus dem Zusammenstoß von Körperkräften. Michelangelo weiland, der große Florentiner, wenn man die Gewalt und Kunst seiner Gestalten bewunderte, pflegte zu sagen: Ja, ich male aber auch nicht, wie die Andern, mit der Hand, ich male mit dem Gehirn! Er wollte damit sagen, sein Thun sei kein Mechanismus, sein Gedanke sei die freie

Triebkraft seiner Hand. Armer großer Mann von damals! Wenn Du heute lebtest, die Herren vom Tiegel, die Virtuosen mit der Loupe, denen die Fernröhre des Geistes abhanden zu kommen beginnen, diese Weisen von heute würden Dir darthun, daß was Du Deine Gehirnthätigkeit nanntest, auch nur Mechanismus, was Du Deine treibenden Gedanken nanntest, nur die Ausschwitzung Deines Gehirnes sei! Hier liegt die schlimmste Kluft zwischen dem Heute und dem Damals, wo freie Geister ihr Evangelium verkündeten. Deuten diese Zeichen der Zeit auf ein heruntergekommenes Geschlecht? — Ein deutscher Mann, der in der Paulskirche in der ausgelassensten Weise die politische Freiheit forderte, die Vorzüge des Asyls der freien Schweiz genießt, (Karl Vogt) machte jetzt das Eingeständniß, Freiheit sei Einbildung, die moralische Zurechnungsfähigkeit und die freie Selbstbestimmung des Menschen eine Phantasie, der Mensch nichts als das stumpfe Product der Nothdurft. Dies ist die neueste Phase einer selbstaufgelegten Knechtschaft. Was Wunder, wenn das Geschlecht von heute es aufgiebt, sich um Gedankendinge zu kümmern, sind diese nur das Ergebniß dumpfer, träger Nothwendigkeiten! Auch der Staat, auch das Vaterland sind Gedankendinge; der freie Staat, ein in Eintracht mächtiges Deutschland, harren noch auf ihre Verwirklichung.

Eine Stimme aus Weimar erhob den Vorwurf, man treibe Mißbrauch mit dem Namen Schiller, mische unreine Töne in unsere Schillerfeste. Unreine Töne? — Der Dichter singt: „Ans Vaterland ans theure schließ' Dich an, da sind

die starken Wurzeln Deiner Kraft!" Oder sollen wir: „Pfui, ein politisch Lied!" rufen? — Und was heißt uns Politik? Die Ueberzeugung, daß die Gemeinschaft der Bürger den Staat hält und trägt, Wohl und Weh des Einzelnen mit dem Wohl und Weh der Gesammtheit steht und fällt, der Einzelne zur Betheiligung am Weiterbau des Ganzen nicht blos Recht, sondern Verpflichtung habe! Wehe dem Volke, das an seinen öffentlichen Festen des Vaterlandes nicht gedenkt! Und aus Weimar kommt uns diese Rüge. Vielleicht aus den Kreisen des Goethecultus, der sich dem Schillercultus noch immer gern gegenüber fühlt, die Bildungswelt Deutschlands dem Volksthum Deutschlands noch immer entgegenstellt? Und doch stehen sie nun bald Beide zu Weimar auf demselben Postamente im erzenen Dioskurenbilde, Goethe und Schiller, wie zwei brüderlich vereinte Apostel, den Deutschen das Evangelium der Freiheit und Schönheit verkündend, Jeder in seiner Weise, wie sie des Künstlers Sinn erfaßte, der Eine in der ganzen Vollkraft seiner Selbstgewißheit, die Hand über die breite Erde hinstreckend, ein König, der über Schätze aus Vergangenheit und Gegenwart gebietet; der Andere mit gesenkter Stirn, aber die Hand zum Himmel erhebend, wo des Volkes Rechte „hangen, unveräußerlich und unzerbrechlich wie die Sterne selbst." Was wir haben und besitzen und sind, feiern wir in Goethe. Was wir werden sollen, was noch unerreicht, aber erreichbar, zum vollen, freien Glück noch heraufsteigen wird über den Horizont unseres Lebens, unsere freie moralische Selbstbestimmung

und die Zukunft unseres Volkes, das vollkräftig wieder eintreten muß in die Reihe der europäischen Völker: — das alles mit dem Zauberspruch des Dichters: Seid einig! — das alles mit der Zuversicht Schiller's: Nehmt die Gottheit auf in Euren Willen, und sie steigt von ihrem Weltenthron! — das alles feiern wir in Schiller. Nach Goethe heißt die Summe politischer Weisheit: Was machst Du an der Welt, sie ist schon gemacht! Nach Schiller: Nur nach dem Grade Deiner Selbstbetheiligung am Aufbau der Welt hast Du Werth und wirst Du gemessen, o Mensch! — Darum ihm diese Feste! Darum, — und wären wir unwürdige Glöckner, — ziehen wir den Strang der Schiller'schen Glocke. Und geht sein Wort wie Glockenton durchs deutsche Land, so wollen wir daran arbeiten, daß dieser Glockenton nicht blos zur Sabbathfeier läute, sondern auch hineintöne in die Werkeltage der Woche, auf daß er die gesammte Arbeit der Nation weihe. Und hierbei wird der Dichter, den wir feiern, immerdar der ächte Priester bleiben, der über sein Volk segnend die Hand breitet.

VI.

Schiller als Mensch und Dichter.

VI.

Schiller als Mensch und Dichter.

Schiller's Persönlichkeit stand unter der Herrschaft der Ideen, die er über sich anerkannte; ganz umgekehrt wie Goethe um seine Person als Mittelpunkt die Gedankenkreise seines Jahrhunderts gestaltete. Schiller hätte nie, auch wenn ihm ein Greisenalter beschieden gewesen, von sich selbst ein Spiegelbild geliefert; so sehr war ihm das Individuelle nur Mittel, das Persönliche nur im Dienst der Ideen. Um so mehr thut eine Beleuchtung seiner als Mensch noth, um zu wissen, wie er als ein Werkzeug höherer Gewalten Dichter wurde.

Im schwäbischen Städtchen Marbach erblickte er den 10. November 1759 das Licht der Welt; irrthümlich galt eine Zeitlang der 11., der Tag der Taufe, für seinen Geburtstag. Die Constellationen waren nicht so günstig wie bei Goethe's Wiegenfeste. Dem zehnjährigen Knaben Wolfgang stieg der Held des siebenjährigen Krieges als eine Lichtsäule auf, welche die Zuversicht gab, es könne aus dem zertrümmerten und aufgelösten Deutschland noch ein Phönix steigen. Den Knaben Friedrich überkamen nur die Wirren

dieses Krieges, der die Leiche des deutschen Reichs begrub. Von Deutschland war nichts übrig als ein gottesfürchtig ehrbares Haus- und Familienleben. Und dies ward dem Knaben Schiller zu Theil, freilich in harten steifen Formen. — Er war äußerlich bis aufs gelbröthliche Haar seiner Mutter Abbild. Vom Vater hatte er den starken Schaffensdrang, das Streben nach etwas Höherem. Selbst eine dichterische Ader voll Gottesfurcht steckte im Alten; in seinem spätern Tagebuche stand das Gebet: „Und Du, Wesen der Wesen, Dich hab' ich nach der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß Du demselben an Geistesgaben zulegen möchtest, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte, und Du hast mich erhört!" Bis in sein hohes Alter hinauf hat er des Sohnes Ruhm erlebt. Er war im österreichischen Feldzuge Chirurg gewesen, hatte als solcher sich in Marbach niedergelassen, im siebenjährigen Kriege aber zum Degen gegriffen und war zum Lieutenant befördert. Das Kind unter'm Herzen, hat ihn die Mutter im nahen Lager besucht, und das Soldatenkind wäre fast als Sohn des Lagers geboren. Sein Gedicht: „die Schlacht", sein Wallensteinslager und der Schwung für kriegerische Hochthaten der Geschichte bekunden in seinen Werken genugsam Herkunft und Geburt. Im nahen Dorfe Lorch erhielt der Knabe mit des Pastor Moser Sohn gemeinsamen Unterricht, und der Jüngling setzte in seinen Räubern dem Würdigen ein Denkmal. Fritz hatte selber Drang zum Predigen; statt des Talars diente ihm ein schwarzer Schurz; eben so gern freilich lief er toll in den Bergen

umher. Diese seine erste Romantik gesellte sich zu Religion und Latein und trieb ihn zu deutschen wüsten Versen als erstem gewaltsamem Durchbruch gegen Formenzwang und Fesseln. Den Gespielen erschien er in seiner Lustigkeit tobsüchtig; Hang zur Einsamkeit machte ihn äußerlich scheu und linkisch. Seine Schulzeugnisse aber reizten den Herzog Karl, und der dreizehnjährige Knabe mußte ins militärische Waisenhaus treten. Der Karlherzog hatte, um die Stuttgarter zu bestrafen, seine Residenz nach Ludwigsburg verlegt, und dorthin war Vater Schiller, eine Zeitlang Garteninspector in Solitüde, als Hauptmann versetzt. Am gewaltsam neuen Hofe wechselten französisches Schauspiel mit italienischer Oper und venezianischen Nächten, zu denen Jedermann in Maske geladen war. Subsidien von Frankreich für Stellung von Landeskindern, wie in Hessen für England (siehe Cabale und Liebe), gaben dem kleinen deutschen Autokraten die Mittel zu solcher Ausschweifung. Nachdem aber Franciska, die einem alten Baron Leutrum entführte Frau, Gräfin v. Hohenheim und des Herzogs Gemahlin geworden war, milderte sich der wilde Sinn des Herrschers und beschränkte sich auf despotische Präceptorlaunen. Auch der Dichter Schubarth, wegen seiner Spottreden auf des Herzogs Verhältniß und Soldatenhandel verfolgt und hinterlistig auf den Asperg gesetzt, sollte im Gefängniß nicht blos bestraft, sondern erzogen und gebessert werden. Die erst später, erst nach Schiller's Flucht, von Kaiser Joseph als Karlsschule zur Akademie erhobene Militärzuchtanstalt hatte für Schiller

das Verdienst des revolutionären Durchbruchs. Diese Schule lieferte nicht sowohl Soldaten, als für alle Facultäten Fachgelehrte, nur nicht Theologen. Daß Friedrich die Theologie, zu der er Talent und Neigung hatte, aufgeben mußte, war ein Schreck für die Familie; allein der Hauptmann mußte gehorchen. Friedrich zählte Anfangs zu den Juristen, griff aber dann zur Medicin. „Aus Dem wird was!" hat der Herzog früh von diesem seinem Zögling gesagt. Der jäh aufschießende Mensch schien sich im Arbeiten zu übernehmen. Mitschüler spotteten über sein Aeußeres, wenn er mit den langen Gliedern in der steifen Uniform, Blau mit schwarzem Plüsch aufgeschlagen, herumfuhr. Seine ungeschlacht riesenhafte Erscheinung war eine Mißform, als wenn seines Franz Moor Ausruf: „Warum mir diese Bürde von Häßlichkeit!" bitter empfunden wäre. Streicher, der Gefährte, der mit ihm entwich, hat uns nach 48 Jahren noch die ganze Person des Jünglings Schiller in der Akademie geschildert, die ein Maler festhalten dürfte. Die Sommersprossen im Antlitz, das rothe, aufgerollte Haar, nur an Galatagen mit Puder bedeckt, dazu die felsenfeste, breitgewölbte, hohe Stirn, die in spätern Jahren so wunderbar transparent erschien: das gab ein gigantisches Haupt voller Macht, aber auch abschreckend. Auch Dannecker's Büste giebt dem Kinn die trotzige Kraft des Antlitzes. Seine Lippen waren dünn, die untere hervortretend. Streicher spricht vom tiefen, kühnen Adlerblick. Goethe nannte des hohen Freundes Augen sanft; vielleicht verriethen sie Schüchternheit, ihre Farbe war

unbestimmt dunkelgrau. Seine Stimme war hoch und schneidend im Affect, wie bei Robespierre, bei Napoleon. In leichter Erregbarkeit wechselten Röthe und Blässe im Angesicht. Auf weißem langem Halse saß der titanenhaft geformte Kopf vornüber geneigt, wie von der Schwere seiner Gedanken belastet oder schon so früh ermüdet von der Arbeit des Gehirns. Alles in Allem: bei gigantischen Kräften und Mitteln, ohne Grazie und ungefüg, und doch voll starker dämonischer Anziehungskraft, fehlte hier ganz die Harmonie des Goethe'schen Baues; gewaltige Formen verkündeten Gewaltiges, aber der Inhalt drängte zu gewaltsamem Durchbruch, Alles deutete auf Sturm und Kampf, auf eine herausfordernde Kühnheit, deren Geistesmacht das Gehäuse des Körpers überragte und bald genug zerbrach.

Und in dieser Gestalt hat der Jüngling Schiller Goethe's Clavigo auf der Schule gespielt! Seltsames Spiel der Fügungen! Was für Goethe nach freier Wahl der Wertherfrack, das war für Schiller die aufgezwungene Militäruniform. Aber so lächerlich er in jener falschen, ihm aufgenöthigten Rolle erschien, so magisch erfaßte er heimlich Nachts die Genossen, wenn er ihnen im Krankensaal, wo nur Eine Lampe brennen durfte, Scenen aus Räuber Moor declamirte. Die Namen Moor und Schweizer waren Zöglingen entlehnt, auch Spiegelberg's Plan, nach dem gelobten Lande auszuwandern, war die Idee eines Karlsschülers. Eine Scene, wo Karl Moor mit seiner Bande ein Kloster umzingelt, in das Franz Amalien eingesperrt, und den Schwur leistet, dies Kloster in ein

Bordell zu verwandeln, — bei der Veröffentlichung des Buches gestrichen, — giebt ein Zeugniß vom wilden wüsten Aufruhr, in welchem das Stück empfangen und geboren wurde. Die Forderung der Räuber: „Amalie für die Bande!" ist noch ein schwacher Anklang davon. Es war durchaus die Absicht, ein Buch zu schaffen, das — wie Rousseau's Emil — der Henker verbrennen mußte. Auch eine Probe-arbeit für die öffentliche Prüfung: „Ueber den Zusammen-hang der thierischen und geistigen Natur des Menschen" ließ Schiller fort aus der Sammlung seiner prosaischen Schriften; erst seit 1838 steht sie, ohne die abgequälte Widmung an den Herzog, in der Cotta'schen Gesammtausgabe. „Der Student von Nassau", vielleicht ein dramatischer Werther, blieb Bruchstück; einen „Cosmus von Medicis", einen Aus-würfling des ersten Sturmdranges mit Reminiscenzen aus Julius v. Tarent von Leisewitz, vernichtete er; die Räuber allein blieben als fertiges Erzeugniß der Schiller'schen Revolutionsepoche. Er warb gewaltsam um die Gunst der Musen; sie kam ihm nicht so freiwillig wie dem großen Freunde. In sturmgepeitschter Leidenschaft mußte er sie er-obern; „zum Poeten hat mich das Schicksal gemacht", gestand er selbst später seinem Körner. Ein Rächer schien ihm der Dichter, Laster und Thorheit zu strafen, Wahrheit und Natur wiedereinzusetzen in dem entweihten Tempel der Menschheit. „In tyrannos!" setzte er als Motto auf das Titelblatt der Räuber, deren gedruckte Exemplare als Selbstverlag im arm-selig verwilderten Zimmer des Regimentsfeldscheers auf-

geschichtet waren, der mit Degen ohne Quaste und mit 10 Thlr. monatlich dem Herzog für genossene Erziehung die Schuld abdienen mußte. Scharffenstein fand ihn auch in dieser militärischen Zwangstracht lächerlich; er verglich ihn mit einem langbeinigen Storche. Parade und Lazarethbesuch ekelten ihn an, oder er verschrieb Dosen wie ein Pferdearzt. Auf den Tod von Genossen dichtet er wiederholt „Leichenphantasieen", und unternimmt, um Geld für die Kneipe zu erpressen, „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen". Zur Genesung des Herzogs lautet darin ein Gedicht: „Trügt Ihr nicht gern die Ketten, Republiken, wär' Euer Herrscher — Er?" Unter fortgesetztem Streit mit der Censur wird Friedrich von Preußen gepriesen, Joseph mit Enthusiasmus gefeiert, Lessing's Tod gemeldet (1781). Später, in der Ankündigung der „Rheinischen Thalia", beklagte Schiller, daß die Akademie ihm den Umgang mit Frauen versagte. Nur Männerfreundschaft habe er in der Jugend gehabt; freilich gesteht er dort auch als Irrthum ein, Menschen schildern zu wollen, eh' er welche kennen gelernt. Der Regimentsfeldscheer gewann indeß die Neigung seiner Wirthin, der Hauptmannswittwe Frau Luise Vischer. Diese Blondine mit blauen Augen, 30 Jahre alt, war die Laura in seinen Gedichten erster Periode voll Qual, Sturm, Verzweiflung und moralischer Kämpfe. Sie beförderte, wie auch Frau v. Wolzogen, die edle Mutter seines Freundes Wilhelm, seine zweite Flucht nach Mannheim. Nach Schiller's dauernder Trennung von der Heimath entfloh Frau Luise mit einem jungen Akademiker,

der sie heirathete, und starb 1816; ihre Schatulle mit Briefen des Dichters wurde ihr, wie sie sagte, entwendet. Schiller's Briefe an sie waren vielleicht, wie Palleske meint, „Lauragedichte in Prosa". Der ersten Flucht, um der Aufführung der Räuber in Mannheim beizuwohnen, folgte nach vierzehntägigem Arrest auf des Herzogs Verbot, mit dem Auslande zu verkehren und ohne sein Wissen etwas herauszugeben, nothgedrungen — als Rettungsact des Dichters und des freien Menschen — die zweite Flucht, die ihn stillschweigend verbannte. Er vertraute sich Dalberg an und bat um „Rettung". Seit dem 13. Januar 1782, dem Tage der ersten Aufführung der Räuber, war dies Stück auf den Brettern. Lessing war todt, aber die Hamburger Schule mit Eckhof hatte Fuß gefaßt auf der deutschen Bühne, selbst in Wiens „Nationaltheater", und seit Schröder's Gastspiel auch in Mannheim. Von Eckhof hieß es, er lausche selbst in der Perrücke, selbst auf den Stelzen der französischen Alexandriner, der Natur die Wahrheit ab. Iffland, 23 Jahre alt, spielte in Mannheim den Franz Moor, Fleck in Hamburg den Karl; in Leipzig verbot man die Räuber während der Messe, um „den Anreiz zur Dieberei zu vermeiden". Das Stück war ein ungeheures Ereigniß, ob es schon in seinem Nachgefolge, mit der Fluth der Räuberromane von Spieß, Cramer und Vulpius, unheilvoll wirkte. Dalberg hatte das mittelalterliche Costüm erzwungen, Spiegelberg verkündete in Mannheim den ewigen Landfrieden und Karl Moor erhielt Gelegenheit auf die Verweichlichung Deutschlands in einem matten Frieden

zu fluchen; „sein dintekleckſendes Jahrhundert“ blieb dann freilich mit der Romantik ſeines Wamſes in craſſem Widerſpruch. Der Dichter hatte ſich geſträubt und entgegnet, ein Menſch des Mittelalters könne nicht ſo ſophiſtiſch wie sein Franz räſonniren. Doch! ſagte Dalberg, mit Ariſtoteliſchen Finten! Und nach ſeinem Vorſchlag wurde Amalie von Karl nicht erſtochen, ſondern erſchoſſen. Schiller fügte ſich; nur als ſein Karl ſich ſelbſt umbringen ſollte, widerſetzte er ſich hartnäckig. — Eine „Anthologie, gedruckt in Tobolsko“, brachte auf eigne Koſten, ohne Glück, Schiller's Lauragedichte, auch die Schlacht („In der Bataille“), „die ſchlimmen Monarchen“, den „Venuswagen“, beide letztere nicht aufgenommen in die Sammlung der Werke. Man kennt auch Selbſtrecenſionen Schiller's über die Räuber aus jener Zeit; ſie ſind nicht ohne Ironie gegen ſich ſelbſt mit der Andeutung, „Ueberſpannung“ ſei noch nicht „Stärke“. Dalberg's Halbheit rettete ihn nur halb; er wollte Schiller als Theaterdichter und zur Verbeſſerung ſeiner eignen Machwerke ausnutzen. Den Fiesco las der Dichter in ſeiner ſchwäbiſchen Mundart und eintönigem Pathos den Schauſpielern vor, und die Hörer entliefen ihm; nur Iffland hielt aus. Schiller mußte auf einen neuen Zufluchtsort ſinnen; Frau v. Wolzogen eröffnete ihm zu Bauerbach in Thüringen ein Aſyl.

Mit „Luiſe Millerin“ (ſpäter auf Iffland's Rath „Cabale und Liebe“) im Kopfe, ſelbſt mit dem erſten, rohen Plan zu Don Carlos beſchäftigt, erlebte er für ſein Herz hier den erſten ſüßen Rauſch der Liebe. Aber es war eine Illuſion

voll irrer Zweifel; sein Herz war sogar getheilt zwischen schwärmerischer Sohnesliebe zu Frau v. Wolzogen und sanfter Zärtlichkeit zur Tochter Charlotte; er wußte in der That nicht, ob er die Mutter mehr anbete, oder die Tochter mehr liebe, Jene glühender vergöttern oder Diese umarmen möchte. Er kehrte nach der Idylle in Bauerbach nach Mannheim zurück, Dalberg hatte wieder mit ihm angeknüpft, und aus Briefen von dort wird sein Zustand ersichtlich. Die ersten Ausbrüche seiner unklaren Doppelleidenschaft datiren schon unterweges. „Liebste, zärtlichste Freundin," schreibt er an die Mutter, „der Verdacht, daß ich Sie verlassen könnte, wäre bei meiner jetzigen Gemüthslage Gotteslästerung." Aus Frankfurt: „So lange werden Sie mir wohl glauben, daß ich Sie im Herzen trage, wie ich mich selbst in der Hand Gottes getragen wünsche. O meine beste, liebste Freundin, unter dem schrecklichen Gewühl von Menschen fällt mir unsere Hütte im Garten ein." Das klang fast Wertherisch, und doch war es eine Römerseele, die hier der Reiz für Frauen beschlich. Aus Mannheim schreibt er: „Ich will mich oft aus dem Cirkel der Gesellschaft losreißen und auf meinem Zimmer schwermüthig nach Ihnen hinträumen und weinen. Bleiben Sie, meine Liebe, bleiben Sie, was Sie mir bisher gewesen sind, meine erste und theuerste Freundin, und lassen Sie uns ein Beispiel unverfälschter Freundschaft sein. Wir wollen uns Beide besser und edler machen, wir wollen durch wechselseitigen Antheil und den zartesten Bund schöner Empfindungen die Glückseligkeit dieses Lebens er-

schöpfen und am Ende stolz auf dies reine Bündniß sein."
Und hinter dem Schleier dieser edlen Empfindung — so wunderbar sind die Selbsttäuschungen des Herzens! — blickte doch sein eigentliches Gefühl, seine Liebe zur Tochter hervor; denn er ist kühn genug, die Mutter zu bitten, Lotte „in seinem Namen zu küssen". — „Wieviel", heißt es in einem andern Briefe, „wie unendlich viel haben Sie nicht schon an meinem Herzen verbessert; und diese Verbesserung, freuen Sie sich, hat schon einige gefährliche Proben ausgehalten. Fühlen Sie ihn ganz, den Gedanken, Denjenigen zu einem guten Menschen gebildet zu haben und noch zu bilden, der, wenn er schlecht wäre, Gelegenheit hätte, Tausende zu verderben."

Dies Selbstgefühl gab ihm oder steigerte in ihm die edle Freundin, die ihrerseits düstere Tage verlebte, da sie ihm die Tochter versagen mußte. Aber sie bereitete die Läuterung in seinem Wesen vor und gab ihm die Haltung, die er jetzt auch Dalberg gegenüber behauptete. Der gewaltige Ruf seines Namens stellte ihn auch bereits auf ein Piedestal, Höflingen und Krämern gegenüber. Er wird gesucht, gefeiert, aber das Klima macht ihn fieberkrank und er verspeist „Chinarinde wie Brot". — Das Verhältniß als Theaterdichter in Mannheim, mit 300 fl. für 3 Stücke jährlich, dauerte nur vom September 1783 bis September 1784. Er scheiterte in Mannheim, wie Lessing 16 Jahre vorher in Hamburg, an der Gründung eines Nationaltheaters im großen Styl. Fiesco mißfiel und Schiller sagte: „In den Pfälzern fließt kein römisch Blut." In Berlin, in Wien zündete das Stück,

Kaiser Joseph soll 1787 eigenhändig die Scenerie angeordnet haben; aber zu spät, der Dichter war mit dem Schmerzensruf: „Das Schicksal erlahme an meinem Stolz!“ schon wieder Flüchtling geworden und nur der Schooß treuer Freundschaft gab ihm ein Asyl. Cabale und Liebe hatte ihm am 15. April 1784 noch eine große Huldigung in Mannheim gebracht; das gesammte Publicum hatte sich jubelnd erhoben, und Schiller sich über den Rand der Loge verneigt. Aber seines Bleibens war doch nicht; er konnte nicht bestehen und alte Verschuldungen drückten ihn. Selbst der Arm einer neuen, schwärmerisch begeisterten, ihn vergötternden Freundin, Charlotte v. Kalb, hält ihn nicht, er reißt sich von der schamanenhaft verzückten Circe los, die ihn zum Halbgott stempeln will, und folgt dem Schicksalsruf der Freunde, die ihn nach der Ferne locken.

Vier Menschen in Sachsen fühlten den Drang, dem gewaltigen Dichter der Räuber und des Fiesco über die weite, trennende Strecke hinüber die Hand zu reichen: des spätern Theodor Körner damals noch junger Vater, Christian Gottfried Körner, Ludwig Ferdinand Huber und zwei Töchter des Kupferstechers Stock in Leipzig, desselben Künstlers, bei welchem der Student Goethe im Radiren Unterricht genommen. Minna Stock war Körner's Braut. Es war im Juni 1784. „Zu einer Zeit,“ — so beginnt der Sturmdrang der Verehrung, — „da die Kunst sich immer mehr zur feilen Sklaverei reicher und mächtiger Wollüstlinge herabwürdigt, thut es wohl, wenn ein großer Mann auftritt und zeigt,

was der Mensch auch jetzt noch vermag. Der bessere Theil der Menschheit, den seines Zeitalters ekelte, der im Gewühl ausgearteter Geschöpfe nach Größe schmachtete, löscht seinen Durst, fühlt in sich einen Schwung, der ihn über seine Zeitgenossen erhebt, und Stärkung auf der mühevollsten Laufbahn nach einem würdigen Ziele. Dann möchte er gern seinem Wohlthäter die Hand drücken, ihn in seinen Augen die Thränen der Freude und der Begeisterung sehen lassen, daß er auch ihn stärkte, wenn ihn etwa der Zweifel müde machte: ob seine Zeitgenossen werth wären, daß er für sie arbeitete" u. s. w. Der Brief war ohne Namensunterschrift, aber mit den Bildnissen der vier begeisterten Menschen und einer von Körner verfaßten Composition des Liedes, das Amalie in den Räubern singt, begleitet. Schiller antwortete erst im December jenes Jahres; erst in einer schwachen Stunde, unter Noth und Drangsal fast erliegend, erinnerte er sich, daß in der Ferne Herzen für ihn schlugen. Körner sendet eine Summe Geldes und Schiller trifft den 17. April 1785 in Leipzig ein. Wie es seine Art war, nichts in kleinem Maßstabe, Alles groß zu nehmen, so hat er sich metaphysisch den Gewinn begeisterter Seelen zurecht gerückt und definirt die Schwärmerei der Freundschaft für die besten Triumphe des ringenden Geistes; „Verbrüderung der Geister", schreibt er, „ist der unfehlbarste Schlüssel zur Weisheit." Die in Mannheim unternommene Thalia und Carlos beschäftigen ihn fortgesetzt; er denkt zugleich an sein „Autor-Commerce". Man hat ihm den Fiesco im Druck verhunzt und wider seinen

Willen eine zweite Auflage davon gemacht. Er beginnt praktisch zu werden, will im Selbstverlage seine Werke veröffentlichen, die Räuber in gesäuberter Gestalt und mit einem Nachtrag in einem Acte: „Räuber Moor's letztes Schicksal", neu erscheinen lassen. Körner wird auch für des Dichters inneres Leben ein Helfer in der Noth, ein wohlthuender Ordner. — Drei Jahre älter, 1756 in Leipzig geboren, Sohn eines dortigen Superintendenten, hatte er, ursprünglich ebenfalls zum Theologen bestimmt, bei wiederholtem Wechsel seiner Studien wie auf Reisen sich eine freie wissenschaftliche Uebersicht und eine Universalität erworben, die dem hochstrebenden, aber gequälten Dichter bei seinem Mangel an Ruhe noththat. Körner hatte und gab Alles, was dem Freunde fehlte; in den Genuß des väterlichen Vermögens gesetzt, hatte er mit dem Edelsinn auch die Mittel, von des Dichters Brust die materiellen Sorgen abzuwälzen, ihm über diese kritische Periode seines drangsalvollen Lebens hinwegzuhelfen. Im Studium der Kant'schen Philosophie begegneten sich Beide ohnedies bald im Reiche des Denkens. Die tiefste Herzensgüte und der klarste Verstand waren in Christian Gottfried Körner vereinigt. Er war, wie Schiller später an die Schwestern v. Lengefeld schrieb, „kein imposanter Charakter, aber desto haltbarer und zuverlässiger auf der Probe. Sein Herz ward nie von einem falschen Klange überrascht, sein Verstand war richtig, unbefangen und kühn, in seinem ganzen Wesen war eine schöne Mischung von Feuer und Kälte; freier von Anmaßung als er war Niemand." Als am

7. August 1785 zu Leipzig in Körner's väterlichem Garten=hause, da, wo sich zwischen der Pleißenburg und der katho=lischen Kirche jetzt eine Brücke befindet, ein Kreis frohbewegter Menschen beisammen war, des Freundes Hochzeitfest zu feiern, schwoll auch des Dichters Herz hoch auf, und wie es seine Weise war, Irdisches an Göttlich=ewiges zu knüpfen, so ent=stand der Hymnus „An die Freude" als ein Nachklang der Stimmung jenes Festes. Körner selbst ist Gewährsmann, daß dies hohe Lied in Gohlis geschaffen wurde, in jenem dörflichen Häuschen, das der Leipziger Schillerverein zum bleibenden Denkmal machte. Daß der Rausch der Freude in dieser Hymne eigentlich der Freiheit habe gelten sollen, hat sich nicht nachweisen lassen. Sonst war des Dichters Leben in Gohlis „einsiedlerisch, traurig und leer." Leipzig war seit dem siebenjährigen Kriege heruntergekommen. Die Messe stellte nur gemach den gestörten europäischen Verkehr wieder her, Alles war noch auf nächsten Noth= und Brot=erwerb gerichtet. Neben buchhändlerischer Freibeuterei wucherte litterarische Handlangerei; das Leben war flach geworden bei aller Betriebsamkeit. Der Dresdener Hof verbot alles ernste Drama; nur mit Mühe gelang es mit Reineke den Fiesco geben zu dürfen. Dieser Anhänger der Hamburger Schule ward für Schiller auch Veranlassung, den gleich An=fangs in Jamben gedachten und begonnenen Carlos in Prosa abzufassen, bis das Gedicht schließlich von neuem den Kothurngang des Verses unabweislich forderte. Wo Weisse's Kinderfreund grassirte, lief fast auch ein Schiller mit seinem

Dithyrambenschwung Gefahr, zu versanden. Der gequälte Flüchtling wollte in der That ein bürgerlich solider Mensch in Leipzig werden, sei's als Jurist, sei's als Mediciner. Und dazu gehörte ein eheliches Leben; die Schwestern Stock waren ja an der Seite der Freunde so glücklich! Schiller griff in seine Mannheimer Vergangenheit zurück und fand, Margarethe Schwan sei vielleicht ein passendes Wesen für ihn. Er schrieb an den Vater und hielt bei ihm um ihre Hand an. Buchhändler Schwan soll, ohne der Tochter davon zu sagen, erwiedert haben, Margarethe passe nicht für ihn. Nach anderer Mittheilung hat ihn der Vater an die Tochter verwiesen, an die sich ein Liebender mit seinem Antrag zuerst zu wenden habe. Dies unterblieb; mithin war der Plan Schiller's keine ernste Herzenssache, nur ein Nothbehelf in arger Bedrängniß. Gebt mir eine Frau und einen ruhigen, gesicherten häuslichen Heerd, hat er ausgerufen, und ich will Euch jährlich eine Friedericiade, eine classische Tragödie und ein halb Dutzend schöner Oden liefern! Die Freundschaft füllte damals den leeren Platz in seiner Seele aus; gute, begeisterte Menschen trugen ihn wie auf Händen. Mit Dr. Albrecht, dem Gatten der Schauspielerin Sophie, geht er nach Dresden, wohin Körner als Consistorialrath berufen ist, und schreibt auf dessen Weinberg in Loschwitz alsbald an Huber, der in Leipzig blieb, um sich der Diplomatie zu widmen, während Minna Stock's Schwester dem Körner'schen Paare gefolgt ist.

Das Jahr 1786 ist nicht reich an Briefen; das Glück persönlichen Verkehrs verdrängt den schriftlichen Wort-

wechsel; nur die kleine Episode einer Reise Körner's, während Schiller daheim bleibt und den Weinberg hütet, bringt einigen brieflichen Erguß. Der Dichter spricht seine Furcht aus, seine Tragödie Carlos werde nur „einige Funken" von dem erhalten, was in ihm brenne und lodere! Er hielt noch für kühl und frostig, was uns wie heißer Lavastrom erscheint. Seine Wehklage, er werde sich „zur Messe" mit dem Werk „übereilen müssen", klingt wie schneidender Spott gegen seine hohe Sendung. Die Dresdener Freunde waren viel bemüht, diese Kluft in seinen Stimmungen auszugleichen, seinen Gedankengang zu regeln, die Werkstatt seiner Thätigkeit zu ordnen. Das mit Körner gemeinsame Studium Kant's veranlaßte die „Philosophischen Gespräche"; der Freund ist unter den beiden Briefwechselnden der kritische Raffael, der in Julius den Dichter zu widerlegen sucht. Auch historische Forschungen erfüllten ihn in Dresden; er wollte die Geschichte der merkwürdigsten Revolutionen schreiben; ihn reizte das Zusammenbrechen alter morscher Zeitalter unter dem kühnen Geist der Neuerung, die an die Zukunft appellirt. Der Marquis Posa in ihm regte sich auch als Geschichtschreiber. Der „Geisterseher" blieb in Dresden Bruchstück. Groß gedacht, mächtig empfunden, wie Alles was ihn erfüllte, bewundernswürdig sogar in den tiefen Zügen einer seltenen Seelenmalerei, fehlt diesem Torso allerdings die behagliche Breite, die man vom Roman fordert, vielleicht auch die Klarheit des Plans für Fortsetzung und Schluß, so daß der Dichter den Stoff fallen ließ, weil er für die aufgerufenen Geister geheimnißvoller

Wirren keinen rechten Ausgang wußte. Er schalt das Werk sogar später eine „Farce“; die Weltgeschichte allein sei für große Seelen der wahre Roman. Das Werk aber sollte auch für sein Leben als Mensch in Dresden einen Bruch bezeichnen. Im Loschwitzer Gartenhäuschen, das der Schillerverein geweiht hat, war indessen die mächtigste seiner Dichtungen, ganz groß wie er sie zuerst gedacht und ganz voll wie er sie von neuem in Angriff genommen, glücklich zu Ende gebracht. Dalberg will den Carlos aufführen, Göschen ihn drucken, Schröder in Hamburg hat sich zum Verse bekehrt, nur Reineke in Leipzig will von dem prosaischen Carlos nicht lassen*): — plötzlich reißt sich Schiller aus dem Dresdener Freundeskreise, der dies alles betreiben hilft, gewaltsam los und wir sind mit ihm (im Juli 1787) in Weimar. Die Freunde selbst trieben ihn fort, es war nicht sowohl eine Katastrophe, die seinem Herzen drohte, es war eine intrigante Schlinge, der er entzogen werden mußte, so daß abermals eine Flucht seine Rettung wurde.

Es war ein Fräulein Henriette v. Arnim, für die der Dichter im Winter von 1786 zu 87 in Dresden erglühte.

*) Den 30. August 1787 gab Schröder das Stück in Jamben. Reineke folgte in Leipzig mit dem Werk in Prosa mit der Schlußscene, in welcher der Prinz sich ersticht und Philipp vor der als unschuldig erkannten Königin auf die Leiche des Sohnes niederstürzt. In Berlin, wo der neue König nach Friedrichs des Gr. Tode noch die ersten Honigmonate seiner Herrschaft schmeckte, erlebte das Stück in Versen seine erste mächtige Wirkung. Prag und Dresden folgten mit dem Werk in Prosa.

Auf einer Maskerade begann die Bekanntschaft, und sie wurde ihm geheimnißvoll für seinen „Geisterseher", mit welchem er sich trug, zum Urbild der schönen Griechin, für welche der Prinz im Roman sich leidenschaftlich entzündet. Die Bekanntschaft setzte sich fort, der Dichter schien erhört zu werden; aber die Mutter der Dame, heißt es, begünstigte ihn nur so weit, um ihn für reich dotirte Cavaliere als Reizmittel zur Eifersucht zu benutzen. Arg- und ahnungslos hatte der Dichter, ganz in sein schwärmerisches Gefühl getaucht, kein Ohr, kein Auge für die Intrigue, die man mit ihm spielte, bis die Freunde ihn fast gewaltsam losreißen und entfernen mußten. Henriette wurde später Gattin eines Grafen Kunheim, der nach Preußen zog und sich mit ihr auf einem Gute bei Friedland ansiedelte. Als Wittwe ist sie später nach Dresden zurückgekehrt und dort 1847 gestorben. Außerdem, daß sie als schöne Griechin im Geisterseher unsterblich blieb, hat man auch ein an sie gerichtetes Gedicht in Schiller's Lyrik, beginnend: „Ein Maskenball, ein treffend Bild von diesem Leben, hat Dich zur Freundin mir gegeben." In den gesammelten Werken findet es sich, abgekürzt, mit der Ueberschrift: „Der Kampf". Der erneute Verkehr mit Charlotte v. Kalb in Weimar verdrängte bald die Erinnerung an die vorüberflatternde Sylphe seines Dresdener Lebens.

Die deutsche Memoirenlitteratur hat sich auch auf diese Gestalt ausgedehnt, und sie hat unter den Frauen, die auf Schiller gewirkt, neben seiner Gattin das meiste Anrecht, in der Halle seines Ruhmes mit dem Kranz in der Hand, der

seiner Stirne gebührt, Wache zu halten. Man ist gewohnt, in Schiller's Dichtungen nur weibliche Figuren zu finden, in deren Zeichnung der Poet sich Fehlgriffe gegen die Natur des Weibes zu Schulden kommen ließ, seine Unkenntniß der Frauenart verrieth. Entweder gab er Mißgebilde, wie im Fiesco dessen Gattin und die Gräfin Imperiali, oder in seiner spätern Zeit sublime Idealitäten, denen der Boden der Wirklichkeit fehlt, wie die Jungfrau von Orleans, welche im Bereiche heroischer Verzückung wie eine Nachtwandlerin einherschreitet und ihre Größe nur in der Verleugnung der weiblichen Natur bekunden soll. Aber man vergißt Gebilde wie die Königin im Carlos. Eine schönere Harmonie weiblicher Kräfte, eine idealere Gestalt voll entschiedener Wirklichkeit ist nicht leicht zu finden mitten im wilden Conflict einer leidenschaftlich bewegten Männerwelt. Was Frau v. Stein für Goethe, das war, sagt man, in ähnlicher Weise Frau v. Kalb für Schiller, Jene für die Iphigenie, Diese für die Königin im Carlos das Urbild.

In Schiller's Briefwechsel mit Körner wurde die Welt zuerst auf diese Freundin des Dichters als eine lebendig wirkende Muse seiner Poesie aufmerksam. Aber schon Karoline v. Wolzogen, eine Verwandte Charlottens, berichtete im Leben Schiller's von ihr. Dieselbe schrieb sehr einfach: „Die Bekanntschaft mit der Frau v. K— wurde bei dem längern Aufenthalt derselben in Mannheim zur Freundschaft. Sie war die erste geistvolle und vielseitig gebildete Frau, mit der er in näherem Verhältniß stand, und er äußerte gegen uns, daß ihr Umgang während der Ausarbeitung des

Don Carlos sehr belebend auf ihn gewirkt, ja daß sie zu einigen Zügen der Königin Elisabeth die Veranlassung gegeben habe. Ihr Geist hatte früh eine ernsthafte Richtung genommen. Bei höherer Stellung und Ansicht des Lebens waren ihr die Formen der Weltverhältnisse eigen; auch wirkte sie günstig auf Schiller's Haltung im geselligen Leben. Sein Genius fand bei ihr die Freiheit und Wärme des Begegnens in Gefühl und Ideen, deren er bedurfte, und die zarte Schonung der Freundschaft in leidenschaftlichen Stimmungen."

Nach dem was wir in Schiller's Bekenntnissen an Körner zwischen den Zeilen lesen, waren die Scenen zwischen der Königin und dem Marquis Posa in dem Verhältniß des Dichters zu Charlotte v. Kalb gleichsam vorgebildet. Mitten in seinen Weltplanen fühlt der Freiheitsheld eine Liebe zum Weibe sich bis zu dem emphatischen Ausbruch: „O Gott, das Leben ist doch schön!" in sein Herz schleichen, da er dies Weib für das Ideal seines heiligsten Glaubens, für die Entwürfe seines Freiheitsgefühls, so wunderbar tief und so weiblich rein und klar, empfänglich sieht. Das Stück hat bekanntlich in seiner Abfassung zwei Epochen gehabt, Posa wird in der Mitte Held und Centrum und aus einem Familientrauerspiel à la Cabale und Liebe in Prosa wird eine wunderbar große Welttragödie in Versen, eine Geisterschlacht zwischen den Freiheitsideen der aufwachenden Menschheit mit der finstern Tyrannei des hinabsteigenden Jahrhunderts. Für diesen Wendepunkt des großen Drama's soll Charlotte gleich-

27*

sam die Angel, Königin Elisabeth im Stücke der poetische Abdruck und Abglanz gewesen sein.

Charlotte Marschalk von Ostheim war 1761 zu Waltershausen im Grabfeld geboren. Die Familie gehörte zur fränkischen reichsunmittelbaren Ritterschaft. Die Jugenderziehung Charlottens war entschieden katholisch. Um so gewaltsamer in ihr die Sprache der ersten Emancipation; sie sprach in ihren brieflichen Aeußerungen fast die Sprache der Schiller'schen Räuber. Durch die ältere Frau v. Wolzogen in Bauerbach lernte Charlotte das Revolutionswerk jener Schiller'schen Dichtung kennen. Sie schrieb darüber: „Ich las das Trauerspiel wiederholt, doch manches konnte ich nicht erfassen. Einzelnes mir von höchster Bedeutung. Wie spricht Amalia das Unerklärliche aus, die seelenreiche subtile Wahrheit; so allein der Schonung würdig. Das in reiner Wesenheit Wahrgenommene erkennen, welches kein Widerspruch löst, denn es ist von und für den unendlichen Geist des Lebens. Welcher Inhalt in den Worten: ‚Du hassest ihn, Du hassest mich doch auch?' — Die Monologen, worin das Ideal des Guten wie des Lasters ausgesprochen ist! Eine Stelle hat mich besonders ergriffen: ‚Wo die einsame Nacht und die ewige Wüste meine Aussichten sind, da würde ich die schweigende Oede mit meinen Phantasien bevölkern, und hätte die Ewigkeit zur Muße, das verworrene Bild des Elends zu zergliedern. Werden wir so den Abend des Lebens beschließen — ist also das erkennende Bewußtsein?' — Weissagende Rede, Macht der Dichtung, du nährst dich aus der Quelle des tiefsten Leids."

Sie ahnte, als sie diese Worte schrieb, noch nicht, wie nah ihr der Dichter der Räuber stehen würde. — Nach dem Abschluß des Versailler Friedens, 1783, kam Heinrich v. Kalb als französischer Offizier des Regiments Zweibrücken aus America zurück. Er trat in die Dienste des Kurfürsten von der Pfalz, und kam mit Charlotten, die seine Gattin ohne Wahl und Neigung wurde, nach Mannheim. Schiller hatte in Bauerbach als Flüchtling ein Asyl gehabt, den Rest des Jahres 1782 und die erste Hälfte von 1783 in der waldigen Einsamkeit des Rhöngebirges zugebracht. Im Juli ging er auf den Ruf seiner Freunde nach Mannheim zurück, und so führten Zufall und Schickung Dichter und Freundin dort näher zusammen. Charlotte charakterisirt uns den Eindruck von Schiller's Person aus jener Zeit in denkwürdigen, wenn auch etwas gespreizten Worten. „In der Blüthe des Lebens", schreibt sie in ihren Denkwürdigkeiten, „bezeichnete er des Wesens reiche Mannichfalt, sein Auge glänzend von der Jugend Muth; feierlicher Haltung, gleichsam sinnend, von unverhofftem Erkennen bewegt. Bedeutsam war ihm so manches was ich ihm sagen konnte, und die Beachtung bezeigte, wie gern er Gesinnungen mit empfand. — Einige Stunden hatte er geweilt — da nahm er den Hut und sprach: ‚Ich muß eilen in das Schauspielhaus.' — Später habe ich erfahren, Cabale und Liebe wurde diesen Abend gegeben, und er habe den Schauspieler ersucht, ja nicht den Namen Kalb auszusprechen. — Bald kehrte er wieder — freudig trat er ein, Willkommenheit sprach aus seinem Blick. Durch Scheu

nicht begrenzt, traulich, da gegenseitig mit dem Gefühl des Verstandenseins das Wort gesprochen werden konnte, löste der Gedanke den folgenden Gedanken ohne Wahl oder Nachsinnen. — Wohl die Rede eines Sehers. — Im Laufe des Gesprächs rasche Heftigkeit, wechselnd mit fast sanfter Weiblichkeit, und es weilte der Blick von hoher Sehnsucht beseelt. — Vollendet ist was uns verschwunden, allein jene heitere Gelassenheit des Gemüths — möchte sie immer möglich sein! — Am folgenden Tage sahen wir den reichen Schatz der Antiken, die hier bewahrt und schön geordnet. Was klar der Geist ersonnen, ist Lust dem Aug', ergreift entzückt des Menschen Herz. Schauer der Sehnsucht bewegten ihn, denn er fühlte wohl — auch ich vermag! Belebt durch solche Genüsse verging der Tag. — O daß ähnlicher werde Leben und Kunst!"

So rhapsodisch und pythisch dunkel berichtete noch am Rande des Grabes die erblindete Greisin von dem ersten persönlichen Begegnen mit dem Dichter. Sie schilderte später dann auch noch ein Gastmahl in ihrer Häuslichkeit, an welchem Schiller Theil nahm. Es war das erste Mal, daß ihn ein Weib vergötterte, das erste Mal, daß eine Dame der höhern Gesellschaft begeistert für ihn fühlte; die Anmuth in den Umgangsformen der feinen Welt ward ihm damit erschlossen. Es war ihm sogar ein längeres, ungestörtes „Beisammenleben in reiner Atmosphäre" mit ihr möglich. Im Juli 1787 sah er Charlotte in Weimar wieder. Von dieser Zusammenkunft schreibt Schiller an Körner: „Unser erstes

Wiedersehen hatte so viel Gepreßtes, Betäubendes, daß mir's unmöglich fällt es Euch zu beschreiben. Charlotte ist sich ganz gleich geblieben, bis auf wenige Spuren von Kränklichkeit, die der Paroxysmus der Erwartung und des Wiedersehens für diesen Abend aber verlöschte, und die ich erst heute bemerken kann. Sonderbar war es, daß ich mich schon in der ersten Stunde unseres Beisammenseins nicht anders fühlte als hätte ich sie erst gestern verlassen; so einheimisch war mir Alles an ihr, so schnell knüpfte sich jeder zerrissene Faden unseres Umgangs wieder an." — An einer andern Stelle schreibt er: „Charlotte ist eine große, sonderbare weibliche Seele, ein wirkliches Studium für mich, die einem größeren Geist als der meinige ist, zu schaffen geben kann. Mit jedem Fortschritt unseres Umgangs entdecke ich neue Erscheinungen in ihr, die mich wie schöne Partien in einer weiten Landschaft überraschen und entzücken. Mehr als jemals bin ich jetzt begierig, wie dieser Geist auf den Eurigen wirken wird. Herr v. Kalb und sein Bruder werden im September eintreffen und Charlotte hat alle Hoffnung, daß unsere Vereinigung im October zu Stande kommen wird. Aus einer kleinen Bosheit vermeidet sie deswegen auch in Weimar die geringste Einrichtung für häusliche Bequemlichkeit zu machen, daß ihn die Armseligkeit weg nach Dresden treiben soll. Sind wir einmal da, so läßt man Euch für das Weitere sorgen. Die Situation des Herrn v. Kalb am Zweibrück'schen Hofe, wo er eine Carriere machen dürfte, wenn der Kurfürst von der Pfalz sterben sollte, läßt sie vielleicht

zehn bis fünfzehn Jahre über ihren Aufenthalt frei gebieten."

Inzwischen widmete sich in Weimar die Freundin ganz dem Dichter, sie trug Sorge für seine häusliche Einrichtung und vermittelte seine spröde Natur überall mit der Wirklichkeit und dem Leben. Beide machten aus ihrem Verhältniß kein Geheimniß und die Gesellschaft dort war gewohnt, daß Personen aus freier Wahl und Neigung sich ganz angehörten, selbst wenn Form und Schicksal anders über sie verfügten. Man nahm sie stillschweigend als zu einander gehörig an, lud sie nicht anders als zusammen ein und fand es natürlich, daß er einen großen Theil des Tages förmlich bei ihr lebte. Charlotte gewann eine Seelenheiterkeit, die bis zum Muthwillen stieg, und ihre Lebhaftigkeit ergriff auch den Dichter, der in einer ihm bisher feindlichen Welt dem Leben gegenüber zu verhärten drohte. Unter dem Sonnenschein ihrer Neigung wurde sein Herz warm für den Verkehr mit Menschen, während sein Geist, wie Marquis Posa, lediglich für die großen Aufgaben seiner Mission erglühte. Er schrieb 1787 an Körner: „Kannst Du mir glauben, lieber Körner, daß es mir schwer, ja beinah unmöglich fällt über Charlotten zu schreiben? Und ich kann Dir nicht einmal sagen warum. Unser Verhältniß ist — wenn Du diesen Ausdruck verstehen kannst — wie die geoffenbarte Religion auf den Glauben gestützt. Die Resultate langer Prüfungen, langsamer Fortschritte des menschlichen Geistes sind bei dieser auf eine mystische Weise avancirt, weil die Vernunft zu langsam dahin-

gelangt sein würde. Derselbe Fall ist mit Charlotten und mir. Wir haben mit der Ahnung des Resultates angefangen und müssen jetzt unsere Religion durch den Verstand untersuchen und befestigeu. Hier wie dort zeigen sich also nothwendig alle Epochen des Fanatismus, Skepticismus, des Aberglaubens und Unglaubens, und dann wahrscheinlich am Ende ein reiner und billiger Vernunftglaube, der der alleinseligmachende ist. Es ist mir wahrscheinlich, daß der Keim einer unerschütterlichen Freundschaft in uns Beiden vorhanden ist, aber er wartet noch auf seine Entwicklung. In Charlottens Gemüth ist übrigens mehr Einheit als in dem meinigen, wenn sie schon wandelbarer in ihren Launen und Stimmungen ist. Lange Einsamkeit und ein eigensinniger Hang ihres Wesens haben mein Bild in ihrer Seele tiefer und fester gegründet, als bei mir der Fall sein konnte mit dem ihrigen. Ich habe Dir nicht geschrieben, welche sonderbare Folge meine Erscheinung auf sie gehabt hat. Vieles was sie vorbereitet, kann ich jetzt nicht auch wohl schreiben. Sie hat mich mit einer heftigen, bangen Ungeduld erwartet. Mein letzter Brief, der ihr meine Ankunft gewiß versicherte, setzte sie in eine Unruhe, die auf ihre Gesundheit wirkte. Ihre Seele hing nur noch an diesem Gedanken — und als sie mich hatte, war ihre Empfänglichkeit für Freude dahin. Ein langes Harren hatte sie erschöpft, und Freude wirkte bei ihr Lähmung. Sie war fünf, sechs Tage nach der ersten Woche meines Hierseins fast jedem Gefühle abgestorben; nur die Empfindung dieser Ohnmacht blieb ihr und

macht sie elend. Ihr Dasein war nur noch durch convulsivische Spannungen des Augenblicks hingehalten. Du kannst urtheilen, wie mir in dieser Zeit hier zu Muthe war. Ihre Krankheit, ihre Stimmung und dann die Spannung die ich hierher brachte, die Aufforderung, die ich hier hatte! Jetzt fängt sie an sich zu erholen, ihre Gesundheit stellt sich wieder her und ihr Geist wird freier. Jetzt erst können wir einander etwas sein. Aber noch genießen wir uns nicht in einem zweckmäßigen Lebensplan, wie ich mir versprochen hatte. Alles ist nur Zurüstung für die Zukunft. Jetzt erwarte ich mit Ungeduld eine Antwort von ihrem Mann auf einen wichtigen Brief, den ich ihm geschrieben."

Dem Major v. Kalb gegenüber fühlte sich der Dichter natürlich nicht frei. Er erkennt dankbar dessen unveränderte Freundschaft an, welche um so mehr zu bewundern sei, da derselbe seine Frau liebe und Schiller's Verhältniß zu ihr kenne; ob aber seine Billigkeit und Stärke dem Gerede der müßigen Menge und ihrer Ohrenbläserei werde gewachsen sein, das stehe in Frage, denn wenn auch der Glaube an seine Frau niemals bei ihm wanken werde, so habe er doch ein empfindliches Ohr für die zischelnde Welt, die einmal nicht im Stande sei, derartige reine Verhältnisse in ihrer Wesenheit zu erfassen und zu verstehen. Die Erscheinung des Mannes rief eine Krisis hervor. Charlotte v. Kalb schreibt in ihren Memoiren: „Wer denkt, darf nie klagen, und wer erkennt, weiß, daß Unvermeidliches ihn betroffen." Mit dieser fast antiken Seelenruhe nahm sie die Schickungen

hin, welche ihr der Lauf des Jahres 1788 brachte. Es muß zu Erörterungen gekommen sein, welche ein geheimnißvoller Nebel bedeckt. Der Major v. Kalb ging wieder nach Frankreich, und Charlotte erwähnt eines Schreibens von F. (Friedrich), in welchem der Dichter einige Monate nach der Abwesenheit des Mannes ihr mit scharfem Ausdruck vorhält, wie es ein falscher Schritt sei, dies Verhältniß nicht ganz zu lösen. Sie sprach von heftigen Klagen und Vorwürfen des Dichters, und die Greisin spricht noch nach so langer Zeit in bewegter Weise von der leidenschaftlichen Wärme in Schiller's Andrang. Eine Stelle seines Briefes lautet: „Diese Erstarrung der Falschheit solle man nicht dulden. Wir wissen längst von uns wie von wahrhaftigen Wesen, aber in dieser Region sind wir uns gegenseitig furchtbar wie Sterne, die sich anziehen und ewig wieder abstoßen."

Möglich, daß der Denker in Schiller auch Frauen gegenüber stärker als der Dichter in ihm gewesen. Es ist aber auch möglich, daß die Unklarheit der Schwebe des Verhältnisses dem Dichter und dem Menschen in ihm widerstrebte. Riß sich doch auch Goethe von dem sublimen Verhältniß zu Frau v. Stein endlich los; aus physischen wie psychischen Motiven. Schiller's Motive zur Trennung von Charlotte v. Kalb waren sittlicher Art. Auch ihrerseits mochten in Berücksichtigung ihres Sohnes Beweggründe trifftiger Art laut geworden sein. Daß Schiller in einem spätern Briefe an Körner von ihr äußern konnte, sie habe „nicht gut" auf ihn gewirkt, beweist seinerseits eine Unklarheit leidenschaftlicher

Stimmung. Das angebliche Urbild seiner Königin im Carlos ist also vom Postamente heruntergestiegen, ist als Modell irre an sich selbst geworden, denn es hatte eine Periode chaotischer Titanenhaftigkeit. Schiller selbst spricht von der dämonischen Unruhe ihres Wesens, von dem krankhaften Sturm ihrer Launen. War der Segen ihres Wesens, die Ruhe edler Haltung vielleicht auf den Dichter, und der Sturm der Unruhe in seinen Dichtungen vielleicht auf sie übergegangen? Gemüther, die im magischen Rapport der Neigung stehen, tauschen oft ihre Naturen gegenseitig aus. — Daß Schiller in jener Zeit des Bruches mit Frau v. Kalb das Wieland'sche Haus zu besuchen begann, wo die Tochter ihn anzuziehen schien, erwähnt Charlotte nicht in ihren Denkwürdigkeiten. Jedenfalls war der Dichter, der bald darauf seine dritte, seine rechte Charlotte fand, ein Anderer, ein Gereifterer als der Sturmdrangsmann der ersten Revolutionsepoche seiner Dichtungen. 1789 geht Schiller nach Jena, ein Jahr darauf wird Charlotte v. Lengefeld seine Gattin, und Charlotte v. Kalb, „wahnsinnig vor Schmerz und Wuth", fordert ihre Briefe zurück, verbrennt die seinigen und ruft Himmel und Hölle über den Verrath des Dichters an ihr zu Zeugen an, — trotzdem sie von ihrem Gatten sich abermals Mutter fühlt! Verwirrung und Wahnsinn reichten sich also hier die Hände, während Frau v. Stein den Bruch mit Goethe, wenn auch bitter, doch immer noch mit edler Haltung ertrug. Schiller's Wort über Frau v. Kalb in jenem Wendepunkt lautet: „Sie war nie wahr gegen mich als

etwa in einer leidenschaftlichen Stunde. Mit Klugheit und List wollte sie mich umstricken; jetzt nicht edel, nicht einmal höflich genug, um mir Achtung einzuflößen." — Sie vergötterte dann bald Jean Paul und fand in Diesem ein Idol, das ihrem Wesen mehr entsprach; sie ward, sagt man, das Urbild zu seiner Linda im Titan. Ihr weiteres Geschick war nicht erfreulich. Im Jahre 1804 ward ihr Besitzstand zerstört, zwei Jahre darauf erschoß sich ihr Gatte, während ihr Sohn unterging oder sich verlor. Mit Schiller war nach und nach wieder eine Anknüpfung hergestellt; er hatte ihr für den Knaben zwei Landsleute als Lehrer empfohlen, Hegel und Hölderlin; der Letztere hat dessen Erziehung eine Zeitlang geleitet. Ihre Begeisterung für den Wallenstein führte schließlich zur Aussöhnung; ihre Flamme für seine hohe Dichtung war geläutert, und er edel genug, ihr zu erwiedern, daß er sich freue, wenn ihr Antheil an ihm gerechtfertigt sei; er seinerseits werde nie vergessen, wieviel er in der Zeit seines Werdens dem „schönen und reinen Verhältniß" zu ihr schuldig war. — Seit dem Ruin ihres häuslichen Wohlstandes siedelte sie nach Berlin über; ihre Tochter wurde Hofdame bei der Prinzessin Marianne von Preußen, und hülfsbedürftig fand sie selbst ebenfalls im Schlosse ein Asyl. Seit 1820 erblindete die Greisin; vor ihrem innern Auge stieg aber dann um so mächtiger die Gestalt des Dichters auf, für den sie, wenn auch verworren und dunkel, doch feurig geschwärmt und den sie, selbst wider die Gesetze der Natur, besitzen zu wollen sich vermaß. Nach ihrem Tode, — sie starb 1843, fast

82 Jahre alt, — erschien in Berlin (1851) unter dem Titel: „Charlotte. Für die Freunde der Verewigten. Manuscript," nur in wenigen Exemplaren gedruckt, ein Buch aus ihrem Nachlaß, das für Schiller selbst eine Todten- und Gedächtnißfeier war, begangen von einem titanenhaften Kinde des alten Jahrhunderts. Aus diesen ihren festlichen, dithyrambischen Erinnerungen verfaßte Ernst Köpke in Berlin seine Schrift: „Charlotte v. Kalb und ihre Beziehungen zu Schiller und Goethe." — Der Zufall wollte, daß auch Körner, der getreue Schillerfreund, nachdem sein Sohn Karl, Theodor genannt als Sänger und Held, gefallen, in Berlin sein Leben beschloß; er starb dort 1831, und seine Gattin folgte ihm 1843, in demselben Jahre, in welchem Frau v. Kalb dort endete. —

Auch für Schiller selbst wäre Berlin „beinahe" eine Ruhestätte geworden! Rudolstadt, Jena, Weimar, diese kleinen Schauplätze einer innerlich geschäftigen Geisteswelt, blieben indeß mit ihren Beziehungen und ihren Gestalten die allein bestimmenden, um seine Natur als Mensch und Dichter zu vollenden. Das Verhältniß zu Goethe war das bedeutsamste, sein Bündniß mit der Gattin das beglückendste. Für seine äußere Lebensstellung findet sich schon zu Anfang 1788 ein Bekenntniß von Gewicht. Für Carlos hat er Unlust und Undank geerntet. Wieland nennt ihn halb spottend einen tragischen Hercules; aus dem Drama hätte er drei Stücke „machen" sollen. In Mannheim hat die große Dichtung „nichts gemacht", wegen Mangel an Einheit im Plane, wie Dalberg schreibt. Nicht blos für Marquis Posa, auch für

das ganze Werk war also das Jahrhundert noch nicht reif. Schiller will jetzt Prosa schreiben, Historien schildern; er hofft, seine Geschichte des niederländischen Kampfes, eine Arbeit von sechs Monaten, während Don Carlos das Werk dreijähriger Begeisterung war, werde ihn zum angesehenen Manne machen. „Es ist keine stolze Demuth,“ schreibt er an Körner, „wenn ich Dir sage, daß ich zu erschöpfen bin. Meiner Kenntnisse sind wenig. Was ich bin, bin ich durch eine oft unnatürliche Spannung meiner Kraft.“ Der Freund macht ihm Vorwürfe, daß er der Muse untreu werden wolle. Schiller antwortet: „Bei einem großen Kopfe ist jeder Gegenstand der Größe fähig. Bin ich einer, so werde ich Größe in mein historisches Fach legen.“ Und wir wissen, daß er es that. Auch sein dreißigjähriger Krieg ward eine Gallerie großer Charaktere, an denen sich die Nation aufraffen konnte; ein deutscher Plutarch schwebte ihm als eine litterarische Unternehmung vor, da jenes Geschichtswerk, bis zur Breitenfelder Schlacht ebenfalls die Arbeit eines halben Jahres, Anklang, Beifall und starken Absatz fand. Auch in der Prosa, selbst wenn er mit riesenhafter Schnellkraft die Feder führte, blieb er gleichsam ein Hoherpriester, konnte sogar im Zorn seiner metaphysischen Ader zur Geißel greifen und gegen Bürger ungerecht werden, als wenn er an Diesem ausrotten wollte, was er Fehlerhaftes fand an seinen eignen lyrischen Ergüssen erster Epoche. Wie herablassend mild hat er dagegen Mathisson behandelt, weil hier kein Priesterzorn in ihm aufwogte! In Goethe trat vielleicht nur per-

sönlich zeitweise der Jupiter tonans auf. Schiller war das im höchsten Sinne, wenn er in die Tuba stieß, oder auch vom kategorischen Imperativ seines philosophischen Ideals herab. Und so hat man ihn sich auch als Lehrer der Geschichte auf dem Katheder zu denken, auf dem er den 26. Mai 1789 das „Abenteuer seines ersten Auftretens bestand". Es war im größten Hörsaal der Jenaischen Hochschule; 400 Menschen lauschten athemlos auf seine schmetternde Stimme, als er sein Glaubensbekenntniß vom Beruf des Geschichtschreibers ablegte. Der Anblick der Menge hatte ihn beseelt und beflügelt, und halb Pindar, halb Demosthenes stand er da wie auf offenem Markt oder bei olympischen Spielen, wo es galt, dem versammelten Volke ein höchstes Ziel zu deuten. Eine feierliche Nachtmusik war nachträglich der Ausdruck der tiefen, geisterhaft wirkenden Macht seiner Rede. Unbedeutend war kein Wort seines Mundes, ohne gewichtige Schwerkraft keine Zeile seiner Feder; die behagliche Gemächlichkeit des Schaffens, wie sie Goethe oft zum Ausruhen eigen war, fehlte ihm gänzlich, ebenso freilich auch das Element des Naiven, das er am großen Freunde so beneidenswerth als einen Triumph der Grazien feierte. Er bedurfte aber, sollte die Spannkraft seines Genius sich nicht erschöpfen, als Mensch zur Gesundheit der Seele des Gleichtacts der Lebensgeister, und in diesem Gefühl beschlich ihn das Gelüst, ein Wesen sein zu nennen, das mit immer gleicher, stetig sanfter Empfänglichkeit ihm ganz leben und ihm die Harmonie der Kräfte geben könne. Sein Weib ward ihm

dies Wesen für die kurze Spanne Zeit, die seinem Genius gegönnt war, in gebrechlicher Hülle seine hohe Mission zu vollenden.

Man hat davon gefabelt, nicht Charlotte, sondern deren „bedeutendere“ Schwester sei Schiller's eigentliche „Dichterliebe“ gewesen. Wenn mir recht ist, hat Frau Henriette Herz in Berlin zuerst diese Phrase aufgebracht, die gleich sehr ein Mißverständniß der Natur des Mannes wie des Weibes verräth. Karoline v. Lengefeld, 1763 geboren, war drei Jahre älter als Charlotte, mithin entwickelter, gereifter. Die spätere Verfasserin von „Agnes v. Lilien“ trat gleich Anfangs schärfer in einen geistigen Verkehr mit dem Dichter, der damals in Rudolstadt die Götter Griechenlands feierte, das Gedicht an die Künstler schrieb, zwei Bücher von Virgil's Aeneïde übertrug. Karoline theilte vielleicht die seit der Vossischen Verdeutschung der Odyssee aufblühende Schwärmerei für die verschwundene Harmonie von Leib und Seele, Mensch und Gott in der hellenischen Welt. In Charlotten aber hatte und fühlte der Dichter diese Harmonie persönlich gegenwärtig. Karoline ging in seinem Gedankenschritt; Charlotte entsprach dem Bedürfniß und der Sehnsucht seines Herzens. Jene hatte vielleicht einzelne Geisteskräfte mehr ausgebildet; in Dieser aber lebte das still sorgende Gemüth, das sich still und sanft des Menschen bemächtigte von der Zeit an, wo sie ihn in Volkstädt einmiethete, ihm die Wohnung herrichtete. Karoline war mehr Dichterin, Charlotte zeichnete viel, musikalisch waren Beide. Karoline debattirte

stark; ein Gespräch im Geisterseher war, sagt man, eine Frucht solcher Debatten mit ihr. Charlotte, mädchenscheuer, konnte auf Augenblicke kühl scheinen, aber sie war es nicht, nur schweigsam und still bewegt. Seine Gedanken beschäftigte Karoline mehr, Charlotten gehörte seine Empfindung. Wenn er krank das Zimmer hüten mußte, schrieb ihm Karoline tröstende, aufrichtende Briefe; Charlotte sandte ihm Blumen, deren Duft ihn erquickte. Während Jene theilnahm an seinen Entwürfen, lebte er im Athemzug der Andern. Und der Mensch in ihm machte bald genug seine Forderungen; er wünschte Charlotten gegenüber zu wohnen und einen Spiegel zu haben, der ihr Bild auffinge, wenn sie ans Fenster träte; dann könnte er mit ihr sprechen, ohne daß ein Mensch es erführe. Und als die Schwestern auf einen Ball gehen, regt sich Eifersucht in ihm. Galt sie Karolinen? Schwerlich; ihrer, soweit sie ihm zugehören konnte, war er gewiß, nur um Charlotten war ihm bange und es beunruhigte ihn, wenn er dachte, daß das, was seine höchste Glückseligkeit ausmache, sie vielleicht nur vorübergehend berühre; man sollte, schrieb er, lieber nie zusammengerathen oder nie mehr getrennt werden! Mich dünkt, hierin lag das Verlangen nach ihrer Person und der Zauber der Zusammengehörigkeit, so lebhaft auch sein Geist sich mit der Schwester beschäftigte. Karoline war ohnedies gebunden an Herrn v. Beulwitz, dem sie freilich nur wider Willen angehörte. Vier Jahre nach Schiller's Verheirathung (erst 1794) reichte sie nach der Lösung des ersten Bündnisses ihrem Vetter

Wilhelm v. Wolzogen, dem Freunde des Dichters, die Hand. War in ihr je der Gedanke aufgetaucht, Schiller's Gattin zu werden, so hat sie diesen Gedanken bekämpft, auf seinen Besitz verzichtet, sobald sie in der Seele der Schwester gelesen, was da still zu lesen stand. Und das Geständniß, das über Charlottens Lippe zu treten zauderte, hat ihm Karoline, als er selber gezögert und gezweifelt, offen verkündet und gedeutet. „Ist es wahr, theuerste Lotte?" schrieb er dann, — „sagen Sie mir, daß Sie mein sein wollen, daß meine Glückseligkeit Ihnen kein Opfer kostet. Ich gebe alle Freude meines Lebens in Ihre Hand. Ach, es ist schon lange, daß ich sie mir unter keinem andern Bilde mehr dachte als unter dem Ihrigen." — Charlotte antwortete, die Schwester habe in ihrer Seele richtig gelesen und aus ihrem Herzen geantwortet; ihr Gefühl, an Inhalt reicher als an Worten, liegt in dem kurzen: „Ewig Ihre treue Lotte."

Bei alledem blieb es gleichsam beim dreiblätterigen Verhältniß; Karoline trat nicht zurück, sie schien Charlotten ergänzen zu sollen, so daß in Dieser selbst Zweifel auftauchten, ob sie dem Dichter ausreichend sein könne, was er bedurfte. Das alte Jahrhundert — wir erläuterten es an Goethe — dachte in Sachen der Neigung freier als das heutige, aber es dachte — und das vergessen die Zeloten von heute — es dachte auch unschuldiger, ätherisch reiner als wir. Wenn Karoline vor dem Dichter am Klavier sitzt, Charlotte neben ihm mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt, wenn er dann aufblickt und im Spiegel ihm gegenüber beide Gestalten

erblickt, da lauscht er, nach seinem eignen Geständniß, auf den Schlag der zwei lebendigen Herzen, die er Beide besitzt, heilig und groß, so daß nichts sie ihm entreißen kann. Der Gedanke an den Grafen v. Gleichen, der nur Ein Herz, aber zwei Kammern darin und für jede Herzenskammer ein Weib gehabt, — der Gedanke macht Charlotten schwindelig, und doch fühlt sie, wie Karoline ein Recht habe, die Dritte im Bunde zu sein. Schiller hat seine Braut förmlich beruhigen müssen; er habe nie geschwankt, nur zurückgehalten habe ihre scheinbare Kälte sein Geständniß. „Mein Gefühl für Euch Beide, für Jedes von Euch," schrieb er ihr, „hat die süße Sicherheit, daß ich der Andern nicht entziehe, was ich der Einen bin." Karoline sei ihm näher im Alter und darum auch gleicher in der Form seiner Gefühle und Gedanken, habe in ihm mehr Empfindungen zur Sprache gebracht, aber er wünsche nicht um Alles, daß Charlotte anders wäre als sie ist: „Mein Geschöpf mußt Du sein. Deine Blüthe muß in den Frühling meiner Liebe fallen!" Das war vielleicht imperatorisch gedacht, aber es war zugleich ächt in der Natur des Mannes empfunden. Und mit dem Glück seiner Ehe verflog jedes etwaige Phantom einer Doppelneigung. Vor dem, was ihm Charlotte als Frau und Mutter seiner Kinder wurde, trat Karoline gemach zurück; an der Seite Wolzogens stellte sich auch in ihren Begriffen die Gesundheit der Seele her, die vielleicht nicht immer in ihren Schriften sich findet. Ihr Roman „Agnes v. Lilien", den Friedrich Schlegel Anfangs für ein Werk Goethe's

erklärte, erschien zuerst in Schiller's Horen 1796 und 97, dann in 2 Bdn., später ihre Briefe aus der Schweiz, 1792 in der Thalia das Schauspiel: „der leukadische Fels" (in zwei Acten und Jamben), dann Erzählungen in 2 Bdn., Schiller's Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, der Roman Cordelia und ihr Litterarischer Nachlaß (2 Bde. 1848 und 49). Im Jahre 1809 ward sie Wittwe, 1847 ist ihr Todesjahr. Charlotte starb schon 1826. Man kennt auch von ihr Gedichte und Erzählungen; aber was mehr als dies gilt: sie durfte 1805 nach Schiller's Tode an Fischenich schreiben: „Es hat niemand, kann ich behaupten, dieses hohe, edle Wesen so verstanden wie ich, denn keine Nuance entging mir. Ich wußte mir seinen Charakter, die Triebfedern seines Empfindens zu erklären, zurechtzulegen wie niemand."

Schiller's Ehe war eine tief glückliche, in jenem Zeitalter der aufgelösten Sitte und der freien Begehrlichkeit der Geister eine Seltenheit und ein Muster. Sechs Tage nach der Vermählung schrieb Schiller dem Dresdener Freunde: „Was für ein schönes Leben führe ich jetzt! Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erholung. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gingen mir diese Tage hin." Und nach zwei Jahren: „Mir macht es, auch wenn ich Geschäfte habe, schon Freude, mir zu denken, daß sie (Lotte) um mich ist, und ihr liebes Leben und Weben um mich herum; die kind-

liche Reinheit ihrer Seele und die Innigkeit ihrer Liebe giebt mir selbst eine Ruhe und Harmonie, die bei meinem hypochondrischen Uebel ohne diesen Umstand unmöglich wäre." Nicht ohne Besiegung schwerer Hindernisse war das Bündniß äußerlich zu Stande gebracht. Das Vorurtheil des Standes gegen den bürgerlichen und amtlosen Dichter war zu beseitigen; die Professur in Jena war sehr kärglich, die unsichere Einnahme des Schriftstellers erforderte ein stetes Aufgebot der höchsten Geisteskraft, welchem ein schon erschütterter Körper bald genug erlag. Selbst Frau v. Stein hatte Charlotten vor „einem kranken Mann" gewarnt. Aber die Erlösung von dem innerlich krankhaften Bündniß mit der schamanenhaft verzückten Charlotte v. Kalb, deren Leidenschaft an Wahnsinn grenzte, war ein Rettungsact für die hohe, reine Sendung Schiller's, und somit war nicht blos dem Menschen, auch dem Dichter in ihm geholfen. Die Ehe ward äußerlich in vier Kindern gesegnet, und nur in sofern sie ihn anspornte, sein Leben rascher zu opfern, war sie verhängnißvoll. Ohne diesen Segen des häuslichen Friedens aber, den ihm Lotte gab, hätte er vielleicht nicht diese Arbeiten seiner riesigen Schöpferkraft geleistet, und somit vollzog sich nur damit sein Schicksal, Alles mit Feuer und Flamme an das Höchste zu setzen; ein kurzes, aber geistig thatenschweres Leben war für ihn zu gleichen Theilen Gewinn und Verlust.

Schon 1791 stieg die Idee zum Wallenstein in ihm auf, während sein Amt für die Studien in Geschichte, Philosophie und Aesthetik den ganzen Menschen forderte. Auch große

Epen entwarf er in der Jenaischen Zeit; ein Gustav Adolph lag ihm nahe; einen Friedrich von Preußen nach der Schlacht bei Kollin, in Ottavrimen, die man singen sollte, gab er auf, weil die Mühe, sich diese Gestalt sympathisch zu machen und zu idealisiren, ihm eine undankbare „Riesenarbeit" schien. Der erste schwere Krankheitsanfall, bei dem er nach eigenem Geständniß dem Tod ins Angesicht geschaut, führte ihn nach Karlsbad; er studierte in Eger die Oertlichkeiten für Wallenstein's Ende. Dem Juni jenes Jahres gehört die seltsame Feier zu Hellebek, dem nördlich von Kopenhagen gelegenen Seeort, an, jene Feier, die sich aus einem Freudenfest bei plötzlich verbreitetem Gerücht seines Todes in ein Todtenfest für den Dichter verwandelte. Baggesen, der junge Freund und Student von Jena, stimmte das hohe Lied an die Freude in eine Mahnung an die Unsterblichkeit um, indem er rief: „Jede Hand emporgehoben! Schwört bei diesem freien Wein: Seinem Geiste treu zu sein Bis zum Wiedersehn dort oben!" Ein Herzog Friedrich v. Augustenburg (Vorfahr des Jetzigen) und ein dänischer Minister, von Geburt und Sinn ein deutscher Pommer, waren es, die dem vom Tode Erstandenen auf drei Jahre ein Gehalt von 3000 Thlrn. aussetzten, damit er frei und unbedrückt von Erdensorgen seiner Sendung nachleben konnte. Das begleitende Wort zu dem Geschenk war ebenso bedeutend: „Zwei Freunde, durch Weltbürgersinn mit einander verbunden, den hohen Flug Ihres Genius, der verschiedene Ihrer Werke zu den erhabensten unter allen menschlichen Werken stempeln konnte, bewundernd u. s. w." Der

Brief schloß: „Der Anblick unserer Titel bewege Sie nicht, die Gabe abzulehnen. Wir kennen keinen Stolz als nur den, Menschen zu sein, Bürger in der großen Republik, deren Grenzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Grenzen des Weltalls umfassen." Es war Ende Decembers, als dem Dichter diese Genugthuung ward, Menschen in seinem Sinne herangebildet zu haben. „Jetzt bin ich frei!" war Schiller's Ausruf, als er den Brief erhielt. Er dachte, mit der Summe eine Schuld zu decken, und siehe, der getreue Körner hatte die Wechsel schon ansichgebracht und getilgt. Da hat der hohe Sänger, Menschenerzieher und Prophet still geweint; die gedemüthigte Creatur in ihm fühlte sich tief bewegt und gerührt. — Und es ward dem Menschen in ihm auch sonst noch viel menschlich süße Freude; die greise Mutter kam nach Jena, er selbst ging 1793 nach der Heimath, den alten Vater zu begrüßen. In Heilbronn gebar ihm Lotte den ersten Knaben, Karl, und wie er die alten Stätten seiner Jugend lächelnd betrat, so stand er auch gedankenvoll am Grabe seines Karlherzogs, des alten Herodes von Schwaben, der sich freilich umsonst bemüht, sein Erstlingskind, die Räuber, zu tödten.

Als er in der Mitte Mai 1794 von neuem in Jena auftrat, kam er sich selbst und Andern wie ein Wiedererstandener vor; er war noch Er selbst, aber fast verklärt; in Erscheinung, Wort und Gebährde lag etwas Ueberirdisches, elektrisch berührte was er sprach und that, und von da ab sprachen Zeitgenossen von seiner hohen transparenten Stirn, deren zer-

brechliche Hülle eine vestalische Flamme des Geistes durchleuchtete. Der große Umsturz Frankreichs beschäftigte ihn, als säh' er darin den Beginn einer allgemeinen Weltgestaltung. Schon der Proceß des gefangenen Königs hatte ihn in Harnisch gebracht. Er wollte Louis Capet vertheidigen, die wildbewegte Nation beschwören, nicht am Einzelnen zu rächen, was ein Jahrhundert von Sünden verschuldet. In der That, er dachte an eine Reise nach Paris; hatte er doch kraft seines Diploms als Bürger der Republik Frankreich, ob es schon nur als an Monsieur Gille, publiciste allemand, gerichtet war, ein Anrecht darauf, in der großen Sache mitzusprechen. Schiller im Convent, einem Robespierre den Sinn der wahren Freiheit deutend: welch ein Ereigniß! Es blieb nur Vorsatz. Auch die bezweckte Vertheidigungsschrift, zu der sich Schiller bereits nach einem Uebersetzer umsah, unterblieb. In seinen „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen" wies Schiller in größerem Zusammenhange nach, wie der Bau der wahren politischen Freiheit ein Kunstwerk sein müsse, nicht die wilde Bastardgeburt des Augenblicks; die ästhetische Erziehung der Nation sei die Vorschule zur politischen. Der fünfte dieser, dem Prinzen Friedrich von Augustenburg gewidmeten Briefe ist entschieden unter den Eindrücken geschrieben, welche Ludwig des Sechzehnten Enthauptung hervorrief. Schiller sagte, der freigebige Augenblick, den Staat der Noth in den Staat der Freiheit zu verwandeln, habe ein unfähiges Geschlecht gefunden. Verwilderung jenseit und Erschlaffung

diesseit des Rheins, diese zwei Aeußersten des moralischen Verfalls sah er in Einem Zeitraum vereinigt, und so sprach der deutsche Seher schon zu Ende 1793 das prohetische Wort, die Anarchie werde das Endziel der fränkischen Republik sein, bis früher oder später ein geistvoll kräftiger Mann, er möge kommen woher er wolle, erschiene, der sich nicht nur zum Herrn von Frankreich, sondern auch „vielleicht" von einem großen Theile Europa's machen werde. Und Schiller's „Vielleicht" traf ein, während es gesprochen wurde, als die deutschen Heere in Frankreich einrückten, in dem Wahn, den Umsturz der Welt durch Reaction bekämpfen zu können, Goethe aber beim Kanonendonner von Valmy den im Wassereimer gebrochenen Lichtstrahl still sinnend, der politischen Welt entfremdet, betrachtete. Und wo waren die andern hohen Weisen Deutschlands, die auch nicht ahnten, daß das eigne Dasein um der innern Erschlaffung willen bald zu Grunde ging? Klopstock hat anfänglich ein begeistertes Wort vom Beginn eines neuen Völkerfrühlings gesungen und alsbald seine frostige Illusion in eben so klappernden, hölzernen Versen zurückgenommen. Dem alten Wieland war das ewige Lächeln auf der Lippe erstorben. Herder war hypochondrisch und mürrisch verdrossen. „Nur Einer," rief die alte Charlotte v. Kalb in ihren Erinnerungen, „nur Einer stand aufrecht, nach dem Helden, der das Chaos bezwingen werde, ausschauend." Dieser Eine war Schiller, und ein Abbild jenes Helden ward sein Wallenstein. Wieland's Urbanität war ein sinnlicher Kitzel, Herder's Forderung der Humanität

blieb eine bloße Predigt, Goethe forderte die Freiheit des Genius zum Schaffen und zum Glück des Individuums. Schiller allein forderte sie unerbittlich und vollauf als ein Recht der Völker, als eine Bedingung des Menschenwerthes.

Sein Wallenstein sollte freilich noch Jahre lang im Schooße des Werdens bleiben, die akademische Lehrkanzel drängte in Schiller den Dichter zurück. Und er bedurfte für sein Evangelium auch einer journalistischen Kanzel. Die Thalia hatte er 1793 aufgegeben. Cotta ging ein auf den Gedanken, ein neues großes Organ für alle Denker und Dichter zu gründen; es ward daraus die Allgemeine Zeitung als politisches Blatt, Schiller aber wollte ein Organ, das sich über den Tagesereignissen hielte. So entstanden die Horen und der Musenalmanach. Der Poet tauchte gemach wieder auf; der Pegasus im Joche, die Theilung der Erde, die Macht des Gesanges, das Reich der Schatten (Ideal und Leben), Natur und Schule (der Genius), die Ideale, die Würde der Frauen, der Spaziergang — waren, als Erzeugnisse des Uebergangs, als Brücken vom Denken zum Dichten, keineswegs als gereimte Reflexionen, die Schöpfungen jenes Wendepunktes in Schiller's Werkstatt. Auch nicht als „verfehlte Aufgaben, die vortrefflich gelöst“, wie Hoffmeister sagte, dürfen die Dichtungen jener Periode angesehen werden; was sie über das Räsonnement blasser Abstractionen in Versen erhebt, ist Leidenschaft und Andacht, diese beiden Stempel einer schwungvollen, tief dichterischen Natur.

Wallenstein, dies Werk siebenjähriger Arbeit, — noch

1796 klagte er Körner, es liege form- und endlos vor ihm, — war den mannichfachsten Einflüssen unterworfen. Humboldt rieth Anfangs zur Prosa; eine Episode des dreißigjährigen Krieges in ihrer realen Genesis ließe sich nicht anders denken, und aus dem ersten realistischen Entwurf in Prosa erlebte das Werk stufenweise seine jetzige Gestalt bis zur möglichsten Entfernung des sachlich concreten Inhalts der Historie und zur stolzen Abstraction des Räsonnements im sublimsten Idealismus. Wir bestätigten bereits Tieck's Urtheil über den Bau dieses Drama (s. S. 73 u. f.). Tieck hatte auch Sinn für den „schauerlichen Wahnsinn des Dämonischen", den Fleck als Wallenstein hervorhob, als das Werk den 17. Mai 1799 in Berlin auf den Brettern erschien. Höher gefaßt, ist es, bei allem Mangel an lebendiger Concentration des Stoffes, die tragische Macht der Hauptgestalt, die, im Napoleon als Cunctator, ihren Reiz und ihren Bann übt. Schiller's Wallenstein hat den Beruf, aus dem Chaos eine neue Welt hervorzurufen, aber er gefällt sich in dem bloßen Gedanken seiner Mission, er will die Fäden in Händen haben, um die große That thun zu können; ob die Menschen sie Verbrechen nennen, ist ihm gleichgültig; aber in den Sternen liegt es, ob sie gelingt. Er bindet die Menschen, die ihm nur Mittel zu seinen Zwecken sind, durch Erkenntniß und durch Befriedigung ihrer Schwächen an seine Person und an seine Sache, Max durch scheinbaren Köder, Buttler selbst durch Verrätherei, während Wallenstein seinerseits Verräthern traut. Aber die Menschen lassen sich in ihrem Gange

nicht wie die Sterne in ihrem Laufe berechnen, sie halten nicht still wie diese, sie haben Selbstzwecke, freiwillige Bewegungen. Darin verrechnet sich Wallenstein; nachdem er so lange gespielt, bis ihm das gefährliche Spiel zur grausen Nothwendigkeit geworden, ist er gefangen im eignen Netz, während er sich den Künstler dünkte, allen Andern ein Netz über den Kopf zu ziehen. Tieck sagte, die Darstellung einer solchen „Lehre“ sei eine beschränkte Aufgabe für die Poesie. Der Dichter des Phantasus verstand in seiner Romantik dann auch wohl schwerlich die antike Tragödie, ihren Sinn und ihre Bedeutung.

Seit 1793 hatte Schiller nicht mehr das Katheder in Jena bestiegen, die letzten Acte der neuen Tragödie, Maria Stuart, schrieb er auf der Ettersburg (1800). Dann folgte seine Ueberfiedlung nach Weimar; man erkannte seinen Beruf, der Nation ein Theater im höchsten Styl zu geben. Maria Stuart ist nach Shakspeare'schem Maßstabe nur ein letzter Act. Schiller setzte das ganze thatenreiche Leben seiner großen schönen Sünderin voraus; er drängte somit abermals die Dichtung vom Stofflichen los. Er gab blos das Martyrthum der Heldin, die in aller Buße und Reue doch noch edlen Stolz genug hat, falsche Richter über sich zu verwerfen, die Ränke der Eifersucht ihrer glücklicheren Nebenbuhlerin zu verachten. Die ungeschichtliche Gartenscene gipfelt die Dichtung; nicht blos Mortimer mit der Romantik seines Katholicismus, auch Leicester's Treulosigkeit an beiden Königinnen, ächt poetisch gedacht, ist erfunden

Ein Geist der Romantik schien bei uns über das neue Jahrhundert zu kommen, während wir in der Politik der Ohnmacht und Auflösung entgegengingen. Eine große Schwärmerei, die sich der Gemüther bemächtigte, konnte, wo nicht Rettung, doch Tröstung bringen. So mißgeartet die romantische Schule dem prophetischen Dichter erschien: ein Heimweh nach einem großen, tiefen Glauben, der wie im Mittelalter die ganze Nation beflügelte, überkam auch ihn, und wär's nur als Nothbehelf in der Angst und im Gefühl des Untergangs. In Weimar wurde das erste Mal sogar die Abendmahlsscene gespielt, blieb dann aber fort, weil sie Bedenken erregte. Man hat Schiller's Feier des römischen Glaubens in der Maria Stuart auch als Unrecht und Parteilichkeit gegen die protestantische Elisabeth gescholten. Im Grunde feierte er nur den Triumph einer großsinnigen, ehrlichen, offenen Sünderin über die gefühllos kalte Heuchlerin, die sie überlistete. Schlimmer offenbart sich in Handhabung des Staatsprocesses zwischen zwei Königinnen auf englischem Boden des deutschen Dichters grenzenlose politische Schwäche, die aller Historie nicht blos, auch aller Rechtsbegriffe und Rechtspraxis spottet. In Goethe verrieth sich freilich der Mangel an Sinn für staatliches Leben bis zu dem Grade, daß er in seiner Bearbeitung von Romeo und Julia alle Oeffentlichkeit, alle Mitbetheiligung des Volkes in den Straßenscenen tilgte, selbst Hamlet, durch Beseitigung alles historisch-politischen Hintergrundes, zu einem Familienstück herabdrückte, in welchem schließlich der Freund und Ver-



traute, Horatio, König wird, kein Fortimbras aus Norwegen den thatkraftvollen Gegensatz zum träumerischen Prinzen giebt.

Goethe, fast schon ganz des Theaters müde, ließ den kranken Freund auch im Einzelnen als Regisseur sich abarbeiten, um eine ideale Musterbühne im akademisch-declamatorischen Styl hinzustellen. Man erzählt von Goethe's imperatorischen Machtgeboten, und man rühmt Schiller's Leutseligkeit gegen die Schauspieler, die er, sagt man, wie Collegen behandelte. Der Gebrüder Schlegel Jon und Alarcos wurden trotz Schiller's Gegenrede und Widerspruch gespielt. Goethe wollte mit dem Experiment dieser Darstellungen die junge Schule der Romantik fördern und die Kotzebueclique ärgern. Als der Alarcos Friedrich Schlegel's, diese spanisch mystisch gepfefferte Miß- und Mischgeburt im haut-gout der Romantik mit antiken Versen, im Theater zu Weimar ausgelacht wurde, hat sich Goethe, sagt man, über die Brüstung seiner Loge erhoben und „Man lache nicht!" mit Joviszorn hinuntergerufen. Der Dichter des Kophtha und des Bürgergenerals hatte sicherlich auch kein Recht, Kotzebue's Witz und Komik abzuweisen, und es war nicht Schiller's Schuld, wenn sich neben seinem eignen sublimen Kothurngang als Ergänzung der nothwendige Soccus der Komödie nicht entwickeln durfte. Das Bedürfniß nach guten neuen Lustspielen war trotzdem vorhanden; das Preisausschreiben in den Propyläen bezeugt es. Schiller brachte die beiden Lustspiele von Picard und bearbeitete Gozzi's Mähr-

chenkomödie mit der tiefsinnig von ihm untergelegten Idee, daß Turandot wegen der Sklaverei der Weiber im Orient sich rächen will. Der Fortschritt des deutschen Drama seit Lessing ging für Schiller, dem der Humor und das Naive fehlte, freilich nicht nach dieser Seite, vielmehr dahin, die Bühne zu einem Forum zu erweitern, in welchem die höchsten Probleme des Menschengeistes in einer versammelten Nation ihren ernsten Richter fänden. Er entwarf in den Maltesern einen Tugendbund, um einem gesunkenen Staatswesen aufzuhelfen. Die Ausführung unterblieb, aber aus der ungeahnten Stille, aus dem noch unerschöpften Schooß des Volks, aus der heiligen Unschuld einer unberührten Mädchenseele sollte die Rettung aufsteigen, wie weiland im Stamm Juda, als alle Männerkraft erloschen war, in plötzlichem Drange ein Weib sich aufraffte, das Vaterland zu retten. Nicht freilich mit grauser Gräuelthat, wie weiland Judith, auch nicht wie Charlotte Corday damals im wilden Frankenlande; die Sendung der Jungfrau sollte ganz sublim wie vom Himmel stammen und das Siegel unbefleckter Mädchenhaftigkeit die Bedingung des wunderbaren Zaubers sein, der die Begeisterung und in diesem Glauben an die Allmacht des Göttlichen im Menschen den Sieg an ihre Fahnen fesselte. Zugleich rief das Mädchen von Orleans schon das Evangelium der Völkerfreiheit mit dem Losungswort: „Seid einig!" und ein Burgund findet sich und stellt sich wieder ein zu Frankreichs Gesalbtem, — ein prophetisches Vorspiel, wie alsbald Deutschlands Fürsten, wenn auch zaghaft, sich um

die deutsche Fahne schaarten. An eine Darstellung der idealen Nachtwandelei der Johanna wagte sich lange keine Schauspielerin heran; erst die Seconda'sche Truppe in Leipzig benutzte einen wohlthätigen Zweck als Beweggrund zu milder Nachsicht bei einer ersten Aufführung am 17. Sept. 1801; Berlin folgte im November mit der Unzelmann. In Leipzig war der Dichter gegenwärtig. Nach dem ersten Acte erhob sich die Versammlung und brach in ein Hoch für ihn aus; nach der Darstellung wurde in tiefernstem, feierlichem Schweigen und entblößten Hauptes vor dem Hause Spalier gemacht, und die gigantische, seraphische, leidgedrückte Gestalt des Dichters wandelte wie ein Geist aus einer andern Welt durch die staunende Menge.

Schiller nannte dies Drama „romantische Tragödie". Die Aesthetik kann eine solche Kategorie nicht annehmen. Wollte er mit der Bezeichnung sein eignes Bewußtsein andeuten, daß der Kothurngang der Heldin einem unberechenbaren nachtwandlerischen Schwindel nahe kommt? — Der Geist der Romantik feierte im Beginn des neuen Jahrzehends seinen Durchbruch, und seine beste Losung lautete: aus noch unerschlossenen, ungekannten, unentweihten Tiefen müsse ein Heil, ein Licht, eine Erlösung für das verzweifelnde Vaterland kommen. Das erklärt, aber berechtigt nicht die Folgerungen. Ein Stoff kann romantisch, aber seine Ausgestaltung muß classisch sein; wir nennen classisch, wo sich Form und Inhalt entsprechen, gleichsam decken. Musik und Lyrik ersetzen nicht die fehlende plastische Ausgeburt. Der

Quell eines Stoffes kann romantisch sein, gehört er einer geheimnißvollen Waldnacht an, wo Geister in der verschleierten Stille weben, die dem offnen Sonnenlicht des Tages nicht Stand halten. Darum hat die Romantik ihr Mythisches. Aber der Strom, zu dem die geheim erzeugten Quellwasser aus den Bergen zusammenschießen, verläßt die Wiege seiner Romantik, aus der innern Möglichkeit wird dann offenbare Geschichte; die dem hellen Menschenleben klar und verständlich angehört. Die fertig plastische Ausbildung drängt auch eine romantische Idee zu einer künstlerischen Wirklichkeit und zum classischen, d. h. von innen nach außen richtig und voll herausgeborenen Gedicht. Giebt es romantische Poesie, so ist sie nur denkbar im Zusammenhang mit Lyrik und Musik; das Drama verlangt auch für romantischen Inhalt classische Gestaltung. Diese fehlt der Schiller'schen Jungfrau von Orleans. Die reine Jungfräulichkeit ist die Bedingung ihrer zaubervollen Macht. Plötzlich, zufällig, regt sich im Anblick Lionel's ihr Herz in Liebe, irdischer Liebe. Diese Procedur bleibt eine unbegreifliche, sagte selbst Tieck, dieser Heerführer der Romantik, der sonst Ueberraschungen, zufällige, oder wie er will wunderbare Wendungen für Triumphe der höhern Poesie erklärte. Einen andern jungen Feind hat Johanna unbarmherzig niedergestreckt; den Bastard, der sie liebt, weist sie ab; plötzlich schmilzt ihr bisher streng und heilig behütetes Herz. Warum vor Lionel? Dieser Lionel mußte dergestalt in den Vorgrund treten, daß diese Wendung nicht blos subjective Emphase, sondern unleugbare Thatsache ward, so daß wir

begreifen, wie just hier plötzlich die Heilige aufhört und das Weib beginnt. Alles blos Lyrische, und wär's das sublimste Ideal, ist ohnmächtig im Drama, das Thatsachen fordert, das Innere der Gedanken leibhaft gegenständlich macht. Und mit diesem schwachen Wendepunkt erlahmt der Dichtung alle Wahrheit und Menschenmöglichkeit. Der Geist der Romantik erfaßt als Dämon ohne Sinn und Logik auch den Vater der Jungfrau. Das hat der Böse in ihr gethan! ruft er entsetzt und die kaum von ihr entzückte Welt wird dumm und blöde, der König spricht den Bann und der Köhlerbub in der Wildniß schreit: Die Hexe von Orleans! Johanna erliegt also dem Wahn eines Köhlerglaubens; dem giebt der Dichter sie preis, nachdem er uns den vollen Glauben erweckt an ihre hohe, heilige Sendung, der hinreißende Zauber ihrer Visionen uns bestochen. Und nachdem sie den Haß der sich befeindenden Genossen des Vaterlandes in Liebe gewandelt, die Macht des Feindes entwaffnet, glaubt sie plötzlich nicht mehr an sich selbst; sie läßt sich beschimpfen, als vom Bösen verfallen, denn das Wort des Vaters, sagt sie, kommt von Gott. In der Geschichte stirbt sie als Hexe unter den Händen der Engländer. In der Dichtung aber fallen die Ihrigen von ihr ab, selbst der gute König, die edelsinnige Sorel; die Begeisterung verkehrt sich plötzlich blödsinnig in ihr Gegentheil. Nur der Bastard läßt in seinem Glauben nicht ab, aber er vermag, er thut nichts, um ihr zu Gunsten einen dramatischen Conflict herbeizuführen. Hier fehlt wieder die schöpferische Herausgeburt des Stoffes. Gefangen, gebunden,

fühlt Johanna noch einmal, wie weiland Simson, ihre neu gewachsene Riesenkraft, zersprengt ihre Ketten, befreit noch einmal Fürst und Volk, um dann als verklärte Heilige unter den Fahnen Frankreichs zu sterben. Für die Legende und Romanze Stoff genug, für das Drama zu sehr Abstraction! Die metaphysische Poesie des Dichters geht nicht ein ins Fleisch der Welt, deshalb schwindelt hier sein Kothurngang. Goethe war hingerissen von der Schönheit der Dichtung des hohen Freundes, er kannte nichts Höheres, wußte ihr „nichts zu vergleichen". Stoff- und Weltentsagung, mit dem Spruch: „Am farbigen Abglanz haben wir das Leben!" war über beide deutsche Dichter gekommen; aber der Realismus behielt ihnen gegenüber sein gutes Recht.

Die Romantik der Jungfrau stieg in der Braut von Messina zu noch erhöhter Potenz, denn zu der Herrschaft der innern Erleuchtung, die Alle bethört, gesellt sich hier noch der aus der Antike herübergenommene fatalistische Glaube, der alle Freiheit begränzt und begräbt. Im Sophokleischen Oedipus trifft freilich das Orakel ein, troß der besten, würdigsten und edelsten Führung der Menschen. Eine unenträthselbare, dunkle Nebelmacht stand über der freien Heiterkeit der griechischen Menschen- und Götterwelt; aber jene Schicksalsmacht zerstört diese doch nicht dergestalt, daß die Geschlechter auf die freie Bewegung im Schein der Sonne verzichten müßten. Und diese Schicksalsmacht wurde in der Fatalistik der deutschen Romantik zum bloßen Spuk. In Müllner's Schuld springt eine Saite, im Freischütz fällt ein

Ahnenbild von der Wand, und es „ahnt" sich was, in Werner's Februar muß es just derselbe Tag und dieselbe Stunde sein, wo Böses wieder Böses erzeugt; in Grillparzer's österreichischer Ahnfrau reichen sich türkischer Fatalismus und blinder Fetischdienst die Hand. Sich an etwas Unbegreifliches hinzugeben: diese Romantik überkam das Geschlecht fast mit der Macht einer Reue nach der deutschen Aufklärungszeit, die Alles mit der sich selbst bestimmenden Charakterkraft zu bezwingen glaubte, alles Schicksal auf die Degenspitze des eignen Willens herausforderte, kein Walten objectiver Mächte zugab. Wollte selbst Schiller abfallen von seinem früheren Titanenruf: Nehmt die Gottheit auf in Euren Willen, und sie steigt von ihrem Weltenthron!? Sollte, was wir göttliches Walten nennen, nicht mehr das Göttliche im Menschen, eine das Subject beflügelnde Macht sein, sondern wieder droben als blindes, ewig unbegreifliches Fatum und draußen im wüsten Raum des Zufalls, Schicksal genannt, sich bekunden? Auf Sonne, Mond und Sterne die Schuld der Sünde zu schieben, hatte man ja doch schon mit den Bastarden Shakspeare's belächelt!

Jene Frage, Schiller betreffend, ob auch er zur Umkehr in der Religion seiner sittlichen Weltanschauung neigte, beantworten wir nicht, wir stellen sie blos; er selbst hat sie in seinen romantischen Dramen, Jungfrau und Braut, aufgerufen, zugleich aber in seinem Tell schließlich beantwortet und widerlegt. Sein Schwanengesang, seine letzte vollendete Kraftentwickelung im Abschluß aller seiner hohen Mittel mit er-

neueter Jugend, ist schließlich wieder eine Feier, daß Göttliches in der freien selbstbewußten That erscheint, der freie Mensch, wenn er rein das Höchste will, alles Schicksal bezwingt, ein Volk, von solchem Drang erfaßt, allmächtig ist, selbst wenn es ein kindlich Volk von Hirten ist. — In der Braut von Messina machte Schiller, freilich auf ganz romantisch mittelalterlichem Boden, den gewaltigen Versuch, im Chor, wie in der antiken Poesie, das Volk als Ganzes mitreden und mitthaten zu lassen. Ob er schon bei der Aufführung den Chorgesang großentheils an Einzelne, einen Cajetan, einen Berengar, vertheilte, so ließ er doch an einzelnen Stellen den Chor hüben und drüben in Parteimassen unisono sprechen. Der Eindruck dieser Stellen, wo das Volk eine Massenwirkung übt, war ein ungewöhnlicher; Iffland in Berlin schrieb: „Wie eine Wetterwolke über's Land, senkten sich die Strophen des Chors über die Versammelten", und Schiller selbst nach der ersten Aufführung des Drama's in Weimar bekannte, zum ersten Male den Eindruck einer wahren Tragödie bekommen zu haben. — Hier ist ein Punkt, wo die Aesthetik und die Kunst von heute eingreifen sollte. Wollte nämlich Schiller hier antikes und modernes Drama verschmelzen, so mußte er noch einen Schritt weiter gehen, und dieser eine Schritt, mit dem die deutsche Tragödie dem Drama der Alten sich nähern könnte, bestände darin, die Chöre des Volks unter musikalischer Begleitung sprechen zu lassen. Mit dieser neuen melodramatischen Schöpfung, so freilich daß die Musik die dienende Kunst bliebe bei festgehaltener Herrschaft der Poesie,

wäre das heute in Rede stehende, die Verschwisterung aller Künste bezweckende „Kunstwerk der Zukunft“ zur Erscheinung zu bringen. In der Braut von Messina trat Schiller diesem, von den Musikern erträumten „Zukunftsdrama“ ziemlich nahe, ließ diese Richtung jedoch wieder fallen; im Tell auf dem Rütli spricht das Volk in seinen einzelnen Vertretern und die Massen geben nur Refrain und Ritornell. Tieck äußerte, mit Schiller's Braut sei auf dem deutschen Theater die vollständige Styllosigkeit eingerissen und festgestellt. Der ächten Kritik genügt aber nicht, solche Thatsache anzuerkennen, vielmehr aus jeder, also auch aus dieser Auflösung der alten Formen eine neue zu gewinnen. — W. v. Humboldt hält die Braut für Schiller's höchste Dichtung. Tell steht aber dem Inhalt und der Form nach weit höher, weil hier die berechtigte Menschenwelt wieder verantwortlich wird, die Wirklichkeit sicherer eintritt in den Kreis der Kunst und die klare Heiterkeit der Plastik dem Ganzen wie dem Einzelnen die Krone der Vollendung aufdrückt.

Im Jahre 1797 hatte Goethe nach seinem Besuch des Vierwaldtstätter See's an Schiller geschrieben, er wolle das Mährchen vom Tell episch behandeln. Goethe's Tell wäre ein sehr beschränkter Herakles geworden, der sich, unbekümmert nicht blos um politische Tendenz, sondern auch um Wohlfahrt und Befreiung des Ganzen, nur gegen persönliche Uebel seiner Haut wehrt; sein Landvogt wäre ein Tyrann „von der behaglichen Sorte“ geworden. Goethe gab den Stoff auf; Schiller studierte seit 1801 Tschudi, und

brachte es in der plastischen Gestaltung von Land und Leuten, ohne die Schweiz je gesehen zu haben, zu einer bewunderns-würdig intuitiven Vollendung. Er verflocht ungesucht Kaiser Albrecht's Ermordung hinein und lieferte im Parricida ein Seitenstück zum Tell, eine andere, gemeine Seite des Tyrannenmordes, um seinem Helden eine höhere Folie zu geben. In Schiller's Größe der Auffassung, in der Kühnheit seiner Blicke und Griffe lag fast jederzeit eine eben so starke wie zarte Gewissenhaftigkeit. Seine Helden, denen er ein Ungeheures anvertraute, mußten um jeden Preis vestalisch rein dastehen. Frau v. Staël nannte die Poesie Schiller's das Gewissen seiner Nation. — Am 17. März 1804 fand in Weimar die erste Aufführung des Tell statt; Goethe ließ den fünften Act fort, aus dem Bedenken, die Tochter des ermordeten Kaiser Paul nicht schmerzlich zu berühren; im Juli folgte Berlin mit der Darstellung. Ein unermeßlicher Jubel stieg in Deutschland auf; Napoleon stutzte über die Wirkungen der entfesselten Volkskraft und über des sterbenden Attinghausen prophetischen Mahnruf: Seid einig! Dem Zorn des allmächtigen Corsen, der den Buchhändler Palm erschießen ließ, blieb der Dichter des Tell schon deshalb entzogen, weil sein Haupt von selber in sich zusammenbrach. Der Aufenthalt Schiller's in Berlin schien seit dem Tell von Folgen werden zu wollen; er hatte an der Tafel des begeisterten Prinzen Louis Ferdinand Burgunder, seinen Lieblingswein, getrunken, war nach Potsdam geladen und wurde aufgefordert, seine Bedingungen zu machen, unter

denen er für die preußische Hauptstadt zu gewinnen sei. Schiller's Brief an Beyme datirt aus Weimar vom 18. Juni 1804. Eine gänzliche Versetzung mit einer zahlreichen Familie, schrieb der Dichter, würde er nur unter Bedingungen ausführen können, „welche die Bescheidenheit ihm nicht erlaube zu machen". Doch auch schon ein Aufenthalt von mehreren Monaten des Jahres würde ihm beide Vortheile vereinigen, das rege Leben einer geistig und kriegerisch bewegten großen Stadt zur Bereicherung des Geistes und die stillern Verhältnisse einer kleinen zur ruhigen Sammlung, denn aus der größern Welt schöpfe zwar der Dichter seinen Stoff, aber in der Abgezogenheit und Stille müsse er ihn verarbeiten. Schiller stellte die Bedingung, machte die Forderung von 2000 Thlrn. jährlich. Er hat von Berlin keine Antwort erhalten, wenigstens fand sich in seiner Hinterlassenschaft nichts derartiges. Er sollte Weimar verbleiben; die Wiege seines Glücks sollte auch den Sarg für seine Hülle liefern. Zum letzten Geburtstag der Herzogin Luise, den er erlebte, gab er Phädra deutsch, im November 1804 lieferte er zur Bewillkommnung der Großfürstin als Erbprinzessin die „Huldigung der Künste". — Zwei Prätendenten in wichtigen Staatsbewegungen beschäftigten ihn schließlich. Der Eine, Warbeck, in den Händen der Herzogin von York, tritt vor dem ächten Prinzen zurück; der Andere, Demetrius, hält, nach der Entdeckung über den Tod des ächten Czaréwitsch und seiner eignen Enttäuschung, das große Verbrechen und die Aufgaben des Herrschers einer Welt zu Liebe fest,

obschon innerlich als Mensch gebrochen; in der Scene, wo er Marsa bittet, ihm Mutter zu scheinen, da sie es nicht sein könne, gipfelt sich der große Gedankengang des Thema's. Der gewaltige Entwurf sollte Bruchstück bleiben. —

Kurz vor den letzten Weihnachten, die Schiller erlebte, hat er noch einen Maskenball besucht und Champagner getrunken. Nur auf Augenblicke noch wichen die Fieberanfälle, und er wechselte zwischen Ohnmacht und Phantasieen auch Nachts, als der jüngere Voß bei ihm wachte, dem er es als Pflicht auferlegt, seiner Frau seinen Zustand zu verheimlichen. Er rechnet noch auf den Frühling; Charlotte selbst hofft, seine „herrliche Natur werde noch einmal siegen." Sie siegte nicht, sie unterlag, von der Gewalt des Geistes in ihm verzehrt. In den letzten Nächten rief er träumend: „Ist das Eure Hölle, ist das Euer Himmel?" als wenn sein Feldherrnblick im Lande jenseits Musterung halten wollte. Abends am 8. Mai verlangte er in die scheidende Sonne zu sehen. Karoline war um ihn; auf ihre Frage, wie er sich fühle, war die Antwort: „Heiterer, immer heiterer!" Er hatte noch unzusammenhängende Phantasieen über Demetrius; Marsa's großer Monolog lag auf seinem Pulte; am 9. Nachmittags begannen die Schauer der Auflösung, auf Krampfanfälle folgte ein elektrischer Schlag, dann trat vollkommene Ruhe und Verklärung ein, Deutschlands dichterischer Prophet erlag seiner hohen Sendung.

Ueber die Bestattung am 12. Mai ist viel gefabelt, die Wahrheit schließlich einfach festgestellt. Es war die karge

Sitte der Stadt, daß Handwerker, wo es an den Mitteln gebrach, die Pflicht hatten, eine Leiche zu bestatten. Just war die Schneiderzunft an der Reihe. Aber ein junger Jurist, Schwabe mit Namen, warb Freunde, die Bahre zu tragen. Er brachte etwa 20 im Trauerhause zusammen, Froriep aus Halle folgte außerdem, Wilhelm v. Wolzogen, Schiller's Schwager, schloß sich auf dem Markte an oder war schon vorausgegangen; er war die dunkle, als Geist des Vaterlandes gedeutete Gestalt bei der stillen, dumpfen Leichenfeier. Goethe war krank, der Hof abwesend. Auf dem Jakobskirchhof, in das alte Kassengewölbe, eine große, feuchte Gruft, wo zehn andere Särge schon beigesetzt waren, wurde der Sarg hinabgesenkt. Andern Tags fand Mozart's Requiem und eine geistliche Rede statt. — Nach 21 Jahren sollte das Gewölbe aufgeräumt werden. Schwabe, Bürgermeister geworden, hatte die amtliche Durchsuchung der Gruft. In der Verwüstung war Schiller's Sarg nicht mehr zu erkennen. Unter 23 Schädeln aber, die Schwabe Nachts in einem Sacke nach seiner Wohnung schaffen ließ, wurde nach sorgfältiger Messung der eine als Schiller's Schädel anerkannt und als solcher angenommen. Herzog Karl August hatte Dannecker's Kolossalbüste Schiller's von der Familie käuflich an sich gebracht und im Bibliotheksaal aufstellen lassen; im Postament der Büste wurde Schiller's Schädel zur Aufbewahrung niedergelegt, im September 1826. Nun erst wurden die übrigen Gebeine geprüft und ein Skelett, ohne den Schädel, in einem Interimssarge zusammengelegt. König Ludwig

von Baiern aber erklärte sich ein Jahr darauf nicht ohne Unwillen gegen die Trennung des Schädels vom Rumpfe. Dann wurden Haupt und Glieder in der fürstlichen Familiengruft beigesetzt, den 16. December 1827.

Elf Jahre später, 1838, ward zum Todestage zu Stuttgart seine erste Bildsäule enthüllt; seit dem 3. September 1857 steht sein erzenes Bild Hand in Hand mit Goethe in Weimar vor dem Hause, dessen Breter ihm die Welt bedeuteten, wenigstens ein Forum schienen mit versammeltem Volk. Sein geharnischter Geist wird nicht aufhören, sie zu beschreiten; sonst würden die Deutschen damit eingestehen, daß ihre höchsten Nationaltugenden auch nicht einmal mehr ihren sonntäglichen, festlichen Tempeldienst hätten.

Corrigenda in Band 1 der Deutschen Charaktere.

Seite 5 Zeile 11 lies: Eingeständniß statt Einverständniß.
„ 7 „ 13 „ hartköpfigem statt hartknöpfigem.
„ 15 in der Note lies: Tänzerin statt Sängerin.
„ 39 Zeile 11 lies: Pfennige statt Groschen.
„ 39 „ 11 von unten lies: 1757 statt 1759.
„ 46 „ 8 u. folg. von unten lies: Und der Witz mit seinem „reizenden Blödsinn“ kam dem König zu Hülfe; die „eilende“, durch einen Druckfehler in eine „elende“ verwandelte Reichsarmee hieß seitdem Reißausarmee, u. s. w.
„ 55 „ 9 von unten lies: Feinde statt Freunde.
„ 63 „ 4 lies: Deffant statt Dessant.
„ 88 „ 1 tilge: aber.
„ 95 „ 3 von unten lies: Apollotempel statt Apoll-tempel.
„ 145 „ 5 von unten lies: ist so wichtig als u. s. w.
„ 150 „ 3 „ „ „ dem statt das.
„ 151 „ 15 lies: Männern des Theaters u. s. w.
„ 226 „ 6 von unten tilge: aber.
„ 229 „ 11 „ „ lies: erliegen statt unterliegen.
„ 246 „ 8 lies verfiel statt zerfiel.

In Band 2.

Seite 4 Zeile 3 von unten lies: Germanisirungsproceß.
„ 45 „ 6 „ „ „ die Sie nicht verständen.
„ 56 letzte Zeile lies: und gewann ihn doch nicht lieb.

Seite 80 Zeile 9 von unten lies: di statt de.
„ 87 „ 10 lies: gerettet, geadelt.
„ 118 „ 11 von unten lies: Freitags sich nicht u. s. w.
„ 120 „ 13 „ „ „ Ton statt Hauch.
„ 258 „ 8 lies: wie der wieder nach Rußland u. s. w.

In Band 3.

Seite 75 Zeile 13 von unten lies: Mittelpunkt statt Gipfelpunkt.
„ 97 „ 10 lies: Riesenschritte statt Riesenschritten.

Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

4

Deutsche Charaktere.

Vierter Band.

Seite 80 Zeile 9 von unten lies: di statt de.
„ 87 „ 10 lies: gerettet, geadelt.
„ 118 „ 11 von unten lies: Freitags sich nicht u. s. w.
„ 120 „ 13 „ „ „ Ton statt Hauch.
„ 258 „ 8 lies: wie der wieder nach Rußland u. s. w.

In Band 3.

Seite 75 Zeile 13 von unten lies: Mittelpunkt statt Gipfelpunkt.
„ 97 „ 10 lies: Riesenschritte statt Riesenschritten.

Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

4

Deutsche Charaktere.

Vierter Band.

Gustav Kühne's

Gesammelte Schriften.

Siebenter Band.

Deutsche Charaktere.

4. Theil.

Leipzig,

Ludwig Denicke.

1865.

Deutsche Charaktere.

Von

Gustav Kühne.

Zum ersten Male gesammelt.

Vierter Theil.

Die Romantiker und die Patrioten.

Leipzig,
Ludwig Denicke.
1865.

Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Inhalt.

I.

Jean Paul.

I.

Jean Paul.

Am 21. März 1863 feierten wir den hundertsten Geburtstag Dessen, der lange Zeit hindurch unter den deutschen Dichtern als der deutscheste galt. Es war nicht wie bei Schiller die in ihrer Gesammtheit sich fühlende Nation, die den Tag feierte; litterarische Gesellschaften, Lehrer- und Turnvereine begingen die Feier, auch wohl im Stillen einzelne Frauenkreise, obschon das vestalische Feuer am Altar verschwisterter Logen nicht mehr so schwärmerisch heiß wie ehedem für ihn loderte. Als er starb, 1825 den 14. November, da war es Börne gewesen, der in seiner Grab- und Trauerrede den Cultus der Deutschen für ihn noch einmal in glühender Begeisterung zusammenfaßte, derselbe Börne, der gegen Goethe in dessen Verhalten zur Nation scharfe Lanzen brach, selbst gegen den Dichter der Freiheit, gegen Schiller, bittern Widerspruch erhob. Ein Hoherpriester, rief er, sei uns in Jean Paul gestorben, das Jahrhundert werde zur Neige gehen und die Sonne nicht wieder Seinesgleichen sehen! — Aber die Kritik der Neuzeit hatte schon vielfach an seiner Größe gemäkelt, das Postament, auf dem sein Bildniß stand, unter-

graben. Heine hat ihn den „confusen Polyhistor von Baireuth“ gescholten, und eine Fremde, Frau v. Staël, ihn den eingefleischten deutschen Kleinstädter, wenn auch einen genialen, genannt. Und wenn im Mittelalter bei jeder Heiligsprechung ein Advocatus diaboli mit Versuchen zur Schmähung nöthig war, so war hier in beiden Fällen die Kritik sehr thätig gewesen, schönseligen Schwärmern das Idol ihres eignen Wesens, wo nicht zu stürzen, doch zu schmählern. Jedes seiner Werke gewährt uns den Anblick einer gestrandeten Flotte, keines ist mit Takelwerk, Steuer, Ruder und Kompaß segelfertig und seetüchtig, oder sticht es in See, um ein großes Ziel in großen Bahnen zu erreichen, so läuft es mit geschwollenen Segeln nur aus, um steuerlos ins Weite zu irren, zwischen Klippen zu scheitern, oder schiffbrüchig in einem Nothhafen anzulegen.—Das ist nur ein Bild; aber wer wie Jean Paul in Bildern denkt, in Bildern schwelgt, muß auch in Bildern begriffen werden. Wir rechtfertigen nicht gern und nicht ganz damit Heine's Wort über ihn. Aber dies Wort trifft den Künstler im Poeten Jean Paul, und ein Dichter will und soll auch Künstler sein, und als solcher nicht blos Musiker, auch Architekt. Ohne die aufgelöste Form seiner Werke können wir uns allerdings Jean Pauls Wesen gar nicht denken. Dann aber wird die Anklage zur Wehklage, und diese trifft dann nicht blos ihn, sondern, wenn er wirklich der Deutscheste der Deutschen, das Deutschthum selber in seiner Ohnmacht, sich aus Zerflossenheit und Verwilderung in feste, sichere, gesunde Form zu retten. Und wenn er als „genialer

Kleinstädter" der deutscheste Dichter ist, so betrauern wir, daß in solchem Kuhschnappel, wie er am liebsten seine mannichfachen Krähwinkel nennt, das Beste und Tiefste vom deutschen Leben Gefahr drohte zu verkümmern. Er war tief, dieser Dichter, aber seine Tiefe grenzt ans Bodenlose. Er war groß, dieser deutsche Dichter, ob er schon keinen Vers machen konnte; seine Rede war schranken- und bandenlose Rhythmik, als nähme das Roß Pegasus sich am schönsten aus, wenn es durchgeht. Kein Dichter ist ohne Plastik denkbar, und doch schien Mutter Natur einmal in Jean Paul eine Ausnahme machen zu wollen. Aber auch wenn sich in ihm nun Dichtungen gestalten sollten, die rein als Musik zu nehmen wären, so halten seine Werke sogar auch selten die Form von Symphonien fest, sie geben, auch als Musik genommen, lieber nur Phantasien über ihr Thema, als daß sie dies Thema gestalten und erledigen. Zu Versen gehört nicht blos Ton-, sondern auch Baukunst. Jean Pauls Polymeter und Streckverse sind schäumend aufgelöste Dithyrambensprache ohne Maß, Form und Halt. Es ist viel Musik in seiner Prosa, aber er ist ein Musiker, der für die Singstimme nicht setzen kann, seine Orchesterrhythmen stürmen sprachlich und logisch bandenlos einher und seine Harmonistik möchte gern alle, auch die muthwillig und spielerisch aufgenommenen Dissonanzen lösen, kommt aber bei dem Wust aus allen Ecken und Enden der Welt zusammengestapelter Gelehrsamkeit doch nicht aus dem Brei der Auflösung heraus. Die einfachste Idylle verbrämt und verschachtelt er mit Einfällen aller Weisen und aller Narren der Welt.

Die klarste Scene eines simplen Lebens, die er zeichnet, erdrückt er mit Arabeskenschnörkeln. Der beste Humor seines Herzens erlahmt an dem Gewusel seiner gelehrten Citate, sein Schiff geht entweder unter am Ballast seiner Ladungen, oder an der Quertreiberei zwischen Steuer und Ruderstangen. Es ist nie Unsinn in seinen Witzen, aber ihr gelehrter und gequälter, oft geschmackloser Tiefsinn grenzt an den Wahnwitz der „Erlustigungen“ unter der Hirnschaale seiner Riesin. Seine Phantasie war diese Riesin, diese Polyphema, die er selber schildert; sein Ungeschmack in Curiositäten ist ebenso riesenhaft. Das „harmlose Wetterleuchten“ seiner Einfälle, um ein Shakspearisch Wort zu brauchen, ist doch oft nur ein müßiges Feuerwerk, und wenn der Witz, statt zur Hochzeit ein Polterabendfest zu geben, blos eine Polterkammer von Seltsamkeiten liefert, so taugt er nicht.*)

---

*) Zu Jean Pauls sprachlichen Manierirtheiten gehört auch in seiner Rechtschreibung die Tilgung des s in zusammengesetzten Doppelwörtern; er schimpfte gegen die „S-Krätze“ in der deutschen Sprache. Den englischen Besitz-Genitiv, z. B. in Kingsbench, hält er für gerechtfertigt, denn das s gebühre dem Zeugungsfalle. Dann ist aber auch Landsmann, zum Unterschied von Landmann, gerechtfertigt. Jean Paul läßt auch diesen Unterschied bestehen, aber er will dann Lands Mann geschrieben wissen.—Klopstock seiner Zeit verlor sich in grammatikalischen Pedanterien, Jean Paul in Willkür und eigensinniger Sonderbarkeit. Die Sprache ist nicht sowohl ein logischer, als ein vegetativer Organismus. Die Laune der Natur hat auch ihr Recht in ihr, das s ist nicht angeklebt und eingeflickt, es besteht, auch wenn es keinen Besitz-Genitiv ausdrückt, kraft des Rechts der Vegetation, als freie Bereicherung, als Schmuck und Zierrath, so daß wir poetisch und prosaisch wechselnd sagen können: Bergesgipfel und Berggipfel. Die Häufung der s-Genitive führt freilich auch zu Monstren. Bundestagsversammlung z. B. statt Bundtagver-

Jean Paul war, wie ihn schon äußerlich seine Geburt in der Wende zwischen Winter und Lenz dazu machte, ein ewiger Frühlingsmensch. Die schönen Seelen, sagte er, sind Bienen, sie suchen nach Blüthen und Blumen; nur die garstigen Seelen, die Wespen, gehen nach den Früchten! Er gab den Apfel jederzeit gern hin für die Apfelblüthe, und hat dies doch, sich selbst bespöttelnd, zu seinen „Jugendeseleien" gezählt. Sein eigner Witz war immer das beste Correctiv gegen seine verschwimmenden Phantasien. Just wenn er am glühendsten schmolz und ätherisch verduftete, warf er seinen Gedanken und Empfindungen am liebsten gleichsam den Knüppel zwischen die Beine, dergestalt, daß seine Ideale in ihrem stolzesten Gange über Erbärmlichkeiten in der wirklichen Welt stolperten. Am liebsten war ihm, wenn er mit seinen idealen Gestalten gar nicht zu gehen brauchte, weder auf Vers-, noch auf andern

---

sammlung hat zwei s, weil zwei Zeugefälle, und — erzeugte doch selten etwas! Warum soll aber das Monstrum blos in der Sache, nicht auch im Worte liegen? Und nicht blos das s, auch n und en verhilft unsern Doppelwörtern zur angenehmen Zierde im Klang, wie in Blumenpfad statt: Blumpfad. Thiersch seiner Zeit entgegnete Jean Paul, die Sprache sei weiser als Jeder von uns. Das wohl nicht, aber freier, gemächlicher und zu unserem Besten regelloser. Logisch in rechthaberischem Sinne entsteht und wächst keine Geburt im Mutterleibe. Auch gehen wir oft in der Sprache in den Kleidern unserer Eltern einher; schlottern die Falten um unsere Glieder, so dürfen wir sie uns wohl zurechtschneiden und anbequemen, aber doch mit Pietät; niemand wird sich leicht aus den Hosen seines Großvaters eine Narrenkappe machen, so nöthig ihm solche auch wäre. Friedrich der Große schlug zur phonetischen Verbesserung unserer eintönig in en auslaufenden Zeitwörter vor, ihnen ein a anzuhängen, statt reden zu sagen: redena. Welcher Aberwitz allerdings eine Narrenkappe verdiente, wenn auch nicht aus Großvaters Hosen.

Füßen; am liebsten war es ihm, zu fliegen, aber die Schwingen erwiesen sich ihm selber oft genug als wächsern, und wenn diese an der Sonne schmolzen, fand er sich plötzlich aus allen seinen Himmeln auf die gemeine platte Erde versetzt, fühlte sich freilich auch da im Winkel und im feuchten Erdenstaube, wenn auch mitunter verzweifelt wohl, meist aber weich und warm gebettet und befruchtet wie wenn sanfter Frühlingsregen die harte Winterscholle durchdringt. Dieser Frühlingsregen war sein Thränenthau, den er so gern, und so überselig weinte. Er war, so rein und keusch wie Keiner, ein Hoherpriester, der zugleich wie ein Kind mit dem Verlornen weint, ein Priester, der den Unglücklichen an sein Herz drückt, ihn Bruder nennt, wenn er ihn rettet, segnet und erlöst. Er war wie Keiner ein Hoherpriester des Frühlings und der Frömmigkeit. Die Wörter Frühling und Frömmigkeit waren ihm wie Freude und Friede die liebsten Alliterationen; reimen konnte er nicht, bei ihm war Alles ungereimt, aber auf Anklänge und Anreime gab er sehr viel, wie denn auch seine Werke bedeutsam groß und schön in ihrem Wurf und Anlauf sind, um unharmonisch, ungereimt, oder gar nicht zu enden. Morgen- und Abendroth hat dichterisch niemand so wie Jean Paul gemalt. Aber auch nur das. Und bei diesem magischen Scheine der auf- und untergehenden Sonne war ihm die Goethesche klare helle Mittagssonnenwelt entzogen, die ganze Erde gleichsam — um mit ihm falsche Bilder zu brauchen — ein Webstuhl rosenrother Nebelträume. Ueber Träume kommt er nicht hinweg, und in Goethe ist Alles

leuchtende Wirklichkeit. Selbst der Mensch in ihm, Friedrich Richter, war zum Menschen Goethe das leibhafte Gegenstück. Dieses polartigen Gegensatzes war er sich auch in der Auffassung von Welt und Leben bewußt; Musik steht immer der Plastik gegenüber. Seine „Wahrheit aus Jean Pauls Leben" begann er im höhern Alter mit einem Seitenhiebe auf Goethe's Dichtung und Wahrheit aus dessen Leben. Goethe stellte seine Person hin als das Erzeugniß der Elemente seiner Zeit. Jean Paul schalt ihn, daß er gefürchtet nichts übrig zu behalten, wenn er sich nähme was ihm die Verhältnisse gegeben; der Mensch, behauptet Jean Paul, sei sein eignes Licht, er bringe dies, er empfange es nicht. Und das sagte derselbe Autor, dessen polyhistorische Werke wie Sammeleien eben jenes Bienenfleißes aussehen, der aus den Fluren aller Zeiten und Zonen emsig in seine Zelle zusammenträgt, um Honig zu bereiten. Neben solchem Eigensinn der Ichsucht erscheint Goethe's Spinozistische Bescheidenheit, sich den Objecten der Welt unterzuordnen, bewundernswürdig. Aufrichtig naiv aber war auch persönlich Jean Pauls Eingeständniß im Gefühl des Gegensatzes zu Goethe, wenn er sagte, Diesem erscheine Alles bestimmt, in festen Linien, ihm aber Alles zerflossen. Goethe fühlte auf Reisen seine Sinne, namentlich sein Auge, erst recht geschärft; Jean Paul gestand, unter fremden Gegenständen verschwimme ihm Alles chaotisch; er reise durch Städte, ohne etwas zu sehen, für ihn hätten nur Gegenden mit unbestimmter Romantik einen Reiz. Seine mit der Phantasie gegebenen Schilderung der Borromäischen In-

seln und des Lago Maggiore im Titan ist viel gepriesen worden; allein sie ist verschwommen und es giebt in der dichterischen Landschaftsmalerei auch Uebertreibungen, die man Caricaturen ins Schöne hinein schelten kann; das Schönheitsgefühl kann in Schönseligkeit ausarten. Jean Paul trug keine Brille, aber er griff zu Lupe und Fernrohr, um die Dinge in engster Nähe und in weitester Ferne aufzufassen; was für den gesunden Sinn dazwischen lag, sah er nicht. Auch sah er die Welt immer durch ein Prisma; somit hat er stets Aurora- und Irisfarben im Auge. Auch Frauen gegenüber, in der Liebe, war er der ewige Frühlingsmensch. Sein Herz blieb im Stadium einer ewigen Bräutigamsepoche; er verlor sich gern an allgemeine Liebeseligkeit, selbst unter den Händen die ihn verhätschelten. Auch in seiner „Liebeart“ war er ein Gegenstück Goethe's bei dessen entschiedener Eroberungslust im Verkehr mit Frauen. Unverfälscht reines Glück hat für ihn eigentlich nur die harm- und sorglose Kindheitsepoche; und in der Erinnerung an sie haben wir, wie er lehrt und in seinen schönsten Ergießungen sie feiert, eine zweite Jugend, die er wie ein noch heiligeres Paradies festhält und mit dem flammenden Schwerte des Engels schirmt. Das gelte, sagt er, für den Menschen. Aufgabe des Dichters aber sei, was Andere nur einmal im Leben erführen, stets zu sein, nämlich verliebt. Das macht ihn zu diesem ewigen Bräutigamsmenschen. Aber er liebte mehr die Liebe als deren Gegenstände. Als Dichter musicirt und phantasirt er lieber noch über die Gestalten seiner Neigung, als daß er sie ins Leben

ruft und in Scene treten läßt. Und wo er nicht blos Musiker, sondern Maler ist, da läßt ihn der Stift zur Zeichnung doch meistens in Stich, er malt mit Regenbogenfarben oder taucht seinen Pinsel in Morgen- und Abendroth, um die Träume der Engel im Himmel, und auf der Erde die Träume der Blumen zu schildern, die Nachts den Kelch schließen, also schlafen und träumen. Selbst die Menschenseelen hielt er, wie ein indischer Priester, für Blumengeister; die animalischen Gewalten in der Menschenwelt kannte er wohl, aber wußte sie nicht zu schildern, blos zu verspotten. Kritik war ihm verhaßt, er schalt sie Zuchthausarbeit. Und wo er gegen sich selber Kritik übte, was er in seiner ehrlichen Wahrheitstreue nicht anders konnte, da erlebten seine Ideale aus ihrem Kothurnschritt plötzlich ihren possierlichen Soccusgang, fielen aus ihrem sonnenumsäumten Wolkensitz herab in den feuchten Staub des ärmsten, engsten Erdenwinkels. Das selige Lächeln der Kinder im Schlaf erläuterte er dann selber gern als eine bloße Säure im Magen. Seine barocken Humoristen vertreten uns diese Säure im Magen der modernen Menschheit, während seine idealen Gestalten das Lächeln sind, das über ein Kinderantlitz flattert. Und jene Sonderlinge seiner komischen Ader sind uns fast noch mehr Zeugnisse seiner Schöpferkraft; das Glück in der Hütte des Elends und der Armuth, die Seligkeit im beschränkten Winkelleben seiner Schulmeister, Dorfpfarrer und Armenadvocaten, hat er jedenfalls wahrer und mit mehr plastischer Gestaltenkraft gezeichnet, als seine verduftenden Idealfiguren. Er war und ist hier als ein dichte-

rischer Teniers weit mehr Künstler als wo er Glück und Schmerz der hohen Schwärmer zeichnet, in deren Aetherregionen ihm die Sonnenpferde seines geflügelten Denkens und Empfindens durchgehen. Der Mensch, sagte Jean Paul, hat hienieden nur zwei und eine halbe Minuten Zeit, eine Minute zum Lächeln, eine zum Seufzen und eine halbe zum Lieben; denn mitten in dieser dritten Minute stirbt er. Große Seelen aber suchte, fand und schilderte er nicht in großen Thaten; er erkannte sie nur an großen, oft ziel- und gegenstandslos bleibenden Empfindungen und an der Einsicht in die Nichtigkeit alles menschlichen Thuns. So besteht seine Poesie nur in einer Flucht vor der Welt und allen ihren Erscheinungen und Gestalten. Sie ward zu einer Zuflucht der Bedrängten, zu einer geheimen, stillen Nachtmahlsfeier für müde Seelen, für bedrückte und gequälte Geister, für Alle die mühselig und beladen sind. Unglückliche, die sich von der Welt abwenden, weil sie an deren Gestaltung verzweifeln, spielen in seinen ernsten Werken die Hauptrollen, auch unverschuldet Unglückliche, Schwindsüchtige, Blinde, Wahnsinnige. Sein Humor, dieser Nothbehelf, wo die Ideale zerflattern und nichtig werden, ist der Humor des weinenden Herzens. Er selber sagt, der ächte Humor falle vom Verstande ab, um vor der Idee das Knie zu beugen. Das thut eben das betende Herz am liebsten, wenn es bankerott ist am Glauben an die Welt, während Verstand und Vernunft die Idee zu verwirklichen streben. Die Weltgeschichte war für ihn kaum vorhanden, er war mit seiner Poesie, mit seinem ganzen

großen weiten Herzen auf die Gegenwart verwiesen, und diese Gegenwart, die er kannte und beherrschte, war eng und klein, nur die Begnüglichkeit und tiefe, anbetungsbedürftige Liebe wohnte in den Hütten und in den beschränkten Menschenherzen, die er schilderte. Die Geschichte der Menschheit, trat sie nicht ganz zurück aus seinem Denken und Fühlen, war ihm nur eine Rumpelkammer, aus der er sich blos Excerpte, Beispiele und Belege für seine Axiome holte. „Ich konnte“, sagt er in der Vorrede zum Quintus Fixlein, „nie mehr als drei Wege, glücklich zu werden, auskundschaften. Der erste, der in die Höhe zieht, ist: so weit über das Gewölk des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von weitem unter seinen Füßen, wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht. Der zweite ist: gerade herabzufallen ins Gärtchen und da sich so einheimisch in die Furche einzunisten, daß, wenn man aus seinem warmen Lerchenneste heraussieht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuser und Stangen, sondern nur Aehren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum, und ein Sonnen- und Regenschirm ist. Der dritte endlich, den ich für den schwersten und klügsten halte, ist der, mit den beiden andern zu wechseln“. — Und in der That, er wechselte zwischen beiden, er flog entweder oder kroch; seine Gestalten konnten mit ihm nie aufrecht gehen.

Jean Paul war eine große Nothwendigkeit zur Entfaltung dessen, was am Deutschen das Deutscheste war. Die Muse unseres Volkes hatte lange genug französirt und helle-

nisirt. Ehe sie mit den Romantikern auch romanisirte und endlich orientalisirte, wollte sie sich am heimischen Heerde zu Krähwinkel noch ein Gütchen thun und die kaum noch glimmenden Kohlen dort schüren. Und aus dem Elend der nächsten heimischen Welt stiegen mit ihm ungeahnete Glückseligkeitsträume, an der fast erkalteten Feuerstelle Flammen auf, die der germanische Vestatempel hüten sollte. Jean Paul war ein nothwendiger Gegensatz zu unsern Classikern. Beim fortgesetzten Hellenisiren wären wir vielleicht Gefahr gelaufen im Terrorismus der Formen zu verknöchern, zu versteinern, oder hätten den deutschen Inhalt und was als Brot des Lebens noththut eingebüßt. Mit den Romantikern theilte Jean Paul weder den Rückfall ins Mittelalter, noch die Allerweltsrichtung der Windrose. Aber den nothwendigen Contrast zu Jenen bildete er wie Diese. Er seinerseits freilich kehrte in den Hütten des Elends ein und schilderte Lust und Leid des armen Volkes, das zu den Palästen der Großen in der goldnen Litteratur mit seinen Schmerzen und Freuden keinen Zugang fand. Darin war er und bleibt er groß, ein liebevoller, weinender und lachender Seelsorger, der den heimlich verborgenen Himmel des innern Glücks im tiefsten Jammer noch aufdeckt und predigt, den Wiedergewinn verlorener Paradiese im geknechteten Elend unserer Nation verkündigte. Für die Sabbathsfeier stiller reiner Seelen giebt es keinen bessern Priester. Ist er bei alledem eine Sonderlingsnatur, so kommt das auf Kosten des gewaltsamen Durchbruchs aufgestaueter Elemente und versagter Rechte. Und wenn wir nachweisen

wollen, wie er geworden, aufdecken, was an ihm verfallen und vergänglich, so müssen wir freilich wohl hindeuten auf das was an der Zeit ist, aber auch eingedenk bleiben seines eignen Spruches, daß die Sonnenuhr nicht die Sonne meistern darf. Börne, Heine und Frau v. Staël hatten in ihren Auffassungen Jean Pauls sämmtlich Recht, aber Jeder nur sehr einseitig. Er war ein Hoherpriester, er war ein confuser Polyhistor und ein genialer Kleinstädter, aber Alles zugleich und in vollem Maße. Glücklicherweise hat er keine Schule gestiftet, kein Nachgefolge, keine Nachahmer von Belang gehabt; er steht in deutscher Litteratur- und Culturgeschichte als ein Unicum da.

Hans Paul — warum ihn nicht bei seinem deutschen Namen nennen, da es zu seinen Ungereimtheiten gehörte, sich zu französiren? — Hans Paul Friedrich Richter verlebte im Geburtsorte Wunsiedel nur die zwei ersten Jahre seiner Kindheit. Sein Vater, bisher Schullehrer und Organist, wurde Dorfpfarrer in Jodiß. Dort war der Schauplatz von des Knaben erstem Stillleben und jenen Kindheitsglückseligkeitsträumen, die er im Spiegel seiner Erinnerungen und so oft in seinen Werken mit hinreißender Phantasie als sein Paradies festhielt. Die Enge armseliger Bedürftigkeit und die Begnügsamkeit seiner Seele bei einem brennenden Wissensdurst des Geistes gab ihm den Haus- und Winkelsinn, den er mit dem ganzen Zauber seiner Innigkeit geschildert. Man wird feinhörig in der Stille; die Fühlfäden der Seele umziehen in der Einsamkeit die ganze, nie gesehene, nur er-

träumte Welt. Und er war auf seiner Glückseligkeitsinsel wie ein Robinson Crusoe ganz auf seine eigne Hand verwiesen, mußte als Autodidakt sich Alles aus den rohesten und einfachsten Anfängen erringen. Das macht Urmenschen, aber auch Sonderlinge, jedenfalls ein Original. Das eigene Erlebniß, das nächste Thatsächliche, das der Tag im Kleinleben bringt, erhielt mehr Werth für Jean Paul, als was der Schooß der Jahrhunderte an Großthaten bietet. Die Geschichte mit dem ganzen Reichthum der Vergangenheiten war ihm nur dazu da, um aus ihr für seine Axiome, Glaubenssätze und Idiosynkrasien sein Rüstzeug, oft staubiges und rostiges, zu anekdotischen Beweisführungen mühsam hervorzuholen. Das classische Alterthum war ihm nicht viel, und während die Dioskuren unserer „goldnen" Litteraturepoche sich an die Antike zu verlieren, oder vom Schooß des Volksthums abzuirren Gefahr liefen, mußte eben im Reiz des Gegensatzes aus der eingepferchten Enge des Winkellebens ein stiller Genius langsam erwachsen, der nichts hatte, nichts verstand, nichts umfaßte als deutsches Elend, deutschen Schmerz und deutsche überschäumende Liebe. Ihm gab die Antike keinen Formensinn, aber auch die Sehnsucht der Romantiker, sich kopfüber in deutsches Mittelalter zu stürzen, theilte und verstand er nicht. In ihm war nichts lebendig als das Herz, und das Herz greift zum Allernächsten, schneidet aus dem nächsten Busch seine Pfeifen und gleicht in seiner Begnügsamkeit jenem stillen Naturforscher, dem der Strohhalm ausreichte, um Gott zu erkennen, während ein Astronom gestehen mußte, er habe den

ganzen Himmel durchforscht und Gott nicht gefunden. Jean Paul fehlte, wie gesagt, die classische Bildung. Der Vater ließ ihn streng arbeiten, aber chaotisch, Alles durcheinander. Formenlehre, Zeichnenkunst fehlten ganz in seinem Jugendunterricht. Für die Plastik antiker Kunst eignete er sich erst spät als Mann im Gefühl dessen was ihm fehlte, eine Erkenntniß an, die nicht weiter die Genesis seiner Natur bestimmen half. Die Tonkunst war die Seele seiner Poesie, die Werkmeisterin seiner Gedanken und Gefühle. Dabei übte er technisch Musik nie aus, kannte keine Note. Der Knabe Hans Paul erhielt von seinem clavierfertigen Vater keine Anweisung, in die Tasten zu greifen, aber er trommelte trotzdem auf einem klimperigen Starkleisekasten seine kindischen Phantasien ab. In gleicher Weise schrieb er als Autodidakt seine Werke. Ein großer Herzensdrang gab ihm einen großen Plan, aber er vergriff sich in der Ausführung, verlor den Faden, nestelte viele durcheinander und endete mit dem Bankerott aller seiner Entwürfe. Er spottete auf die geregelten Parkanlagen in den Goetheschen Dichtungen. Seine Bücher sollten ganz naturwüchsig sein, und seine Curiositätensucht trieb ihn mit seinen Gedanken und Empfindungen in die Wildniß. Schon als Knabe träumte er sich in Alles hinein, was er lernen sollte. Um den großen Kutschkasten des Ofens in der Joditzer Familienstube liefen zwei Bänke; dort hat er, still gedrückt, aber in seinem Gott vergnügt, seine ersten Gedankeneier ausgebrütet. Und wenn er später dort nicht mehr hockte, sich aufraffte und gehen lernte, so ward und

blieb er doch in unserer Dichtkunst der große seltsame Nachtwandler. Schon früh gewöhnte er sich, als Schutzmittel gegen Sorgen, Noth und Bedrängniß, heimlich ein Andachtsbüchlein zu führen, in welchem er ascetisch nicht blos sich selbst beobachtete, sondern auch, wie ein Fetischanbeter, jedes Steinchen im Wege, das ihm Anstoß geben mußte zum Nachdenken über Gott und Unsterblichkeit. Sind doch seine größten Werke nur ebenfalls solche Tagebücher geblieben, und man klagt über die Gefahren der Selbstpeinigung solcher Tagesbekenntnißbücher. Nahm sein Empfinden eine weitere Form an, so war es die Form des brieflichen Ergusses. Er selber nannte seine Schriften erweiterte Briefe, subjective Geständnisse, die er an die Welt richtete, an die Menschheit, die er im Rausch seiner Allerweltsliebe wie einen Bruder an sein Herz drückt.

Schon im Knaben entfaltete sich seine Sammelwuth, aus allen Ecken und Enden der Welt Notizen aufzustapeln und Zettelkasten anzulegen. Er plünderte die Gebiete aller Wissenschaften, um für Nothfälle Belege zur Hand zu haben. Sein Fleiß war fabelhaft, aber ungeordnet. Eh' er auf die Hochschule ging, hatte er, beim nomadenhaften Herumschweifen seiner Studien, schon zwölf Quartbände Notizen aus seiner Lectüre beisammen. Seine eignen Bücher wurden ebenfalls damit zu Speichern, wo freilich der Reichthum gegen alle Ordnung streitet. Ueber seine Collectaneen legte er sich förmliche Register an, um in jedem Falle über alles Einschlagende, über alle Einfälle der ganzen Welt gebieten zu können. So ward jedes

seiner Bücher zu einer Blumenlese, jedes seiner Werke ein Kaleidoskop. Und er war sein eigener Calculator, der das Repositorium seiner Allwisserei registratorisch nachschlug und — oft genug pedantisch, gesucht und geschmacklos — ausbeutete. Solche Quartbände voll pikanter, ironischer Bemerkungen, fremd und eigen, brachte er in der Zahl auf Zwanzig. Dieser Hang zu Witzen war seine einzige Ausschweifung im Leben und Denken. Diese Sammelwuth machte ihn zum stupenden Polyhistor. Armuth machte ihn als Leipziger Studenten zum Schriftsteller. Schon in Hof hatte der Gymnasiast mit der bittersten Noth gekämpft; der hungernde Musensohn, der in Leipzig 1781, in Lessings Todesjahr, sein Triennium begann, gestand, sein Abendbrot meist für sechs Pfennige bestritten zu haben, während es auch Mittags keinen Freitisch für ihn gab. Der Tod seines Vaters hatte plötzlich die gänzliche Verarmung der Familie zur Folge. Einer seiner Brüder suchte in den Fluthen einen freiwilligen Tod, um nicht den Nothstand der Mutter zu vermehren, ein anderer ging moralisch anderweit verloren. Das färbte schwarz und düster genug des akademischen Jünglings Sinn und Gemüth. Und statt frei studieren zu können, mußte er auf Broterwerb sinnen. Er zwang sich zur Anlage einer „satyrischen Essigfabrik." So nannte er selber den gezwungenen Humor seiner ersten Periode, während es doch eigentlich sein gutes Herz war, das ihm den ächten Humor gab. Er ward in seiner bittern Noth, wie Horaz und Martial, zum Satyriker. Schon in seinem achtzehnten Jahre, in der ersten Leipziger Studien-

zeit, schrieb er, nach Erasmus, ein „Lob der Narrheit", das er in sein erstes Werk verarbeitete. Er bekam (von Voß in Berlin) Honorar dafür, aber doch nicht genug, um nach einer Spende an die arme Mutter seine Schulden decken zu können. Er entwich heimlich von Leipzig, wenige Monate bevor Schiller in der Pleißestadt einzog, wo ihm Freunde einen Rettungshafen eröffneten. Ein Jahr nach Schillers Räubern erschienen anonym Jean Pauls „Grönländische Processe", sein erstes Werk, das, gesucht, geschraubt und frostig, weder ihn noch die Welt erquicken konnte. Sechs Jahre lang hat er dann kümmerlich, „ohne Halsbinde und ohne Zopf," was er selbst so komisch beklagte, in Hof gelebt, gemeinsam mit der Mutter, die sich ihr Brot mit Spinnen erwarb, getreu mit ihr am Hungertuche nagend. Dreizehn Jahre lang ist er auch mit seinen nächsten Schriften in der Litteratur noch ein dunkler Mann geblieben. Für seine trostlose „Auswahl aus des Teufels Papieren", die nur ein armer Teufel so widerwärtig verschroben ersinnen und zusammenstellen konnte, erhielt er ebenfalls Honorar, 2½ Thaler für den Bogen, aber in so schelmisch beschnittenen Goldstücken, daß ein gut Theil von der Summe schwand. Auch den Stoff und die Gestalten zu seinen Büchern mußte er sich sehr mühsam erwerben. Er ward Hofmeister auf dem Lande, dann Schulmeister im Marktflecken Schwarzenbach. Das Leben eines Landpfarrers war die idealste Realität, die er kennen lernte; aus dieser Sphäre und aus der Schulstube stammen seine besten Gestalten, sein Schulmeisterlein Wuz, sein Quintus

Fixlein, sein Fibel. Sein Jubelsenior, sein Leben eines schwedischen Pfarrers, das sind die Perlen, die ihm das arme Dasein an den Strand warf, — Perlen freilich, wie sie ein Krösus selten besitzt. Ich zweifle, ob er ein guter Präceptor gewesen, denn Herz und Phantasie gingen mit ihm durch und der Verstand klepperte mühsam hinterdrein. Auch griff er wieder zur Feder und suchte sich eine Schwinge daraus zu machen. Er wollte für die deutsche Menschheit Pädagog sein, und alle seine Bücher haben auch in der That den Anstrich pädagogischer Romane. Nach seiner Schulmeisterzeit hat er eine Zeitlang zum zweiten Male in Hof bei der Mutter gelebt und dort bis zu deren Tode ausgehalten. In Leipzig schrieb er dann, pseudonym als Hasus (1794), seine „Mumien oder die unsichtbare Loge." Wilhelm Meisters Lehrjahre mochten mit ihrem Plan, von einer geheimen Loge aus die Menschen zu erziehen, den Anreiz dazu gegeben haben, so sehr auch die barocke Art der confusen Durchführung des Plans in Jean Pauls bizarrer Manier von aller hellen Mittagssonne Goethescher Beleuchtnng weit abliegt. An verborgenen Drähten soll das Schicksal der Menschheit pädagogisch geleitet werden. Held Gustav wird von einem Herrnhuter in einer Katakombe erzogen. Zu seinem Aufgange an den hellen Tag der Erde wird er wie zu seinem Tode vorbereitet, und so hält er die leuchtende Welt, die ihm mit ihrem Sonnenglanz, Sterngefunkel und Blumenthau plötzlich aufgeht, in der That für ein Land Jenseits, für den Himmel, in den er, dem Erdengrab entstiegen, eintritt. War doch

Hans Paul selber bisher wie in einer dunklen unterirdischen Höhle gefangen gehalten, durch Noth und Jammer vom Glück der Sonnenwelt getrennt! Und der Ausbruch seiner Schwelgerei und Schwärmerei für die Natur geschah gleichzeitig mit den Romantikern, der trocknen Wissenschaft, dem hölzernen Kirchen- und Buchstabenglauben des Zeitalters gegenüber. Sein Knabe Gustav ist jedoch in der unterirdischen Zucht mit einem „feinen porzellanenen Leibe" angethan. Der Vater Rittmeister wird toll, daß der Herrnhuter ihm den Jungen ruinirt hat. Nicht einmal zu einem Feldprediger tauge der Bube, denn ein solcher müsse auch fluchen können. Gustav wird Cadett, und dann, statt Soldat, Secretär. Was komisch in den Figuren und Situationeu, ist von Wirkung; in der verhimmelnden Sentimentalität liegt aber bei Jean Paul eine entnervende Verschwommenheit, eine Verdunstung alles realen und wahrhaftigen Lebensgehaltes. Der gute Gustav liebt Beaten, entsagt ihr aber, weil er ihrer nicht würdig sei, und mit stillem Verzichten am besten das Ideal der Liebe erreiche. Das Leben der Menschenwelt, dieses Centrum, dieser Schooß der Wahrheit in Höhe und Tiefe, ist in Jean Pauls verschrobener Auffassung gar kein Träger des Göttlichen, das er doch selber so rein und voll im Busen fühlt; das Dasein auf Erden ist ihm nichts als eine Flucht von einer Gruft zur andern. Die Kindheit, der Nachklang vom Paradiese, beginnt erst jenseits wieder, wenn das leere Schattenspiel der Welt zu Ende ist. Der höchste hienieden erschlossene Gehalt des Daseins wird damit verspottet, Tu-

gend und Laster in der hohlen Maskerade zu bloßen Capricen. Jean Pauls glühendste Begeisterung für das Schöne, Gute, Wahre richtet sich selbst damit zu Grunde, denn die Abcschule der armen Erdenwelt hienieden ist nicht im Stande, auch nur die Anfangsbegriffe in der Wissenschaft des Lebens begreiflich zu machen. — Ein nachgebornes Geschlecht erst hat philosophisch angefangen, im Leben der Menschen den Kern der Offenbarung Gottes zu begreifen und die Summe der Wahrheit nicht in ein Jenseits zu verflüchtigen.

Seltsam, daß Jean Paul die Unsichtbare Loge für sein bestes Buch hielt! Noch 1821 verhieß er zu diesen „Mumien“ eine Schlußmumie, wenn ihn das Schicksal nicht selbst zur Mumie machen würde. — Erst mit dem „Hesperus“ (1795) zog er die Aufmerksamkeit der Kritik auf sich; dieser Abendstern wurde für seinen Ruhm ein Morgenstern. Er nannte sich hier zum ersten Mal Jean Paul. Aus der Fratze seiner bisherigen Satyre entwickelte sich hier auch zuerst sein Humor. Es fehlt freilich auch dem Hesperus nicht, wie keinem seiner Bücher, an bizarren Launen. Schon der zweite Titel des Buchs und die Capiteleintheilung in 45 Hundsposttage, weil dem Autor ein Hund in der Kürbisflasche von jenseit des Oceans den Stoff gebracht, ist ein barocker Einfall; jeder festgehaltene Witz aber wird lahm und pedantisch. Der akademischen Haltung unserer classischen Poesie gegenüber gefiel sich die Opposition in Tollheiten, und Jean Paul überbot in ausgelassener Laune noch weit Ludwig Tiecks Prinzen Zerbino, Gestiefelten Kater und Verkehrte Welt. Dem Terrorismus der Form zum

Possen predigte man die Auflösung aller Formen! — Jean Paul nannte seine Bücher gar nicht Romane; er wollte an nichts gebunden sein, sich nicht verpflichten zu folgerechter Entwicklung eines Stoffes oder Thema's; statt Begebenheiten, Thatsachen, Ereignisse zu erzählen, zog er vor, sie voraus-zusetzen und neben ihnen einherzugalloppiren. Er nannte seine Romane Biographien; aber auch diesen Namen tragen sie nicht mit Recht, denn er verwirrte jeden Lebensfaden eines Helden zu einem zehnfach verschlungenen Knäul; seine Biographien sind eben nur biographische Belustigungen unter der Hirnschaale seiner Riesin Phantasie. Bei all der Kreuzung eines Hin und Her ist aber doch ihre Maschinerie sehr monoton, die Gestalten, die Situationen immer dieselben. Auch war Jean Paul der Meinung, jeder Dichter habe eigentlich nur zweierlei Charaktere zu schildern, die zwei polartigen äußersten Endpunkte seines Ichs, seinen Engel und seinen Teufel. Die wirkliche Menschenwelt liegt aber mit ihrer Axe mitten inne zwischen Himmel und Hölle. So hat auch fast jeder Jeanpaulsche Idealist seinen Schatten, von ihm abgelöst, als ein Zerrbild seiner selber zur Seite; die ganze Welt seiner Schilderungen schwankt zwischen den Extremen, zwischen Sternenschimmer und jenem dunklen feuchten Erdenstaub, vom gesunden Menschenverstande Koth genannt. — Der Held im Hesperus, Victor, ist der Gustav aus der Unsichtbaren Loge; was da der Herrnhuter, ist hier Emanuel. Dieser mondscheinartige Bramine aus Indien hat Alle, die er geliebt, begraben und glaubt an sein Scheiden über's Jahr

in der Johannisnacht. Selig in seinem gebrechlichen Körper, lebt er nur von Pflanzen und Blumenduft; er glaubt heilig an Gott und Unsterblichkeit, aber das diesseitige Leben hält er für einen Fehler in der Schöpfung. Klotilde im Hesperus ist ganz ätherische Hofdame, doch ohne hysterische Launen, ohne nervöse Vapeurs, Tugend und feinen Ton verschmelzend. Victor liebt sie, aber ohne Eroberungslust, ohne Geständniß, mit dem Weben und Schweben seiner Empfindung still begnügt und hintaumelnd im seligen Verdämmern seiner besten Kraft. Das Vorurtheil der Standesunterschiede — von Goethe im Wilhelm Meister glorreich überflügelt, glänzend überwunden — legt hier den alten bleiernen Bann auf die Liebenden. Der Blumenduftpriester aus Indien giebt Victor den Rath: Liebe für die zweite Welt, mein Sohn, die arme kleine dunkle dumpfe Erde ist nicht für Liebe geeignet! In solcher falschen Transscendenz liegt Entnervung, Entmannung, Schwindsucht, aller Goetheschen Poesie gegenüber, die uns hienieden die Tiefe und die Fülle des Daseins erschließt, auch aller Schillerschen Dichtung gegenüber, welche die Menschenwelt für den Schauplatz zur Verwirklichung der höchsten Ideale hält, und ebenso aller Philosophie gegenüber, welche das Absolute nicht hinter der Erscheinung, sondern in ihr sucht.

Auch „Siebenkäs“ fällt in das Jahr 1795. Diese Schilderung des Armenadvocaten, seiner Noth im Haushalt und seiner Schriftstellermiséren entzückte die Deutschen, als wenn sie in diesem Spiegelbilde sich getroffen fühlten. Die

Begnüglichkeit des engen Kleinlebens, dieser schamhafte Himmel mitten im Elend der Armseligkeit, giebt der geschäftigen Lenette eine reizende Atmosphäre, die Sabbathsstille vergnüglicher Seelen, den Athemzug eines geweihten Daseins, während Siebenkäs selber gleichsam Lachen und Weinen in Einem Sack hat. Diese Ehestandsgeschichte ohne Liebesepoche giebt den ganzen Jammer eines unglücklichen Paares im Wechsel zwischen Humor und Verzweiflung. In dieser Polterkammer des hungernden Elends, im Contrast dieser thränenreichen und doch jederzeit zur tollen Lustigkeit aufgelegten Armuth, ist Malerei von Teniers' Pinsel und mit Rembrandts Beleuchtung. Aber es ist nur ein Bild, ein Bild ohne Genesis, ein Situationsgemälde ohne Entwickelung und ohne richtige Perspective. Der Kant'sche Pflichtbegriff, der unsern Schiller hob und beflügelte, erlebt in Jean Paul eine Verspottung, die zu jener Schwebereligion „schöner Seelen", führt, welche die moralische Weltordnung auflöst. Auch der Humor hat sein Sitten- und sein Schönheitsgesetz, sonst wird er ein Selbstmörder und erhängt sich, als Fratze seiner selber, am Nagel des Aberwitzes. Siebenkäs fingirt das Gaukelwerk seines Todes, um Lenetten und sich frei zu machen. Unter neuem Namen kann er Natalien lieben und ein frisches Leben beginnen; Lenette aber heirathet den Schulrath Stiefel, den alten bockbeinigen Hausfreund, und beweint ihren verrückten Firmian getreu an dessen vermeintlichem Grabe.

Im „Campanerthal" und in der „Selina" sucht Jean Paul in einem Labyrinth von Beweisen und Widersprüchen

nachzuweisen, daß der reine Glanz der Kinderstimmung, des einzigen, aber verlornen Paradieses hienieden, im Lande Jenseits als ewige Jugend wiederkehre. Die Rede des todten Christus, daß kein Gott sei, ist viel gefeiert als ein Glanzstück phantasiereicher Hypothesen. Das Thema der Unsterblichkeit der Seele war für Jean Paul sein ganzes Leben hindurch ein stehendes. Seine Phantasie nimmt nur keine Vernunft an und seine Vernunft, der das Licht des einfachen Verstandes fehlt, gefällt sich in gebrochenen Regenbogenfarben und in den Dämmerlichtern einer Milchstraße von Unendlichkeiten. Wir glauben seitdem nicht blos an eine Unsterblichkeit der Seele, sondern sogar an eine Ewigkeit des Geistes. Und unsere Beweise dafür sind mathematische, wenn auch apagogische; denn wir folgern, da Nichts untergeht, auch von der Materie nicht, sondern sich Alles wandelt: wie kann da der Geist untergehen, der doch auch eine Thatsache ist? Wir beginnen die Ewigkeit des Geistes freilich nicht erst im ungewissen Lande Jenseits, sondern bereits hienieden. Die Ewigkeit ist eine Kette von Momenten und in jedem Erdenmoment beginnt sie schon.

An die Unsichtbare Loge reiht sich der Entstehung nach Wuz, an den Hesperus Fixlein, an das Campanerthal der Jubelsenior, diese Perlen deutscher Dichtung in der Idylle. Wie Vater Fibel, der Welt entzogen und ganz verschollen, in der Einsamkeit nur im Umgang mit Gott und mit Thieren lebt, weil nur Gott und Thiere, sagt er, gut sind, nicht aber die Menschen, — so begeht der Jubelsenior, als Gegen- und Seitenstück mit seiner Feier des ätherisch verklärten Greisen-

alters im Schooß seiner Familie und Gemeinde, seinen hohen Ehrentag mit seiner Jubelpredigt und mit der Einsegnung des fünfzigjährigen Paares durch den Sohn. Rechnen wir unter Aufsätzen dazu: Ueber das Immergrün unserer Gefühle, die Neujahrsnacht eines Unglücklichen, die Apologie der Charlotte Corday; unter Humoresken: die Belagerung der Festung Ziebingen und die Doppelheerschau in Großlausau und Kauzen, sowie des Luftschiffers Gianozzo Seebuch, in welchem Jean Paul den Luftflug seiner eigenen Poesie bespiegelt: — so gestehen wir zugleich ein, daß nicht seine größeren Werke als Ganzheiten, vielmehr nur Episoden darin und diese Klein- und Einzelbilder die wirklichen und ächten Diamanten in Jean Pauls Dichterkrone sind. Sein Krähwinkel mit Dorfidyllen wechselt nur die Namen, heißt bald Flachsenfingen, Hukelum, Kuhschnappel, wie er selbst in Wuz, Fixlein, Siebenkäs sich giebt und Derselbe ist.

Erst nach diesen Arbeiten lieferte er sein Hauptwerk, den „Titan“, innerhalb von fünf Jahren (1797—1802). Der Held, früher Gustav und Victor, heißt diesmal Albano; Schoppe im Siebenkäs, halb verrückt, heißt Leibgeber. Die entschiedene Kehrseite des Idealismus ist jedoch in dem blasirten Cyniker Roquairol gegeben, der, ein Tieckscher William Lovell in der Ausschweifung der Sinnlichkeit, sich erschießen will, aber sich nur am Ohrläppchen verletzt und über alle ätherischen Seelen die Geißel schwingt. Aus Beaten und Klotilden ist eine Liane geworden, dieselbe Essenz, aber zum Superlativ gesteigert. Liane ist so nervenzart, daß sie zweimal

bei heftigen Gemüthsbewegungen erblindet. Sie theilt auch den Jeanpaulschen Geisterwahn, daß sie zu gut sei für diese Erde, nur für ein Jenseits bestimmt sein könne. Dieser Wahn bestätigt sich in der harten Thatsache, daß sie auf des Vaters Geheiß feierlich vor dem Altar ihre Liebe zu Albano abschwören muß. Darauf siecht und stirbt sie hin; ihr Motto ist: Je ne suis qu'un songe. Albano wird dann von dem Gefühlsstrudel der Titanide Linda erfaßt. Aber diese ist zu sehr Mannweib; sie will ihn unterjochen mit ihrer Liebe, ihm keine Luft lassen, ihm nicht die Freiheit gestatten, als Mann auch der Welt etwas zu sein.

Zu Jean Pauls Linda ist Charlotte v. Kalb das Urbild; er selbst nannte diese Frau seine Titanide. Sie hatte nach dem Bruch mit Schiller für ihre „Schwebereligion", um dies Wort Bettina's zu gebrauchen, in Jean Paul ihr entsprechenderes Idol gefunden. Sie lud ihn ein, nach Weimar zu kommen, indem sie ihm schrieb: „Sie sind ein tiefer Forscher, ein ferner Seher in Zeit und Zukunft, ein Phänomen dieser Zeit, die Sie bedarf. Krieg und Kampf ist überall, oder ödes, todtes, kaltes Nichts, schaale Form, kein Inhalt. In Ihnen aber erscheint uns ein Geist mit Herz und Seele, der Tausende aus ihrem Todtenschlummer wecken könnte. Unsere Erwartungen sind nicht zu kühn." Er selbst schrieb (1797) an seinen Freund Friedrich v. Oertel: „Die Welle, die mein geworfener Dintentropfen macht, dehnt sich immer mehr aus, besonders in den höhern Classen." Der Poet der deutschen Hütte, der deutschen Schulmeisterstube und des deutschen Winkelelends erhielt

plötzlich Zutritt zum Boudoir sublimer Frauen; er ergänzte damit seine Sphäre, Hütte und Palast wurden die Pole seiner Schilderungen. In den Titan fallen die Erlebnisse von fünf Jahren, die ihm sein Aufenthalt in Weimar, Berlin und Hildburghausen brachte. Es eröffnet sich damit die Galerie der Frauen in Jean Pauls Leben und Dichten. Die Gestalten sind jedoch nur scheinbar verschiedene; die Fluth, in die sie mit ihm tauchen, ist immer dieselbe. Im Aether der Empfindung verduftet ihnen das reale Leben; das Gebot der Sinne ist ungültig, aber auch alle Berechtigung der gegenständlich vorhandenen und moralisch in sichern Formen anerkannten Welt. Der Verduftungsproceß dieser Schönseligkeit steigt bis zur magnetischen Hellseherei und bis zur gläubigen Vertröstung auf ein Wiedersehen Jenseits, wo körperlose Seelen sich angehören dürfen ohne Gesetz, Fessel und Schranke.

Schon als Leipziger Student soll Hans Paul einen nervösen Reiz für des Kupferstechers Bause Töchterlein empfunden haben, aber sie starb hin in der Blüthe der Jahre. Er war bei seinem Liebesbedürfniß im Stande, sich eine Geliebte zu fingiren, ähnlich wie Klopstock ehedem eine zukünftige Geliebte besang. Drei wirkliche Karolinen treten dann abwechselnd mit Zwischengestalten in den Kreis seines Lebens und Empfindens. Die Erste dieser Drei gehört der Periode in Hof an, wo er nach seinem heimlichen Weggang von Leipzig mit der betagten Mutter kümmerlich lebte. Es war ein harmloses Mädchen, das wenig von ihm verstand, nicht begriff, was es heißen wolle, für die Liebe eines großen, weiten Dichterherzens

das Gefäß zu sein. Er äußerte brieflich, ihre idyllische Traumseele werde keinen Boden auf Erden finden! In Jean Pauls Munde ein seltsamer Vorwurf! — Nachdem er ihre Empfindung aufgewiegelt, mußte er sie schließlich herabstimmen, ihr Frieden predigen. Erst Weimar und die dortigen Frauen sollten ihn (seit 1796), wie er selbst sagt, zum „Titan“ erziehen, zumal Charlotte v. Kalb, das starkgeistige, schamanenhaft empfindende Weib. Jean Paul sagte von ihr: „Sie hat zwei große Dinge, große Augen, wie ich keine noch sah, und eine große Seele.“ Er schrieb an Christian Otto, wenn sie die fast ganz zugesunkenen Augenlieder himmlisch in die Höhe schlage, so sei es ihm als wenn Wolken den Mond wechselnd verhüllten und entblößten. Hier war Grund, hier war Anker zu fassen für Jean Paul. Jeder Besuch bei ihr ist ihm „eine Himmelfahrt“, denn: sie ist ihm die Natur, das Universum, und er „giebt ihrem Herzen Alles, was der große Geist in ihm erschafft.“ Seitdem sie ihn kenne, schrieb sie, habe die Ephemere eine Pforte der Ewigkeit gefunden. Das Seelenbündniß war geschlossen und hielt, — nicht für eine Ewigkeit — doch für einige Jahre vor. Nach Hof zurückgekehrt, gelobte er ihr, an ihrem Geburtstage auf den Bergesgipfel zu steigen; das solle sie auch thun, in die sinkende Sonne mit ihm blicken und beten, auf daß sich die Wolke des Schicksals zerstreue, die sich vor ihr Glück dränge. Die Wolke des Schicksals war Charlottens Ehe mit Herrn v. Kalb. In Schiller widersetzte sich der Mann, der Cato, gegen die Lüge der doppelzüngigen Illusion und gegen die weichliche Entschließungslosigkeit, ein

verhaßtes Band zu zerreißen. Frau v. Kalb schrieb an Jean Paul: „Du hast den Gifttropfen einer ewigen Sehnsucht in meine weiche Seele geworfen.“ Im August 1798 war er wieder in Weimar. Schon von Leipzig aus schrieb er ihr auf der Hinreise: „Ich sehe eine himmelblaue Zukunft vor mir und einen Engel, dessen Flügel mich tragen.“ Sie schien, Jean Paul gegenüber, entschlossen, das fesselnde Band zu lösen, um ganz ihm angehören zu können. Plötzlich aber „mochte“ er nicht. Das geschraubte Verhältniß löste sich dann auf; es erfolgte jedoch ihrerseits kein Zornausbruch wie bei der Trennung von Schiller. Charlotte bat (noch 1798) um Jean Pauls dauernde Freundschaft; sie schrieb ihm: „Von einem mächtigen Geiste vernichtet zu werden, ist viel erhabener als die höchste Ehre, Genuß und Fülle, so die Welt geben kann. O nimm mich auf, damit ich sterben kann, denn ich kann entfernt von Dir nicht leben und nicht sterben! Laß mich nur in Deiner Nähe, daß ich Dein Antlitz schaue! Laß mir den Schmerz, laß mir die Thränen um Dich!“ — Seine Briefe hat sie, wie die Schillerschen, verbrannt. Es giebt aber der Zeugnisse von anderer Seite genug, um den Jeanpaulschen Frauencultus in jener brieflichen Freundschaftsperiode als eine krankhafte Schwelgerei der Empfindungen zu bezeichnen. Die Anräucherungen waren oft gegenseitig. Jean Paul selber schreibt an Frau v. Krüdener: „Briefe sind Silhouetten der Seele; ich bitte Sie gleich stark um einen Brief und um eine Locke. Diese würde ich nicht, wie der Berenice ihre, in den Himmel versetzen, denn sie ist mir einer.“ Das Geschwafel

der Helmine v. Klencke, späteren Chezy, erging sich also: „Ich stelle Sie mit nichts in Vergleich als mit der Schönheitsfülle der himmlischen Natur, in der man — wie in Ihren Werken — vor dem überströmenden Genuß ihrer Reize tausende übersieht, die man erst beim zweiten, beim tausendsten Ueberblick genießt, und die man ewig neu findet, und der man so wenig schmeicheln kann wie Ihnen, da man es nie ausdrücken kann" u. s. w. Das Zeitalter von heute ist Gott sei Dank! einfacher geworden, freilich auch nüchterner.

Frau Emilie v. Berlepsch, früh verwittwet, 38 Jahre alt, um 4 Jahre älter als Jean Paul, erlebte mit ihm 1797 eine Begegnung in Leipzig, wohin der Dichter, nach dem Tode der Mutter, von Hof auf einige Zeit übergesiedelt. Sie war eine noch geschlossene, noch nie im Leben verstandene Frauenseele. Jean Paul löste ihr die Zunge, befreite ihr streng zusammengehaltenes Herz. Darauf erfolgte ein Erguß an ihn. Er seinerseits ließ sich blos lieben, ließ sich die Anbetung gefallen, auch in ihren Folgen; er hatte sie zur Steigerung seiner Stimmungen nöthig, weil Alles bei ihm geflügelter Schwung war. Er hat über sein Verhältniß zu Emilie v. Berlepsch ein sehr offenes, fast nüchternes und schreckhaftes Geständniß gemacht; er schrieb: „Ihre Seele hing an meiner heißer als ich an ihrer. Sie bekam über einige meiner Erklärungen Blutspeien, Ohnmachten, fürchterliche Zustände; ich erlebte Scenen, die noch keine Feder gemalt. Einmal, an einem Morgen (13. Jänner), unter dem Machen einer Satyre von Leibgeber, ging mein Inneres auseinander; ich kam

Abends und sagte ihr die Ehe zu. Sie will thun was ich will, will mir das Landgut kaufen wo ich will, am Neckar, am Rhein, in der Schweiz, im Voigtland. So lieben und achten wird mich Keine mehr wie Diese; und doch ist mein Schicksal noch nicht entschieden von — mir." Er ging (1798) mit ihr nach Dresden und fand sie in Weimar wieder. Als er sich von ihr loswand, zuckte sie schmerzlich zusammen und schleuderte ihm das treffende, strafende Wort zu: „Das Schicksal lasse die Sonne in Ihre Fingalshöhle scheinen und bessere Ossianische Träume auf Ihrem Boden wachsen!" Sie hat sich später bekehrt, erholt und beruhigt: sie heirathete einen Landwirth in Mecklenburg. Gründliche Heilung!

Eine Josephine v. Sydow, Französin von Geburt, folgt in der Reihe edler Frauen, die Jean Paul geliebt. — Für seraphische Seelen läuft Bewunderung und Liebe in einander. Geronnene Milch ist aber keine Milch mehr, und doch lange noch nicht Käse. Für den Dichter war Josephine ein leicht verrauschend Bild. Und doch hatte seine Schwärmerei auch im Fluge Inbrunst; er schrieb ihr: „O meine Josephine, meine Schwester, ich werde Dein Bruder sein — nicht blos reiner, sondern auch länger als Andere wollen wir uns lieben." Dies Immergrün und Jelängerjelieber hielt aber nicht vor; noch während die espritvolle Französin ihn reizte, knüpfte sich für sein Herz schon ein anderes, tiefer greifendes Bündniß an. Es war ein kurzer, aber sehr lebhafter Liebestraum; nicht blos Gott Amor ließ sein Feuer dabei lodern, auch Hymen war schon bereit, die Fackel anzuzünden. Und zwar für eine

zweite Karoline. Karoline v. Feuchtersleben war Hofdame in Hildburghausen. Jean Paul schrieb 1799 von ihr: „Das edelste weibliche Wesen, mit dem ich meine vorigen Spielkameradinnen der Liebe gar nicht vergleichen darf, wird im künftigen Jahre mein, wenn die verneinenden Verwandten bejahen.“ Sie hatte den Dichter ebenfalls als solchen vergöttert, bevor sie persönlich seine Bekanntschaft machte. Sie fühlte dann für den Menschen eben so warm, edel, zart und gut. Sie hatte, nachdem ihr Entschluß gereift war, sogar den Muth, zuerst das Wort zu sprechen: Willst Du mein sein? Dann aber, nachdem sein Ja gesprochen, quälte sich ihr Zartgefühl, ihre mädchenhafte Scheu bei dem Gedanken, er habe sich vielleicht nur aus Mitleid entschlossen, ihr die Hand zu reichen. So hoch hielt sie den Dichter in ihm, daß sie meinte ein solcher könne sich nur herablassen, ein sterblich Wesen zu lieben. „Dein Bild geht mit mir wie der Regenbogen“, hat sie ihm gesagt, „Seele, habe Dank, Du hast mich erzogen, veredelt, beglückt, und wohl mir, wenn ich Dir lohnen kann.“ — „Du Treuer, dessen Hand mich durchs Leben führen will, wenn ich an Deinem Herzen ausruhen und mich ausweinen werde, und wenn ich unaussprechlich glücklich bin und nicht sprechen kann zu Dir, weil ich Dich zu sehr liebe, dann sage Du selbst: das Alles gab ich ihr, und dann belohne Dich Dein eignes Gefühl, wenn ich es nicht kann.“ Karoline v. Feuchtersleben war entschlossen, die Hindernisse, die ihr der Wahn der Standesunterschiede auferbaute, mit Gewalt hinwegzuräumen. Die Mutter willigte nur widerstrebend ein; ein

Oheim wandte sich von dem Mädchen ab. Die Verwandten stellten Bedingungen, die der Dichter Fesseln schalt. Trotzdem ward eine, zur Verlobung angesetzte Zusammenkunft anberaumt. Unter Herders wohlmeinender Einwirkung löste sich aber das Verhältniß; der Verzicht war beiderseits schmerzlich, für Karolinen bestimmend auf das ganze Leben. Später, nach seiner Verlobung mit Karoline Meyer in Berlin, war Jean Paul so harm- und tactlos, ihr seine Braut zuführen zu wollen. Karoline v. Feuchtersleben erwiederte ihm auf diese Zumuthung: „Ja, wenn Du eine Unglückliche sehen willst!" Sie war in der That bereit dazu; sie hatte sich bekämpft und überwunden.

An allen diesen Frauengestalten hat Jean Paul — naiv und verwegen zu gleicher Zeit — seine Studien zum Titan gemacht. Erst später machte die Nemesis ihre Rache an ihm geltend und forderte ein schmerzliches Todtenopfer. In den Titan schrieb und dichtete er alle die wechselnden Gestalten hinein, die er geliebt, um sein Bedürfniß nach Liebe zu stillen, sein lange vereinsamtes Herz zu füllen. Er liebte und lebte so planlos wie er schrieb. Ueber Alles was er erlebte, breitete er seine Morgen- und Abendröthe oder tauchte es in die Irisfarben seines schillernden Regenbogens, der ihm zwischen Erde und Himmel die einzige Brücke war. Der große Schwärmer war wie im Leben und im Verkehr mit Frauen, so auch im Dichten naiv genug, mitten in der Arbeit am Titan einem Freunde zu schreiben: er sei „selber neugierig", wen sein Albano „eigentlich kriegen werde", ob die Liane, die Linda

oder sonst wen. — Der erste Band des Titan erschien 1800, „den vier Schwestern auf dem Throne gewidmet", den vier gebornen Prinzessinnen von Mecklenburg, der Königin Luise von Preußen, der Herzogin von Hildburghausen, einer Fürstin Taxis und der Prinzessin Solms, nachheriger Herzogin von Cumberland und Königin von Hannover. Die Königin Luise hatte er erst in Berlin, die andern drei Schwestern schon in Hildburghausen kennen gelernt. Hildburghausen gab ihm auch den Legationsrathstitel. Charlotte v. Kalb, damals noch für ihn flammend, rieth ihm ab, den für ihn sinnlosen Titel anzunehmen. „Du sollst, schrie sie ihm zu, den Namen Deines Gottes (Gott Apollo's?) nicht mißbrauchen"; ein irdischer Titel schmählere den Rang, den der Dichter als Gotterkorener habe! Jean Paul Friedrich Richter ließ sich den Legationsrathstitel gefallen, nannte sich aber meist nur abgekürzt und schelmisch „Legaz". Dem Jahre 1800 gehörte sein Berliner Aufenthalt an. Hier ward, namentlich in den Kreisen der Rahel Levin und der Henriette Herz, die nach einer nicht blos christlichen, sondern nach einer Allerweltsreligion dürsteten und einen Priester dazu brauchten, der Jeanpaulcultus bis ins Sublimste getrieben. Im Schlafrock früh Morgens schon ward er von den Frauen fanatisch bestürmt; man trug vom Pudel Ponto Haare auf der Brust. Königin Luise führte ihn selbsteigen in Sanssouci umher. Der König knurrte; ihm wurden diese Huldigungen zuviel; er fragte unwirsch: Wenn das schon einem Romanschreiber geschieht, was soll man denn für einen wirklichen General übrig haben! Fried-

rich Wilhelm der Dritte hatte für Jean Paul allerdings nichts übrig. Der Dichter, auch der von purem Aether lebende, brauchte Geld; Papa Gleim in Halberstadt hatte ihn schon bitten müssen, über seine Casse zu verfügen. Jean Paul dachte, etwas Fixes, so etwas wie ein kleines Canonicat, würde in Berlin für ihn abfallen können, „damit er seinen Körper durch das ewige Silberausbrennen seines Geistes nicht vor der Zeit einäschere." Es blieb aber, wie später auch bei Schiller, in Berlin bei prahlerischen Versprechungen. Als eine Präbende erledigt war, entschied sich der ehrsame Monarch für den Romanschreiber Lafontaine statt für den Romanschreiber Jean Paul. Erst seit 1809 bezog der Dichter vom Fürsten Primas ein Jahrgehalt von 1000 fl., welches Baiern seit 1815 ehrenhaft genug war fortzubezahlen.

Berlin aber lieferte ihm den höchsten, den besten und dauerhaftesten Schatz seines Lebens. Die dritte Karoline, die ihn geliebt, ward sein Weib. Es war endlich ein Weib, das ihn anzog, reizte und fesselte, keine amazonenhafte Heroine, keine schamanenhafte Schwärmerin, keine Titanide mit starkem Flügelschlag und erbärmlich schwachen Nerven, sondern ein wahrhaft liebendes, treu sorgendes, pflichtergebenes Wesen, das dem Menschen angehörte, obschon sie zum Dichter in ihm andächtig aufblickte. Alle die früheren Frauen hatten ihn mehr mit der Phantasie, als mit dem Herzen geliebt, und er kannte, auch wohl in Folge eigner sorgloser und fahrloser Verschuldung, genugsam die Dornen an jenen Pracht- und Fackeldisteln, die das Zeitalter geniale Weiber nannte.

— Karoline Meyer, die 1800 Jean Pauls Braut, im nächsten Jahre seine Gattin wurde, war die Tochter eines Tribunalrathes in Berlin. Mit Verhimmelung über den Dichter begann auch ihr Verhältniß, aber es endete oder es vertiefte und verwerthete sich mit den Aufgaben der Gattin und der Mutter. Etwas Treibhauspflanzencultur steckte vielleicht im Berliner Mädchen; sie trieb Astronomie und Botanik, konnte in diesen Fächern gar wohl Jean Pauls Secretär sein, bis die Haushaltungskunst ihr bestes Fach zu werden schien. Man hat nicht glühendheiße, aber warme, liebenswürdige, tief innerliche und doch gesunde Briefe von der Braut Jean Pauls. Aecht mädchenhaft fühlt sie sich arm dem Dichter gegenüber; er werde wenig an ihr haben, aber da sie ihn so unaussprechlich liebe, so glaube sie selbst, daß sie gut sei, denn Er und das Gute seien Eins; das Gefühl der Wichtigkeit ihrer Bestimmung, ihm anzugehören und sein Weib zu werden, stimmt sie ernst und feierlich.

Jean Paul war fast 38 Jahre alt, als er diese dritte Karoline heimführte. Er ging mit ihr zuerst an die kleinen Höfe von Meiningen, Koburg und Hildburghausen, wo seine Vergötterungscomités ihren festen Sitz hatten, wo ihm jedoch das fränkische Bier, das er sich nachsenden ließ, zu theuer kam, bis er sich, zum Theil um diesem wesentlichen Umstand abzuhelfen, 1804 dauernd in Baireuth niederließ. — Mit seinem festen Bündniß datirt für den Dichter und für den Menschen in ihm eine neue Epoche, die Epoche des humoristischen Realismus. Auch in seiner äußern Erscheinung ging mit seiner Person eine Ver-

änderung vor. Sein Biograph schreibt: „Bisher hager, bleich und die Unruhe seiner Seele in einem hastigen Wort, in dem suchenden Auge und der unstäten Bewegung ausdrückend, von einem Fleck zum andern eilend, nirgends mit einem festen Entschluß und dem Gefühl des Bleibens, selbst im Gespräch nirgends verharrend, wölbte sich plötzlich seine ganze Gestalt, es füllte und bräunte sich plötzlich sein Gesicht, er bekam ein äußerst robustes Ansehen, und man konnte ihn von da an bis zu seinem Ende dick nennen, auf eine Weise, daß seine früheren Freunde ihn kaum wiederzuerkennen vermochten.“ Seine Arbeitsamkeit als Schriftsteller blieb eine ungeheure, sein Einsammeln und Ausgeben von Gedanken und Empfindungen ein unendliches. Mit dem Wachsthum der Jahre wünschte er sich nur das Wachsthum der Weinfässer; „mit dem Heidelberger, sagte er, wollte ich Jeden überleben und überschreiben.“ Als er den Hesperus schrieb, stand eine Flasche Burgunder neben seinem Tintenfaß. Das Baireuther Bier blieb leiblich sein bester castalischer Quell und die „Rollwenzlin“, die gute Wirthin am Kulm bei Baireuth, hat es ihm im Gartenhause, wo er schrieb, 20 Jahre lang kredenzt. Er schrieb trinkend und trank schreibend, während seine Seele sich im Duft der Rosenblätter berauschte oder in rosige Wolkensäume sich verlor. Die Baireuther Epoche war die Zeit seines Glücks. Ueber seine Frau schrieb er an Emanuel am Tage der Geburt seines ersten Töchterchens: „Ich bin weit über meinen Werth hinaus selig, und habe nichts als Demuth und die Thräne dazu. Seh' ich rund umher dies ungleich

ausgetheilte Leben an und das Schicksal der Besten und vergleiche: so schwelge ich noch tiefer und weine die Freudenthränen nur gebückt. Aber sie **verdient** alles, was ich geschenkt bekomme von Gott; und daher sag' ich ihr immer, daß ich mich recht sehr auf sie verließ, Gottes wegen." — „Wie ein Engel, zerschmolzen in Schmerzen und wieder in Liebe und Wonne, so liegt sie da und ist mit allem zufrieden."

An der Gattin Seite, in der vollen Manneskraft und im gesättigten Glück des Familienschooßes schrieb Jean Paul (1802—4) seine „Flegeljahre", das kräftigste, mächtigste und schlagendste seiner Werke. Groß und genial ist das Thema dieses komischen Romans, wirkungsvoll der Entwurf zum Plan und der Anlauf dazu; entspräche dem die Durchführung der Idee, wir hätten damit in der Litteratur des Komus ein tiefsinniges Werk dem spanischen Quichote an die Seite zu setzen. Ein Kabinetstück des Humors ist die Testamentseröffnung. Ein Sonderling hat, um habsüchtige Erbansprecher zu närren, seinen letzten Willen dahin bestimmt, daß nur wer sichtlich und vor Zeugen über den Gestorbenen weinen kann, zum Erbantheil berechtigt sei. Die Sippschaft der Krähwinkler sitzt nun in corpore und preßt und drückt krampfhaft auf die Thränendrüsen. Schon glaubt der Nachmittagsprediger zu triumphiren, bis Candidat Gottwalt Harnisch Universalerbe wird. Zu den einzelnen Meisterstücken deutscher Poesie gehören auch Gottwalts und seines Bruders Schulstubenerinnerungen mit der ganzen Seligkeit gläubiger Kinderseelen. Menschen von beschränktem Geist, aber überwallend

liebevollem Herzen und einer Phantasie, die freilich immer sich selber spornt bis sie wild geworden durchgeht: sind Jean Pauls Lieblingsfiguren. Der Titel des Romans ist eben so gesucht und schief wie ehedem Grönländische Processe, Mumien, Teufelspapiere, Hundspostage. Das Werk könnte am passendsten „Zwillinge" heißen, denn die Parallele zwischen Walt und Vult ist der Kern in der Charakterzeichnung. Der Candidat der Rechte und der weggelaufene Flötenbläser sind von Jean Pauls eigenem Wesen die persönlich gewordenen Hälften, die mit einander streiten, und sich doch unergründlich lieben, sich nothwendig sind und sich ergänzen. Walt macht Streckverse, Vult hat die Grönländischen Processe geschrieben und macht Satyren. Beide wollen zusammen ein Buch schreiben, in welchem der Eine weint, der Andere lacht, Jener den Evangelisten darstellt und Dieser den Vierfüßer dazu. In der Residenz Haslau kündigen sie ein Concert an, zu welchem sich Vult, um anzulocken, als Flötenbläser blind stellt. Walt aber war in der Kindheit wirklich blind gewesen und hatte von einem weiblichen Wesen einen Blumenstrauß erhalten, dessen Duft sein Leben und seine Seele durchzieht. Dies Wesen, das er jetzt sieht und sehend liebt, dem Kalender nach hoch genug betagt, ist die Tochter des Grafen Klothen, der ihn als Canaille behandelt. Immer dasselbe Thema der für Jean Paul unübersteiglichen Schranken der Ständeunterschiede, und immer wieder die Feier der Blindheit, als wenn er selber, was in seinen letzten Lebenstagen wirklich geschah, Homers Schicksal theilen sollte! In all diesen Scenen sind

Charaktere und Stoff bereits erschöpft. Dem Geist des Werks fehlt der Leib, um sich auszuleben, dem Plan die Ausführung. Dem Universalerben Walt sind zum Antritt des Erbes Bedingungen gestellt, die ihn nöthigen mit den Miterben darum zu kämpfen. Gottwalt Harnisch hat aber gar nicht Harnisch genug, seine neun Arbeiten zu leisten. Walt ist ein Herkules, der seine Heldenthaten schuldig bleibt, wie sein Dichter für die Idee den Stoff, für den Gedanken das Material. Es ist geistvoll ironisch genug erdacht, daß die mangelhafte Lösung der an Walt gestellten Aufgaben ihm jedesmal ein Stück des Erbes kostet; wehmüthig lauert im Hintergrunde des unvollendeten Werks die ironische Ahnung, daß List und Habsucht schließlich triumphiren werden, die junge Dichterseele des Candidaten, die aus dem dörflichen Frieden gezwungen wird in die Welt zu treten und mit Menschen zu kämpfen, sich Stück auf Stück um sein großes Erbe bringt, um wie der Poet bei Schillers Vertheilung der Welt leer auszugehen. Vielleicht ist es kaum ein Unglück, daß das große Werk unvollendet blieb, denn es würde mit Nichts enden, nachdem es so reich und voll, so groß und erschütternd komisch begonnen. Auch von Vult, dem Vagabunden, dem Gegenfüßler Walts, gab der Dichter weniger die Abenteuer eines abenteuerreichen Lebens, als vielmehr nur die Stimmungen dazu. Schnörkelhafte Arabesken und Randglossen, auch wenn sie von Geist strotzen, ersetzen aber nicht das fehlende Gemälde. Statt Vults Leben und Thaten zu einem neuen Anlauf aufzunehmen, schrieb Jean Paul später (1807 und 8) „Katzenbergers

Badereise." Dies körnige Buch giebt das Aeußerste von der barocken Kehrseite seines Idealismus. Doctor Katzenberger ist der cynische Kauz, der im Menschen nur das Thier sieht und, ohne schlüpfrig zu sein, keine Bloslegung des nackten Sachgehalts scheut, alle flache Bildung und Zimpferlichkeit zur Verzweiflung treibt und in die Flucht jagt. Auf Frauen wirkt der verrenkte und verkrüppelte Humorist Katzenberger abstoßend.

Ein Jahr zuvor (1806) erschien die „Levana." Die römische Göttin dieses Namens nimmt neugeborne Kinder in Schutz beim Aufheben der Väter von der Erde (levare). So nimmt sich dies Buch mit Rousseau's liebvollem Naturgeist, mit Fichte's hohem Ernst und mit den Ergebnissen seit Basedow und Pestalozzi der verwahrlosten Kinder an nach Leib und Seele. Die junge Seele, sagt er, sei vor allem für Religion empfänglich. Aber die Lehre müsse wie eine That in das Kindergemüth eingreifen. Wenn das Große in die Natur hineintritt, sagt Jean Paul, der Sturm, der Donner, der gestirnte Himmel, der Tod: dann sprechet vor dem Kinde das Wort Gott aus! Nicht aber um düster zu schrecken, sondern um zuversichtlich aufzurichten und groß zu stimmen. Heiterkeit der Seele forderte er zu allen großen Gefühlen. Und was froh und selig mache, sei vor allem Thätigkeit und eigne Erfindung, die versuchsweise die Kraft prüft. Hier greift seine Lehre da ein, wo Friedrich Fröbel in unserer Zeit weiterarbeitete. Jean Paul warnt die Erzieher, am Ge- und Verbieten Lust zu haben; Anleitung zur Selbstentwicklung ist

der beste Unterricht. Strafet nicht spottend und zürnet nicht nach! rief er. Eure Uhr geht, wenn Ihr sie aufgezogen, und Kinder wollt Ihr ewig aufziehen und laßt sie nicht gehen! Er eiferte gegen die damálige Verhüllung, Verpuppung, Verweichlichung in Tracht und Gesinnung. Er drang auf Rousseau's Forderung an die Mütter, die besten Erzieherinnen zu sein; Frauen, sagt Jean Paul, sind geborene Geschäftsleute. Unsere gelehrten Schulen betreffend, verlangte er, daß die römischen Schriftsteller Männer, nicht Knaben lesen.

Ein neues, ein thatfähiges Geschlecht heranzuziehen, that dem deutschen Vaterlande damals hochnoth. Und Jean Paul war der große Bußprediger in der Marterwoche Deutschlands zur Zeit unseres schlimmsten Wehs, unserer traurigsten Zerfahrenheit und tiefsten Demüthigung. Als patriotischer Publicist hatte er mit sein edelstes und bestes Wirken. Schiller, der Prophet, hatte sein Wort gesprochen und war todt; Goethe wandte sich ab vom Aufraffen des Volks in sich selber; andere Sterne kreiseten wie Kometen weit ab vom Centrum alles Lebens. Jean Paul stand am großen Gährbottich einer chaotischen Zeit und achtete auf deren Zeichen seit 1809, wo Oesterreich erlag und sein Tyrol vergeblich blutete. Ein frommer Wahrsager, Augur und Priester, betete er, wie Virgils Schiffer, an jeder Klippe, denn jede sei geeignet, auf ihr, wo man scheitern kann, einen Altar zu errichten. — Der erste Anlaß zu seiner publicistischen Thätigkeit war ein persönlicher. Er hatte seine „Vorschule zur Aesthetik" dem Herzog von Gotha gewidmet, die philosophische Facultät zu

Badereise.“ Dies körnige Buch giebt das Aeußerste von der barocken Kehrseite seines Idealismus. Doctor Katzenberger ist der cynische Kauz, der im Menschen nur das Thier sieht und, ohne schlüpfrig zu sein, keine Bloslegung des nackten Sachgehalts scheut, alle flache Bildung und Zimpferlichkeit zur Verzweiflung treibt und in die Flucht jagt. Auf Frauen wirkt der verrenkte und verkrüppelte Humorist Katzenberger abstoßend.

Ein Jahr zuvor (1806) erschien die „Levana.“ Die römische Göttin dieses Namens nimmt neugeborne Kinder in Schutz beim Aufheben der Väter von der Erde (levare). So nimmt sich dies Buch mit Rousseau's liebvollem Naturgeist, mit Fichte's hohem Ernst und mit den Ergebnissen seit Basedow und Pestalozzi der verwahrlosten Kinder an nach Leib und Seele. Die junge Seele, sagt er, sei vor allem für Religion empfänglich. Aber die Lehre müsse wie eine That in das Kindergemüth eingreifen. Wenn das Große in die Natur hineintritt, sagt Jean Paul, der Sturm, der Donner, der gestirnte Himmel, der Tod: dann sprechet vor dem Kinde das Wort Gott aus! Nicht aber um düster zu schrecken, sondern um zuversichtlich aufzurichten und groß zu stimmen. Heiterkeit der Seele forderte er zu allen großen Gefühlen. Und was froh und selig mache, sei vor allem Thätigkeit und eigne Erfindung, die versuchsweise die Kraft prüft. Hier greift seine Lehre da ein, wo Friedrich Fröbel in unserer Zeit weiterarbeitete. Jean Paul warnt die Erzieher, am Ge- und Verbieten Lust zu haben; Anleitung zur Selbstentwicklung ist

der beste Unterricht. Strafet nicht spottend und zürnet nicht nach! rief er. Eure Uhr geht, wenn Ihr sie aufgezogen, und Kinder wollt Ihr ewig aufziehen und laßt sie nicht gehen! Er eiferte gegen die damalige Verhüllung, Verpuppung, Verweichlichung in Tracht und Gesinnung. Er drang auf Rousseau's Forderung an die Mütter, die besten Erzieherinnen zu sein; Frauen, sagt Jean Paul, sind geborene Geschäftsleute. Unsere gelehrten Schulen betreffend, verlangte er, daß die römischen Schriftsteller Männer, nicht Knaben lesen.

Ein neues, ein thatfähiges Geschlecht heranzuziehen, that dem deutschen Vaterlande damals hochnoth. Und Jean Paul war der große Bußprediger in der Marterwoche Deutschlands zur Zeit unseres schlimmsten Wehs, unserer traurigsten Zerfahrenheit und tiefsten Demüthigung. Als patriotischer Publicist hatte er mit sein edelstes und bestes Wirken. Schiller, der Prophet, hatte sein Wort gesprochen und war todt; Goethe wandte sich ab vom Aufraffen des Volks in sich selber; andere Sterne kreiseten wie Kometen weit ab vom Centrum alles Lebens. Jean Paul stand am großen Gährbottich einer chaotischen Zeit und achtete auf deren Zeichen seit 1809, wo Oesterreich erlag und sein Tyrol vergeblich blutete. Ein frommer Wahrsager, Augur und Priester, betete er, wie Virgils Schiffer, an jeder Klippe, denn jede sei geeignet, auf ihr, wo man scheitern kann, einen Altar zu errichten. — Der erste Anlaß zu seiner publicistischen Thätigkeit war ein persönlicher. Er hatte seine „Vorschule zur Aesthetik“ dem Herzog von Gotha gewidmet, die philosophische Facultät zu

Jena aber den Druck des Zueignungsschreibens verboten. Darob empört, gab er 1805 sein Freiheitsbüchlein, seinen Briefwechsel mit dem Herzog und seine Dissertatiuncula pro loco über die Preßfreiheit. Bücher, weil sie der Ewigkeit angehören, sagte er, können nicht von vergänglichen Menschen verboten werden; oder, wenn Censoren sein sollten, so müßten es möglichst viele sein, nämlich das ganze Publicum. Schon 1808 sagte er in seiner „Friedenspredigt", man könne der Wahrheit nur noch den Hof verbieten, nicht mehr Stadt und Land; hinter stummen Lippen knirschen die Zähne! 1809 u. 10 gab er seine „Dämmerungen für Deutschland." Er eiferte gegen Deutschlands Unglauben an sich selbst, war ein Wecker der Zuversicht, daß auf dem Reichskirchhofe deutscher Nation ein Auferstehungsfest werde gefeiert werden. Glücklicherweise hatte der deutsche Fürst, der ihn zum „Legaz" gemacht, ihn nicht zugleich an seinen Hof gebannt, ihn vielmehr frei und ruhig bei dem schäumenden Bierkruge in Baireuth sitzen lassen. Das erhielt seine Gesinnung volksthümlich, obschon freilich sein Styl Manier wurde, das Volk mehr über das müßige Feuerwerk seiner Witze und das Rothwälsch seiner Gelahrtheit staunte. Aber die Geistreichen verstanden ihn, die sich damals noch sehr vornehm von der Empfindung der Massen fern hielten; ihnen war seine Vogelschau und seine Symbolik in den Eingeweiden geschlachteter Thiere begreiflich. 1810—12 gab er seine „Politischen Fastenpredigten während Deutschlands Marterwoche." Aus dem Chaos der Erniedrigung, schrieb er, werde eine neue Welt

erstehen. Die Schriftsteller der Zeit sollten ablassen vom weinerlichen Ton, ein Held zeige wohl seine Narben, aber nur Bettler ihre Wunden. Der Sieg, rief er, kommt meist ungeahnt, aus tief verborgener Stille! Und wer siegte einst über Rom, an dessen Riesencadaver eine ganze, daran gekettete Welt vermodern mußte? — Das Dörfchen Betlehem! — Auf den feigen Verrath preußischer Junker, auf die Uebergabe von Magdeburg, Küstrin, Stettin schrieb er „die Belagerung der Reichsfeste Ziebingen", gegen die Nachäffung Napoleons an Duodezhöfen „die Doppelheerschau in Großlausau und Kauzen." Eine Revue, ein Scheingefecht, wird hier zum wirklichen Scharmützel, jedes Heer erobert unversehens des andern Staates Hauptstadt und die Fürsten schicken nach Paris, um das Dasein ihrer Länder dem Herrn der Welt nachzuweisen. Palm ward in Jean Pauls Nachbarschaft ergriffen und erschossen. Der satyrische Patriot mußte sich scheuen, Namen zu nennen, Thaten und Zustände zu schildern, sich oft begnügen, weinenden Herzens und doch im Stillen mit jubelnder Seele über unsere Schmach und Niederlagen, über des Volkes Gottvertrauen und Hoffnungen zu phantasieren, meist mit sanfter Flöte, die ja überall in seinen Büchern eine Rolle spielt. Als Fasten- und Bußprediger tritt er, um das Palladium deutscher Freiheit zu retten, oft so leise und schlau auf, als hätte ihm der vor Schmerz und Unglück wahnsinnige König Lear den Vorschlag gemacht, die Pferde seiner Reiterei mit Filz zu beschlagen, um ganz ohne Lärm die Festung des Feindes zu überrumpeln. Er sprach das

Wort Napoleon nicht aus, aber er rief mit den Juden: Schlagt den Haman todt! Und das N. B. (Napoleon Bonaparte) sagte er, sei das NB. für Fürsten und Völker. Auf seiner Jagd nach Witzen und Wortspielereien hetzt er freilich auch hier seine Gedanken zu Tode.

Oft aber ist sein Wort stark und groß. Seine Mahnreden „An die Fürsten" sind Luthers und Ulrich Huttens würdig. Nach dem Frieden lautete sein Gebet: „Habe Dank, Dunkler, Großer, Liebender hinter den Sternen, daß ich es gesehen habe, wie Du die Welt errettest und die weiten alten Wunden der Völker schließest, und wie Du Heil vom Himmel niedersendest auf die sündhafte blutige Erde!" Auf dem Leipziger Schlachthügel knieten drei Monarchen und gaben ebenfalls Gott die Ehre, — um sie nicht den Völkern zu geben. Jean Paul sagte 1815: „Völker haben Fürsten befreit und freie Fürsten werden freie Völker dulden und bilden, und altdeutsche Herzen werden sich ein altdeutsches Vaterland erobert haben!" Er glaubte wirklich noch, Staaten könne man von oben bauen, wie die Bienen ihre Körbe. Friedrich und Joseph waren solche freidenkende Fürsten gewesen, aber sie hatten das gesunkene deutsche Reich nicht aufgebaut, der Eine weil er nicht wollte, der Andere weil er nicht konnte. Den Fürsten rief Jean Paul 1815 zu: „Glaubt Ihr daß das Volk, das in der Noth und im Gefühl nach Rache während der Feuersbrunst Riesenlasten trug, auch im Frieden in der Anspannung aushalten sollte? O nein, und Ihr benutztet seine Abspannung zu eigensüchtigen Vortheilen aus Furcht

vor Denen, die Euch und den Staat gerettet, und aus niedriger Scham, daß Ihr Euch retten ließet. Oeffentlicher Geist und großer Gemeinsinn mußten gepflegt werden, und Ihr legtet sie brach!" — Jean Paul sprach damals das große Wort: „Völker werden leichter vergiftet als verfinstert!" Er mahnte an Hellas, wie dort nach den Siegen über Xerxes alle Blüthen des Volksthums aufbrachen, und nach den Siegen über den neuen Xerxes knicken Deutschlands Fürsten die Blüthen ihres Volks. Selbst Fichte, Arndt, Schleiermacher standen auf der Liste der Schwarzsehercentralcommission als verdächtig gegen Ordnung und Ruhe. „Ihr wolltet Kirchhofsruhe, schrieb Jean Paul, fürchtetet Euch vor den Regungen des Friedens, nachdem Ihr das Volk zum Kriege verbraucht. Ihr fürchtetet den Tugendbund, und wußtet nicht, daß ein solcher in Germanien seit Tacitus bestand und immer im Stillen zur Befreiung vorbereitete. Bedenkt, daß die Völker Euch gegen den Prätendenten Europa's vielleicht treuer geblieben als Ihr ihnen gegen ihn, und zu einer Zeit, wo er Eure Throne nur zu Treppen und Treppengeländern für den seinigen machte! Nichts wiederholt sich schwerer als Begeisterung. Und doch wiederholte Deutschland seine Begeisterung und Opferlust, den Tyrannen in Paris zu vernichten, ihn, der den Franzosen, die er knechtete, doch noch vom großen Umsturz mehr Bürgerfreiheit ließ, als Ihr je gewährtet." Kein Deutscher hat damals edler und kühner gesprochen als Jean Paul.

Als er Fichte's „Reden an die deutsche Nation" beur-

theilte, in der Sylvesternacht 1807, schrieb er die goldnen Worte: „Erziehet deutsche Kinder, so habt Ihr nur Euch verloren; erziehet Euch, so habt Ihr nur Zeit verloren!" Dazu: „Auf die Gräber der Schlachtfelder lasset uns lebendige Ehrenbildnisse stellen, heilig und deutsch erzogene Kinder!" Auf die am 19. Juli 1810 gestorbene Königin Luise machte er den Polymeter: „Als Du das weiße Brautkleid für eine höhere, für uns nur bleiche Welt anlegtest, und der Erde Deine Krone zuwarfst, und nur mit dem Erntekranz Deiner ausgesäeten Ernten auf dem Haupte emporgingst, da weinte, wer von Dir gehört; da weinte noch mehr, wer Dich gesehen; aber die, die Du an Dein Herz gedrückt, konnten damals keine Thränen vergießen und nachher keine mehr zählen." Im Jahre 1812 schrieb er seine „Sphinxe", 1813 über „die Schönheit des Sterbens in der Blüthe des Lebens und einen Traum von einem Schlachtfelde." Am 14. October 1814 hatte er das Traumgesicht von Napoleons Rückkehr von Elba, nachdem er über den Elbischen Robinson gespottet; in dasselbe Jahr gehört sein „Mars und Phöbus' Thronwechsel." Als die derberen Kraftburschen mit Jahn und Anhang auf seine weiche Verschwommenheit schalten, klagte er über die deutschthümelnden Maulhelden, die sich als Kraftmenschen hinstellten und sich doch mit frommen Lämmleinsliedern begnügten. Er aber seinerseits glaubte an die Hellsehereien und die Wunder des Magnetismus als an Fingerzeige von Drüben.

Gegen die Romantiker, welche Kunstsinn und Stimmung schon für schöpferische Macht in der Kunst hielten, eiferte er

Anfangs stark; er schalt auf den „frechen Poetenwinkel in Jena“, erkannte an den Schlegeln mit Recht nur das Talent des Uebersetzens und der Kritik an, während in dieser jedoch auch ihre philosophischen und ästhetischen Entdeckungen meist fremdes Gut seien. Sein persönlicher Verkehr mit ihnen milderte seine Strenge und nach seinem Aufenthalt in Berlin (im Winter 1800—1) hielt er den Geist von Jena für ein heilsames Antidoton gegen den alten nüchternen Berolinismus. Fichte war in Berlin der Mann des Tages geworden, und mit Schleiermachers Reden hatte eine neue Philosophie, die sich mit dem geoffenbarten Glauben harmonisch machen wollte, das Ende der Herrschaft Kants verkündigt. An die Stelle des kategorischen Imperativs der Pflichtenlehre trat als lebenregelnde Macht die Liebe zum Guten, der Genuß im Pflichtvollziehen, das Glück der Seligkeit, das die Tugend giebt. Das stimmte zu Jean Pauls Glauben an die Herrschaft guter Dämonen und er machte in seiner „Vorschule zur Aesthetik“ (1804) den Romantikern große Zugeständnisse. Dies werthvolle Schatzbüchlein für jeden Kunstjünger hat Gervinus ungebührlich herabgesetzt, weil er weder Philosoph genug ist, die Winke und Fingerzeige des unbewußten Genius zu verstehen, noch Künstler, um die dort hingeworfenen Edelsteine und Goldkörner zu fassen und zu verwerthen. Das Werk ist freilich keine systematische Aesthetik: es ist keine regelrechte Ernte, aber eine reiche Aehrenlese; mithin auch nicht sowohl eine Vor- als eine Nachschule zur Lehre vom Schönen.

In diesem Werke wurde Jean Paul auch dem hohen Schiller gerecht. Frühere Aeußerungen über ihn, dem ersten Besuch in Thüringen angehörig, galten nur der Person. Er schrieb aus Jena vom „felsichten Schiller, an dem wie an einer Klippe alle Fremden zurückspringen." Schillers Gestalt nannte er „verworren, hart und kräftig, voll Edelsteine, voll scharfer, schneidender Kraft, — aber ohne Liebe. Er spricht beinahe so vortrefflich als er schreibt." Er hat mit Schiller oft bis Mitternacht herumgestritten, gegen dessen Reflexionspoesie, „Prosaglanz" und eingelegten „Juwelenschmuck" eifernd. — Schiller seinerseits schrieb über ihn: „Ich habe ihn ziemlich gefunden wie ich ihn erwartete, fremd wie Einen, der aus dem Monde gefallen ist, voll guten Willens und herzlich geneigt, die Dinge außer sich zu sehen, nur nicht mit dem Organ, womit man sieht." — Jean Paul wehklagte überhaupt gern über getäuschte Ideale beim Anblick der Großen. Goethe fand er 1796 „kalt für alle Sachen und Menschen, einsylbig, einen Gott im Palaste." Später, als Goethe den chaotischen Bewegungen der Nation gegenüber erkaltet zu sein schien, äußerte Jean Paul in einem Briefe an Knebel, in so stürmischen Zeiten bedürfe man eher eines Tyrtäus als eines Properz. Eine treffende Bemerkung, über die Goethe empfindlich wurde. Der Pfeil, der in den Xenien auf Jean Paul abgeschossen war, lautete aber ebenso wahr: Hieltest Du deinen Reichthum nur halb so zusammen wie ein Anderer, Manso, seine Armuth, du wärest unsrer Bewunderung werth! Goethe verglich ihn dem Chinesen in Rom, den die

Architektur der ewigen Stadt belästigt gegenüber den Säulchen und dem Schnitzwerk seiner vergoldeten Hölzer, und „den reinen Gesünden für krank hält", damit er selbst nur, der Kranke, für gesund gelte. Später, in den Noten zum Divan, hat er Jean Pauls Verwandtschaft mit orientalischen Weisen und Dichtern gefeiert.

Gegen Fichte würde Jean Paul erst nach dessen Tode ganz gerecht. Seine Clavis Fichtiana war eine Verspottung des sich vergötternden Ichs; schreibend und redend blieb er dagegen in Harnisch. „Mit Fichte krallte ich mich oft sechs Stunden lang herum", schrieb er aus Berlin an Jacobi. Dieser Philosoph mit der aufgelösten Empfindsamkeit des Instincts und dem unmittelbaren Vernehmen des Uebersinnlichen ohne allen Beweis, war recht eigentlich der Mann der sympathischen Wahlverwandtschaft Jean Pauls. Noch mehr, in persönlichem Verkehr gesteigert, Herder, der hoch aufhorchende, imposante, salbungsreiche Priester, der sich zutraute, das Christenthum zu einer Allerweltsreligion zu gestalten. Jean Paul feierte in Herder denjenigen, „der zuerst die Schwingen der Prosa losband und den Falken des Genies ohne Faden und Haube steigen ließ." Herder, weich und bandenlos, obschon hoch aufgerichtet und stolz, wirkte auflösend in alle dem, was Lessing zwar frei gemacht, aber zugleich im Gesetz der Form gebunden hielt. In formloser Auflösung aber schwelgte Jean Pauls Genius am liebsten. Er nennt Herder „ein Herz mit tausend Fibern und mehr als zwei Herzen"; Beide waren gleich sehr betäubt und trunken

von Schätzen, die sie wohl heben, aber nicht formen konnten. „Dieser durchgötterte Mensch", schrieb Jean Paul an Herders Gattin, „dessen Brust im Aether steht, und dessen Fuß in der Erdenluft und der nicht die Blätter des Erkenntnißbaumes, nicht die Zweige, sondern den ganzen Baum ergreift, und nicht diesen, sondern wie im Erdbeben den Boden statt des Baumes schüttelt — Dieser verhüllt hinter Scherz seine höhern Wünsche uud seine Ueberlegenheit über das Jahrhunderte!" Velleitäten freilich waren es blos, Spinoza mit dem Christenthume zu vereinbaren und die von Herder unverstandenen Widersprüche zwischen beidem salbungsvoll mit priesterlichem Faltenwurf zu verdecken. Herders Miene der Ueberlegenheit über das Jahrhundert aber legte sich schon Goethe gegenüber in neidisch hypochondrische Falten. — Persönlich war Hans Paul im Herderschen Hause wie ein Sohn, wie ein unmündiges Kind, für das die Frau des Oberpriesters von Weimar selbst die Kleider einkaufte.

Hülfsbedürftig in äußerer Beziehung, that ihm persönliche Freundeshand vielfach noth; nur mußte zugleich seinem Bedürfniß nach Sympathie ein Genüge geschehen. Ein Secretär wäre ihm für seine Schriften heilsam gewesen. Christian Otto, dem er mittheilte was er schrieb, war eine ordnende Natur dieser Art, aber wohl von zu bescheidenem Einfluß. Der jüdische Freund Emanuel Osmund theilte weit mehr den Aether seiner Gefühle, seiner Religion und seines Humors; unter den Genossen in der fränkischen Heimath war aber Emanuel seltsamer Weise nur Rathgeber in Geldsachen und

Bierlieferant. Ein anderer Freund Jean Pauls war Friedrich von Oertel, ein reizbarer Hypochonder, der längere Zeit in Rußland, dann bei Leipzig lebte und in einer Schrift „Vom Adel" gegen Kotzebue aufgetreten ist. Emil Thieriot, Leipziger von Geburt, vagabundirend, bald Geigenspieler, bald Schulmeister, voll Witz und Schwung, eine confuse Kometennatur wie Jean Pauls Lieblingsfiguren, war wohl nur ein bloßer Ableger und Absenker der Jean Paulschen Muse. Ebenso J. B. Hermann, ein mit sich und der Welt zerfallener Schwarmgeist, bald wie eine Lerche in den Wolken singend, bald in einem Dreckloch auf der Erde nistend, wie Jean Paul selbst von ihm sagte, voll Cynismen wie sein Katzenberger und doch von jungfräulich reiner Seele, zwischen Schlamm und Aether rasch wechselnd.

Von Frauen trat ihm noch im späten Leben ein Schwesternpaar von Bedeutung entgegen, die Herzogin Dorothea von Kurland und Elisa von der Recke, Beide geborene Reichsgräfinnen von Medem, in Löbichau bei Altenburg Hof haltend, Jene mit drei Töchtern, später vermählten Prinzessinnen von Acerenza, Hohenzollern und Sagan. Jean Paul nennt sein Leben in diesem Frauenkreise einen wahren Freudenhimmel. Bis zum Erscheinen seines Hesperus ein hungernder Poet, sollte er gegentheilig auch Gefahr laufen, von Rosenblättern begeisterter Liebe erstickt zu werden. Dem vertrauten Juden Emanuel hat er in seiner Spätzeit das Geständniß gemacht, man werde dieses sogenannte Verehren doch endlich satt; Jünglinge und Männer, klagt er, drängten

sich an sein Herz, „und die Weiblein, fügt er übermüthig hinzu, heb' ich nesterweise aus." Sein altes, weltweites Herz, sagt man, sei mitten im gesicherten Hafen des häuslichen Glücks ganz spät noch einmal aufgeschäumt in Leidenschaft für Sophie Paulus, die in einem kurzen Eheversuch August Wilhelm Schlegels Gattin gewesen. — Eine düstere, schmerzvolle Episode für ihn im Verkehr mit Frauen machte die unglückliche Maria, deren schwärmerische Begeisterung für ihn sich bis in den Tod aus freier Wahl verirrte, indem sich ihr glühendes Schmerzgefühl nur in den Wellen zu kühlen wußte. Es war bald nach der Zeit (1814), als er seinen „Kometen, Nicolaus Marggraf" entworfen und begonnen. Maria war die Tochter eines deutschen Mannes, der unter dem Henkerbeil der Pariser Schreckensherrschaft geendet. Aus Pipitz' und Fink's Bibliothek auserwählter Memoiren erhielten wir Aufschluß über ihre lange Zeit räthselhaft gebliebene Person. Ihr Vater war jener Adam Lux, der zur Zeit des Convents seine Begeisterung für Charlotte Corday mit dem Tod unter der Guillotine büßen mußte. Rief vielleicht Jean Pauls begeisterte Apologie des Heldenmädchens von Frankreich in der Seele des deutschen Kindes zuerst die Entzückung für den Dichter wach? Sie hat den Schöpfer ihrer Träume, das Ziel ihrer weiblichen Wünsche, den Abgott ihrer Anbetung nie leibhaftig gesehen. Schon in ihrem zehnten Jahre war Jean Paul ihr Idol. Der Jungfrau erwuchs er zum Inbegriff des Höchsten, was er geschaffen, zum reinsten Menschen, zu einem Heiligen, einem Christus. Das Pult, in welchem sie sein

Bildniß und alles barg, was sie von seinen Werken abgeschrieben, war ihr Altar. Sie schrieb ihm gleich in ihrem ersten Briefe, da sie nicht sein Kind sein könne, so würde der Tod „ein Strahl des Himmels" für sie sein, der sie zu ihm führe, und in einer bessern Welt werde sie ihn lieben dürfen; nur quält sie der Gedanke, ob er sie jenseits, unter den vielen Seelen, die ihn umfassen würden, erkennen und anerkennen werde! Dann aber will sie hienieden ihn noch sehen, sein Haus betreten, ihm als Magd wie ein Käthchen ihrem hohen Herrn dienen, denn sie scheue zu Hause auch die schwerste Arbeit nicht. Ueber diese plötzlich sinnliche Wendung ihrer Wünsche erschrickt aber die Unschuld ihrer kindlichen Seele, und da die Antwort ausbleibt, so ergreift sie in Scham und in der Furcht, er müsse sie nun verachten, den Entschluß, in den Tod zu gehen, sich in den Strom zu stürzen. In der Dämmerung eines Maimorgens steht sie bereits auf der Brücke und hat ein Messer auf ihr Herz gezückt, als die ahnende Schwester herbeistürzt und sie um der Liebe zur armen verlassenen Mutter willen beschwört, von dem unseligen Vorhaben abzulassen. Sie ließ sich beschwichtigen; auch kam Jean Pauls Antwort. „Ihre vier Briefe eines guten und überwogenden Herzens hab' ich empfangen", begann er. Er ermahnt sie zum Hinblick auf den gestorbenen Vater, der vom Himmel auf sie niederblicke; sogar der mächtigste und heiligste Mensch, Christus, sei sanft, mild und ruhig gewesen; sie dürfe in ihrem Innern fliegen, aber mit ihrem Aeußern nur schreiten, ihr Herz auflodern lassen in ungemessene Flammen, aber

nicht eher handeln als wenn die Gluth Licht geworden. Er wolle ihr geistiger Vater sein und sie Tochter nennen, er liebe sie und grüße sie von seiner Frau. Da gestand sie ihm ihren Entschluß in der schreckenvollen Mainacht. Der Dichter erbebte über soviel Kühnheit und Todeslust, aber wohl auch über die Wirkungen, die er machte. „Sie denken viel zu gut von mir als Menschen", schreibt er ihr; er sucht nun das Ideal von ihm in ihren Gefühlen herabzudrücken. „Kein Schriftsteller kann so moralisch sein wie seine Werke, wie kein Prediger so fromm als seine Predigten. — Erschüttern und entzücken wird mich einmal unsere Zusammenkunft. — Dein Vater J. P. F. R." Auf eine zeitweilige Beruhigung folgte aber neuer Sturm in ihr; die Liebe eines Vaters genügte ihr nicht, sie liebe ihn süßer, aber deshalb könne sie ihn nie auf Erden sehen, nur der Tod sei für sie der Weg zu ihm. Sie verbittet sich die gutgemeinten weisen Lehren und verlangt eine Locke von ihm und ein wenig Gegenliebe. Er sendet ihr die Locke und schreibt, seine Frau habe sie ihm von seinem Glatzkopf abgeschnitten; er male sich die Stunde schön, wo sie zuerst seine Karoline und seine Kinder und dann ihn selbst sehen werde. „Quäle Dich nicht, sonst quälst Du mich und Deine Schmerzen verdoppeln sich zu meinen!" Darin las sie Gegenliebe, und ihre Leidenschaft stieg zur Wildheit der Begierde. Sie ergoß sich wieder in glühenden Briefen, schreckte aber von neuem schamhaft zurück, als er strafend antwortete und es schalt, daß sie ihn vergöttere, aber nicht seinen Lehren folge; er verlangte nicht blos Briefe von ihr, sondern die ge-

sammten Tagebücher ihres Lebens. Sie aber verstummt, sie will verschwinden in Angst, Scham und Liebe. Nur Mutter und Schwester hat sie noch zu berücksichtigen. Jene stirbt, diese verlobt sich; nun hält sie sich für frei und schreibt ihren letzten Brief. Sie habe gefehlt, aber sei unverstanden; es werde im großen Universum doch noch einen Ort geben, wo sie sich wieder erholen und endlich so sein könne, wie sie sein wolle. Sie will unbemerkt verschwinden und vergessen sein; niemand wisse um ihre Geschichte, alle Bücher und Tagebücher habe sie verbrannt, nur die Locke Jean Pauls solle an ihrem Halse bleiben, um sie mit hinüberzunehmen. Ihr unglücklicher Geist werde ihn umschweben: „o dürft' ich Ihnen ein Zeichen geben, Ihnen sichere Kundschaft bringen!" — Ihrer Umgebung schien sie ruhig, bedächtig, mit häuslicher Anordnung erfüllt; so hatte sie keinen Verdacht erregt, als sie im Strom ihrer Vaterstadt (war es der Rhein, war es der Main?) die Stelle suchte, wo Mühlräder sie erfassen mußten. Fischer aber holten sie hervor. Allen Versuchen, sie zum Leben zurückzubringen, setzte sie mit voller Geistesmacht Widerstand entgegen. Sie sprach noch entzückt von den Augenblicken, wo ihr unter den Fluthen die Sinne schwanden, und die Seele, frei von irdischen Banden, in die lichte, helltönende Ewigkeit hinüberdämmern wollte, in das Land Jenseits, wo es kein Erröthen vor einer reinen Liebe giebt und Alles Licht ohne Schatten ist. Sie drückt das verschluckte Wasser gewaltsam zurück und endet mit einer spartanischen Kraft der Seele, unsträflich und rein, — wie sie

wähnte. Ein Weib kann riesenhaft in seiner Schwäche sein. — Jean Paul zitterte vor Schmerz und Wehmuth. „Sie starb höher als Andere lebten", schrieb er dem Freunde Otto; er war froh, nicht so „erbärmlich" gewesen zu sein, „diese hohe Seele strenger noch von sich abzuweisen." — Mariens Geschichte ist eine furchtbare Rache der zurückgedrängten Sinne gegen den Geist. Das Kind war Anfangs ganz Seele, ganz trunken von dem Aether einer keuschen Entzückung, die Jean Pauls Poesien athmen. Durch das Zwielicht betäubender Düfte laufen Anfangs nur allmählich irre Funken der Begier, kleine mädchenhafte Wünsche, harmlos wie flatternde Genien, weiß in Unschuld gekleidet; aber es sind Vorboten aufglühender Leidenschaft, fliegende Wölkchen, die vor dem Gewittersturm tanzen. Wie sie erschrickt vor der Begier der Sinne, hält sie sich für gezeichnet, für entlarvt vor sich, vor ihm und aller Welt. Nachdem sie ihre Regungen für so rein gehalten wie der unberührte Schnee des Gebirges, tödtet sie ihr Schamgefühl; nur die Fluth konnte die Flamme ihrer Leidenschaften löschen und nur Jenseits glaubte sie rein vor Dem dazustehen, der in der verschwimmenden Sphärenmusik der Verzückung die Wahrheit forderte, nicht die arme Erde für den Schauplatz des waltenden Gottes erkannte. Sie hatte ihren Dichter nur halb verstanden. Im verkrüppeltsten Leben der Erdenwelt malt er noch den Himmel und das Glück der begnügsamen Seele. Sein Humor hielt seinen Idealen das schwerste Gegengewicht, diesen seinen Gegenpol; seine burleske komische Welt versteht freilich und liebt selten ein weibliches Herz.

Im Jahre 1821 erschütterte den Dichter der Tod seines hoffnungsvollen siebzehnjährigen Sohnes. Bezeichnend ist, wie er den fleißigen Heidelberger Studenten vor Hegel gewarnt, „diesem dialektischen Vampyr des innern Menschen“, — als ob Jean Pauls narkotischer Aether die Gesundheit der Seele sicherte! — Im nächsten Jahre erlebte er in Dresden mit den Huldigungen schwärmender Frauengeister noch einmal „eine Trunkenheit von innen“. Man brachte ihm schon um 5 Uhr Morgens Ständchen und überschüttete ihn mit Rosen, von denen er eine als Orden für sein Knopfloch auserwählte, und um die man sich Abends wieder riß, wenn sie schon halb entblättert war. Man trug den Erschöpften im Stuhl auf die Brühlsche Terrasse und geizte nach einer Locke vom Pudel Alert oder Ponto; die seinigen waren vielleicht eben so weiß, aber seltener geworden. Was will der Hund? scherzte Jean Paul, geht mir's besser? Na, in Baireuth wird's wieder in Ordnung gebracht; da lassen sie mich ungeschoren! — Man hat oft geklagt über Jean Pauls unwirsche Launen im persönlichen Verkehr; der begeisterte Heinrich Voß aber schrieb von seinem wahrhaft holdseligen Lächeln, „um das ihn der seligste Engel beneiden könnte“, und sein Auge habe „Gott nur in der höchsten Begeisterung schaffen können!“ Und dies Auge sollte ihm erlöschen. Leibliches Absterben bezeichnete die letzten Jahre seines Lebens. Die Gicht störte seinen Humor nicht ganz, und halb taub schrieb er noch über die Vortheile, auf dem linken Ohr nichts mehr zu hören, was in der Welt vorgehe, da ihm das rechte, wenn er wolle, genug sei, das

Gute zu vernehmen. Er blieb unverwüstlich thätig mit Kopf und Hand; am wenigsten erlahmte sein Herz in großen, weltweiten Plänen zu neuen und für alte Werke. Seine Autobiographie gedieh nicht über die ersten Anfänge hinaus. Sein „Papierdrache", eine Sammelei aller seiner noch unerledigten Gedankenschnitzel, deren er, sagt man, noch 50 Bände hinterließ, blieb im Pulte, „Selina" unbeendigt, wie eigentlich alle seine Werke. Mumien, Biographische Belustigungen, Flegeljahre, Komet, Alles sollte noch Fortsetzungen erleben und erleiden, und er verhauchte seine reiche Seele in Entwürfen zu künftigen Werken und in Plänen zu Ab- und Ausschweifen, Auf- und Anschwellungen schon vorhandener. Zwei Jahre lang erlitt er das Schicksal der Erblindung auf dem linken Auge, während das rechte der graue Staar deckte. Ein rührendes Bild des ruhig duldenden und in der Herrlichkeit seiner unsterblichen Jugend doch sichtbar verfallenden Sängergreises! Seine Blindheit brachte oft eine schmerzlich komische Verwirrung in die Eintheilung seiner Tageszeiten; er frühstückte mitunter um Mitternacht und ging um drei Uhr Nachmittags schlafen, in der Meinung es sei schon Abend, wie König Lear sagte: Wir wollen heute Nacht zu Mittag speisen! — Abends den 14. November 1825, 8 Uhr, ging Jean Paul seiner Morgenröthe im Lande Jenseits entgegen.

II.

Ludwig Tieck und die Romantiker.

II.

Ludwig Tieck und die Romantiker.

Frau von Staël sprach in ihrem Buch über Deutschland von unserem Mangel an nationalen Vorurtheilen. Die Französin machte uns zum Vorwurf, was wir lange Zeit zu unsern Vorzügen rechneten. Das Herz Europa's, Germanien, ist an seiner Hingabe an Fremdländisches, an seiner Aufnahmefähigkeit fremder Elemente seit dem großen Glaubenskriege zu Grunde gegangen. Wir glaubten dann auf geistigem Gebiet kosmopolitisch das Verlorene wiederzugewinnen. Goethe schloß seine germanisch-gothische Jugend mit Götz, Werther und Faust gewaltsam ab; seine classischen Studien führten zu dem griechischen Kuppelbau seiner folgenden Dichtungen; Schiller suchte die Antike mit der Romantik zu vermählen. Da stieg aus einem Winkel ein Genius auf, der nichts weiter als deutsch sein wollte, so deutsch, daß er darüber zum Sonderling ward, der dem Zwang der Formen gegenüber sich in Formlosigkeit gefiel. Auch die Romantiker eiferten gegen den Terrorismus der antikisirenden Richtung. Das macht Jean Paul ungesucht zu ihrem Genossen. Aber er griff das Nächstliegende im deutschen Jammer als Stoff

zur Dichtung auf, während jene nach den glänzenden Gütern der Vergangenheit gruben, um das verlorene Deutschthum wiederzufinden. Auf das Gefühl der Ohnmacht dem französischen Umsturz gegenüber folgte das Gefühl der Schmach unter dem Fußtritt des Corsen. Die Erinnerung an den hingesunkenen Glanz germanischer Macht und Hoheit stieg wie ein Traumbild mit den Lockungen der Wehmuth über das gesunkene Geschlecht. Nicht mehr fremde Macht und Größe anbeten: schien heimlicher Schwur für das junge Jahrhundert zu werden, im Schutt vergangener Zeiten nach den alten Schätzen suchen: das Losungswort. Damit begann die Macht des neuentdeckten volksthümlichen Geistes, aber auch die Macht der an uns vermißten nationalen Vorurtheile. Die romantische Schule grub fehl und fand nicht ganz die alten Schätze. Aber wie der Weg und die Arbeit zum Ziel oft mehr werth als dessen Erreichung, die irrenden Ritter, die nach dem Gral auszogen, Wunderbares leisteten auch wenn sie auf Montsalvatsch nicht endeten, die Kreuzfahrer im Orient Welt und Völker kennen lernten, auch wenn ihr Ziel, das heilige Grab, in Feindeshand blieb, so hat der ganze Durchbruch der Romantiker der Nation zu dem Drange verholfen, sich selber wiederzufinden, wenn auch der Hort nicht dazu entdecken war, wo die Sehnsucht ihn suchte, die berauschte Phantasie ihn träumte. Selbst die Herrlichkeit der alten Kaiserzeiten tauchte aus der Tiefe der Vergessenheit am fernen Horizont herauf, und Viele hofften noch in unsern Tagen politisch auf Morgenroth, wo kaum noch matter Abendschein

alte Trümmer deutscher Macht und Einigkeit besäumte. Das Gefühl der Ohnmacht, die Scham der Niedertracht unter fremder Herrschaft, das lange verschwiegene Eingeständniß schmachvoller Auflösung in allem Inhalt, in aller Form, allen Rechten und Pflichten getreuer Zusammengehörigkeit und Ehre trieb die Edelsten verzweifelt an, sich kopfüber in die Dämmerungen des Mittelalters zu stürzen, weil von dort, wenn irgendwo, ein neuer Tag aufsteigen sollte. Sitte, Sprache, Sinn und Sage alter Dichtung mußte der Nation wieder neu erwachen und eine Macht werden, die uns mitten in der Schmach der Niederlage vom fremden Formelzwang erlöste. Viele von den irrenden Rittern, die auszogen das Heil zu suchen, verloren sich ausschweifend im Dickicht des Waldes auf Nimmerwiedersehen oder endeten wie der Rhein im Sande, ohne dessen Hort zu finden, oder in Wüsteneien wahnsinniger Einöden des Geistes. Aber der Drang, der nach dem Ziele trieb, an dem sich Deutschland wiederfinden sollte, war auch wo er verdeckt blieb oder ausartete, seinem Ursprung nach und in seinem Grundzuge tief und ächt. Ein Geist der Romantik war beim Wechsel der Jahrhunderte über das gesammte Geschlecht gekommen, und muß, auch wenn er als Schwärmerei in den einzelnen Vertretern seine Verwilderung und Verirrung fand, als eine große nationale Sehnsucht verstanden werden, die verlorene Volksthümlichkeit wiederzufinden, und wenn diese Romantik mit ihrem Rückschlag ins Mittelalter von der Schmach in der Wirklichkeit und von dem Terrorismus der Formen keine Rettung, sondern nur Trost dafür

brachte, so trug sie doch in ihrem Schooße die Bedingungen, die Deutschland in der wiederwachenden Besinnung auf sich zu einer möglichen Neugeburt befähigte. Die alten Mährchen und Lieder, Sagen und Geschichten des Volks stiegen aus dem Schlund der Vergessenheit wieder herauf ans Tageslicht Tieck gab die Minnelieder heraus, sein altdeutsches Theater, Leben und Lieder des Sängers Liechtenstein; seine Schwester, Sophie Tieck (verheirathete Bernhardi und von Knorring) brachte Flor und Blancheflor, Moses Mendelssohns Tochter Dorothea (die sich vom Maler Veit trennte, um Friedrich Schlegels Gattin zu werden) die Rolandssage nach Turpin. Im „Dichtergarten“ (1807) lieferte Friedrich Schlegel seine „Deutschen Sprüche in der Manier des Freidank“ und „Eulenspiegels guten Rath“. Arnim und Brentano's Volksliedersammlung: „Des Knaben Wunderhorn“ erschien 1806—8 in drei Bänden. Herders „Stimmen der Völker“ von ehedem waren im kosmopolitischen Sinne gesammelt und bei Ausmärzung haarsträubender Naturwüchsigkeiten in abgeschliffener, wenn auch nicht abgeschwächter Form wiedergegeben. Die verschmähte Naturwüchsigkeit auf deutschem Boden wurde in des Knaben Wunderhorn recht absichtlich aufgesucht und festgehalten. Alles in deutscher Kunst und Art sollte den verlorenen Stempel der Ursprünglichkeit, den Zauber der Volksthümlichkeit wiedergewinnen, auch wo die Barbarei alter Zeit und Weise in barocker, verwilderter Gestalt den Gesetzen classischer Schönheitsregeln Hohn sprach. Erst die Gebrüder Grimm brachten seit ihrer Sammlung alter Am-

menmährchen und Sagen aus dem Volksmund sowie mit ihren geschichtlichen Sprachforschungen Halt und Licht in Sinn und Sitte mittelalterlicher Dichtung, und Uhland stellte in unsern Tagen die alten Schätze wissenschaftlich geordnet auf. Zu verwundern ist, daß die Romantiker nicht gleich und gradeswegs auf die mystische Graldichtung, auf Parcival und Lohengrin lossteuerten. Stürzten sie sich doch, am nüchternen Licht der Aufklärung der Väter verzweifelnd, kopfüber in der Frau Großmutter dunklen Schooß und faltenreichen Mantel; scheuten sie sich doch nicht, sich im alten Aberglauben des Volks zu berauschen, um vor der Nüchternheit des Tages Rettung, in gewaltsam erzeugten Illusionen vor dem Elend der Gegenwart Vergessenheit zu finden. Die Sehnsucht nach der alleinseligmachenden Kirche, die manchen der irrenden Ritter von der traurigen, wenn auch romantischen Gestalt befiel, wäre leicht als eine moderne Gralfahrt zu deuten gewesen. Schon Jünger des classischen Zeitalters, schon die Stolberge befiel 1800 ein Heimweh zum alten Großmutterschooß, Friedrich Schlegel wurde 1805 in Cöln katholisch, Adam Müller folgte ihm noch in demselben Jahre nach, und 1811 in Rom Zacharias Werner, der damit seine „Weihe der Kraft" entkräften und entmannen wollte. Die Sehnsucht nach einem neuen allumfassenden Glauben, der den Deutschen die verloren gegangene Einheit wiedergeben sollte, war an dem Gefühl der Ohnmacht gescheitert, dem Jahrhundert eine neue Religion zu geben. Der alte heilige Gral winkte dann den Schwarmgeistern als sanguis realis wie Wolfram

von Eschenbachs irrendem Helden. Kern und besten Inhalt des Mittelalters in den Rittergedichten der höfischen Tafelrunde zu finden und in diesen Gebilden die Sehnsucht nach der verlornen Deutschheit zu stillen, wäre freilich auch nur ein anderer Irrthum gewesen, denn in diesen Dichtungen athmet mehr modisch nachgeahmtes Wälschthum als deutscher Sinn und deutscher Volksgeist. Noch einen Schritt weiter mußten die fahrenden Ritter der Romantik wagen, um dann, zu ihrem Schrecken freilich, vor der urgermanischen Gewalt der Nibelungendichtung das ganze Traumgespinnst ihrer Illusionen fahrenzulassen. Hier sprudelt der Quell, hier wächst im Bergwerk deutscher verschütteter Vergangenheit blank und baar, aber freilich gewaltsam und wild unsers Volksthums Kern und Wesen. Das Nibelungenlied setzt das Christenthum in äußerer Sitte und Form nur voraus, hat aber dessen Welterlösung und Sühne gar nicht zum Inhalt, es strotzt von der keuschen Urkraft altheidnischer Ursprünglichkeit germanischer Natur, aber auch aller Versöhnung fremd, in unbeugsamer Rachsucht und starrer Tücke. Die romantische Schule wäre mit ihrem Glückseligkeitstraum eines pangermanischen Mittelalters vor Hagens und Kriemhildens Häuptern wie vor Gorgonenantlitzen erschreckt; ihre wollüstigen Fieberträume von altem Frieden und altem Heil wären verflogen, aber ihre Nerven hätten sich vielleicht gestählt an der eisenhaltigen Kraft des hörnenen Siegfried, statt sich zu schwächen an den eingebildeten und weichlichen Illusionen der liebesehnsüchtigen Minnesänger. Die Romantiker

drangen bei ihrem Rückgang ins Mittelalter nicht bis zu dem Hort der Nibelungen vor; August Wilhelm Schlegels Hinweis darauf (im „Deutschen Museum“ zu Wien 1812 und 13) war nur ein schwacher Sehnsuchtsruf nach diesem Stahlbad für liebesieche Verzärtelung und nach diesem Wogenschlag im Meer offener Leidenschaften. Die Volksbücher, zu denen die Romantiker griffen, sind nur abgeblaßte Umbildungen der altdeutschen Heldengedichte. Und auch da noch entsetzten sie sich über die formelle Rohheit der Volksdichtung und gestalteten sie um, versetzten sie entweder mit dem Salz und Pfeffer der Kritik ungläubiger Epigonen oder mit der Hyperromantik somnambuler Gelüste, störten aber in beiden Fällen der alten Sagen Unschuld, Wahrheit und Treue.

Ueber den Begriff Romantik ist viel gestritten und viel gefabelt. Der Sache und der geschichtlichen Entstehung nach gehört das Romantische dem Zwielicht der romanischen Völkerentwicklung an. Die römische Weltherrschaft war in Verwesung begriffen, eine Beute der Barbarenhorden, das antike Rom erlag der Faust der germanischen Völker, diese selbst aber erlagen der Cultur des alten heidnischen Roms. Aus diesem unklaren Ineinandergreifen sich bekämpfender Elemente entstanden die romanischen Sprachen und Reiche. Das Christenthum, welches Rom den Germanen brachte, war nichts weniger als Christi Lehre; es griff zurück zu den altjüdischen Formen und fußte auf den im Völkerleben vorgefundenen heidnischen Elementen. Das römische Christenthum selber war eine romanische Geburt, es ist die Romantik von

Christi Lehre. Roms Mission war, die Welt von neuem zu bezwingen und wo sie sich nicht bezwingen ließ, sie in ihrem Vorfunde zu bestätigen. Dies Ineinanderwirken altheidnischer und christlicher Elemente wiesen am besten die Gebrüder Grimm nach; aus dem netzewerfenden Thor wurde Sanct Petrus der Fischer, aus der Göttin Freia die Jungfrau Maria. Das ist romanisch und romantisch. Christlich und romantisch sind nicht für gleichgeltend zu nehmen; denn schon vorchristliche Poesie, die orientalische, bei ihrem Vorwalten der Lyrik, bei ihrem Unvermögen zur Dramatik, kann für romantisch gelten, wofern es erlaubt ist, den Begriff der Romantik seiner romanischen Herkunft zu entziehen. Jean Paul erklärt das Romantische als: „das Schöne ohne Begrenzung, das schöne Unendliche". Damit wäre denn auch schon die orientalische Architektur romantisch, insofern das Symbol die Sache nicht erledigt, sondern nur andeutet, während die antike Bildsäule in ihrer fertigen Abgrenzung nie romantisch heißen kann, wohl aber die Malerei mit ihrer Perspective wesentlich romantische Kunst ist. Wo aber die Malerei ihre Gestalten in fertiger Vollendung hinstellt, da nennen wir — nach unserm Sprachgebrauch — ihre Leistungen und Gebilde dennoch classisch. Classisch wird nicht blos die Plastik genannt, nicht blos die Antike, sondern in aller Kunst, in der Kunst jedes Zeitalters dasjenige Werk, in welchem sich der Inhalt voll und fertig ausprägt, Form und Inhalt sich decken. Raffael ist in der fertigen Herausgeburt seiner in der Sauberkeit der Grazie gehaltenen Gestalten anerkannt classisch, so roman-

tisch auch seine Themata sind, wie Himmelfahrt, Verklärung. Heller offener Sonnenschein und Tageslicht ist classisch, auf- und untergehende Sonne, schon bei ihrem Farbenspiele im Kampf der Nebelmassen mit dem Licht, romantisch. Je südlicher ein Land, desto weniger hat es, bei Wolkenmangel, romantische Sonnenauf- und Untergänge. Damit wäre denn die hellenische Helle und Heiterkeit, physisch wie moralisch und künstlerisch begründet, jenes Element, das in Goethe, nachdem er seine germanisch-gothische Jugendrichtung erledigt, eine geistige Wiedergeburt erlebte. Bei Goethe ist Alles Sonnenlicht, Tagesbeleuchtung bei festen, fertig abgegrenzten Linien. Jean Paul giebt der romantischen Poesie im Gegensatz zur plastischen „die Unendlichkeit des Subjects zum Spielraum, worin die Objectenwelt wie in einem Mondlicht ihre Grenzen verliert.“ Und damit wäre denn mit Recht Tieck's „Mondbeglänzte Zauberwelt, die den Sinn gefangen hält“ recht eigentlich als Romantik bezeichnet. Sonne und Tageslicht gehören zur classischen Kunst, Mondschein mit Dämmerlicht, Helldunkel, Unsicherheit der Schatten und Unendlichkeit der Perspective gehören der Romantik an. Sollte doch das Unsagbare, geheimnißvoll aus der Geisterwelt Hereinreichende, elementarisch in den Naturmächten Waltende, nach der Doctrin und Praxis der Romantiker die tiefste Poesie sein, so daß in ihren Gebilden gar nicht mehr zu entscheiden, wo Traum und Phantasie aufhören, Wirklichkeit und Wahrheit beginnen. In ihrer Tendenz war Haß gegen plattes Philisterthum und gegen nüchterne Aufklärung oft genug aus-

gesprochene Absicht, und als die romantische Schule ihre Jenenser Epoche abgeschlossen hatte, entwickelte sie in Berlin recht eigentlich ihre Polemik gegen allen flachen Aufklä-richt, dergestalt daß auch Jean Paul seit seinem Berliner Aufenthalt sich für ihre Richtung erklärte. Zu ihren Feldzügen gegen alle Nützlichkeitsprincipien und blos praktischen Ziele gesellte sich auch ihr Spott gegen die abstracten Anmaßungen eines transscendenten Idealismus, der die reale Welt von aller Wahrheit entblößte und im Egoismus des Ichs und der moralischen Willenskraft das Centrum des Lebens erfaßte. Fichte in seiner moralischen Ehrbarkeit hatte sich zur Verbindung mit den Romantikern persönlich nur geneigt gefunden, weil er Kampf gegen das Bestehende einzig für Rettung gegen herrschende Uebel hielt. Innerlich war er ihnen jedoch stracks entgegen. Im Sinne der Romantiker führte die Freiheit des Ichs moralisch, politisch, religiös zu einer Auflösung aller Formen, zu einer Verwirrung alles Inhalts; in und mit Fichte wurde die Freiheit zu einer neuen idealen Macht, zu einer Kraft, die Welt des Herkommens nach heiliger Ueberzeugung neu zu gestalten. Schleiermacher hatte anonym in den Briefen über die Lucinde gegen falsche Prüderie und mönchische Ascese, gegen „die Engländereien in der Liebe" Opposition gemacht. Daß die Kunst, wie auch die Liebe, Mysterium bleiben müsse und solle, konnte sein Glaubenssatz bleiben, das Mysterium aber in der buchstäblichen Sklaverei der römischen Symbole zu suchen,

hielt er für Verrätherei, wie er denn auch seines Busenfreundes Friedrich Schlegels Bekehrung nicht blos für einen Abfall von dem evangelischen Bekenntniß, sondern auch für einen Abfall von der Wahrheit und von der Freiheit der Kinder Gottes hielt. Von Wahrheit und Freiheit sind aber die Romantiker abgefallen, auch wenn sie sich nicht an den Buchstaben Roms gefangen gaben. Opposition gegen den Terrorismus der classischen Formen führte sie auf das deutsche Mittelalter zurück; aber sie, die wesentlich deutsch sein wollten, entdeutschten deutsche Dichtkunst nicht weniger, indem sie die Versformen der Litteraturen der romanischen Völker zu ihrem Studium und zu ihrer Praxis machten. Das Spiel mit den bloßen Formen ward damit nicht beendet, vielmehr nur die große, strenge Schule unserer Sprachbildung in antiken Maßen. Das formelle Sonetten-, Terzinen- und Canzonengereime mit dem Assonanzengeklingel war nur eine neue modische Coquetterie, unter der deutscher Nationalinhalt eben so sehr sich verflüchtigte, wenigstens nicht was noth that, zum Ausspruch brachte. War die Gefahr groß, daß unter und mit den Dioskuren von Weimar die Kunst sich selbst alleiniger Zweck wurde, so betrogen die Romantiker sich und die Nation noch viel mehr um ihr Ziel, in Kunst und Poesie wieder Deutschthum zur Geltung zu bringen. Was naturwüchsig und ursprünglich sein sollte, wurde damit ebenfalls wieder erkünstelt. Und wenn Tieck in seiner Spätperiode, in der Periode seiner Novellendichtung, statt zum Volk zu halten, zur eingebildeten ausschließlichen Gesellschaft zurückging, so

war auch hier wieder Selbsttäuschung und Abfall. Als es galt, auf der deutschen Leier den Ton für's Volk anzuschlagen, um gegen die Fremdherrschaft die gesunkene Kraft der gesammten Nation aufzurufen, da waren, während Tieck, die Schlegel, Brentano verstummten, mit Arndt, Schenkendorf, Körner nur wenige Ausläufer der Romantik die Tyrtäen, die dem Vaterlande dienten, indem sie für's Höchste, für Freiheit und Glauben an's eigne Volksthum in die Saiten griffen. Die höchste Ausartung in der Künstelei erlebte aber die Romantik, indem sie in ihrer formellen Allerweltsliebedienerei sogar antike Maße mit romantischen Ingredienzien amalgamirte, A. W. Schlegel im Jon das antike Orakel mittelalterlich mystisch ausmalte und Friedrich, der im Alarcos Trimeter mit Assonanzen würzte, in der Verschmelzung der Antike und der Romantik das Höchste zu leisten gedachte. Damit verschuldeten sie den Spuk der neuen Schicksalstragödien Grillparzers, Müllners, Werners, Houwaldts, nachdem sie in Calderon den neuen Heiland deutscher Poesie entdeckt zu haben glaubten.

Mit dem von Tieck und A. W. Schlegel herausgegebenen Musenalmanach für 1802 begann der volle Durchbruch der romantischen Schule in ihrer Gegnerschaft zur classischen Poesie des Zeitalters. Quell und Ursprung dazu lagen schon im Jahrzehn vorher und sind am reinsten, tiefsten und edelsten in dem schon 1801 in seinem 28. Lebensjahre gestorbenen Novalis aufzufinden. Vor seinem Verkehr mit Tieck und den Schlegeln hatte er zwei Jahre lang in Jena studirt und

mit gläubiger Andacht zu Schillers Füßen gesessen. Man kennt seinen Brief an Schiller, voll Schwärmerei eines Jünglings, fast mädchenhaft naiv; ein anderer Brief aus demselben Jahre 1791, an Reinhold in Jena gerichtet, spricht seine volle Begeisterung aus für den Dichter des Carlos und den hohen akademischen Lehrer. Er nennt ihn den „Erzieher des künftigen Jahrhunderts", einen jener seltenen Menschen, denen die Götter von Angesicht zu Angesicht das hohe Geheimniß offenbarten, daß Schönheit und Wahrheit eine und dieselbe Göttin sei, die Vernunft aber das einzige Heil, das den Menschen auf Erden gegeben, der einzig wahre, ächte Logos, der von Gott ausgegangen ist und zu ihm zurückkehrt. Novalis nennt Schiller mit Stolz seinen Freund. Jean Paul sprach vom „felsichten" Schiller, vor dem man wie an einem Felsen zurücksprang, so unnahbar, so hart und schroff und ohne Liebe sei er. Novalis lieferte dem entgegen von Schillers Persönlichkeit ein Bekenntniß. Er fand, als er zum ersten Mal zu ihm trat, sein mitgebrachtes Ideal noch übertroffen: „Sein Blick warf mich nieder in den Staub und richtete mich wieder auf. Das vollste, uneingeschränkteste Zutrauen schenkte ich ihm in den ersten Minuten, und nie ahnete mir nur, daß meine Schenkung zu übereilt gewesen sei. Hätt' er nie mit mir gesprochen, nie Theil an mir genommen, mich nicht bemerkt, mein Herz wäre ihm unveränderlich geblieben; denn ich erkannte in ihm den höhern Genius, der über Jahrhunderte waltet, und schmiegte mich willig und gern unter den Befehl des Schicksals. Ihm zu gefallen, ihm zu dienen,

nur ein kleines Interesse für mich bei ihm zu erregen, war mein Dichten und Sinnen bei Tage und der letzte Gedanke, mit welchem mein Bewußtsein Abends erlosch. Eine Geliebte hätte ich für ihn weinend aus dem Herzen gerissen, wenn die Vorsehung ein so hartes Opfer verlangt hätte, meinem liebsten, Jahre lang gehegten Wunsche am Rande seiner Erfüllung entsagt; denn das Leben ist nicht das stärkste Opfer, was Enthusiasmus und Liebe ihrem angebeteten Gegenstande bringen können, denn wir fühlen nicht seinen Verlust. Sein Wort hätte Funken zu Heldenthaten in mir geschlagen, die keine Noth, kein Hinderniß hätten ersticken können, und vielleicht ist selbst das Gute und Schöne, dessen Spuren meine Seele trägt und tragen wird, schon durch sein Beispiel größtentheils mit sein Werk. Brächte ich einst Werke hervor, die einen innern Werth unabhängig in sich trügen, thät' ich etwas, das einen edleren Ursprung, eine schönere Quelle verriethe, so ist es doch größtentheils Schiller, dem ich die Anlage, den Entwurf zur vollendeteren Form verdanke" u. s. w. Ein solcher Jünger Schillers hätte bei mehr Kraft und Dauer die romantische Richtung vor ihrem Abfall vom hohen Dichterpropheten vielleicht behütet! Es war ihm nicht gegönnt, diese Werke von Belang zu schaffen; sein Nachsterben einer früh verblichenen Geliebten war nur der Anlaß für seine von selbst früh hinschwindende geistige wie leibliche Kraft; seine größeren Gedichte blieben entweder nur gedacht und entworfen, oder sibyllinische Bruchstücke, und die blaue Blume, nach der er mit den romantischen Genossen wie weiland Jason nach dem

goldnen Vließe ausgezogen, blieb unentdeckt, war nur geahnet. Christliche Mystik war der Kern seines innern Lebens. Das verbrüderte ihn den Romantikern; wenn diese ihn aber den Johannes, den Lieblingsschüler eines Herrn und Heilandes nannten, der in ihrer Mitte wahrlich nicht erschienen war, so thut es noth, in jenen obigen Bekenntnissen nachzuweisen, zu welches Meisters Füßen dieser Jünger gesessen; schon in dieser Wahlverwandtschaft zu Schiller offenbart sich die tiefere Basis seiner Natur, und sein Bekenntniß deckt und begütigt vollständig den Unbill in Tieck's Aeußerungen und in A. W. Schlegel's Ausfällen gegen Schiller. Novalis theilte weit mehr die Gegnerschaft gegen Goethe bei dessen Abkehr von den germanischen Jugendidealen und Hinneigung zur epicuräischen Verweltlichung. In seinen Fragmenten schilt Novalis Wilhelm Meisters Lehrjahre „ein Evangelium der Oekonomie", Goethe's Schaffen sei wie „das Fabriciren des englischen Wedgewoodgeschirrs, in der Form antik und edel, im Gebrauch jedoch nur für Nützlichkeitszwecke." Erst die Wanderjahre Wilhelm Meisters verliefen sich im Sande solcher breiten Lebensflächen, und so kecken Aussprüchen dem großen Roman gegenüber entsprachen nicht des edelbesaiteten, aber schwachgeformten Dichters eigne Werke. Novalis suchte und verkündigte ein neues Jerusalem. Die Bibel zum alleinigen Kanon der Offenbarung machen, führe zum todten Buchstabenglauben, höchstens zu Streitsachen, die noch jetzt mit Strauß und Renan nicht ausgefochten sind. Auch in der Geschichte und im Leben der Menschen sei Offenbarung Gottes,

heiliges Lebensfeuer in der wirklichen Welt anfachen, sagte Novalis, führe zum wahren, lebendigen Christenthum. Der Geist müsse eingehen ins Fleisch, sagte er; es fehlte ihm nur die Kraft, das Fleisch der Welt als vom Geist durchdrungen, die Materie als von Gott beseelt darzustellen. Nach ihm ist das Mährchen der Kanon aller Poesie; alles Poetische, will er, müsse mährchenhaft sein oder als Symbol dessen, was es bedeute, sich in Duft lösen. Aechte Kunst, lehrte er, müsse wunderbar die Natur mit der Geisterwelt mischen. Die Copie der Wirklichkeit dürfe nicht Wahrheit heißen; die Poesie müsse die vorhandene Welt vielmehr erst auflösen, um sie, da der Bestand ihrer Formen für den tieferen Geist nicht berechtigt sei, von neuem erst zu schaffen wie sie sein solle, sein würde ohne den Abfall vom Absoluten. Der ächte Dichtergeist müsse also, statt das Bestehende anzuerkennen, in die Zeit der allgemeinen Anarchie, und die Freiheit vor der Weltgestaltung, in den Naturstand der Dinge zurückgreifen, um als Schöpfer aufzutreten. Dieser kühne Sinn wollte also die Welt erst ins Chaos zurückwerfen, um sie neu erstehen zu lassen. Und in der That strebte der Roman „Heinrich von Ofterdingen" in den Kreuzzügen ein solches Chaos zu schildern, aus welchem eine neue Weltgestaltung wurde, indem der Orient und sein Mährchengeist in's Leben der offenbarten und im Abendland verwirklichten Religion sich eindrängte. Nicht blos das Leben eines einzelnen Sängers jener Zeit, sondern das ganze gährende Zeitalter selber wollte Novalis in jenem Romane schildern, blieb es freilich schuldig, hatte auf seiner

Pallette dazu weder die Farben eines Rubens, noch in seinem Pinsel die Charakterlinien eines Tizian; seine Raffaelischen Stimmungen ermangelten der Fähigkeit, den Stoff der Welt zu gestalten. Religion und Historie auf die Sphäre des Mährchens zu drängen, heißt die Welt ihrer Thatsachen entblößen, ihres Inhalts entleeren, den Zufall zu ihrem Werkmeister machen. Hier liegt in Novalis der kranke Keim der romantischen Schule. Und doch sollte bei ihm, um das Chaos der auflösenden Willkür zu gestalten, Alles wieder in mathematischen Formeln abgefaßt werden, wie in den „Lehrlingen zu Sais." Sein Studium des Bergbaues und der Physik unter Werner in Freiburg verführte ihn zu gewagten, aber nicht durchgeführten, müßigen Verschlingungen der kosmischen und der geistigen Welt. Sein allegorisches Mährchen von den Milchschwestern Eros und Fabel gehört zu den spielerisch verworrenen Phantasmagorien der Naturphilosophie. Er getraute sich Großes zu; er wollte in sechs Romanen seine ganze Weltanschauung in einer phantastischen Kosmogonie dichterisch zur Erscheinung bringen. Er hat sie kaum angedeutet, nicht einmal im Bruchstück ein Zeugniß seiner ganzen Kraft geliefert. Seine Vergötterung kranker Zustände gab ihm höchstens eine Visionsfähigkeit, war aber im Grunde nur psychischer Ausdruck seiner eignen schwindsüchtigen Körperkraft. Ein früh Vollendeter, aber ohne alle Vollendung dessen was er gedacht, gefühlt, gelebt und gewollt, blieb er selbst nur ein Bruchstück, in dessen Feier sich die Hinfälligkeit und

die Wundersucht seiner Partei gefiel. Fertig schuf er nur, was in ihm selbst den Keim zum Fertigwerden trug, und dies sind allerdings einige kleine Perlen deutscher Poesie, lyrische Athemzüge der zartesten und reinsten Seele, seine Hymnen der Nacht, seine Marien- und seine Jesuslieder, die letztern wahre Zierden christlicher Gesangbücher. Der Geist des Herrnhuterthums, dem seine Eltern angehörten, gab ihm die Christusliebe ein, die wohl stärker und mächtiger, wie in Luther, Paul Gerhard, aber nie tiefsinniger im deutschen Liede ihren Ausdruck erhielt. Was Jesu Person für Lavater gewesen, der allezeit gegenwärtige Freund, und was er Goethe's schöner Seele war, der einzig Geliebte und Bräutigam des Lebens, das vereinigte sich in Novalis' Kirchenliedern. Das Gerücht, Novalis sei zum römischen Dienst übergetreten, hat Tieck (in der 5. Auflage der Ges. Schriften) mit einem Eifer widerlegt, als gälte es dabei seine eigne Sache. Novalis' Marienlieder verrathen blos den kindlich Gläubigen, der in aller Form zur Schönheit betet. Joseph von Eichendorf, der liebenswürdige Frühlingsvagabund in der Lyrik der Romantiker, suchte (in seinem hypochondrisch zelotischen Buche über den deutschen Roman des 18. Jahrhunderts) Novalis' Hinneigung zum Katholicismus recht geflissentlich, aber mit Unrecht, vorauszusetzen. Wer, wie Novalis, im ganzen Weltall gleichsam Messe zu hören glaubt, wird nicht ausschließlich den römischen Messedienst anerkennen. Wer die Brautnacht der Liebe als einen Opfertod feiert, den das Herz des Menschen dem großen Weltherzen darbringt, nicht blos Brot und

Wein, sondern alle Elemente des Daseins für fähig erklärt, Symbole des ewigen Lebens zu sein, dessen Religion ist gewiß nicht sowohl Katholicismus, als vielmehr die Mystik eines Pantheismus, in welchem die christlichen Formen und Begriffe verschwimmen. Novalis ist in seinen Marienliedern so wenig ausschließlicher Katholik als in seinen Jesuliedern ausschließlich Herrnhuter.*)

---

*) Rührend ist die anspruchslose Art, wie er seine Gedichte schuf, ohne ihrer zu achten, sie gleichsam nur wie Blüthen von seinen sobald geknickten Zweigen abwarf. Alsbald nach seinem Tode trat der Vater, der alte Freiherr von Hardenberg, in die Herrnhuterkirche seines Ortes und hörte die Gemeinde ein ihm fremdes, wunderseltsam schönes Lied singen, das ihn tief erschütterte. Er fragt, von wem es sei. Mein Gott! ist die Antwort, Sie kennen Ihres eignen Sohnes Verse nicht? — Das neue Leipziger Gesangbuch hat seine drei schönsten geistlichen Lieder aufgenommen; darunter zwei von der Liebe zum Heiland: „Was wär' ich ohne Dich gewesen, Was würd' ich ohne Dich wohl sein" 2c. und „Wenn Alle untreu werden, so bleib' ich Dir doch treu" 2c.; das dritte, Trost in Trübsal bietend, fast an das Lied des Harfners in Wilhelm Meister mahnend: „Wer einsam sitzt in seiner Kammer, Und schwere bittre Thränen weint". Der Austausch der Liebe zu einem geheiligten Wesen und die Wechselwirkung in der Erlösungslust und der Heilsbedürftigkeit ist niemals inniger zum Ausspruch gebracht. Vier andere Lieder von Novalis fänden ebenso gut in christlichen Gesangsbüchern ihre Stelle, obschon sie nicht ausschließlich kirchlich sind: „Wenn ich ihn nur habe", „Herr, es geschah Dein Wille", „Es giebt so bange Zeiten", „Ich sag' es Jedem" u. s. w. Von der Lyrik deutscher Romantiker sind in unsern Gesangsbüchern längst beglaubigt und aufgenommen: Rückerts Adventslied: „Dein König kommt in stiller Größe", Schenkendorfs Weihnachtslied: „Brich an, du schönes Morgenlicht" und Arndt's: „Aus irdischem Getümmel" 2c. — Einige weltliche, lyrische Naturtöne von Novalis, am Fuß des alten Kyffhäuser Berges, in dessen Tiefe der Barbarossa sitzt, sind wie hingehauchte, halb verlorne, halb verschwiegene Klänge ächter Naivität und unbewußter stiller Tiefe.

Tiecks „Phantasus“ wurde recht eigentlich der Mittelpunkt der romantischen Schule, die aus dem alten Schooß der deutschen Muttererde noch unerkannte Schätze unseres Volksthums muthete und mit der Wünschelruthe hob. Ganze Berggänge, halb verschüttet vom Gerüll der Jahrhunderte, wurden frei gemacht, ganze Schichten voller Erze und voller Schlacken blosgelegt und in ein neues Zauberlicht gestellt. Elfen und Feen, Wassernixen und Bergkobolde traten aus langem Schlaf hervor, lockten und närrten, reizten und führten irre bis in die Sümpfe des dumpfen Aberglaubens, wo Phosphordunst in Irrlichtern des Wahnsinns gaukelt. Der alte, verlorengegangene Urzusammenhang des Menschengeistes mit den Naturelementen schien wieder entdeckt zu sein, und aus dem Ineinanderweben beider Mächte sollten die Räthsel des bisher unverstandenen Lebens gelöst, alle Geheimnisse der Menschenbrust, ja der Urgrund des Göttlichen gedeutet werden. Und mit den Nachtwandeleien der neuen Poesie gingen die Nachtwandeleien einer neuen Philosophie Hand in Hand. S c h e l l i n g ist der Romantiker unter den deutschen Philosophen. Seine Identitätslehre suchte den Geist aus der Natur und die Natur aus dem Geiste zu erläutern. Die metaphysischen Begriffe wurden mit den physikalischen Gesetzen und Entdeckungen vereinbart, auf dieselben Wurzeln zurückgeführt, Gott und Natur als Weltseele amalgamirt, und selbst das Christenthum sollte nur dadurch entstanden sein, daß es die Mysterien des Heidenthums öffentlich machte, sowie Paulus den Heiden weiland den ihnen unbekannten

Gott im Gekreuzigten gepredigt. Der Mensch, wie Steffens sagte, ist aus den innersten Tiefen der uralten Vergangenheit des Planeten erzeugt und trägt mithin das Schicksal des Planeten und mit diesem das Schicksal des unendlichen Universums als sein eignes in sich und an sich. Und wenn der Mensch mit Lust und Grauen in den Elementen und Elementargeistern sich selber wiederfindet, wie der Enkel in alten, halb erloschenen Ahnenbildern seine eignen Züge erkennt, so tritt er dem Mysterium des Lebens in Geist und Natur nahe und hat, nicht eine Frage frei an das Schicksal, wie Schiller wollte, sondern eine Ahnung vom Centrum alles Daseins, wie die romantischen Dichter es schilderten. Schelling ward mit seinem System nicht fertig, bis ihn Hegel prosaisch überholte und scholastisch brachlegte. Was Oken und Bader fortsetzten, Schubert bis in die Nachtseiten des Seelenlebens verfolgte, faßte dann Görres in seiner Christlichen Mystik ab, um Alles im Schooß des alleinseligmachenden Roms zu begraben, oder irrlichterirte weiter in den Hellsehereien Kerners und Eschenmayers, in denen der Wahn ganz naiv sein dummes Spiel trieb. Das ernüchterte denn freilich die letzten Romantiker; denn wer von ihnen in Nacht, in Wahnsinn oder mit dem Bußsack über die Ohren nicht untergegangen war, rettete sich kraft der Selbstpersifflage und Ironie, die ja auch schon früh genug in der Doctrin der Romantik als der wahre Stempel dem Genius auf die Stirn gedrückt wurde. Man kann nicht sagen, daß Tieck als uralter Berliner, als der Sohn Spree-Athens, das Evangelium von der Ironie als der höch-

sten Staffel des Kunstbewußtseins ausschließlich erfunden habe; es war auch der Glaubenssatz der doctrinären Gebrüder Schlegel und fand noch andere schöpferische Missionäre. Aber Tieck war der Erste, der den Umschlag trunkener Begeisterung in Selbstbespöttelung dichterisch feierte. Damit entnervte er schon früh heimlich die glaubenstreue Innigkeit seiner mittelalterlichen Anschauungen und mischte in die harmlose Kindlichkeit der alten Sagen und Mährchen gezierte Affectation, erkünstelte Formen und greisenhafte Ueberklugheit. Das Lächeln der Lippe erschien dann bei dem Rausch im trunknen Augenpaar als Wahnsinn im Gemisch höchster Entzückung und tiefer Trauer und Schmerzen. Wo sein Phantasus in der Jugendblüthe sich noch frei erhielt von den gichtischen Nachwehen durchschwärmter Träume, da hat er allerdings sein Bestes, Reinstes und Tiefstes gegeben. In den „Elfen" ist die Mährchenkindlichkeit am ungetrübtesten, im „Runenberg" mit seiner geheimnißvoll lockenden Wahlverwandschaft zwischen Geist und Natur, Menschenwelt und Geisterspuk, am tiefsten. Wo die Mährchenknospe sich gewaltsam zur dramatischen Centifolie gestalten soll (Genoveva, Fortunat, Blaubart), da wird die Breite flach und stumpf. Ein breitgetretenes Epigramm ist ein Nonsens und ein eigensinnig festgehaltener Witz (im Gestiefelten Kater und in der Verkehrten Welt) wird zur gezwungenen Grimasse. Die Romantik huldigte nicht blos dem Glauben, sondern auch dem Aberglauben des Mittelalters, um allen Ernstes den verlornen Urkeim der vaterländischen Dinge wieder aufzufinden. Sie grub mit Achim von Arnim der

Alraunwurzel nach und lauschte bei deren Seufzen, zieht man sie aus der Erde, auf pythische Weisheit. Die Phantasie wird mit Novalis zum Schmetterling, der selbst Wüsten und Einöden durchfliegt, um die blaue Blume zu finden. Ein ächter Parcival, der den Gral sucht, glaubt an dessen Dasein, so quer auch die Irrungen der Leidenschaft ihn abführen vom Ziel; nicht am Heil, sondern an seinem Unwerth liegt sein Straucheln, Fehlen und Irren. Wenn die Romantiker aber ihr Ziel und Heil verspotteten, so trieben sie nur ein gefährliches Spiel mit ihren eignen heiligsten Entzückungen. Der Anachoret darf nicht spotten über die Wollust, die ihm die Geißelung giebt, sonst tritt nicht blos der Wahnsinn, sondern der Schalk aus der heiligen Andacht heraus und coquettirt mit der Grimasse. Den verlorenen Gott suchen und in Verzweiflung und mit Hohnlachen ausrufen: der Zufall ist es! heißt den Wahnsinn nüchtern predigen. Der Aberwitz giebt für Enttäuschungen keinen Ersatz. Die Romantiker erklärten den Zufall für das Gesetz der Welt und brauchten die helle Logik gesunder Vernunft nur zum Wetterleuchten mit Kolophoniumsblitzen. Der symbolische Sinn des Zufalls ward für das Mysterium der Religion, für den Machinator geheimnißvoller Weltregierung erklärt. Und wenn die Selbstironie vor Nonsens retten sollte, so war's als wenn der Böse leibhaftig hinter den erkünstelten Kulissen höhnisch drein kicherte. Dieser Geist der Selbstpersifflage war in Clemens Brentano fast persönlich geworden, der die Schwächen der Genossen, die Fouqué'sche Eisenfresserei, die Geisterseher auf der Irrfahrt

zu den Nachtseiten der Natur, die Jahn'sche Turnerei mit ihren nebensächlichen Aftergebilden gleich stark wie sich selbst verhöhnte, bis er vor den Wundenmahlen der stigmatisirten Nonne Katharina Emmerich stier, stumpf und dummgläubig stehen und liegen blieb. Selbst noch im Kloster, in das er 1818 ging, war er, trotzdem er in Mußestunden geistliche Verse schrieb, frivole Gedanken nicht losgeworden und hatte sich ihm die heilige Miene in Teufelsfratzen verzerrt. In Clemens Brentano ist die Caricatur der Romantik verkörpert. Wozu freilich starke geistige Kraft gehörte, die das Rüstzeug hat, es auch mit dem Aeußersten aufzunehmen, denn das Aeußerste, die Caricatur Gottes, ist eben der Teufel. Seine „Mehrere Wehmütter" stehen als ein bedeutsames Zeugniß da, welche Zauberkraft sein Humor übte; mystische Spielerei, allegorisches Gespensterwesen und die prächtige Manier alter Puppenspiele ist nirgends so vollständig wieder als mit Brentano ins Leben gerufen. In seiner Persönlichkeit, in der wälschen Gelbblässe des Gesichts und dem fast negerartig wollig gekräuselten Haarwuchs, offenbarte sich ebenfalls die ganze Seltsamkeit dieses Verwildertsten aller Romantiker, wie er denn selber seinen „Godwi" auf dem Titelblatte als einen „verwilderten Roman" ankündigte. Die Schauer somnambulistischer Phantastik sind bei ihm am gründlichsten zu erproben, denn mitten im Wirrsal wirklich krankhafter, nicht blos kränkelnder Gelüste blüht hier und da eine Pflanze von würzigem Duft, und mit seiner Schwester Bettina hat er den dreisten Glauben einer Kinderseele an sich selbst gemein. Den

Dünkel der Selbstsucht und Selbstverherrlichung theilen ebenfalls Beide. Er sei deshalb, sagte Clemens Brentano, mit seiner Poesie so zurückhaltend gewesen, weil Alles was er dichten wollte, zu sehr die heiligern Gefühle seines Innern offenbart hätte, als daß er es ohne Frechheit in das laue, untheilnehmende Tagewerk der Welt hätte einfügen dürfen. Als ob der ächte Dichter Anderes als sein Bestes und Heiligstes geben könne, solle und dürfe; das „Zu sehr" schmeckt nach mönchischer Entartung der hohen Mission, die Welt zu erlösen und zu beglücken, statt sich ihr zu entfremden. — Ihm zur Seite steht, noch verschärft durch den Fanatismus des Apostaten, Zacharias Werner mit seinen leuchtenden Karfunkelsteinen in unterirdischen Klüften. Seine Hinneigung zur blutrünstigen Größe geschundener Heiligen macht ihn in deutscher Dichtung zum spanischen Zurbaran, der die Torturen und die Selbstgeißelung der Märtyrer mit Wollust malte. Auch persönlich, mit dem pfäffischen Zelotismus seiner scurilen Kapuzinaden als Kanzelredner im Sanct Stephan zu Wien, ward er zur äußersten Caricatur deutscher Romantik. Im Menschen Brentano war ein höchstes Maß gereizter Raffinirtheit ausgeprägt. Er liebte Quassia, liebte Schönheit nur, wenn sie ihm als Gift erschien; die Blüthen der Belladonna gewährten ihm den höchsten Genuß. Wir wissen von andern Romantikern, von Friedrich Schlegel und Fouqué, daß sie Opium in Kügelchen genossen, dies Reizmittel unter Eingeweihten fast zur Mode machten. „Ich hätte mehr

Opium nehmen sollen, dann wäre der Alarcos geworden, was er sein sollte!" rief Friedrich Schlegel aus. Held Fouqué freilich bot in Berlin noch das Bild einer anderweitigen Ausartung, als er anfing nicht mehr im Rebensaft, sondern nur noch im gebrannten Wein Genuß zu fühlen. Und doch hatte er als Dichter der Undine am reinsten, klarsten Quell deutscher Romantik geschöpft und getrunken, und sein liebliches Mährchenkind, das gesündeste und naturfrischeste von allen vielleicht, berauscht ohne Narkose in Unschuld und harmloser Schönheit noch heute selbst die Welt Alt-Englands. Der wundersame Durst der Romantiker ging bei E. T. A. Hoffmann auf Punsch. Aus der heißen Bowle stiegen ihm seine musikalischen Dampfgestalten auf und zu den Phantasiestücken in Callot's Manier gesellte sich noch sein mephistophilisches Gelüst, in Caricaturen die realen Genossen seiner Criminalistik abzuschildern. Brentano erweckt uns Grauen vor uns selbst; denn er weiß die Grenze zwischen Traum und Wirklichkeit nicht festzuhalten, seine Traumgestalten haben eine furchtbare reale Macht und seine realen Gestalten sinken davor zurück in lächerlicher Ohnmacht. Hoffmann erklärte für sich und seine phantastische Sippe den Serapion, einen Verrückten, zum Heiligen und Schutzpatron; aber es geschah nur zum Scherz im tollen Uebermuth, er beschwor die Geister herauf, um sie wirken zu lassen und dann zu widerlegen. Hoffmann ist Herr des Schauders, den er erweckt, denn er gebietet darüber mit der Schärfe des Menschenkenners und

Criminaljuristen; er citirt das Spukhafte vor den grünen Actentisch und er sitzt zu Gericht über das Dämonische. Sein „Majorat" ist ein Meisterstück deutscher Novellistik.

Die Schlegel waren Hannoveraner, Ernst Theodor Amadeus Hoffmann, Zacharias Werner und Max von Schenkendorf waren Königsberger von Geburt, Tieck hat in Berlin seine Wiege und sein Grab, Fouqué war Brandenburger, Achim v. Arnim ebenfalls aus der Mark. Darf man vielleicht sagen, daß Niederdeutschland, physisch so flach und ohne Naturromantik, sich geistig wunderbar, wie just Sandboden den Kaktus liefert, zusammengefaßt habe, um in diesen exotischen Pflanzen seinen Beitrag zur Romantik deutscher Poesie zu erledigen? Die blaue Blume, der diese deutschen Nordlandsmänner nachjagten, trieb sie freilich meist nach dem Süden und der deutsche Süden hing und hängt noch immer in den Ketten und im Zauberbann Roms. Derselbe Ort, an welchem Kant das Licht der Aufklärung angezündet, um eine ganze Epoche damit zu bezeichnen, dasselbe Königsberg lieferte nicht weniger als drei Vertreter der Romantik, von denen der Eine sogar in einer römischen Kapuze sein Seelenheil fand. Als wenn sich die Aufklärung, an ihrem eignen Licht irre geworden, aus Verzweiflung ihr Gegentheil suchte, aus der dünnen Aetherhöhe kopfüber in die feuchte warme Luft der Niederungen sich stürzte, für die Ernüchterung zum Ersatz sich im alten Aberglauben, der schon abgethan schien mit dem Mittelalter, noch einmal zu berauschen. Goethe sprach 1810 vom „Narrenwust" jener Tage. Das

Gemisch von Allegorie und niederländischer Genremalerei führte auch im Styl, in der Architektur der Dichtungen zur Verwilderung, die mühseligen Gaukeleien der mystificirenden Traumsucht widerten Goethe an; statt der ordnenden Hand des Künstlers sollte er jetzt die wahnsinnigen Marotten des blöden, blinden Zufalls walten lassen! Persönlich hatte Goethe Arnim sehr lieb; die aristokratisch prächtige Haltung und Natur des märkischen Edelmannes sagte ihm zu, dessen „Landhausleben“ spiegelte Kern und Kraft der ritterlichen Gutsherrschaft von Wiepersdorf, dem Familiengut des Hauses Arnim, wo der Dichter 1781 geboren war; gegen dessen „Gräfin Dolores“ aber hatte Goethe doch Mühe, „nicht grob zu werden“. In der Gräfin Dolores wird eine gestörte Ehe durch einen Reinigungsact der gefallenen Frau wiederhergestellt, wie ein edler Mann sein krankes Gemüth durch Kampf für's Vaterland heilt. Das war kein Thema für Goethe; Goethe konnte sittlich Verfehltes besser machen, aber nicht bereuen; bei ihm ruhte Alles auf Nothwendigkeit der Naturgesetze; am wenigsten konnte er sich wollüstig in Sack und Asche wälzen; Fieberträume gehörten für ihn ins Krankenhaus, nicht in die Dichtung. Was Wunder, daß ihm diese Adepten der angeblich tieferen, mystischen Erkenntniß deutscher Natur nicht sympathisch waren. Joseph v. Eichendorf sagt, in Arnim sei die deutsche Romantik „am reinsten und gesündesten“ vertreten. Mitten in der Verwilderung der Begriffe und zügellosen Gelüste sucht in Arnim ein starker ethischer Geist die Auflösung der innern und äußern

Welt zu bewältigen. Aber die altfränkische Holzschnittmanier wird bei ihm barock und hölzern. Er war frei von der schwächlichen Sehnsucht nach der blauen Blume, ging nicht darauf aus, eine neue Religion zu stiften, statt die vorhandene tiefer zu erkennen; die Genossenschaft der Sippe hielt ihn aber ab, seine Rückkehr zum verlornen deutschen Mittelalter kräftiger und gesünder zu entwickeln. Im Jahre 1808 gab er mit Görres, Brentano und Creuzer eine Zeitung für Einsiedler: „Trösteinsamkeit" heraus. Er wäre, allein auf sich gestellt, vielleicht die Kraft gewesen, im deutschen Mittelalter bis zu den Nibelungen zurückzugreifen, während Tieck sich mit dem für ihn eiteln Gedanken trug, einen Cyklus deutscher Kaisertragödien aus dem Kreise der Hohenstaufen zu schreiben. Gesunde Geschichtsauffassung war sämmtlichen Romantikern versagt. Die Geschichte sollte für sie wieder Mährchen werden, die Natur nichts sein als eine bloße Allegorie für die Geisterwelt, das Gesetz des Lebens eine Laune des übermüthigen Zufalls, das Leben ein Traum, Träume aber das wahre Leben, mit dem ohnedies noch der Witz sein gewagtes Spiel trieb. Auch Arnim löste die Historie nicht blos in Sage, sondern in Mythen auf, stempelte freilich die Mährchenwelt mit der Kraft seiner niederländischen Genremalerei zu einer gegenwärtigen Wirklichkeit. Seine „Kronenwächter", romantisch von ihm erfunden, sind ein mystischer Geheimbund, eine Freimaurerloge edler Gesellen, welche die Krone der Hohenstaufen bewachen und die versteckten Abkömmlinge des alten schwäbischen Kaisergeschlechts in der

Stille zu ihrem künftigen Beruf erziehen. Friedrich Barbarossa sitzt für die Romantiker noch immer im Kyffhäuser schlafend und träumend, der Walser Birnbaum soll noch immer von neuem blühen. Von Kaiser Karl dem Fünften erzählt uns Arnim die knabenhafte Liebe des Prinzen zu einem Zigeunermädchen, die prahlerische Tobsucht alter Invaliden erfüllt ihn mehr als deren von Mannesthaten erfüllte Vergangenheit, die Alraunwurzel, die ihm Mitternachts unter dem Galgen im Schweißtropfen des Gehängten erblüht, ist ihm mehr werth als der Gehängte selbst in seinem Lebensgang, seinem Werden und Enden. In einem Meisterstück des Humors: „Fürst Ganzgott und Sänger Halbgott" hat Arnim bewiesen, wie glücklich er in modernen Zuständen von heute die Romantik satyrisch und komisch handhabt. Wie Hoffmann schildert er nicht blos die Schauer somnambulistischer Phantastik, sondern weiß sie auch mit Humor zu bewältigen. Oft genug freilich, sagte Heine, ist es uns bei ihm, als wenn Einen der Tod mit der Sense kitzelte. Arnim ist im Styl seines Holzschnitts der deutscheste unter den Romantikern. Er verlor sich nicht an den Süden; der Süden kam vielmehr zu ihm, und warf sich ihm an den Hals in der Gestalt der Bettina Brentano, die seine Gattin wurde.

Von den beiden Schlegeln ist just der bedeutendere der verworrenste unter den Romantikern. Von A. W. Schlegel sagt Eichendorf, seine Romantik habe nur gegen die Prosa der engherzigen Flachköpfe, gegen die platte Moral der Philister, gegen den blassen Sensualismus der Philosophie Front

machen und revolutioniren wollen, und weil ihm der Protestantismus keine Stütze dazu geboten, habe er aus den Ueberlieferungen der römischen Kirche schöpfen müssen. Die Pracht des katholischen Cultus habe ihn allerdings gefesselt, aber nur um Studien an ihm und seiner Theosophie zu machen und dann nach dieser prédilection d'artiste in seinen geistlichen Sonetten seine Ergebnisse abzusetzen. Die dichterischen Arbeiten des „perfiden Sir William", wie ihn Johann Heinrich Voß gescholten, sind also auf bloße Scheingefechte zurückzuführen. Seine philologische Aeußerlichkeit machte ihn persönlich fast zum Gecken. Der sprachliche Werth seiner dichterischen Uebertragungen wird dadurch nicht geschmählert; nur bleibt ihm, neben kleineren Verstößen in seinen 1808 zu Wien gehaltenen Vorlesungen über dramatische Litteratur, seine Verkennung Schillers auch von der Nachwelt unverziehen. — Auch Friedrich Schlegel hätte sich darauf beschränken müssen, Stylist und Vermittler zu sein. Dies war er seit 1809 als Secretär im Hauptquartier Erzherzog Karls. Aber als Autodidakt, er war Anfangs vor seinen Studien Kaufmann gewesen, hielt er jede ihm spät gewordene und selbsterworbene Erkenntniß für eine neue Entdeckung im Reich des Geistes. Seit 1818 war er Hofrath in Wien, und blieb unter Metternich doch nur ein politischer Volontär. Gentz blieb Stylist und Protestant. Schlegel wollte, nachdem er ein erhitzter Katholik geworden war, tiefer eingreifen und wirken. Auf politischem Boden in seine Grenzen gewiesen, warf er die Folgerungen seiner Studien auf Litteratur und

Kunst zurück, um hier vollständige Confusion zu stiften. In seinen Wiener Vorlesungen über alte und neue Litteratur (1811) hatte er Shakespeare weit hinter Dante und Calderon gestellt, Goethe zu einem deutschen Voltaire, Schiller zu einem unbefriedigten Skeptiker gemacht. Ein Jahr zuvor hatte er in seinen Vorlesungen über neuere Geschichte auf dem Boden der Politik angeblich damit debütiren wollen, daß er Philipp II. von Spanien nebst Alba und Ferdinand II. von Oesterreich als Ideale, Gustav Adolf aber, Heinrich IV. von Frankreich und Friedrich II. von Preußen als Verkörperungen des bösen Princips hinstellte. Metternich hat sicherlich dazu gelächelt und Gentz, dem Protestanten, auf die Schulter geklopft und gesagt: Bleiben Sie ja, was Sie sind! Renegaten sind die schlimmsten Verbesserer der confusen Weltgeschichte. Dieser paradoxale Kopf, der ehedem die freie Kunst und in der Luzinde die Freiheit des Genusses gefordert, hatte sich auf seinen Kreuz- und Querwegen durch die „Sprache und Weisheit der Inder" den Orient erschlossen und von da, um die verlorne deutsche Einheit wiederzufinden, zur spanischen Düsterheit jesuitischer Ränkesucht, wie sie schon der dreißigjährige Krieg zum Durchbruch brachte, zurückgelenkt. Durch Trug- und Cirkelschlüsse fand er, Protestantismus sei nur Polemik und Negation, evangelisches Christenthum also nur „revolutionäre Emancipation des Subjects". Daß die evangelische Lehre die Wiederentdeckung des einfach Christlichen und der Lehre Christi sei, fiel dem fanatischen Schwarmgeist nicht ein. Und wenn er Recht hatte, zu be-

haupten, die Reformation habe die politische, sittliche, litterarische und künstlerische Entwicklung Deutschlands unterbrochen, so war dieser paradoxale Kopf doch nicht Jesuit genug, um besser als Hamlet die aus den Fugen gegangene germanische Welt wieder einzurichten. Auch war ihm die Wiener Küche keine Veranlassung, seine alte Lehre von der Freiheit des Genusses aufzugeben, obschon es zufällig Dresden war, wo er, mit seiner Lebensphilosophie für gelinden Jesuitismus wirkend, am Genuß einer Straßburger Gänseleberpastete verstarb. Er hat seine gesammelten Werke hinterlassen; d. h. er hat gesammelt, was in sich ohne alle Sammlung, ohne allen Zusammenhang war. Auch hat die Nation diese seine Hinterlassenschaft nicht als Erbschaft antreten mögen. Friedrich Schlegel hat nichts entdeckt und nichts geschaffen, auf das wir als auf bleibenden Besitz stolz sein dürften.

In Ludwig Tieck stellte sich das bleibende Centrum der deutschen Romantik fest. In ihm schien die neue Schule nicht blos ihren Anlauf, auch ihre Ausläufe und Folgerungen, ihr ganzes Glaubensbekenntniß, aber auch ihren überwundenen Standpunkt festhalten zu wollen. Als er in seinem „Phantasus" (1810 und 11) die Mährchen, Legenden, Novellen und romantisch-satyrischen Dichtungen seiner ersten Epoche sammelte, gab er nach Art des Platonischen Gastmahls oder des Decameron von Boccaccio in dialektisch ge-

selliger Gesprächsform gleichsam eine ästhetische Theorie der Romantik. Eine Gesellschaft von sieben Männern und Frauen sollte ihre sieben verschiedenen Ansichten von Kunst und Leben in 50 poetischen Gaben darstellen und vertreten, während sie im Verkehr unter sich einen modernen Roman durchführten. Der Plan gedieh nicht bis zu diesem Umfang, aber der Versuch zu einem Pandämonium der Kunst blieb auch im Bruchstück erkennbar. Unter Trinksprüchen, die freilich oft schwächlich sind, wird jedem Heros der Dichtkunst ein Altar errichtet. Der zwischenlaufende Witz, wie in der Gestalt des läppischen Hofrath Semmelziege, verräth oft mehr Aristophanischen Kitzel als Aristophanische Kraft. „Ich werde alt, schrieb Tieck schon 1814 an Solger, und sollte auch als Autor gesetzter werden!" Sein Phantasus, diese Gottheit der Romantiker, ist ein launiger, kränklich mürrischer Alter, der allerlei wunderlich Spielzeug aus den Falten seines Mantels schüttelt, während die classische Muse der Goetheschen Dichtung eine weibliche Huldgestalt ist, die jugendlich strahlende Phantasie, die wie Venus Anadyomene dem Schaum des wogenden Meeres entsteigt. Auch bei der Feier des Goetheschen Genius blieb die Romantik des Phantasus in Opposition gegen die antike Richtung in deutscher Kunst, aber der Formdienst der neuen Schule wechselte nur in den Vorbildern; man vertauschte nur die antiken Maße mit den romanischen. Im „Däumchen" finden wir eine treffende Parodie der antiken Trimeter „nach Voß'schem Hackebrett"; ein Schuhflicker erklärt den Geist der Antike im Gegensatz zum Modernen an

einem Stiefel. Zu Schillers prophetischem Schwung konnte sich die Schule nicht erheben; was romantisch in ihm, war ihr zu kühn und gewagt. Shakspeare erhielt im Tempel der neuen Kunst seinen Hauptaltar; Tieck selbst widmete ihm die Studien eines langen Lebens, ohne sich offen einzugestehen, daß Calderon und Cervantes weit mehr die ihm sympathischen Genien blieben. War es aber nicht die schöpferische Kraft seiner Dichterbrust, so war es die staunenswerthe Ausdauer eines in Arbeit und Forschung unermüdlichen Schaffenstriebes, was ihn zum Meister der Schule, zum Evangelium einer neuen Epoche in Deutschland machte. —

Am 31. Mai 1773 zu Berlin geboren, starb er dort ein Achtzigjähriger am 28. April 1853. Ein letzter Maitag hatte seine Wiege beschienen und ein erster Maitag beleuchtete sein Grab. Das würde mittelalterlich Gläubigen nicht blos wie ein sinnreicher Zufall, sondern wie ein Wunder des Schicksals erschienen sein. Es mischte sich aber auch noch die Ironie des Schicksals hinein, um dem alten Sohn Berlins wie zu einem schattenhaften Nachspiel seine liebsten Wünsche und Träume verwirklichen zu helfen. Der Romantiker auf dem Throne hatte den gealterten Phantasus an seinen Hof berufen, Beide, Fürst und Dichter, gleich ohnmächtig, mit gesunder Kraft eine neue Welt zu gestalten; der nüchtern zwischenlaufende Witz zerstörte die Geburten ihrer reichen Phantasie. Es war ein rein romantisches Gelüst, die Gestalten der hellenischen Tragödie aus dem Boden „der Bretter“ zu stampfen, die man als „weltbedeutende“ doch so gründlich

bespöttelte. Die einfache Größe der Antike ging in der Fluth der Töne, die sie umwogte, nicht unter, blieb aber der Welt von heute eben so fremd gegenüber, als man den Gestiefelten Kater und die Verkehrte Welt von Tieck wie eine abgethane Laune der deutschen Romantik bestaunte. Auch ein Berliner Eckermann hatte sich noch am Lager des Greises eingefunden, ihm seine letzten Bekenntnisse abzulauschen. Seltsam stellte sich in Tiecks Erinnerungen an seine Kindheit die Thatsache seiner Visionen und somnambulen Anfälle fest. Himmel und Hölle kreuzten sich schon früh in seinen Verzückungen, die ihn bis in's hohe Alter hinauf in einem Verkehr mit Geistern und Schattengestalten erhielten, wie ihn sonst nur Justinus Kerner und Eschenmayers Nachtwandeleien offenbaren. Einem Vertrauten hat Tieck gebeichtet, Nachts, wenn er das Licht lösche um einzuschlafen, sehe er sich im Dunkeln stets von Larven und seltsamen Gestalten umgaukelt, die ihn schreckten und äfften. Bezeichnend war, nach Rudolf Köpke's Mittheilung, für den Knaben Ludwig die traumhafte Wirkung der Erscheinung König Friedrichs des Großen bei einer Revue in Berlin, wo das scharfe blaue Auge des alten Helden mitten im Taumel des Hurrahrufens ihn magisch fesselte und vor ihm stehen blieb. Eben so traumhaft ging und stob das fliehende französische Revolutionsheer an ihm vorüber, das er als Student, auf einem Ausfluge von Göttingen nach Straßburg, in zerstreuten Haufen erblickte. So flatterten selbst große Momente der Weltgeschichte vor Tiecks innerem Auge nur wie Geistererscheinung und Spuk hin. Alles Große

erschien ihm nur als Traum, als Wunder, ohne Zusammenhang und Folge. Ein zukünftiges Geschlecht wird staunen, wie der deutschen Romantik alle Größe der Weltgeschichte, der Kunst und Poesie so nebelhaft verdunsten konnte. Was Wunder! wenn selbst Tiecks größte Schöpfungen, seine Genoveva, der Aufruhr in den Cevennen und seine Shakspearenovellen, wie unsichere Zwielichtsgeburten vorüberschwanken, die dem Sonnenlicht der Tageswelt wenig Stand halten.

Auch in Tiecks Studien ward Shakspeare's Gestalt nach lebenslänglicher Arbeit nicht fertig. Schon der zwanzigjährige Jüngling lieferte (1793) eine Uebertragung des „Sturm" und eine Abhandlung „über die Behandlung des Wunderbaren bei Shakspeare". So früh regte sich in ihm die Opposition gegen den in seiner heimischen Welt, in der Atmosphäre der Nicolai und Biester, herrschenden Rationalismus. Es folgten dann Studienjahre in Halle, Göttingen, Erlangen. Nach Berlin zurückgekehrt, sagt man, sei er in die Hände der Buchhändler gefallen; er schrieb anonym die Erzählungen „Almansur" und „Abdallah", in Briefform den Roman „William Lovell", den er später in gereinigter Form wiedergab. Er stand unter den Einflüssen des Zeitalters, in welchem Wertherische Stimmungen und Revolutionsgelüste à la Karl Moor fortwühlten. Es war, der Aufklärung gegenüber, das Anrecht der entfesselten Leidenschaft, ein Aufruhr wilder Triebe, die in diesen Geburten Tiecks ihren wollüstig heißen und dunstigen Ausdruck fanden. Was sich in Frankreich aus dem behinderten Drang nach bürgerlicher Freiheit als zügel-

lose Anarchie entwickelte, gestaltete sich in Deutschland ebenso vulkanartig im Gebiet des innern Menschen. Räuber Moor ist aber noch eine zahme Gutherzigkeit gegen Abdallahs Tobsucht, Klingers Faust, der sich schon übermäßig in der Pfütze wilder Gelüste badet, noch ein hausbackener Pedant gegen Tiecks Höllengeburten, die bacchantisch in Masken verkleidet die Menschenwelt schrecken, bei aller Gluth morgenländischer Ueppigkeit in Sprache und Leidenschaft die titanische Ueberschwenglichkeit der Sturm- und Drangzeit entfalten. Hinter Omar's Skepsis im Roman „Abdallah" lauert der Atheismus mit seinen furchtbarsten Schrecken. In William Lovells Orgien streift die Schwelgerei der Genußsucht bis an schamlose Vernichtung aller Bande der Ordnung, Sitte und Ehre. Im Trauerspiel „Karl von Berneck" faßte die Gespenstersucht zum ersten Male Fuß auf dem Boden deutscher Dramatik. Und das alles gestaltete sich auf dem nüchternen Boden Berlins, rein nach dem Gesetz der Reize des Widerspruchs, bis sich Tiecks „Peter Lebrecht, eine Geschichte ohne Abenteuerlichkeiten" dann wieder zurechtfand in einer Welt der Wirklichkeit. Der Dichter gefiel sich in der Maske Peter Lebrechts, hielt sie auch für die drei Bände seiner Volksmährchen fest. Hier erst stoßen wir auf den Kern der Tieckschen Poesie, einen Kern deutscher Dichtkunst, der allein schon genügen würde, eine neue Epoche in unserer Culturgeschichte zu eröffnen. In den „Haimonskindern", in der „Melusine", in der „schönen Magelone", im „getreuen Eckart" finden wir den naiven Tiefsinn, den gesunden Urton der Volksgeschichten glücklich beibehalten,

im „blonden Ekbert“ beginnt der berauschende Zauber der Waldeinsamkeit, dessen Waldhornklänge später im Sternbald erklingen, in der mondbeglänzten Zaubernacht des Octavian stellenweis ihren wunderbaren Ausdruck finden. In den „Elfen“ haben wir die ganze harmlos kindliche Unschuld eines Geisterreichs, im „Runenberg“ ein Meisterstück in der Malerei des geheimnißvollen Kampfes spukhaft dämonischer Berggeister mit den friedlichen Genien, die im Geschäft des Landbaus die Menschenwelt sittlich, klar und anmuthig ordnen, die Malerei eines dialektischen Widerstreits, der in den Gegensätzen von Gebirg und Ebene, Jagd und Ackerbau, den äußern Spiegel der in der innern Menschenbrust kämpfenden Mächte sieht, den alten Widerstreit zwischen Kain und Abel dämonisch in den Elementen der Natur deutet. Der „Liebeszauber“, diese Perle der Tieckschen Mährchenpoesie, deckt diesen Widerstreit der Elemente in zwei Charakteren der Menschenwelt von heute auf, bis freilich den Einen der beiden meisterhaft in Scene gesetzten Männergestalten der betäubende Dunst aus dem Zauberkessel alter Hexensagen wie ein Wahnsinn befällt, über dessen dämonische Naturgewalt der wache Menschengeist nicht gebietet. Auch im „Pokal“ gefällt sich die Dialektik der Romantik schon in jener wollüstigen Willkür, die sich ohne ächte Zeugungskraft dem Zufall der Schicksalsmächte preisgiebt. Die Erweiterung des Mährchens zu dramatischer Neugeburt führte zu Verkünstelungen und Verkrüppelungen wie im „Blaubart“. Noch schlimmer, wenn sich der Uebermuth der Romantik darin gefiel, auch der Polemik und Persifflage

poetische Form zu geben, wie im „Gestiefelten Kater", wo das Publicum in der Komödie mitspielt und der Recensent Böttiger geknebelt wird, oder in der „Verkehrten Welt", wo Scaramuz den Apollo macht, den Parnaß dem Princip der Nützlichkeit unterwirft, für den Pegasus Stallfütterung einführt, den kastalischen Quell in eine Wässerheilanstalt verwandelt. Dies waren die Aristophanischen Scherze, die fast fünfzig Jahre nach ihrer Geburt (1844) König Friedrich Wilhelm der Vierte sich und seinem greisen Phantasus dramatisch aufführen ließ, moutarde après dîner, in einem Zeitalter, in welchem die Götter und die Dämonen des lebendigen Lebens ganz andere Speisen, weit höhere Opferthiere für den Heißhunger des Tages forderten! — Tiecks „Zerbino oder die Reise zum guten Geschmack" erschien später im Druck, als eine Fortsetzung des Gestiefelten Kater. Nicolai, der Rektor des Berliner Aufkläricht, erhält schließlich in einer Vision vom jüngsten Gericht seine Strafe. Die Teufel machen ihm Spaß vor und er ist verurtheilt, dazu zu schweigen. Wie er das nicht vermag, denn er räsonnirt nicht blos inwendig, wird er an einen fabelhaften Ort, ins leere Nichts verdammt, wo weder Himmel noch Hölle ist. — Bajazo und Hanswurst hatten gewiß ihr gutes Recht gegen das Gewimmer des Siegwartianismus, gegen Lafontaine, gegen Cramer und Spießgesellen. Wenn aber Tiecks „Schildbürger" die Bühne zum Anhang eines Lazareths machten, wo sich das Zeitalter bessern sollte, so war das nicht blos eine Parodie auf den „großen Augustus" (A. v. Kotzebue), gegen Iffland und die Dichter

der Spießbürgermoral, die Erfinder der bösen Amtmänner und Präsidenten; es war auch eine Versündigung an Schillers erhabener Mission, die Bühne zu einem Tempel nationaler Sittlichkeit zu erheben. Schröder und Fleck gehörten zu Tiecks Berliner Erinnerungen, bestärkten ihn jedoch nur in dem weichlichen Hang zum Theater, ohne ihm die Kraft zu geben, sich an Schillers hoher Aufgabe für die Bühne zu betheiligen. Just im Jahre, als Wallenstein über die deutschen Bretter schritt, dichtete Tieck seine Genoveva, seinen Octavian, formell die entschiedensten Abirrungen aufgelöster deutscher Dramatik. Dem Zeitalter und der Kunst der Deutschen fehlte freilich die Andacht. Das war Tiecks und Wackenroders Bekenntniß. So tief dies gefühlt und erkannt wurde, so führte es doch nur zur mönchischen Einsiedelei des Geistes, nicht zur heroischen Kraft, die dem Umsturz aller Formen beim Wechsel des Jahrhunderts gegenüber, in Thaten die verlorene Andacht und den gesunkenen Glauben an sich selbst entzünden mußte.

Heinrich Wackenroder, ein Jahr älter als Ludwig Tieck, war in Halle sein Studiengenosse gewesen; er starb 25 Jahre alt 1798. Die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ waren der schöne, weiche, warme Ausdruck der Sehnsucht nach einem harmlosen und glaubensvollen Zeitalter, wo deutsche Kunst mit deutschem Handwerk und dem Genossenschaftssinn alter Schulen und Zünfte Hand in Hand ging. Tieck gab 1799 noch aus des Freundes Nachlaß die „Phantasie über die Kunst“ heraus; „Franz Sternbalds Wanderungen“ entstanden ebenfalls unter Wackenroders Ein-

flüssen. Das altfränkische Leben im gemüth- und kunstreichen Nürnberg zur Zeit Albrecht Dürers wird mit der Biederkeit einer Glaubenstreue und Hingebung gefeiert, der man bei dem Mangel an Stoff und Erfindung um so weniger die erkünstelten Täuschungen der Phantasie anmerkt. Franz Sternbald wandert nach Flandern zu Lukas von Leyden, nach Antwerpen, Florenz, Rom. Da verliert sich dann freilich die Einfalt des deutschen Schwärmers, und die Reinheit der Andacht, die dem Zeitalter zu einer neuen Kunstreligion fehlte, trübte sich arg genug in der Forderung des freien Genusses, zu welcher in Friedrich Schlegels Lucinde sich nicht blos die Phantasie, sondern auch die üppige Leidenschaft des Blutes bekennt. Die Genossenschaft der Romantiker in Jena führte Tieck seit 1799 zu neuer Thätigkeit. Er gab seine „Romantischen Dichtungen" und seine Uebersetzung Don Quixote's. Auf dies große Grundbuch der poetischen Satyre wider die Romantik des Mittelalters gaben die deutschen Romantiker sehr viel. Cervantes parodirt das Pathos der romantischen Epen und Ritterromane; nach ihm war kein Ariost mehr möglich, jeden für ein großes Ziel wahrhaft rasenden Roland vernichtete der wirklich tolle Ritter von der traurigen Gestalt, und somit bekannte sich die deutsche Romantik eigentlich zu der Parodie auf sich selbst, während sie sich einbildete, den Shakspeareschen Styl wieder ins Leben zu rufen. Der Brite steigert freilich durch Satyre noch die Tragödie, aber seine Ironie tödtet nicht die Wahrheit und den Glauben an den Ernst der Dinge dieser Welt, der Narr im Lear ist

ıur dazu da, den wahnsinnigen König noch zu heben, ihm ur Folie zu dienen, nicht ihn zu entkräften. In der Gestalt les Ritters von La Mancha ist die zum Irrsinn gewordene Romantik der alten Zeit mit tiefem Ernst und mit der Wehmuth süßer Sympathien, aber sicher und rettungslos zu Grabe gebracht, weil die Trivialität des Realismus in Sancho Pansa wohl gestraft, geprügelt und ad absurdum geführt wird, aber doch ergötzlich Recht behält. Von den deutschen Romantikern hatte nur Heinrich von Kleist die Kraft, einen deutschen Lear zu schaffen, der sich mit den Donnerkeilen seines eignen Wahns verwundet und weinend über sich selbst zusammenbricht. Kleist aber hatte wieder nicht das Talent Tieck's, das Talent, den Narren seiner selber zu ersinnen, der die mißrathenen Geburten seiner Phantastik beklagt und bespöttelt, ohne daran zu Grunde zu gehen. Kleists Römerseele konnte nicht scherzen, sich nicht hinwegtäuschen über Abgründe; seine Romantik war die Romantik eines Cato, der mit der Endschaft seiner Illusionen seinen eignen Untergang beschließt.

Es ist bezeichnend, daß Tieck in derselben Zeit, als er den Quixote übersetzte (1799—1801), zugleich seine „Genoveva" schrieb, dies Hauptwerk seiner Romantik. Was für Goethe Faust und Meister, für Schiller Wallenstein, das ist für Tieck Genoveva, dies vielgefeierte Centralwerk der neuen Schule. Der Philosoph Solger nannte Genoveva sogar das größte dramatische Gedicht des Zeitalters; die Philosophie der neuen Schule war eben so verworren als deren Dichtung.

Genoveva war der erste volle, entschiedne Ausdruck der romantischen Richtung. Solger vertheidigte auch den Dichter gegen den Verdacht der Abtrünnigkeit vom Geist der Zeit, der Rückkehr zum mittelalterlichen Christenthum; er fand blos Sehnsucht zum römischen Dienst in der Genoveva. Der Glaube an das Wunder des in der Kunst Dargestellten ward aber fast zu einer neuen ästhetischen Religion. Ein junger Maler in Sternbalds Wanderungen sagt, die Illusionen und den Glauben an die Wirklichkeit des Erdichteten oder in der Kunst Geschaffenen festhalten, heiße Katholik sein, und so ward er es, Symbol und Sache verwechselnd. Kunst und Religion wurden verschwistert, wo nicht verwechselt, Denen gegenüber, welche die Philosophie aller Metaphysik, die Poesie aller Andacht, die Welt aller Geheimnisse und Wunder entkleideten und entleerten. Tieck machte in einem Briefe an Solger das verdächtige Geständniß, ihm sei, nachdem er sich in Jakob Böhme versenkt, alle Philosophie seiner Zeit „nicht tief genug" erschienen. Er verwechselt tief mit mystisch, Andacht mit Rausch, Begeisterung mit Trunkenheit, den Glauben an das Wunder mit der Wundersucht. Tiefe und Klarheit brauchen sich nicht zu widersprechen, wohl aber sind Mystik und Klarheit sich fremd. Er schrieb 1812: „Bei meiner Lust am Neuen, Seltsamen, Tiefsinnigen, Mystischen und allem Wunderlichen lag stets in meiner Seele eine Lust am Zweifel und der kühlen Gewöhnlichkeit, und ein Ekel meines Herzens, mich freiwillig berauschen zu lassen, der mich immer von allen diesen Fieberkrankheiten zurückgehalten hat, so daß ich weder

an Revolution, Philanthropie, Pestalozzi, Kantianismus, Fichtianismus und an Naturphilosophie als letztes einziges Wahrheitssystem gläubig habe in diesen Formen untergehen können." Das heißt dann entweder in Allem schwelgen wollen ohne sich zu verlieren, schmetterlingsartig von allem kosten oder bienenhaft poetisch von allem in die Zelle tragen. Tieck gesteht aber, seine Liebe zur Poesie habe ihn „fast mit frevelem Leichtsinn" zu den Mystikern geführt, die sich „aller seiner Lebenskräfte bemächtigten." Von deren Wunderlande aus wollte er Alles, auch das Christenthum verstehen, und fand Fichte und Schelling noch zu leicht und flach. Er habe sich oft in die Abgeschiedenheit eines Klosters gewünscht, um ganz seinem Böhme, seinem Tauler und den Wundern des Gemüths zu leben. Unter dem heißen Athem fieberhafter Verzückung bleicht und welkt aber leicht die einfache Alpenrose harmlos kindlicher Gläubigkeit, vor der Wundersucht schwindet der Glaube an das Wunder, und daraus erwuchs dann im Gedicht das seltsame Gemisch von Jakob Böhme und Hans Sachs. Tiecks Genoveva ist dieser vollendete Wirrwar in Stimmung, Inhalt und Form. Die Phantasie stürzt sich in den freiesten Wogenschlag der Empfindung und giebt sich doch an die engste Zwangskutte eines mönchischen Glaubens gefangen. Das Gedicht wollte Lyrik, Epik und Dramatik vereinigen, ja verschmelzen. Die aufgelöste Architektur des Ganzen wurde zur Unform bei dem auferlegten formellen Zwang in der Mosaikarbeit des Einzelnen, dem lärmenden Geräusch verschlungener, erkünstelter Maße und Reime, selbst

mit Mittelreimen, die Tieck auch in der Nibelungstrophe entdeckt haben wollte. Sonette, Octaven, Terzinen erklingen selbst im Dialag dieses Dramas, während der Wechsel des Rhythmus in der antiken Tragödie nur im Chor und in dithyrambischen Momenten eintrat. Die romantische deutsche Dichtung wollte dem Terrorismus des Formzwangs in der classischen Richtung entfliehen und gab sich in betäubender Auflösung an das süße Geklingel müßiger Formspielereien der romanischen Sprachen hin. Dadurch entstand das Manierirte, wie Tieck selbst später gestand. „Liebe denkt in süßen Tönen, denn Gedanken stehen fern!" In diesem Fern steckt fast ein Pasquill auf die musikalische Form, der sich Inhalt und Gedanke zum Opfer bringen. Die Ironie und Persifflage fehlen in Tieck's Genoveva, hier ist Alles hochernst gemeint, der heilige Bonifaz ist in eigner Person Prologus, Berichterstatter und Segensprecher zu Ende. Im Weihrauchduft der Betäubung schwindet alle feste Form, aller bestimmte Inhalt. Das Gewürz der Narkose stachelt zu auflösender Wollust, statt zur schöpferischen Zeugungskraft. Selbst in der dämonisch empfundenen Gestalt des Golo treibt die Muse Tiecks eine sinnbethörende Schönthuerei mit der Genesis des Bösen, während Shakspeare den Dämon des Bösen mit der ihm inwohnenden, imponirenden Kraft und Macht hinstellt, nicht in krankhafter Elegie, nicht um der musikalischen Reize und Lockungen willen mit ihm buhlt. Golo's Dämon bezwingt das süß melancholische Lied: „Dicht von Felsen eingeschlossen', wo die dunkeln Weiden stehn", und wenn ihn fromme Schäfer bestatten im „einsam grünen

Thal", dessen örtlicher Dämon die Schuld der Sünde trägt, so löst sich uns über Bös und Gut alles Bewußtsein. Der musikalisch berauschende, mittelalterliche Fatalismus Tiecks will den hellenischen Eudämonismus Goethe's verdrängen, macht aber das Element des Bösen in der Menschenbrust zu einem bloßen Dunst aus alter geheimnißvoller Waldschlucht. Jakob Böhme und Hans Sachs haben in Tieck's Genoveva eine gewaltsame, eine unnatürliche Umarmung gefeiert.

Im „Octavian" tritt der mittelalterliche Katholicismus in den Hintergrund; nicht ein christlicher Heiliger, die Romanze in Person macht den Prologus und den Chor. Die Legende im härenen Büßergewand wird verdrängt von der üppigen Pracht der Rittergeschichten aus dem höfischen Zeitalter unserer mittelalterlichen Epen, von Wolfram von Eschenbachs confuser Phantastik und Meister Gottfried von Straßburgs wollüstiger Tändelei. Das Element des Komischen mischt sich burlesk genug ein, ohne jedoch über die Kraft Shakspearescher Matrosenwitze im Caliban und andern niedrig komischen Masken des britischen Realismus zu gebieten. Morgenland und Abendland werden mit ihren Schätzen aufgeboten zur Verherrlichung des „alten romantischen Landes", seiner Helden und Frauen, seiner Minne und seiner Wunder. Der Orient bringt noch in die „wundervolle Mährchenwelt" seine letzte Würze, eben so wie Friedrich Schlegel, der Theoretiker der Schule, zu seinen indischen Studien übergeht, um im Orient „das höchste Romantische" zu finden und aller plastischen

Gestaltung, aller hellenischen Klarheit und Helle verlustig zu gehen. — Kaiser Octavian gehört seiner Entstehung nach den Jahren 1801 und 1802 an; 1804 erschien er im Druck. Fortunat, der beste Nachzügler jener Epoche, erschien nachträglich erst 1816.

Hiermit schloß diese mittelalterliche Epoche der Tieck'schen Dichtung, die nirgends bis zur gesunden, freilich herben, aber granitnen Kraft des Nibelungenliedes hindurchdrang. Und doch hat, wo der Dichter in ihm nichts Sympathisches gefunden, der Kenner und Forscher, der tiefsinnige Gelehrte in diesem Gebiet Entdeckungen und Studien gemacht. Wir wissen, daß Tieck vor Hagens Ausgabe damit umging, das Nibelungenlied in der Sprache von heute von neuem zu dichten, aus der Edda und aus altnordischen Gesängen die Lücken zu füllen. Im Vatican, in St. Gallen beschäftigten ihn die Handschriften des großen Nationalepos; er hat in Rom, von Gicht befallen, dem Freunde Rumohr aus dem alten Codex Lesarten und ganze Stellen in die Feder dictirt. Aus der Zeit seines dichterischen Verstummens ist äußerlich leider nur von Krankheit über Tieck zu melden. Auf seinen ersten kürzeren Aufenthalt in Dresden, wo er mit Friedrich Schlegel sich fand, folgte ein Ortswechsel zwischen Berlin und Ziebingen, dem Landgute der befreundeten Familie von Burgsdorf bei Frankfurt a. d. Oder, 1806 seine Reise nach Italien, dann ein Aufenthalt in München, dessen scharfe Wechselluft sein gichtisches Leiden befestigte, so daß man ihn, als er 1819 in Dresden dauernd seine Wohnung aufschlug,

nur in leidgedrückter, gekrümmter Gestalt wieder erblickte. Seine Arbeitsamkeit war nie dadurch gelähmt; der Erforschung der mittelalterlichen Schätze, die sein „Phantasus“ neu aus dem verlornen Bergwerk des deutschen Lebens heraufbeschworen, schien seine ganze Kraft sich widmen zu wollen. Seiner Herausgabe der Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter (1803) gestanden die Grimm das Verdienst der ersten Anregung zu. Ulrich von Liechtensteins Frauendienst, diese Selbstbiographie mit des ritterlichen Sängers Liedern durchwoben, und das Altdeutsche Theater schlossen sich diesen Arbeiten an. Dichterisch, als schöpferischer Geist, war er damals ganz brach gelegt, zu einem förmlichen Siebenschlaf verdammt. Nach Wackenroders Verlust war ihm in Novalis zum zweiten Mal ein inniger Gefährte dahingerafft. Was ihn aber am tiefsten schmerzte, war, daß er Angesichts der sinnlosen Wirren andrer Genossen mit dem Bankerott der eignen Kraft den Abfall einer Schule erlebte, von der er sich förmlich lossagen mußte. Der doctrinäre Friedrich Schlegel hatte (in seinem Gespräch über Poesie) zu früh aus der Schule geschwatzt, indem er als den „Anfang“ aller Poesie verkündete, „den Gang und die Gesetze der denkenden Vernunft aufzuheben und uns wieder in die „schöne Verwirrung“ der Phantasie, in das ursprüngliche Chaos der menschlichen Natur zu versetzen, für das es kein schöneres Symbol gebe als das Gewimmel der alten Götter.“ Er definirte Romantisch als das, „was uns einen sentimentalen Stoff in einer phantastischen, d. h. in einer ganz durch die Phantasie be-

stimmten Form darstellt.“ Diese Theorie, die aus dem ersehnten Chaos auch nicht einmal die Möglichkeit zu neuer Weltschöpfung zuläßt, an die Stelle der ordnenden Kraft nur die lose Willkür setzt, erlebte denn in ihm selbst hinreichend die praktische Entartung, und das ersehnte „Gewimmel der alten Götter“ fand er schließlich auch nicht in Brahmas Finsternissen, sondern in den Dämmerungen des römisch-christlichen Olymps. Adam Müller übertrug die romantischen Principien auf die Staatsformen, Quietismus und Schwelgerei vermischend, um dem Staat der Bürger die alte hierarchische Basis zu retten. Görres' klerikale Ausartungen suchten die Kapuze mit der Jakobinermütze zu verschwistern, Zacharias Werner, Kunst und Kirche für identisch, die katholische Hierarchie für das größte Kunstwerk erklärend, fand von der Bühne zur Kanzel und zum Beichtstuhl den Uebergang, machte aber in St. Stephan zu Wien scurile Kapuzinaden à la Abraham a Sancta Clara ohne dessen Ehrlichkeit, Einfalt und Treue. Achim von Arnim war in der Mark ganz versandet, Heinrich von Kleist nach seinen riesenhaften Kämpfen, einem erschlafften Volk die Thatkraft seiner eignen Römerseele einzuflößen, als Selbstmörder verstummt. All diese erträumte Kraft des damaligen jungen Deutschlands lag schmerzhaft in Trümmern um Denjenigen her gebreitet, der als ihr Meister gegolten, während er die Würde solcher Meisterschaft ablehnen mußte, um nicht für Nacht und Verwirrung, Graun und Untergang der Genossen mitzubüßen. Es hat sich ergeben, daß der Verdacht seines Uebertrittes zur römischen Kirche

ein fälschlicher gewesen; nur seine Frau, wider sein Wissen, hatte sich im Stillen zum alten Dienst bekehrt und er hat es ruhig, mit schmerzlicher Ironie der tiefbewegten Seele, geschehen lassen, als bei ihrem Ableben sich römische Priester einstellten, die Leiche einzusegnen. Er hat aber auch keinen Theil gehabt an dem Aufschwung neuer Kraft, welche die Nation durchzuckte, weder an Kleist's tragisch endendem Heroismus, noch am Auftact der Freiheitssänger, die, glücklicher, die neue Morgenröthe nicht blos aus der Nacht heraufbeschworen, sondern auch begrüßten. Kein Ton erklang auf Tiecks Lyra in der Zeit der Freiheitskämpfe mit Arndt, Schenkendorf, Körner, und der vielgerühmte, an Solger 1813 eingestandene Plan und Entwurf zu deutschen Kaisertragödien galt zwei Jahre später als leer und nichtig. War die Volkskraft deutschen Mittelalters, die er doch mit wecken gewollt und geholfen, ganz anders erwacht als er sich's geträumt, so lange er trunken in dessen Abendsonne geschwelgt? Sangen die Lerchen des jungen Tages auch ihm zu grell gegen die Philomelen seiner üppigen Sommernächte? — Der Poet in ihm schien erschöpft, sein Studium Shakspeare's allein noch übrig geblieben. Sein altenglisches Theater erschien 1814 — 16; sein Aufenthalt in London (1818) galt denselben Stoffen, 1823 erschien seine Vorschule zu Shakspeare, dann seine Fortsetzung der Schlegelschen Uebersetzung mit Graf Wolf Baudissin und seiner Tochter Dorothea im Bunde, so daß Begeisterung, Sprachkenntniß und feiner Tact sich hier zum bedeutsamen Werk vereinigten.

Tief erkrankt und zerrüttet, gichtisch gelähmt und gemartert, mit den Genossen seiner Richtung zerfallen, nach Solgers Tode (1819) zum dritten Male vom Verlust eines innig Befreundeten erschüttert, fertig mit sich, scheinbar erschöpft in seiner Dichterkraft: so nahm ihn Dresden auf, ward ihm ein Asyl und gab ihm nach innern Stürmen die Ruhe, um seine zweite große Epoche zu eröffnen. Eine begeisterte, getreue Freundin, Gräfin Finkenstein, hatte sich als Genossin seines Hauses zu ihm gesellt; auch schaarten sich mit Otto v. d. Malsburg, Graf Otto Löben und Andern romantische Abendsänger um ihn. Die Kunstschätze von Elbflorenz wirkten mit ihrem Zauber von neuem auf sein in schmerzlicher Wehmuth gebeugtes Leben, die Gunst des königlichen Hofes gab ihm Stellung, Rang, und als Dramaturgen eine Thätigkeit, die freilich bald beim Widerspruch zwischen romantischer Theorie und theatralischer Praxis eine illusorische wurde. Tieck schrieb Theaterkritiken, die das hereinbrechende technische Virtuosenthum im Dienst der Dichtkunst zügeln wollten, in der öffentlichen Meinung aber bei eigensinnig durchgesetzter Aufnöthigung der Calderonschen „Dame Kobold" ihre Geltung einbüßten. Noch 1825 machte Tieck als Dresdner Dramaturg eine Rundreise zu den deutschen Theatern, ein Jahr darauf erschienen seine dramaturgischen Blätter, die sich später bis zu vier Bänden ausdehnten. *) Allmählich erlosch sein Eifer, auf die lebendige Kunst einzuwirken; seine

*) Demselben Jahre, 1816, gehörte die mit Fr. v. Raumer gemeinschaftlich veranstaltete Herausgabe von Solgers Nachlaß und

tiefere, bessere, aber oft launenhaft romantische Einsicht zog sich hinter das stille Bewußtsein eines ironischen Lächeln's zurück. Aber er ward an seinem häuslichen Heerde als dramatischer Vorleser der Mittelpunkt eines abendlichen Kreises von mehr als allgemein deutscher, von europäischer Bedeutung. Er gebot über den tief poetischen Zauber eines Organes, das vom Gelispel der leisesten Schüchternheit alle Tonarten der Claviatur hindurch bis zum Aufschrei der tobenden Leidenschaft, vom Girren der Taube bis zum majestätischen Zorn des Löwen seinen Umfang hatte. Die Zartheit des geheimsten Verständnisses dichterischer Schönheiten gesellte sich mit seiner umfassenden Kenntniß aller Litteraturen der verschiedensten Zeiten. Er gab seine Aesthetik nie in zusammenhangenden Vorträgen; ihre Widersprüche würden sich dann auch deutlich blosgelegt haben; höchstens gab er Winke und Andeutungen, im concreten Falle aber setzte er als Vorleser eines Dichtwerks sein tiefstes Wissen, sein gläubigstes Gefühl und die schärfste Polemik seines Witzes gleichsam mit in Scene. Er rief durch die schöpferische Lebendigkeit seines dramatischen Vortrags die Dichtung, wie sie ihr Schöpfer empfangen und geschaffen, vor die Seele des Hörers; er brachte damit rein geistig, ohne alle äußere Sinnestäuschung längst von der Bühne auf-

Briefwechsel an. Die „Hinterlassenen Schriften" Heinrich von Kleists waren bereits 1821 erschienen, Novalis' Nachlaß, mit Fr. Schlegel gemeinsam herausgegeben, schon 1802. Die gesammelten Schriften von Reinhold Lenz erschienen 1828, desgleichen die Insel Felsenburg; Tiecks Einleitung zu Fr. Ludwig Schröders Schauspielen: „die geschichtliche Entwicklung der neuern Bühne" 1831.

gegebene Werke wieder ins Leben; er gab auch von den nicht auf den Brettern verschwundenen Stücken den ganzen, von dem grellen Lampenlicht verscheuchten, in der decorativen Handwerksmanier der Kulissenwelt verlorengegangenen Aetherduft der Dichtungen. Eine geistvolle, tiefgefühlte, unabsichtlich und ohne allen gesuchten Maskenzwang entwickelte Mimik unterstützte die Modulationen seines Vortrags und wen die magische Gewalt seiner tiefdunkeln, geheimnißvoll leuchtenden Augen überkam, der konnte jener Elise Bürger gedenken, die ihm schrieb, es sei ihr heißester Wunsch, seine Augensterne einmal funkeln zu sehen, wenn Begeisterung ihn erfülle. Schärfere Beurtheiler wollten behaupten, daß das einfach Edle in sentimentalen Frauenrollen ihm weniger gelang als das dämonisch Gewaltsame, zumal aber das burlesk Komische, zu welchem alle Kobolde, Gnomen, Berg- und Wassergeister seiner romantischen Unterwelt ihm die Lichter und Schatten lieferten. — Weihevolle Abende im schwarzrothen Eckhause auf dem Altmarkt zu Dresden! In der That war es wie eine Loge Eingeweihter, die dort, dem Lärm der Welt entrückt, Andacht übte und bei dem Priester der Romantik Kirche hielt, wenn die Gräfin Finkenstein hinter dem grünen Lichtschirm vor den Augen heimlich still herumlugte, ob sich kein unwürdig Profaner eingeschlichen. Und der im schwarzrothen Eckhause betriebene Cultus übte seine betäubende, seine ansteckende Macht. Zu den Wirkungen der hohen Messe gehört ja nicht blos Ton und Stimme, auch der Weihrauchduft mit seiner narkotischen Wirkung. Solcher Art war der

Tieckcultus in Elb-Florenz bis zur Berufung des alten romantischen Phantasus nach dem wenig romantischen Spree-Athen.

Aus dem gesellschaftlichen Geplauder des Dresdner Salons erwuchs ihm auch seine Novellistik. Diese seine zweite Dichterepoche dauerte bis 1840, wo er sie mit dem Roman „Vittoria Accorombona" abschloß. Der Anfang seiner Novellistik war wesentlich conversationell; wo das Thema tiefer griff, traten die rednerischen Figuren zu dialektischen Gegensätzen heraus, die lockere Theorie vom überraschenden Umschlag in der Wendung führte zu höchst bequemer Erledigung des Stofflichen, und die Muse saß dann oft als Ironie mit ihrem geheimnißvollen Lächeln vornehm, aber ohnmächtig im Sorgenstuhl. Kränkliche Stubenluft umwehte die Wiege dieser modernen Ammengeschichten, modern, weil sie im Aether blasirter Noblesse empfangen und geboren wurden, mährchen- und sagenhaft aber, weil sie aller gesunden Kraft der Wirklichkeit und Wahrheit, oft aller Menschenmöglichkeit gegenüber traten, aller Frische des Volkslebens, allem Getriebe des Marktes, des bürgerlichen und staatlichen Verkehrs, allen drängenden Forderungen der Zeit Hohn sprachen. Drängend war freilich eigentlich nichts in jener Epoche der Reaction aller besseren Nationalkraft nach den deutschen Freiheitsschlachten. Die Kraft des Volks war aufgerufen und hatte sich gegen den äußeren Feind verpufft, ohne den inneren Nationalfeinden gewachsen zu sein. Es war wohl ein stilles Bewußtsein von Deutschlands Werth, innerer Macht und

Größe erwacht mit den Jahren 1813 und 15; das Volk besann sich erst seitdem, daß es Geister wie Schiller und Goethe besaß oder besessen; deren Ausgaben in erneuter Folge datirten erst mit dem kriegerischen Erwachen des Nationalgefühls. Das schöpferische Leben des Augenblicks lag aber gelähmt an inneren Banden und Fesseln. Eine schüchterne, feige Erzählungslitteratur grassirte mit einer süßlich läppischen Geziertheit, deren entschiedenster Ausdruck Clauren's Mimli war. Eben so leichtgeschürzte, wenn auch nicht gleich coquette und oft anmuthig plaudernde Apollodiener griffen wie Van der Velde zur Historie, und nannten ihre Zwittergeburten historisch-romantisch. Tieck's Geschmack und Scharfsinn verachtete sie gründlich; seine tiefe Kennerschaft alter geheiligter Schätze der Dichtkunst früherer Zeiten hatte leichtes Spiel, diese schmächlichen Geschöpfe des Tages zu verspotten. Allein in seiner krankhaften Vornehmigkeit verstieg er sich so weit, selbst Walter Scott's gesunde Macht und Kraft gering zu achten, als fehlte dieser Romantik des Schotten die sublimere Weihe ächter Poesie. Der männlich festen Gestaltenzeichnung Scott's, seiner kühnen und doch getreuen Beherrschung geschichtlich großer Stoffe, seiner freien, ungeschminkten, offenen und gesinnungstüchtigen Zeichnung, Pinselführung und Farbengebung wußte Tieck nichts entgegenzusetzen, was nur irgendwie mit Glück in die Wagschaale fiel. Scott und die deutschen Erzähler dieser Schule beherrschten vollkommen das Bedürfniß der deutschen Lesewelt, und Tieck mit seinem kleinen parfümirten Salonkreis gefiel sich in vornehmem Ach-

selzucken und in einem sublimen Verkehr mit poetischen Geistern fremder Zeitalter und Zonen. Oppositionsgelüst und der Geist des Widerspruchs gegen herrschende Gewalten der Gegenwart riefen abermals seine Kräfte auf den Kampfplatz. Er eröffnete die Epoche seiner Novellistik 1822 mit den „Gemälden". In seiner alten, specifisch romantischen Epoche hatte er die künstlerische wie die religiöse Traum- und Wundersucht sacrificirt, mit dem kunstliebenden Klosterbruder und mit Novalis den Rausch der Emphase als das neue und als das einzige Evangelium verkündet, und jetzt schien er fein und sarkastisch gegen alle Elemente „dunkler Erleuchtungen" zu Felde zu ziehen, auf dem Gebiet der Künste in den „Gemälden" und „Musikalischen Leiden und Freuden", auf dem Gebiete der Religion in der „Verlobung" und in der „Gesellschaft auf dem Lande" mit Zugeständnissen an die Aufklärung und satyrischen Geißelhieben gegen die Pietisten. Phantasus sollte nicht mehr zügellos von der inspirirten Genialität geritten, sollte in der Bildungssphäre der Gesellschaftswelt geschult werden. In den „Reisenden" stellte er Tollheit und Wahnsinn specifisch an den Pranger, während er ehedem im Wahnsinn künstlerischer Verzückungen den göttlichen Dämon gewittert, freilich Dämon und Genius nie zu unterscheiden vermocht. Im „Geheimnißvollen" carikirte er die politische Richtung der Zeit als leere Tollheit und losen Leichtsinn, in „Eigensinn und Laune" die Emancipationsdoctrin des jungen Deutschlands, während er in der Epoche der Lucinde die Freiheit der Liebe und die freie Berechtigung des Weibes mit

der Entzückung leidenschaftlicher Emphase gefeiert, freilich nur für das bevorrechtete Genie und mit verdächtigem Glorienschein um's Haupt. Für die elegischen Stimmungen im müden Glanz der Abendröthe über einer untergehenden Welt, für die Gewitternächte des menschlichen Gemüths von der leisen bangen Angst bis zum Wahnsinn der ausbrechenden Leidenschaft hat kein Dichter wie Tieck die Farben auf seiner Palette gehabt. Das zuckende Wetterleuchten der Ironie, selbst die kalten Schläge des tragischen Witzes bei schwerem Gewitterhimmel hat er für das Höchste in Kunst- und Weltanschauung gehalten, und konnte doch Heine, diesen graziösen Ausbund mephistophelisch ironischer Romantik einen Stümper, ja den Mephistopheles im Goetheschen Faust eine „erbärmliche" Gestalt schelten! Auch gegen die desperate Romantik der Neufranzosen in Victor Hugo ergoß er sich, mit Berliner Witz deren Begriff des Romantischen von roh und manschen ableitend, während er seinerseits die Räthsel in der Gemüthswelt doch auch nur als Phänomene hinstellte, ihre Lösung schuldig blieb. Im „Mondsüchtigen" und in „Waldeinsamkeit" travestirte er seine eigenen Lieblingsgefühle, im „Fünfzehnten November" aber schilderte er den Instinct des Blödsinnigen als eine Macht Gottes im verworrenen Menschenleben, und mußte doch im „Zauberschloß", im „Jahrmarkt", im „Wundersüchtigen", in der „Sommerreise" diese Sucht nach dem Geheimnißvollen an den Pranger des Lächerlichen stellen. So focht der alte Phantasus — und das war die Ironie davon! — gegen sich selbst, ohne zu wissen,

wie er mit seinen eigenen Elementen in ein Handgemenge kam, und ohne zu ahnen, daß er die Geister, die er jetzt beschwören wollte, selber erst aufgerufen aus der tiefen Brust des dunklen Menschen. In seiner „Reise ins Blaue", in der „Vogelscheuche", im „Liebeswerben", im „Wassermenschen" schlägt er sich polemisch mit sich selbst herum, ohne seiner Herr zu werden, oft geistvoll rednerisch, aber oft auch so redselig, als gefiele sich die Poesie wie zur Kinderzeit der Völker in der Rolle der schwatzhaften Muhme am Kamin. Und im Kamin des alten Meisters der Romantik ward auch in der That gemach unheimliches Geräusch von romantischen Fledermäusen wieder vernehmlich. Hier und da hatte er in aufklärerischer Anwandlung einen umgehenden Geist, den er schilderte, als diebischen Hausknecht entlarvt, und dem Gelächter preisgegeben; allein die Fopperei der alten Romantik mit Gespenstern begann von neuem in neuen Gespenstergeschichten Tiecks, wie sie die Novellen: „Abendgespräche", „Klausenburg", „Schutzgeist", „Pietro von Abano" mit dem alten Gelüst des Gruselns zum Vorschein bringen. In der „Ahnenprobe" ist die Macht der Standesvorurtheile, zum Gespensterglauben in moderner Zeit gehörig, mit Glück carikirt; wo aber Tieck, wie in „des Lebens Ueberfluß", im „Gelehrten", im „Weihnachtsabend", das positive Glück realer Verhältnisse in der Herzenseinfalt begnüglicher Menschen schildern will, da erschrickt man, wie aller Wahrscheinlichkeit baar und ledig hier Situationen und Personen der Wirklichkeit aufgefaßt werden, der Romantik Tiecks die Idylle

des Lebens zu zeichnen versagt ist. „Der junge Tischlermeister“, ein Roman, dessen Anlage aus der Zeit von Sternbald's Wanderungen stammt, treibt mit der Feier des Handwerks, das sich der Kunst als ebenbürtig zur Seite stellen soll, eine Schönthuerei, die ebenfalls beweist, wie sehr der Tieck'schen Muse, auch wo sie einfach und nüchtern sein will, der Kern jener Harmlosigkeit fehlt, welche Glauben erweckt und die Schminke verschmäht. Immer mehr regte sich wieder im alten Phantasus das Gelüst, Elfen und Kobolde, nicht sowohl als Scheingestalten, Schatten und Schemen, vielmehr als reale geistige Mächte, und wo nicht als Gestalten, doch als Elemente eingreifen zu lassen in die abgeblaßte Welt der geschliffenen Bildung. Auch hinter den Masken einer Gesellschaft von heute lauern allerdings Gespenster des fanatischen Unsinns und der somnambulen Verirrung, mit allerlei Spuk des Wahn- und Irrsinns die vernünftige Ordnung der Menschenwelt neckend oder schreckend. Im „Alten vom Berge“ hat der Dichter in der psychologisch tiefsinnigen Gestalt des alten Bergwerks- und Hüttenbesitzers die dämonische, halb schicksalvolle, halb selbstverschuldete Schwermuth seines eigenen Naturells auf meisterhafte Weise objectivirt. Wo die Menschenseele nicht blind an die Unfreiheit der thierischen Natur verfällt, der Dämon an der göttlich fürsorgenden Mutter Natur zugleich sein Correctiv, seine Sühne und seinen Frieden findet, da hat die Romantik von heute gewiß noch ihr gutes, reiches Feld. Wo aber das Fatum dumm wüthend triumphirt, da sichert uns auch keine erkünstelte Ironie mehr

vor dem atheistischen Glauben an ein sinnloses Nichts, in welchem sich Gott und Natur angeblich gefallen sollen. Die Religion mit den Mächten des fanatischen Aberglaubens im Kampf mit der Macht der erlösenden Liebe ist von der Romantik mit Recht ins Gebiet dichterischer Darstellung gezogen, Denen gegenüber, die sich auf Goethe stützen, wenn sie die religiösen Stoffe, Gestalten und Ideen, selbst die der gesammten Historie, vom Bereich der Zulässigkeit für den dichterischen Pinsel ausgeschlossen sehen möchten. Die Religion, überlieferte wie am eigenen Born geschöpfte, ausschließen wollen, hieße der Poesie und der Kunst das Höchste vorenthalten, das uns schreckt und beseligt, Hölle und Himmel der tiefsten Menschenbrust erschließt. Und so würde denn Tieck's „Aufruhr in den Cevennen" mit seinem großen politisch-religiösen Thema und mit der Macht der darin waltenden Elemente als ein großes Werk deutscher Dichtung dastehen, mehr als jedes seiner anderen Werke als strahlendes Zeugniß für den Ruhm seines Schöpfers, wäre es nicht Bruchstück geblieben und trüge selbst das Vorhandene, angenommen das Thema sei damit erschöpft, nicht so vielfach die Spuren hastiger Unvollendung und aller säubernden Hand entbehrender Brouillonarbeit. Die zwei Hauptgestalten als Träger dieser historischen Novelle sind in ihrer Entwicklung vollkommen entwickelt. Der Parlamentsrath, dieser Freund Platonischer Studien, Freund ruhigen Fortschritts und milder Entfaltung der unteren Schichten des Volks, hat an seinem Sohn den leidenschaftlichen Widerpart. Dessen fanatischer Eifer

für alten Glauben und alten staatlichen wie gesellschaftlichen Bestand schlägt aber dialektisch und wie vom Geist der Rache, der in den menschlichen Dingen waltet, getrieben, plötzlich in sein Gegentheil, in ebenso leidenschaftliche Parteinahme für das Elend der bis aufs Blut um ihres Kinderglaubens willen gequälten Camisarden um. Wie dieser Umschlag sich in der Seele des Einzelnen und im großen Ganzen der nationalen Entwicklung unter der Despotie von Altfrankreich vollzieht, wie kindlicher Irrthum in der Verfolgung zum Wahnsinn, Wahnsinn aber zu einem Heldenthum wird, das sein Heiligstes vertheidigt, wie der Wahn im Gemisch von Begeisterung fürs Höchste und von toller Entartung bis ins Verworfenste epidemisch wird, pestartig ansteckend sich eines ganzen Volks in der Einfalt der Natur und in den Lumpen seines Elends bemächtigt: dies große Gemälde hat Tieck mit allem Zauber entrollt, über den er als Meister verfügt, um die tiefsten Schleusen der Gemüthswelt zu eröffnen. In der Schilderung der Cretins und der unter Krämpfen prophetisch verzückten Kinder der Camisards schwelgt freilich sein gern in Höllenbreughel's Farben und in Rembrandt's grelle Lichter sich tauchender romantischer Pinsel.

Man zählt unter Tieck's Novellen 7 phantastische, 24 sociale, 8 historische. Diese letzten sind durch die vielseitige Kenntniß der betreffenden Zeitalter hervorstechend, aber zugleich, weil sie an der geschichtlichen Wirklichkeit wie an der psychologischen Wahrheit förmlich scheitern, für die romantische Muse im üblen Sinne charakteristisch. Oft geht der

Stoff an einer ganz modernen Komik, die sich zwischendrängt, zu Grunde, wie „der wiederkehrende griechische Kaiser“ an den ganz berlinischen Witzeleien eines Hofnarren leidet. Mitunter ergiebt sich zwischen den Gestalten, welche Tieck's eigenstes Empfinden ausdrücken, und dem Geist des Zeitalters, in das er sie hineinzwängt, eine unausfüllbare Kluft, z. B. im „Hexensabbath“, der diesen Widerstreit am stärksten offenbart, trotzdem der Dichter das Thema vollständig beherrscht. Der Hexensabbath giebt uns die tief ergreifende Martyrgeschichte einer edlen Frau Katharina, die am wüsten Gräuel ihres Zeitalters untergeht. Frauengestalten dieser Art, hochgemuthete, aber im Widerstreit mit ihrer Umgebung unglückliche, hat Tieck wiederholt gezeichnet und mit dem ganzen Schmelz einer rührenden Elegie umgeben, wie seine Frau Denisel, seine Gräfin im „Tod des Dichters“, die dem vom Schicksal gefolterten Camoens, dem Heldendichter Portugals, dem Schöpfer der Lusiaden, als milder Schutzgeist all ihre Lebens- und Herzensschätze widmet. Zu diesen wiederkehrenden edlen, elegischen Frauengestalten in Tieck's Novellen war vielleicht des Dichters Freundin, die Gräfin Finkenstein, das Urbild. Auch was die duldende Heldin im „Hexensabbath“ umgiebt, athmet Tieck's bestes Leben, spricht seine Weisheit, hat seine Anschauungen. Eine Variation des Eulenbök in den Gemälden, der alte humoristische Maler Labitt, dem das Leben wie ein toller, verworrener Fastnachtstraum erscheint, der Dechant, der in seiner freien Geistesbildung den Satzungen der Kirche entwachsen, aber doch Jesuit genug ist, um

unter dem Mantel der Verschwiegenheit für sinnlichen Genuß auch seinen Tribut zu fordern, junge Schwärmer und ältere Freunde in Katharinens Umgebung, Alle haben den Stempel der Cultur von heute im Stadium des weichen, vornehm behäbigen, gebildeten, aber energielosen Salonlebens. Alle diese Gestalten, sorgsam und mit Liebe gezeichnet, werden aber erbärmlich zu Schanden an der Grille des Dichters, sie in ein Zeitalter zu setzen, das sie in seinem Schooße gar nicht erzeugen konnte. Das Zeitalter im Hexensabbath ist das Philipps des Guten von Burgund und seines Prinzen, später als Karl der Kühne weltgeschichtlich. Der fanatische Wahn jener Zeit ist der Glaube an Hexen, die auf Besen durch die Luft reiten und einen Sabbath des Teufels feiern. Ein erbärmlicher Bischof hängt diesem Aberglauben an, und alte Weiber, die er foltern läßt, sagen nach seiner Andeutung und von ihm soufflirt aus, wie es bei den Teufelsfesten zugeht. Auch die hohe, reine, edle Frau Katharina wird als Hexe verbrannt. Das heißt uns grausam närren und foltern. Entweder konnte jenes Zeitalter so nervöse, elegisch feinfühlende, in Liebe schwärmerisch ergriffene, ihre Schmerzen mit Entsagung überwindende Salonmenschen einer sublimen Bildung gar nicht hervorrufen, oder sie mußten Macht genug haben, die Barbareien einer bizarr finstern, dumm wüthigen Pfaffen- und Pöbelzeit zu besiegen. Die Novelle zerfällt unkünstlerisch in zwei Hälften, die, auch in der Schreibweise ungleich und zu verschiedener Zeit verfaßt, einander widersprechen und unmöglich machen; zu Anfang der Lebenskreis

edeldenkender Culturmenschen und dann die Gräuel der Historie. War der Erzähler vielleicht stutzig geworden über die Unwahrheit seiner Dichtung und stockte er, das verfehlte Werk zu beenden, die Lügen seiner Phantasie zu bemänteln? Schlaff, ermattet, zu Fabrikarbeit angehalten, hat der greise Verfasser einen früheren Entwurf vielleicht auch hier von neuem aufgenommen und den Schluß mit dem planlosen Untergang seiner Figuren hinzugefügt, sich selbst wahrscheinlich belächelnd, daß er sein bestes inneres Leben der Albernheit einer sinnlosen Welt der Wirklichkeit preisgeben mußte. Es ist das wohl der blasseste und verdorbenste Wiederschein und Nachschimmer von Shakspeare's tragischer Ironie.

Tieck's „Dichterleben" und die zwei andern Shakspeare-Novellen: „das Fest zu Kenilworth" und „der Dichter und sein Freund" heben sich für den Bewunderer der Tieck'schen Muse vortheilhaft hervor aus der fabrikartigen Hast bestellter Arbeiten, die der greise Dichter für Almanache lieferte. Die Litteraturgeschichte hat sich tief in Trauerflor zu hüllen, wenn selbst die mächtigsten Geister mit ihrem Flügelschlag erlahmen, sei's daß sie in sich erstarren und verstummen, sei's daß sie allzu ausgiebig für die Nothdurft ihre Kraft vergeuden. Die drei Shakspeare-Novellen sind mit dem „Tod des Dichters" in Entwurf und Durchführung, Erfindung, Composition und Charakterzeichnung das Glänzendste der Tieck'schen Novellenpoesie. Bei der Gestalt des britischen Genius kam ihm noch sein lebenslanges Studium von dessen Werken und Zeitalter zu Statten. Und dennoch ist die

Zeichnung des großen William eine vollständig verfehlte. Als wollte Tieck in seinem reifen Alter Buße dafür thun, so oft den Genius im Fackellicht dämonischer Willkür, Leidenschaft, Traumsucht und wahnsinniger Verwilderung gezeichnet und in seinen Nachtschattengängen die Offenbarungen des Göttlichen gesucht zu haben, stellt er im Dichterleben die Gestalt Shakspeare's wie ein mädchenhaft lächelndes Madonnenbild für die Nische gläubiger Andacht zurecht, alles dunkeln Dranges der Leidenschaft baar und ledig, von keinem Dämon gereizt und gefoltert, während er das Dämonische der Dichternatur in Marlow und Green als Gegensatz entwickelt. Diese negativen Gestalten in der Tieck'schen Novelle sind meisterhafte Gebilde, bis zur plastischen Vollendung ausgeprägt. Der Reinigungsact des Genius, an William Shakspeare als Mensch und Dichter vollzogen, ist sehr gesucht, gedüftelt, eine in sich unwahre Schönthuerei. Dieser William Alt-Englands hat die Nachtgewalten der Menschenbrust vollauf wie Jene, die daran untergingen, in sich durchlebt, sie aber überwunden und bewältigt. Das kennzeichnet ihn als Genius, nicht die harmlose Unschuld der Kinderseele, wie Tieck ihn schildert. Nicht blos die Grazien und Amoretten, die Shakspeare in seinen Dichtungen so lieblich wie Keiner spielen läßt; auch die Schrecken der Verzweiflung und des Wahnsinns, wie sie je die Leidenschaft in der Nacht menschlicher Verirrungen empfunden, je eine Dichtung geschildert' hat er in sich durchlebt, durchkämpft und durchrungen. Hofrath Tieck lachte einen Philosophen spöttisch aus, der in einer

pessimistischen Gestalt Shakspeare's (im Jago) das Zeugniß der eigenen subjectiven Unbefriedigtheit des Dichters finden wollte. So sehr gefiel sich der alte Phantasus bei Shakspeare in einer absoluten Reinhaltung des Genius, während er ihn früher in allen Schauern dunkler Gier und Gelüste sich berauschen ließ. Weder der Schönthuerei dieses Optimismus, noch den wollüstigen Leidenschaften seines früheren Pessimismus lag eine sichere Weltanschauung zu Grunde, die Entzückungen der mondbeglänzten Zaubernacht halten an dem Sonnenlicht der bewußten Tageswelt nirgend Stich und die fanatischen Illusionen der Romantik sind Schatten und Schemen gegen die Macht gesunder Wirklichkeit und Wahrheit des Menschenlebens.

Mit „Vittoria Accorombona" (1840) schloß Tieck seine Novellenepoche und überhaupt seine dichterischen Schöpfungen ab. Ein Sechsundsiebenzigjähriger schrieb er diesen Roman, zu dem er die Studien und Entwürfe aus früherer Zeit wieder aufnahm. Die Lesewelt griff freudig nach dem Buche, in der Erwartung, die romantische deutsche Muse werde hier endlich einmal einem geschichtlichen Stoffe der Wirklichkeit gerecht werden, und ein Breslauer Philosoph setzte sich eine Tuba an seine Lippen. Staunenswerthe Kenntniß des Landes und Zeitalters verräth der Dichter auch hier, aber er wirft sie mehr hin, ohne die Kraft zu haben, die gegebenen Elemente, wie Walter Scott es vermag, mit epischer Macht zu beherrschen, in plastischer Fertigkeit zu erledigen. In den breit ausgesponnenen Scenen, wo wir Historie er-

halten sollen, geht Schwäche und Trivialität in der Zeichnung Hand in Hand. Die Art, wie Tasso eingeführt wird, ist ärmlich genug. Die Hofintriguen werden so kindisch erzählt, als blickte eine geschwätzige Zofe aus dem Oeil de boeuf jener Zeit. Wir erwarten in Sixtus dem Fünften eine historische Größe und hören Tieck's Montalto altweibisch Wirthschaftssachen verhandeln. Das Thema des Romans ist groß gedacht. Man hat die Heldin mit Unrecht einen weiblichen William Lovell, ein verpfuschtes Weib der Emancipation gescholten. Vittoria Accorombona entwickelt sich aber mächtig und mit vollem Recht der gewaltsamen Niedertracht und Ausschweifung ihres Zeitalters gegenüber; der schreckhafte Anblick frivoler, obwohl ästhetisch geformter Bildung giebt ihr ein Bewußtsein, nicht als Opfer der Sitte und Gewohnheit, sondern mit freier Entschließung zu sündigen; mitten in der Schuld, die sie belastet, hat sie noch einen Schimmer von triumphirender, selbstbewußter Unschuld. Zu Anfang des zweiten Bandes erhebt sich die Darstellung in der Gerichtsscene noch einmal zur letzten Feier der Heldin, um dann freilich für immer sich in haltungslose Jämmerlichkeit zu tauchen. Wo es gilt, Vittoria zu entwickeln, werden die schlaff gewordenen Fäden wieder plötzlich straff, und so imponirt uns auch fortgesetzt die ihr zunächst stehende Figur, jener Bracciano, durch noble Haltung, während, für sich genommen, dieser Charakter nichts weniger als richtig und fertig motivirt und ausgeführt erscheint. Die Ruhe, mit der er sein ungetreues Weib erdrosselt, ist nicht Größe des Löwen, sondern Kälte

des Tigers. Gleichwohl möchte die Tieck'sche Darstellung ihm diejenige Haltung geben, welche den Heroen zukommt und welche Shakspeare'sche Helden mit Fug und Recht behaupten. Es ist dieselbe Verwechslung der Begriffe, wie sie sich bei Victor Hugo und anderen französischen Roman- und Dramendichtern findet. Bei Tieck liegt diese Verwirrung in seiner Unfähigkeit, männlichen Heroismus und historische Größe zu verstehen. Aus dieser Unfähigkeit erklärt sich auch, daß sein Montalto-Sixtus, als er vom Privatmann zum Herrscher übergeht, plötzlich von weibischer Schwachheit zu tigerhafter Wuth überspringt. Jenen Bracciano, den der Dichter zu Ende ganz fallen läßt, will er uns schließlich als Alchymisten noch interessant machen, womit sich der ganze Charakter kindisch auflöst. Selbst seine Heldin, die er so lange mit gespannter Kraft aufrecht erhielt, erliegt endlich der mattherzigen Trivialität, die sich zum Schluß des ganzen Werkes bemächtigt. Mit schwächlicher Widersinnigkeit läuft Alles durcheinander und die Darstellung giebt sich an ganz gleichgültige Chronikenüberlieferung gefangen. Oder sollte die Art, wie der Dichter seine geliebte Heldin massacriren läßt und zugleich in ihrem Schlächter die unreinsten Triebe aufruft, für Shakspeare'sche Naturkraft gelten? —

Noch 13 Jahre lang hat Meister Ludwig seit 1842 in Potsdam und Berlin vegetirt, mit den Phantasien seiner Einbildung gegen die Gebrechlichkeit und Hinfälligkeit der äußeren Welt gewaffnet, auch den Sturm von 1848, der Alles aus den Fugen rütteln wollte, als eine alte Tollheit des

Menschengeschlechts heimlich still belächelnd, er selbst in der zusammengeknüllten Gestalt seines Leibes eine Ruine ehemaliger Größe. Mit Rudolf Köpke, dem getreuen Eckart Tiecks, dem er seine letzten Bekenntnisse zuflüsterte, drangen nur noch Wenige an sein Lager. Die Freuden der Tafel und der Geselligkeit zu entbehren, that ihm weh, noch mehr jedoch, sein Organ, das so Vielen so hohen Genuß gewährt, einzubüßen. Die Hand seines romantischen Gönners auf dem Thron der preußischen Cäsaren hat nicht von ihm gelassen. Diese Sonne der Huld ging ihm nicht unter, während er der Welt der Wirklichkeit um ihn her, die er so oft verspottet, selber schon zum Mährchen geworden war. Bei dem großen Leichenbegängniß 1853 fragten die Berliner, wer Tieck sei, und ob er mit „antik" zusammenhange. Die Sonne eines ersten Maitages aber kannte den alten Romantiker, als sie auf sein frisches Grab lächelte. Auch sein letzter Wunsch, nicht weit von Schleiermacher beigesetzt zu werden, ward ihm noch erfüllt; in Dessen Nähe auf einem Berliner Friedhofe ruht der alte Phantasus.

III.

Heinrich von Kleist.

III.

Heinrich von Kleist.

An Jean Paul und Ludwig Tieck drängt sich uns unter den Romantikern noch diese besondere, eben so mächtige wie düstere Gestalt. Er war wie Jener gleich stark Patriot, wie Dieser in seinen höchsten Empfindungen gleich somnambül. Nur daß er sich nicht wie Jean Paul mit Tröstungen und Idealen fristen und hinhalten konnte, an seinem Schmerz über das gesunkene Vaterland hinsiechte, nicht wie die Romantiker nur ein Farbenspiel magischer Träume heraufbeschwor, nicht mit Ironie den irren Wahn der Phantasie beschwichtigte. Ihm fehlte alles Genüge, das die Selbstgefälligkeit giebt; er konnte nicht buhlen mit der Armseligkeit, nicht lächeln mit der Einfalt; er ging an beiden zu Grunde. In ihm hat sich die romantische deutsche Traumsucht in plastischen Formen gleichsam verfestet und verhärtet. Seine beste Jünglingsgestalt, der Prinz von Homburg, ist ein Nachtwandler, und sein vollendetster Männercharakter, Kohlhaas, hat eine Römerkraft, die wir groß nennen würden, stützte sich die Energie ihres sich in sich selbst versteinernden Wesens nicht auf eine fast mährchenhafte Grille von Recht, die einer einzelnen Unbill

wegen einen Appell gegen das Schicksal erhebt und an Gott und Weltordnung verzweifelt. Sein patriotischer Schmerz ging ihm sehr tief ins Blut, ob er schon nicht der Cato war, der sich nur um des Vaterlands willen ins Schwert stürzt. Die Romantik ward in ihm zur vollendeten Thatsache, da ihn mit Entsetzen die Einsicht in ihre Täuschungen beschlich, das Zeitalter stumpf und unempfindlich blieb gegen die höchsten Gebilde seiner Gedanken und Gefühle. Der Wahnsinn stand ganz nüchtern in ihm fest, die Verzweiflung hatte an ihm bereits ihr Werk vollendet, als der Zufall ihm das oft beschworne und besiegte Gelüst zum Selbstmord erneuerte, wie ein ganz gelegentlicher Windstoß die reife und die angenagte Frucht vom Zweige löst. Was ihn am tiefsten gestürzt, was ihn eigentlich getödtet, kann kaum noch in Frage treten. Mit seinem Glauben am Heil des Ganzen war er schon in sich zusammengesunken, sein persönliches Unheil hatte ihn schon fertig geknickt, als ihm ein Weib die Waffe in die Hand drückte, um sie und sich zu tödten. Der Wahnsinn, mit welchem die Romantiker wie mit einer hohen Entzückung getändelt, war in ihm zum Charakter geworden, zu einem Charakter voll Römerkraft, die ganz gelegentlich, aber sicher an den Folgerungen ihres Wesens zu Grunde ging.

Wenn Einer beim Zwielicht in den Wald ging, bei Nacht und Nebel sich verlor und beim hellen Morgen nicht wiederkehrte, so bleibt es uns gleich geheimnißvoll, ob wir, seinen Spuren im Dickicht folgend, die Stelle finden, wo ihn der Sumpf verschlang, oder wo er in der Irre seiner Gedanken

am Baum sich freiwillig den Knoten schürzte. War es blos ein Ereigniß, daß er unterging, so klagen wir über die tückische Macht des blöden blinden Zufalls, der eine planvolle Weltregierung kreuzt und ein heiliges Menschenleben sinnlos knickt. Ist der Untergang eine That, die That des freien Willens, so müssen wir doch den tausend kleinen mitwirkenden Uebeln Rechnung halten, die sich eben auch nur wie Schickungen, bindend, lähmend und dunkel treibend, zusammengehäuft, um die helle Lauterkeit des freien Bewußtseins zu trüben. Was That daran ist, erscheint dann doch eben auch nur als ein Gewebe unfreiwilliger Nöthigungen, und wie vor jedem großen Unglück, verstummt auch vor dem Selbstmord unsere Anklage, oder sie greift über die Person hinaus, nicht bis an's Firmament und die Sterne, denn dort regieren Zufall und Natur, sondern mitten hinein in den Knäuel des seltsam verstrickten Menschenlebens, denn in ihm tief drinnen waltet, vielleicht freilich sich selbst nicht minder ein Geheimniß, Gott. — Es ist Mancher freiwillig hingegangen aus bloßem Ekel über die ewige Wiederkehr des schlechten Processes, sich täglich an- und auszuziehen. Es ist wenig Verlust, wenn eine leere Existenz sich selbst aufgiebt. Wenn aber lebendiger Reichthum sich plötzlich bankerott erklärt, so stellt sich uns dieser vielgerühmte Reichthum des Lebens selbst in Frage. Wenn Held Simson in seiner Kraft unter der Hand einer Delila erliegt, so ist das Trauerspiel fertig und in sich vollendet. Der die Philister schlug, die Welt in Trümmer stürzte, wird von einer listigen, weichen

Schlange in der Gestalt eines kleinen Mädchenarms bezwungen; die Schönheit des Weibes weiß um die Achillesferse des Mannes; und selbst an Tyrannen wie König Philipp ist ja die Stelle bekannt, wo Helden und Männer sterblich sind. Aber jenes Weib, dem Heinrich v. Kleist das Gelübde gethan, sie zu tödten, ein Gelübde, das er nur lösen konnte, indem er sich selbst mit ihr vernichtete, — jenes Weib, sagt man uns, sei gar nicht eine Delila für ihn gewesen, die ihn im Rausch der Liebe bezwungen, die Kraft seines Geistes überlistend. Ludwig Tieck widersprach zuerst, daß hier eine Verirrung der Leidenschaft im Spiele gewesen, als Kleist sich und die Frau, die seine Freundin war, erschoß. Die Frau hatte sich für den Raub einer unheilbaren Krankheit gehalten, und als sie todt war, ergab sich das auch als ein Irrthum; nur in ihrem Gehirn, in ihren Gedanken war sie krank gewesen, ihr physischer Organismus ward gesund befunden. Hat Kleist sie nicht geliebt, so fehlte mit den Illusionen einer unbezwinglichen Liebe auch all der Zauber einer süßen Betäubung, die sinnverwirrend die freie Kraft seines Bewußtseins gelähmt. Nackt und nüchtern stellt sich dann das Furchtbare vor uns hin, der Giftbecher des freiwilligen Todes war nicht einmal mit Rosen bekränzt, und das Ungeheure der That, das Unbezwingliche des Ereignisses fällt mit der fertigen Verzweiflung an sich selbst, mit dem kalten Ueberdruß an allen Schätzen und Heiligthümern des Lebens, um so schwerer mit seiner ganzen Wucht auf dies Leben selber, auf das Wirrsal der Menschen unter einander, auf eine rettungs-

los entartete Welt, die der Kraft des Mannes keinen Spielraum mehr gab, sich zu entwickeln, seinem Muth keine Lust mehr machte, sich zu wagen. Kleist's Selbstmord fällt dann der Welt zur Last, die einem Herkules keine Aufgabe mehr stellte, ihn blos zwang, statt des Löwen sich selbst zu erlegen. Daß ein sentimentales Weib in ihrem krankhaften Irrsinn ihn beim Wort nahm, war dann nur der letzte Tropfen, der das schon volle Gefäß überfließen machte. Ohne die Frau, sagt man, wäre Kleist leben geblieben. Dann hätte die tückische Macht eines andern kleinen Ungefährs genügt, ihm den Tod zu geben. Aber Kleist, sagt Ihr, ist nicht an diesem Zufall, an der Verzweiflung über sich und an der Verzweiflung über Deutschland gestorben! Sein Gemüth war schon längst tödtlich krank vor Scham über die Entehrung der Nation. Was Feige ertragen, erträgt ein Römer nicht; mit der Ehre ist auch sein Stolz dahin, und stürzt er sich dann in sein Schwert, so ist die That des Selbstmordes ein erhabener Act, der heroische Irrthum einer großen männlichen Seele. Aber so steht sie nicht da bei Kleist, wenigstens nicht ganz so einfach, schlicht und groß. Der Ekel, die nationale Schmach zu tragen, setzte sich in ihm erst fest, nachdem er seine Kraft vergeblich verschwendet, um die ehrlos gewordene Welt zur Besinnung aufzurufen. Was in seiner Macht lag, hatte er redlich gethan zum Aufgebot der Geister. Aber vergeblich blieb sein Thun, wirkungslos sein bestes dichterisches Schaffen, klanglos war seine Stimme verhallt. Niemals ist Deutschland so taub und todt für einen seiner besten Söhne gewesen. Und dies

Gefühl, nichts zu sein, nicht helfen, nicht wirken zu können, spurlos im Sand zu zerrinnen: diese Demüthigung hat ihn in den gleichgültigen Tod getrieben. Er war schon todt mit der Verzweiflung an seinem heiligsten Wollen. Aeußere Noth, wirklicher bitterer Mangel, gesellte sich zu der innern Unfähigkeit, all die Niederlagen seiner höchsten Empfindungen zu überleben. Das ist das furchtbar Peinliche in der Selbstzerstörung dieses edlen Geistes. Wenn es groß ist, einen starken Menschen das Unglück des Vaterlandes nicht ertragen zu sehen, wenn uns die Größe solches Irrthums mit einem rührenden Schauer der Erhabenheit erfüllt, so befällt uns mit der ganzen Niedergeschlagenheit trostloser Scham der Gedanke, daß die Nation einen ihrer besten Dichter, um es ohne Umschweif zu sagen, verkümmern ließ. Und selbst diese Ueberzeugung steht fest: Wer Heinrich v. Kleist vom Hungertode rettete, hätte ihn der Welt erhalten! Gleich nach seinem Tode rief Rahel, die Herzenskündigerin: Alle die ihn jetzt beweinen oder beklagen, hätten ihm nicht das Stück Brot gereicht, wenn er es über sich vermocht darum zu betteln! — Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, dem kann das aus den fertig vorliegenden Acten nicht mehr undeutlich sein. Solche Beschämung kann der Nation nicht erspart werden, falls sie wissen will, weshalb sie so lange und so oft hingesiecht. Ihr tiefstes Unglück ging immer Hand in Hand mit der Verkennung ihrer besten Geister, ihr größtes Verbrechen war jener stumpfe blöde Sinn der Menge bei Hoch und Niedrig. Keine Nation hat reichere Quellen gehabt, und keine

hat mehr gedarbt mitten in der Fülle ihres Besitzes. Nie hat eine Mutter so viele ihrer Söhne verleugnet; an Selbstverkennung, Selbstentzweiung, Selbstzerfleischung hat kein Volk so sehr gelitten; die blassen Gestalten der verkümmerten Geister steigen ruhelos, eine ewig nagende Mahnung, aus ihren Gräbern vor uns auf. Nicht blos der Bruderzwist und Bürgerkrieg, nicht blos das Wüthen gegen die eignen Glieder, vornehmlich jene blöde Gleichgültigkeit, die sich über blühende Gefilde wie ein Hauch des gleichgültigen Todes lagert, hat uns jahrhundertelang so brach gelegt, elend und siech gemacht.

Will man in Bezug auf Kleist Trost für diesen Gedanken suchen, so giebt freilich seine Natur auch viel Stoff, einen in sich fertigen Proceß der Selbstzerstörung zu verfolgen. Er trug genug Keime zum Tode in sich selber, in der Art seiner seltsamen Begabung, in dem zerstückelten Gebrauch seiner an sich wunderbaren Kräfte. Was hierbei Trost sein soll, daß Kleist sich in sich selber aufgelöst, bereitet freilich nur neue Trübsal, aber es schließt doch die Beruhigung in sich, daß hier, nachdem alles Geheimniß darüber verschwunden, ein unentrinnbares Unglück waltete. Fassen wir es jetzt in allen seinen Theilen zusammen, um uns die Gestalt dieses seltenen Geistes zu vergegenwärtigen. —

Heinrich v. Kleist wurde, ein preußisches Soldatenkind, am 10. Oct. 1776 in Frankfurt a. d. O. geboren, wo sein Vater als Major im Regiment Herzog Leopold von Braunschweig in Garnison stand. Die Kleists sind fast Alle von Hause aus

Soldaten. Mitunter verirrt sich aber Einer zugleich aufs Feld der Musen, auch wenn er auf dem Schlachtfelde seinen Schauplatz und seinen Tod findet. Ewald v. Kleist's, des Frühlingssängers, Grab lag dem jungen Heinrich in der elterlichen Wohnung dicht vor Augen. Er wurde mit einem Vetter, einem jungen Menschen von weichem, gedrücktem Gemüth, gemeinsam erzogen. Dieser erschoß sich später. War es derselbe, dem das Gewèhr versagte, und der mit einer Ohnmacht und Krankheit davonkam; genug, es wiederholten sich seltsamer Weise unter Kleist's Freunden Gelüste zum Selbstmord. Aber sie machten auf ihn lange Zeit entschieden den Eindruck von Widerwillen und sittlicher Empörung; Kleist hielt lange Zeit den Selbstmörder für einen Feigling. — Elf Jahre alt, verließ er das elterliche Haus und kam nach Berlin zum Prediger Catel, der ihn für seinen nächsten Beruf ausbildete. Von da an fehlen alle Berichte über ihn bis zum Jahre 1795. Kleist ward im Regiment Garde zu Fuß Fähnrich; er machte als solcher den Feldzug an den Rhein mit. Er galt damals für einen lebensfrischen, eleganten Junker, an dem ein nicht unbedeutendes, wenn auch unausgebildetes Talent zur Musik gerühmt ward. Ein abenteuerlich romantischer Streich fällt in jene Zeit. Im Kreise von zwei Freunden und einer seiner Schwestern wird die Frage aufgestellt, wie lange man wohl ohne einen Groschen Geld in der Tasche als Vagabund sich in der Welt herumschlagen könne. Als Bettelmusikanten verkleidet, machen sich alle Viere auf den Weg, ziehen von Dorf zu Dorf, sich

bei den Bauern ihr Brot verdienend, und trieben das acht oder vierzehn Tage lang. Vielleicht verräth sich darin der schelmische Humor seiner Schwester Ulrike, die den Dichter später nach Paris begleitete. — Man wollte aus jener frühen Zeit von einem Bündniß Kleist's mit einer jungen Dame wissen, das rückgängig wurde. Seitdem ward er mißvergnügt und säumig im Dienst, vernachlässigte sein Aeußeres und fing an Kant'sche Philosophie zu studieren.

Dies Studium ward, aber nicht zu seinem Segen, epochemachend für ihn. Seinem sinnenden Gemüthe sagte es zu, sich im Reiche des reinen Gedankens zu verlieren. Aber er kam von der Form nicht zum Wesen, von der Formel nicht zum absoluten Begriff Gottes und der Welt. Das „Ding an sich" zu erkennen, hinter der erscheinenden Welt den geheimen Grund des Zusammenhangs zu finden und die nackte Gestalt der Wahrheit zu fassen: dieser deutsche, Faustische Reiz wandelte Heinrich Kleist an mit der ganzen Gewalt einer verzehrenden Innerlichkeit. Er entschloß sich, ganz der Wissenschaft zu leben; wie er denn ohnedies schon, sagte er, mehr Student als Soldat in Potsdam gewesen sei. Er fand in seinem bisherigen Stande etwas durchaus Ungleichartiges mit seinem ganzen Wesen. Alle die größten Wunder militärischer Disciplin, diese Gegenstände des Erstaunens aller Kenner, seien für ihn eben soviel Gegenstände der herzlichsten Verachtung. Officiere — Exerciermeister, Soldaten — Sklaven; wenn das ganze Regiment seine Künste macht, so ist ihm das ein lebendiges Monument der Tyrannei. — Man

rieth ihm ab, eine neue Laufbahn einzuschlagen; er sei schon zu alt dazu. Darüber lächelte er, sich bewußt, daß er als Schüler sterben werde, auch wenn er mit greisem Haar dereinst in die Grube führe. Verbindungen bei Hofe habe er nicht und suche er nicht, seine Denkart heiße ihn Protectionen verschmähen; sein kleines Vermögen werde ausreichen für seine einfachen Bedürfnisse. Als Secondelieutenant erhielt er, nach siebenjährigem Dienst, 1798 seinen Abschied. Jung wie er war, 23 Jahre alt, verzichtete er auf die Freuden der Gesellschaft, auf die Welt der Genüsse, auf das was die Menschen Glück nennen, allem Widerstande der Seinigen zum Trotz. In einem Briefe aus dem J. 1799 stellt er Betrachtungen an über den Lohn der Tugend. Wenn das Glück als eine Belohnung der Tugend erscheine, schrieb er, so sei die Tugend blos Mittel zum Zwecke, und nicht in ihrer höchsten Würde begriffen. Freilich sei es auch wohl nur wenigen schönen Seelen möglich und eigen, die Tugend um der Tugend willen zu lieben. Es dürfe, wie der Stand der menschlichen Dinge nun einmal sei, nicht für unerlaubt gelten, sich ein heimlich Glück als Ziel und Lohn guten Verhaltens zu stellen. Für ihn aber bestehe das Glück im Anschauen und im Genuß der moralischen Schönheit unseres eignen Wesens. Diese Zufriedenheit mit uns selbst, das Bewußtsein guter Handlungen, „das Gefühl erhaltener und geretteter Würde" sei einzig Glück für ihn. Ein Traum, ein Hirngespinst könne diese Vorstellung nicht sein, die Gottheit selber habe sie tief in uns gepflanzt! — Nein, Traum ist dies Glück nicht, vielmehr die Wahr-

heit und Wirklichkeit einer großen Seele, aber auch ein Stolz zugleich und ein Selbstgefühl, das bei alle dem, da Zufall und Geschick die Loose seltsam mischen, in die Hypochondrie des vereinsamenden Sonderlings gern auszulaufen Miene macht.

Seine Studienzeit in Frankfurt a. d. O. wird uns als eine glückliche bezeichnet. Sein unstäter Feuergeist war frei vom soldatischen Gamaschendienst und tauchte seine Brust in das Meer des Denkens. In merkwürdigem Gegensatz dazu steht freilich sein pedantischer Brief, worin er einem alten Lehrer seinen Entschluß meldet, sich den Wissenschaften zu widmen. Auch wechselte seine Stimmung sehr rasch zwischen kindischer Ausgelassenheit und zerstreutem Tiefsinn. Ungehalten machte ihn die Entdeckung, wie sehr er den Genossen an grammatikalischen Vorkenntnissen nachstand, während er sie mit gereifterem Blick übersah. Tieck sagt, das Studium Kant's habe ihn stolzer und anmaßender, aber nicht sicherer im Innern gemacht. Mir erscheint als sehr bedenklich sein Hang zur Mathematik im Gebiet des Metaphysischen. Sein Streben, die Thesen und die Axiome des Denkens in mathematische Formeln zu fassen, erinnert an Novalis, der ebenfalls mitten im Strudel romantischer Fluthen nach dem einen festen Punkt des Archimedes suchte, das mathematisch Richtige mit dem philosophisch Wahren verwechselnd. Auch äußerlich mahnte der Jüngling Kleist vielleicht an den Jüngling gebliebenen Hardenberg. Heinrich Kleist, von mittlerer Größe, war freilich von festeren, stärkeren Gliedern, aber wie Jener ernst, schweigsam, schüchtern und in sich ver-

loren, ohne alle Spur sich vordrängender Eitelkeit, aber voll hohem Stolz und tiefer Scheu gegen Alles, was geistig und sinnlich sich als gemeine Alltäglichkeit verkündete. So stand er Tieck noch nach Jahrzehen vor Augen, den Bildern Torquato Tasso's ähnlich, mit dem er auch die etwas schwere Zunge gemein hatte. Dahlmann nannte ihn „hartnäckig und starr". Damit war denn freilich schon seine besondere Eigenart bezeichnet. Seine bedeckte Stimme gerieth, wenn er las, vor Hast leicht ins Stottern. Mitten in der Rede stockte er oft, oder verstummte ganz und nahm dann den abgerissenen Faden, den er still im Innern weitergesponnen, plötzlich wieder auf. Diese Nachtwandelei des Denkens ging bei ihm Hand in Hand mit einer Zerstreutheit, die oft genug den Spott der Kameraden erweckte. — Eduard v. Bülow, der manche Züge dieser Art von ihm erzählt, brachte zu den „Briefen" nach einem Miniaturbilde vom J. 1801 einen Stahlstich von Kleist. Ein Kindergesicht blickt uns hier entgegen, edel, treu und gut, mit mächtigen Augen, die ihre Brauen wie Schwalbenfittiche über die dunklen Blicke breiten. Das Lächeln der Lippe, das er in einem Briefe an Wilhelmine für eine absichtliche Huldigung, ihr zu gefallen, erklärt, hat fast etwas geschlechtlos Kindhaftes, steht mit dem energischen Schwung seines Augenpaars in entschiedenem Widerstreit. Dieser Widerstreit schien geistig wie physisch in seiner ganzen Natur zu liegen. Kleist war und blieb als Mensch eine nicht fertig gewordene Römerseele mit dem Gemisch knabenhafter Gelüste, die die Würde des Mannes kreuzten,

die stolze Haltung seines Wesens beeinträchtigten. Soviel tiefes liebesuchendes Bedürfniß bei soviel Unfähigkeit zum Glück und zur Befriedigung; soviel Unschuld der Kindernatur bei soviel Männerkraft und Männergröße! Eigenthümlicher Weise war Kleist mit diesem Miniaturbilde nicht zufrieden; er verwarf den „spöttischen“ Zug darin, er wünschte, der Maler hätte ihn „ehrlicher“ zeichnen sollen. Die tiefe Ehrlichkeit, die sich mit nichts, auch nicht mit den Täuschungen der Grazien und Amoretten begütigen und befriedigen konnte, lag auch in seinem Wahlspruch: „Nichts oder Alles!“ Für das was wahrhaft groß und schön, glühte nicht blos seine Seele, er forderte dies Große und dies Höchste gleichsam wie sein tägliches Brot. Sein Rechtsgefühl, an heroische Starrheit grenzend, liegt in seinem Kohlhaas, seine Begriffe von Stolz und Ehrgefühl aufs schärfste, zarteste und feinste im Prinzen von Homburg ausgeprägt. Die geringste Verletzung sittlichen Adels empörte sein keusches, reines Herz, dessen Harmlosigkeit ohne Grenzen war. Was einer der Freunde (Peguilhen, in Bd. 1. „Berühmte Schriftsteller der Deutschen“) aus seiner Berliner Epoche von ihm erzählt, wie ihn die Händel-Schütz vergeblich in ihren Netzen zu fangen gesucht, ließe fast schließen, daß in seiner kinderreinen Seele ein Cato steckte, der aller sinnlichen Regung fremd geblieben.

Kleist stand nicht mehr allein in der Welt, als er Student wurde. Er war mit einer jungen Dame verlobt, und das Bündniß mit ihr gehörte zum Bedürfniß seines Herzens. Der Diogenes in der Tonne war also zu jung, zu sehr Mensch,

um aus dem Bereich der bedürfnißvollen Menschen zu treten; sein Herz verlangte diesen „Luxus", sich geliebt zu wissen. Wilhelmine v. Zenge, Tochter eines Obersten, nahm, soweit ein Mädchenherz das vermag, anfänglich an seinen Studien Theil, er ließ sich wenigstens sehr angelegen sein, sie aus den Interessen des Gesellschaftslebens in die Kreise seiner Gedankenwelt überzuführen. In Frankfurt selbst, wo er sie täglich sah, war es ihm doch fast stündlich noch Bedürfniß, ihr zu schreiben. Auf seine Laune, das Verhältniß geheim zu halten, war sie nicht eingegangen; die Ihrigen wußten darum und erkannten es an, es war ein öffentliches Geheimniß. Nachdem er Frankfurt verlassen, beginnt die Reihe seiner veröffentlichten Briefe an sie. Es sind schwere, reiche, volle Ergüsse; wir steigen hier in den tiefen und weiten Schacht einer ungewöhnlichen Menschenseele; aber das Erz, das hier gewonnen wird, legt sich hart und kalt ans Licht der Sonne. Von besonderem Gewicht ist sein Brief aus Würzburg vom September 1800. Sein phantastischer Plan, sich in irgend einem Winkel eine stille Häuslichkeit zu gründen, wo er für die Wissenschaft und Wilhelmine für ihn leben könne, stand vielleicht schon damals in ihm fest und mit dieser Reise in Verbindung. Er spricht in jenem Briefe abermals über die Zweckbestimmung des Menschen. Er erläutert seiner Braut, wie diese Bestimmung entweder mit Epikur im Genuß einer Glückseligkeit, oder mit Leibnitz in der Erreichung einer Vollkommenheit, oder mit Kant in der Pflichterfüllung zu suchen sei. Er ist mit einer fast peinlichen Dringlichkeit um Wilhel-

minens Heranbildung zu einem stoischen Philosophen bemüht. Wilhelmine scheint nicht blos eine Dame der Gesellschaft, sie scheint auch das Kind religiöser Erziehung oder Gewohnheit gewesen zu sein. Wenigstens warnt er sie einmal, über das Ewige doch nicht zugleich das Zeitliche zu vergessen. Hienieden schon erfülle sich die Zweckbestimmung des Menschen, Erfüllung der Pflichten sei das Ziel, das Befriedigung schaffe, und Vervollkommnung sei der wahre, der einzige Genuß. Er für seinen Theil fürchte keine Höllenstrafen, hoffe auf keinen Lohn jenseits; er werde sich schon im Diesseits Alles erwerben, glaube sein Ziel schon hier erreichen zu können. Zweck des Weibes aber sei, Mutter zu werden und tugendhafte Bürger zu erziehen. Dies Axiom setzt er einer Braut ohne alle Schmeichelei der Phantasie, mit einer dürren, trockenen Erhabenheit auseinander. Wohl den Weibern, schreibt er, daß ihre Bestimmung so einfach! Die Natur gebiete über sie; über den Mann gebiete zugleich der Staat, und im Widerstreit beider Forderungen liege für ihn ein unseliges Mißgeschick.

Uns fehlen alle Gegenbriefe Wilhelminens; nur aus seiner Ansprache läßt sich auf ihre Natur und Sinnesart schließen. Kleist liebte in ihr wohl mehr das Bild, das er sich von ihrer geistigen Vervollkommnung entwarf, mehr das Bild seiner Vorstellungen als sie selbst in ihrer Person, Wahrheit und Wirklichkeit. Es drängt sich uns zugleich der Zweifel auf, ob ein Stoiker dieser Art ein weibliches Wesen überhaupt beglücken konnte. Nicht das Uebermaß des Phantasten, nicht die schwelgerische Ueppigkeit eines lyrischen Poe-

ten: die dürre Härte des abstracten Doctrinärs wirkt bei Frauen abschreckend. Als hätte Kleist bisweilen ein Gefühl seiner Unzulänglichkeit gehabt, schreibt er seiner Braut, sie solle und werde noch einst mit ihm glücklich sein! Wer Talent zum Glück und zum Beglücken hat, verspricht das nicht. Welches Glück er von ihr erwarte, malt er ihr zugleich sehr nüchtern aus, indem er ihr den Zweck der Ehe ganz à la weiland Magister Kant demonstrirt. Wer seiner Geliebten den geschlechtlich nützlichen Endzweck einer Gemeinsamkeit in Liebe so unverschleiert darlegt, der streift den Staub von den Schmetterlingsflügeln, so rein und naiv sonst immer seine Gedanken sein mögen, so sittlich unverfälscht sein Sinn. Stoßen wir hier vielleicht auf einen geheimen Mangel in seiner Natur? War er nicht blos ein sehr reiner, auch ein völlig abstracter Mensch, von der Mutter Natur zum Cölibatär verdammt? — Eduard v. Bülow spricht von einem geheimnißvollen Fehler in Kleist's Organismus, der, physisch und psychisch, verschleiert geblieben. Jedenfalls liebte er in Wilhelminen mehr das Bild, das er sich von ihr abstrahirte, als sie selbst.

Ein Brief aus Berlin vom Jahre 1800 giebt uns über seinen ersten Widerspruch mit der äußeren Welt Aufschluß. In einem Gemisch von Demuth und Hochmuth sträubt er sich ein Amt zu nehmen. „Ich soll thun, schreibt er, was der Staat von mir verlangt, und ich soll nicht untersuchen, ob was er verlangt gut ist! Zu seinen unbedeutenden Zwecken soll ich ein bloßes Werkzeug sein; — ich kann es nicht. Ein

eigner Zweck steht mir vor Augen; nach ihm würde ich handeln müssen und, wenn der Staat es anders will, dem Staate nicht gehorchen dürfen. Meinen Stolz würde ich darin suchen, die Aussprüche meiner Vernunft geltend zu machen gegen den Willen meiner Oberen!" Also nicht blos der Soldatendienst galt ihm für Sklaverei. Oder war vielleicht der ganze bürgerliche Staat damals von der Art, nur Sklaven brauchen zu können? Aber auch der freieste Staat, auch das Ideal einer Republik hätte an Kleist keinen Diener seiner Zwecke haben können. Mit einer Ehrlichkeit, die an Selbstquälerei grenzt, spricht er sich Ordnung, Genauigkeit, Geduld, Unverdrossenheit, alle Eigenschaften ab, die zur Führung eines Amtes unentbehrlich sind. Dann erschrickt er wieder vor sich selbst, indem er sich damit aus aller menschlichen Gemeinsamkeit herausrückt. In seiner Gewissenhaftigkeit hält er sich zugleich die Pflicht vor, seinen Mitmenschen nützlich zu werden, während er in seinem schwindelnden Hochmuth die Zwecke des Staats für gemein hält gegen die Zwecke der einzelnen Persönlichkeit. — Er entschließt sich, durch seine wissenschaftlichen Arbeiten zu nützen, und entwirft nun einen Plan, wie er seine Unabhängigkeit sich wahren und als Bürger im Reiche des Geistes wirksam sein kann. Schon von Würzburg aus machte er seiner Geliebten Vorschläge zu einem ökonomisch einfachen ehelichen Leben. Um mit Gott, der Wissenschaft und Wilhelminen zu leben, bedarf er blos einer Hütte. Reiche sein kleines Vermögen nicht aus, so wolle er in der französischen Schweiz diese

Hütte aufschlagen, dort Unterricht in der deutschen Sprache geben und so ausreichenden Unterhalt gewinnen. Entbehren sei ihm Genuß; Entsagung aller Weltfreuden verlange er auch von Der, die ihn liebe. Die Last der Vorurtheile einer ganzen Welt will er mit Freuden von sich werfen. Die Reize der Gesellschaft erscheinen ihm nichtig; den Adel mit seinen Ansprüchen und Vorrechten hält er für Thorheit. „Was Adel!" schreibt er an Wilhelminen, „gute Menschen wollen wir sein und mit einander unserer inneren Vervollkommnung entgegenreifen!"

Für ein weibliches Gemüth aus der Gesellschaftswelt konnte der Plan zu so spartanischer Einfalt reizlos genug erscheinen. Und doch schließen wir aus Kleist's Briefen, daß Wilhelmine auf seine Entwürfe einging. Die weibliche Seele ist fügsam, auch wo es gilt, dem Mann, für den sie in Liebe oder in Hochachtung schwärmt, harte Zumuthungen einzugestehen oder bittere Opfer zu bringen. — Kleist ist in mehreren seiner Briefe entzückt, daß die Geliebte, wie es ihm schien, zu seinen Lebensplänen heranreifte. Aber er forderte zu viel; er verlangte, daß sie, falls sie ihn liebe, niemals vor ihm erschrecken solle. Dieser Römergeist hatte unerbittlich strenge, winterlich kalte Gefühlsblicke, vor deren nüchterner Schärfe alle Formen der Welt ihren Reiz verloren, aller Inhalt nackt dalag. Nüchtern! Das Wort drängt sich unabweislich auf, wo es doch einen Dichtergeist zu bezeichnen gilt, den wir zu den Romantikern, zu jenen angeblich Gefühlsseligen zählen, die in Duft und Klang aufgehen. Diesem Ro-

mantiker lagen die Gestalten der Welt ganz hart und scharfkantig vor Augen. Und die Schärfe seiner philosophischen Anwandlungen war sein größtes Unglück; sie führte ihn zu jener Skepsis, in welcher der Verstand zwar aushält, aber dürr wird, und das Gemüth vor dem Skelett erschrickt, in das sich ihm die nackte Natur verwandelt. Kleist wußte um den Fluch seiner nüchternen Hellseherei; „vielleicht“, schreibt er an Wilhelmine, „hat die Natur Dir jene Klarheit zu Deinem Glück versagt, jene traurige Klarheit, die mir zu jeder Miene den Gedanken, zu jedem Wort den Sinn, zu jeder Handlung den Grund nennt. Sie zeigt mir Alles, was mich umgiebt, und mich selbst, in seiner armseligen Blöße; der farbige Nebel verschwindet, alle die gefällig geworfenen Schleier sinken, und dem Herzen ekelt zuletzt vor dieser Nacktheit. O glücklich bist Du, wenn Du das nicht verstehst.“ Kleist hatte weder Humor, noch Witz; sein bohrender Scharfsinn lieferte bittere, schwerwiegende Satyren, wie sie in gleich kaustischer und kurzer Verdrossenheit sonst nur Tacitus schrieb. Kleist ist in deutscher Literatur Cato und Tacitus in Einer Person.

Sein Wissensdurst schien Anfangs unauslöschlich. Schon früh hatte er sich die Vorstellung eingeprägt, daß von uns nach dem Tode als unsterblich Theil nur die Errungenschaft von Wissen und Bildung, die wir mitgebracht, fortleben werde. Mit einem reichen Gewinn an geistigen Eroberungen war ihm jede Seelenwanderung willkommen. Und bei diesem Erkenntnißdrang, bei diesem zehrenden Durst, am Urquell zu trinken, bei diesem Stachel, das Absolute zu

schauen, überläuft ihn doch mit allen seinen Schrecken das Endergebniß der Kantischen Philosophie: Wir wissen nichts vom Allewigen, wir erfahren nichts vom Urgrund des Wahren! Hätten wir grüne Gläser statt der Augen, so würde uns Alles grün erscheinen. Und so ist es mit dem menschlichen Verstande; er denkt sich das Absolute nach dem Maß seiner Begriffe und seiner Fähigkeit zum Begreifen. Unendlicher Werkzeuge bedarf es, um das Ewige zu erkennen, und der arme Menschengeist hat nur endliche Instrumente. Somit bleibt ihm die Wahrheit ewig fern, sein Diesseits eine Kette endlicher, in sich zerfallender Bedingungen, das „Ding-an-sich", unerfaßbar, bleibt ein fernes Jenseits für den denkenden Menschen; wir sind in dieser Welt trügerischer Vorstellungen dem Schein, dem Nichts verfallen! Und wenn der Fluch dieses Wissens: vom Ursein nichts wissen, Goethe's Faust mit Verzweiflung erfüllt, ja in jener Osternacht ihn treibt, nach der Phiole mit dem braunen Saft zu greifen, um den Vorhang vom Jenseits zu lüpfen, so befällt dies negative Ergebniß des Forschens Heinrichs sturmgepeinigte Seele bald mit gleich heißem Aufruhr, bald mit kaltem Niederschlag. In einem Briefe aus Berlin, vom 22. März 1801, spricht sich das ganze Unglück dieser irren Qual energisch aus. — Man weiß, wie die Kantische Philosophie im Dichter Schiller theils lähmend und abmattend, theils aber auch beflügelnd zum Ideale gewirkt. An Kleist sehen wir die Ergebnisse der Kantischen Abstraction in ihrer ganzen zerstörenden Kraft, und der Ausspruch der Verzweiflung über dies ziellose Ziel

des Forschens sucht hier an Energie seinesgleichen; die Verzweiflung am absoluten Erkennen fühlt hier ein starker, römerhaft gearteter Geist, der all sein Heil, seinen Stolz, sein Streben und sein Glück auf die Errungenschaften des menschlichen Wissens gestellt hatte.

Ein entschiedener Widerwille gegen alle wissenschaftliche Forschung war die nächste Staffel in Kleist's Stimmungen. Ein Schritt weiter, und der Dichter wäre schon damals in ihm fertig gewesen, und hätte, kam seine Thätigkeit zum glücklichen Durchbruch, diesen verhängnißvollen Widerstreit zwischen Himmel und Erde, Jenseits und Diesseits, Inhalt und Form, Ewigkeit und Erscheinung, gesühnt. Aber der Poet wollte immer noch nicht auftauchen in ihm, auch seine dichterische Entwicklung sollte Spätgeburt sein, die Musen, die ihn später heimsuchten, fanden die Flügel seiner Seele nicht mehr so jugendlich schmiegsam und gelenkig, um wiederholte vergebliche Flugversuche zu überstehen. Der Zauber erster Jugend blieb seinen dichterischen Arbeiten versagt. Riesenhaft groß treten sie spät hervor, so mächtig an Gehalt wie unbeholfen in der Gestalt, das Gefäß, das sie trug, fast zerdrückend. Mit einer Gewaltsamkeit, die die Bande der Mutter Natur zerreißt, wurden Kleist's Dichtungen geboren, Schmerzenskinder sind sie in ihrem Ursprung, wie in ihrer Erscheinung, vulkanische Feuerströme, die plötzlich starr und kalt als Lava vor uns liegen. Der Segen eines guten Geistes blieb aus, wo doch die ungeheuerste Kraft Gottes und der Natur einzeln und zertheilt zu walten schien. Er formte

aus Erde, wie jeder Erdengeist, aber er hatte, wie selten Einer, des Prometheischen Feuers so viel, daß der Lehmkloß den Strahl vom Himmel nicht ertrug und die Form zersprang.

Mit der Verzweiflung am positiven Gehalt der Kantischen Philosophie verlor Kleist seinen ersten geistigen Lebensgehalt, und die Musen waren nicht rasch genug bei der Hand, um sein brennendes Herz zu kühlen. Er entsagte aus Irrthum der Wissenschaft und fand noch nicht sogleich die Poesie. „Wissen kann unmöglich das Höchste sein," schreibt er seiner Schwester Ulrike, „Handeln ist besser als Wissen!" Er will nun wirken, nützlich sein. Aber es gelingt ihm nicht, der Staat kann ihn nicht brauchen, selbst nicht als Diplomaten, ob er schon der französischen Sprache mächtig war, sie geläufiger fast sprach als deutsch. Er sucht Zerstreuung und zieht in die Welt hinaus; er suchte Betäubung und fand sie nicht. Die Welt reizt ihn kaum noch als Erscheinung; er findet den Zusammenhang nicht auf, er kettet sich nirgend fest, seine Phantasie ist nur dazu da, seinen Schwersinn auf Augenblicke mit Illusionen zu berücken, die er gründlich verwirft. Er unternimmt von Berlin aus seine erste große Reise nach Paris, wo er angeblich noch einmal einen wissenschaftlichen Anlauf nehmen und sich in den Naturwissenschaften, namentlich in der Chemie vervollkommnen will. Aber es ist ihm nicht mehr Ernst damit. Noch aus Berlin schrieb er seiner Braut: „Ich bin durch mich selbst in einen Irrthum gefallen, ich kann mich auch nur d u r c h m i c h selbst wieder heben. Diese Verirrung, wenn es eine ist, wird unserer Liebe nicht den Sturz drohen;

sei darüber ganz ruhig. Wenn ich ewig in diesem räthselhaften Zustande bleiben müßte, mit einem innerlich heftigen Trieb zur Thätigkeit und doch — ohne Ziel, ja dann freilich wäre ich ewig unglücklich, und selbst Deine Liebe könnte mich nur zerstreuen, nicht mit Bewußtsein beglücken." Aus Leipzig schreibt er: „Sonst waren die Augenblicke, wo ich mir meiner bewußt war, meine schönsten, jetzt muß ich sie vermeiden, weil ich mich und meine Lage nicht ohne Schauder denken kann." Den harten Terrorismus einseitiger Verstandesrichtung hat er abgeworfen, aber er bleibt doch allzu wahr und zu selbstbewußt, um sich, wie Friedrich Schlegel, Zacharias Werner und andere Genossen der romantischen Schule, gewaltsam in Gefühlstaumel zu stürzen. „Der protestantische Gottesdienst ist keiner!" ruft er jetzt, der bisher allen Kirchendienst verschmähte. „Ach, nur einen Tropfen Vergessenheit," schreibt er aus Dresden, „und mit Wollust würde ich katholisch werden!" Es glückt ihm aber nicht, diesen Tropfen Vergessenheit auf sein brennendes Gehirn zu träufeln; er wird den bohrenden Gefühlsblick nicht los, der ihm in jedem Ding das Gerippe zeigt. Jedesmal, wenn er in Dresden die Kirche besuchte, sah er einen Mann gemeinen Standes ganz in sich versunken an den untersten Altarstufen knieen und mit Inbrunst beten. „Ihn quälte kein Zweifel, er glaubte. Ich hatte eine unbeschreibliche Sehnsucht, mich neben ihm niederzuwerfen und zu weinen." In einem Briefe aus Paris beklagt er sich, „daß ihn die Sätze einer traurigen Philosophie verwirrt" hätten. In Paris tritt ihm die hohe Bedeutsamkeit

der katholischen Messe noch in besonderer Weise in seinen innersten Gedankenkreis. Er spottet über die Possenreißerei der Franzosen, ihrem verdorbenen Gaumen die einfache Freude an der Natur als einen neuen letzten Stachel zu erfinden, sich im hameau de Chantilly für 20 Sous in patriarchalischer Einfalt auf einige Sonntagsstunden in Schäfercostüm zu stecken, um, wie sie sagen, auf Augenblicke am Busen der Natur zu ruhen, und dann wieder in ihre raffinirte Unnatur zu stürzen. „Große, stille, feierliche Natur" — ruft er germanisch und in seinem tiefsten Zorn — „du, die Kathedrale der Gottheit, deren Gewölbe der Himmel, deren Säulen die Alpen, deren Kronleuchter die Sterne, deren Chorknaben die Jahreszeiten sind, welche Düfte schwingen in den Rauchfässern der Blumen gegen die Altäre der Felder, an welchen Gott Messe liest und Freuden austheilt zum Abendmahl, unter Kirchenmusik, welche die Ströme und die Gewitter rauschen, indessen die Seelen entzückt ihre Genüsse an dem Rosenkranze der Erinnerung zählen — so spielt man mit dir!" — Welche Erhabenheit in dieser Auffassung! Noch ein Schritt weiter, und das Symbol wird ihm — ohne daß er nöthig hat, seinen Glauben zu ändern — zur Wahrheit und zur Wirklichkeit, das ganze Menschenleben zu einem Kirchendienst, in welchem Gott selber, nicht blos bildlich, sondern geistig wahrhaftig, der Hohenpriester, die Natur sein Altar und sein Tempel ist, wo wir dann in jedem Brot, das wir essen, und in jedem Wein, den wir trinken, Gottes Leib und Blut genießen, in jedem mißhandelten Menschen den von

neuem gekreuzigten Christus sehen. Auch das katholische Christenthum hat den Beruf, Weltreligion zu werden, wenn auch noch Jahrhunderte dazu gehören, die Menschheit dafür reif zu machen, um das Symbol in der Sache selber und die religiöse Wahrheit in der Natur und in der Wirklichkeit zu sehen.

Wilhelmine ist ihm noch treu, in den Briefen an sie setzt er seinen ganzen Menschen ab. Lang und tief ausholend sind seine Berichte, immer schwerhaltiger werden seine Geständnisse, fast erdrückend für ein weibliches Herz, auf das er seinen ganzen Tiefsinn wirft. Seine Schwester Ulrike war in Paris sein Reisegefährte, ein heiteres Geschöpf mit raschem Flügelschlag und wohl begabt, ihm den nöthigen Gegenhalt zu bieten. Sie hatte sich ihm aufgedrängt, vielleicht in der Ahnung, wie nöthig sie ihm sei. Er versteht kaum noch die Nothwendigkeit einer menschlichen Gegenseitigkeit; er klagt über die Schwester; sie sei achtungswerth, schreibt er, bewunderungswürdig in ihrer Art, aber es lasse „sich nicht an ihrem Busen ruhen." Diese Worte Tasso's, die er gebraucht, bezeichnen die vergrabene Einsamkeit seines Grübelns. Der neckische, freundlich tändelnde Liebreiz bot ihm keinen Balsam mehr für sein Herz. Ulrikens Wesen schien ganz geschaffen, ihm einen bunten Wechsel vorzuzaubern. Dieselbe Abenteurerei, die zur Musikantenfahrt Veranlassung gab, verließ sie auch auf der Reise nicht. In Männerkleidung geht sie in Leipzig unter die Studenten, hört Platner dociren, theilt die Mühsal der Reise den Rhein entlang, wo sie Sturm bestan-

den, und schweift in Paris an seiner Seite durch die buntbewegte Menge, wo sie Dulon, der Flötenspieler, nach langem Verkehr in der Verkleidung ertappt und Madame anredet. Ihr Liebreiz ward nicht müde an seiner Seite. Aber wer die Arznei verschmäht, ist unheilbar leidend. Und so tief krank, trotz all seinem Scharfsinn umdunkelt, schreibt er die Briefe aus Paris, diese Zeugnisse eines Tiefsinns, der die Welt nur begreift, um sie hassen zu lernen. — Der Haß ist berechtigt, so lange er warm und voll Leidenschaft bleibt. Schlägt er in Verachtung um, in jene kalte Skepsis, deren heimlich grollend Feuer gemach erlischt, so tritt jener Stillstand ein, der sich als ein Erkalten der Lebensgeister schon mit dem Worte Tod ohne Selbstmord bezeichnen läßt. Noch aber gab es für ihn eine Möglichkeit zur Existenz. Mitten im Grauen und Ekel vor der Welt um ihn her, wie seine Briefe aus Paris diesen Grundzug athmen, überkommt ihn plötzlich sein Lieblingsgedanke, in die Schweiz zu flüchten, dort ein Bauer zu werden und im Schweiß seines Angesichts sein Brot zu essen. An der Wissenschaft war er verzweifelt, zur That war kein Spielraum in der knechtisch entarteten deutschen Welt; er wollte wie Rousseau zurückflüchten in den Ursprung menschlicher Verhältnisse.

Kleist's Briefe aus Paris enthalten die beste „Geschichte seiner Seele", wie er unter diesem Titel später seine Bekenntnisse niederschrieb, sie aber mit vielen anderen seiner Arbeiten vernichtete. Im October 1801 gab er von dort aus folgenden Aufschluß über sich selbst: „Wenn ich mich umsehe in der

Welt und frage: wo giebt es etwas Gutes zu thun? so weiß ich darauf nur eine einzige Antwort. Es scheint allerdings für ein thatenlechzendes Herz zunächst rathsam, sich einen großen Wirkungskreis zu suchen; aber, aber, — Du mußt, was ich Dir auch sagen werde, mich nicht mehr nach dem Maßstabe der Welt beurtheilen. — Eine Reihe von Jahren, in welchen ich über die Welt im Großen frei denken lernte, hat mich dem, was die Menschen Welt nennen, sehr unähnlich gemacht. Manches, was die Menschen ehrwürdig nennen, ist es mir nicht. Ich trage eine innere Vorschrift in meiner Brust, gegen welche alle äußern, und wenn sie ein König unterschrieben hätte, nichtswürdig sind. Daher fühle ich mich ganz unfähig, mich in irgend ein conventionelles Verhältniß zu passen. — Die Wissenschaften habe ich ganz aufgegeben. Ich kann Dir nicht beschreiben, wie ekelhaft mir ein wissender Mensch ist, wenn ich ihn mit einem handelnden vergleiche. Kenntnisse, wenn sie noch einen Werth haben, so ist es nur, wenn sie vorbereiten zum Handeln. Aber auch unsere Gelehrten, kommen sie wohl vor allem Vorbereiten zum Zwecke? Sie schleifen unaufhörlich die Klinge, ohne sie zu gebrauchen; sie lernen und lernen, und haben niemals Zeit, die Hauptsache zu thun. Unter diesen Umständen in mein Vaterland zurückzukehren, kann unmöglich rathsam sein. Ja, wenn ich mich über alle Urtheile hinwegsetzen könnte, wenn mir ein grünes Häuschen bescheert wäre, das mich und Dich empfinge! — — Nahrungssorgen für mich allein sind es nicht eigentlich, die mich ängstigen, denn wenn ich mich an

das Bücherschreiben machen wollte, könnte ich mehr als ich bedarf, verdienen. Aber Bücherschreiben für Geld? — nichts davon. Ich habe mir, der ich unter den Menschen dieser Stadt so wenig für mein Bedürfniß finde, in einsamer Stunde, denn ich gehe wenig aus, ein Ideal ausgearbeitet. Aber ich begreife nicht, wie ein Dichter das Kind seiner Liebe einem so rohen Haufen, wie die Menschen sind, übergeben kann. Bastard nennen sie es. Dich wollte ich wohl in das Gewölbe führen, wo ich mein Kind, wie eine vestalische Priesterin das ihrige, heimlich aufbewahre bei dem Schein der Lampe. Also aus diesem Erwerbszweige wird nichts. Ich verachte ihn aus vielen Gründen, und das ist genug. Nie in meinem Leben, und wenn das Schicksal noch so sehr drängte, werde ich etwas thun, das meinen inneren Forderungen, sei es auch noch so leise, widerspräche." — Welch ein Verein von männlichem Stolz und fast weiblicher Zartheit und Prüderie! Und er wollte in der That mit Wilhelminen nach der Schweiz ziehen, Bauer werden, im Schweiße seines Angesichts sein Brot essen. Diese Idylle war sein letztes Ideal für seine Existenz als Mensch. Und er glaubte, Minette-Wilhelmine würde auf seinen Plan eingehen, das Glück eines freien, wenn auch kargen, doch einfach thätigen, gesund natürlichen Lebens im Schooße der Natur mit ihm theilen wollen. Aber er verlangte, daß sie den Ihrigen heimlich entfliehen, ohne Mitwissen, ohne Zustimmung ihrer Familie ihm folgen solle. Daran scheiterte sein Verhältniß zu ihr. Sie theilte den Ihrigen seinen Lebensplan

mit und verzichtete darauf, die Seinige zu werden. *) Auch mit Ulriken zerfiel er auf eine Zeitlang; er geleitete sie zurück bis nach dem Rhein und ging dann allein nach der Schweiz. Daß er es mit ihren Geldmitteln that, gab ihm ein Gefühl der Abhängigkeit von ihr, das sein Stolz bald als drückend erkannte.

Er lebte eine Zeitlang in Bern, am Thuner See; er verkehrte dort mit dem jungen Wieland, mit Zschokke; sein Plan, Bauer zu werden, kreuzte sich mit dichterischen Arbeiten; der Plan, sich mit dem kleinen Rest seines Vermögens anzukaufen, zerschlug sich unter dem bedenklichen Druck, den Frankreich auf die deutschen Verhältnisse der Schweiz übte. Der Quell der Dichtung schien endlich aus dem harten Boden seiner Natur zu springen; er schrieb die Familie Schroffenstein, er entwarf den zerbrochenen Krug. Beide Stücke sind freilich nur dramatische Caricaturen, jenes mit seinen gehäuften Gräueln in der Tragödie, dieses mit seiner manierirten Sucht, aus einem Nichts ein langes quälendes Etwas zu machen, im Gebiet des Komischen. Die Familie Schroffenstein, in der stolzen Grandezza spanischer Leidenschaften erfunden, wurde auf Zschokke's Anrathen auf deutschen Boden verpflanzt. Wir sahen das Stück in Berlin zu Küstner's Zeiten. Nach vier Acten fesselnder Spannung stürzt im

*) Fräulein Wilhelmine v. Zenge wurde nachmals die Frau des Philosophen Krug, in jener Zeit Professor an der Frankfurter Hochschule, später in Königsberg, dann in Leipzig. Seit Krug's Tode lebte sie in Dresden.



fünften Act, wo das allzu straffe Seil plötzlich reißt, unter dem Gelächter der Zuschauer, wenigstens satyrischer Berliner, der ganze innere Bau rettungslos zusammen. Den zerbrochenen Krug, den Kleist gelegentlich im Wetteifer mit Zschokke schrieb, brachte Goethe dreiactig auf die Bretter und zerstörte damit gründlich die Wirkung dieser peinlichen Komik. — Zschokke schrieb in seiner „Selbstschau“ von Kleist als einem gemüthlichen, zuweilen schwärmerischen, träumerischen Menschen, der „immerdar den reinsten Seelenadel offenbarte.“ Er nennt ihn eine jener schönen Erscheinungen im Leben, die man ihres Selbstes wegen liebe. Hinter seiner Stimmung, auch wenn sie fröhlich schien, wohnte, sagt Zschokke, ein heimliches inneres Leiden. Zschokke nahm die Verzweiflung an den höchsten Geistesgütern, wie er sie selbst an sich erfahren, für eine vorübergehende Jugendkrankheit der Seele. — Eine wirkliche Krankheit warf Kleist zum ersten Male plötzlich auf's Krankenbett. Die getreue Ulrike, die schwesterlichste der Seelen, eilte zu ihm, ihn zu pflegen. Physische Erschütterungen waren vielleicht für ihn eine Rettung, wie denn ein neuer Aufschwung seines Geistes zu dichterischer Thätigkeit darauf folgte. Im Herbste 1802 ging Kleist nach Deutschland zurück, lebte in Jena, in Weimar, war zehn Wochen lang des alten Wieland Gast in Osmanstädt. Aus dem philosophischen Skeptiker, aus dem Lebensverächter, aus dem sittlichen Stoiker war endlich der Dichter herausgeboren. Der Garten der Musen war allezeit groß und weit genug, um kranken ringenden Geistern ein Beet zu gewähren. Kleist

war ein Tasso, aber ein deutscher, ein nordischer. An Goethe's persönlichem Urtheil über Kleist aus jener Zeit hat man die abweisende Strenge gerügt. „Bei dem reinsten Vorsatz einer aufrichtigen Theilnahme" hat ihm Kleist „nur Schauder und Abscheu" erregt, „wie ein von der Natur schön intentionirter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre." Für alles Krankhafte, auch wenn es aus der Nacht der tiefsten Seele sich in's helle Licht des Tages drängt, hatte Goethe ein Gefühl des Widerwillens; die absolute Gesundheit duldet eben keine Krankheit um sich, und doch war Kleist ein kranker Tasso mit der Kraft eines Shakspeare. Treffender, objectiv richtiger war Goethe's Klage über den „Mangel an Architectur" in den Dichtungen der „forcirten Dilettanten" der neuen romantischen Epoche. Wieland's Geständniß über ihn schreibt sich aus dem April des Jahres 1804. Das Räthselhafte, das Geheimnißvolle, schrieb der Alte, scheine tiefer in ihm zu liegen, als daß er es für Affectation halten könne. „Er schien mich wie ein Sohn zu lieben und zu ehren, aber zu einem offenen und vertraulichen Benehmen war er nicht zu bringen. Unter mehreren Sonderlichkeiten, die an ihm auffallen mußten, war eine seltsame Art der Zerstreuung, wenn man mit ihm sprach, so daß z. B. ein einziges Wort eine ganze Reihe von Ideen in seinem Gehirn wie ein Glockenspiel anzuziehen schien, und verursachte, daß er nichts weiter von dem, was man ihm sagte, hörte und also auch mit der Antwort zurückblieb. Eine andere Eigenheit und eine noch fatalere, weil sie zuweilen an Verrücktheit zu grenzen schien,

war diese, daß er bei Tische sehr häufig etwas zwischen den Zähnen mit sich selbst murmelte, und dabei das Air eines Menschen hatte, der sich allein glaubt oder mit seinen Gedanken an einem andern Orte und mit ganz anderem Gegenstande beschäftigt ist. Er mußte mir endlich gestehen, daß er in solchen Augenblicken von Abwesenheit mit seinem Drama zu schaffen hatte, und dies nöthigte ihn, mir gern oder ungern zu entdecken, daß er an einem Trauerspiele arbeite, aber ein so hohes und vollkommenes Ideal davon seinem Geiste vorschweben habe, daß es ihm noch immer unmöglich gewesen sei, es zu Papier zu bringen. Er habe zwar schon viele Scenen nach und nach aufgeschrieben, vernichte sie aber immer wieder, weil er sich selbst nichts zu Dank machen könne." — Dies Trauerspiel war Robert Guiscard, und nach dem Eindruck der Bruchstücke, die Kleist ihm vortrug, schrieb Wieland: „Wenn die Geister des Aeschylus, Sophokles und Shakspeare sich vereinigten, eine Tragödie zu schaffen: sie würde das sein, was Kleist's Tod Guiscard's des Normannen, sofern das Ganze demjenigen entspräche, was er mich damals hören ließ. Von diesem Augenblick war es bei mir entschieden, Kleist sei dazu geboren, die große Lücke in unserer Litteratur auszufüllen, die, nach meiner Meinung wenigstens, selbst von Schiller und Goethe noch nicht ausgefüllt worden ist; und Sie stellen sich leicht vor, wie eifrig ich nunmehr an ihm war, um ihn zur Vollendung des Werks zu bewegen."

Dies Werk kam als Ganzes nie zur Welt, nachdem er es

in verschiedenen Entwürfen dreimal vernichtet und umgestaltet hatte. *) Auch der Mensch Kleist blieb ein Bruchstück, das an seiner Vollendung, an seiner Berechtigung zur Existenz irre ward. Die Fürsten Deutschlands hatten damals aufgehört, sich der ringenden dichterischen Geister zu bemächtigen. Die Nation, vor deren Augen sich das Talent entwickeln sollte, war knechtisch in sich zerfallen; der gemeinere Anreiz zum Schaffen und Wirken reichte bei Kleist nicht aus, oder griff bei ihm fehl, und so blieb dem starken Geiste nur übrig, nach vielfachen Versuchen zur Existenz sich für gleichgültig, für überflüssig zu erachten. Erkennt man den Keim des Sterbens so früh in ihm, so staunt man eher über das wiederholte Aufgebot seiner zerschmetterten Kräfte, über die wiederholten Versuche zu Dichtungen, die auch als Bruchstücke glorreich dastehen. Uns bleibt nichts übrig, als ihm nachzuschauen, wie weit er der Grenzlinie des Wahnsinns nahe rückte, bevor sein zerstörtes Leben endlich und entschieden sich gegen sich selbst waffnete. Den Tod der Verzweiflung an den Ergebnissen der Wissenschaft hatte er überdauert; die Verzweiflung am Vaterlande überwand er nicht, und hatte, mit sich selbst zerfallen, auch nicht Widerstandskraft genug, um

---

*) Das später im „Phöbus" erschienene Bruchstück läßt Sinn und Bedeutsamkeit des angeblich gigantischen Werks nicht hinreichend erkennen. Sprachlich ist es correcter als sonst seine Erstlingsproducte. Tieck spricht mit Recht von der „herben Frische" der Kleist'schen Sprache. Sie ist aber eben so oft gesucht, zerstückt und verwildert, in den antiken Stoffen voll dilettantischer Schwächen.

die politische Nacht, auf die ein Tag folgen mußte, zu überdauern.

Kleist war von Weimar nach Dresden gegangen, um seinen dichterischen Arbeiten zu leben. Mit seinem Freunde Pfuel, dem preußischen General, der in unseren Tagen als Greis an der Vereinbarung zwischen Volk und Krone scheiterte, wie er früher als Mann an dem Aufgebot des Tugendbundes gescheitert war; — mit diesem seinem Freunde ging Kleist dann nochmals nach der Schweiz und Frankreich. Die krankhafte Seelenstimmung des Dichters trat immer schärfer und drohender hervor. Er hat bereits damals den Tod gesucht, machte kein Geheimniß daraus und entlief erbittert dem Freunde, der ihm gegen den Wahnsinn eines unmännlichen Gelüstes seinen Abscheu ausgesprochen. Aus Paris vom Jahre 1803 datirt sein Wort der Verzweiflung an sich selbst: „Die Hölle gab mir meine halben Talente; der Himmel schenkt dem Menschen ein ganzes, oder gar keines!“ Er gab sein Drama Robert Guiscard auf, er verzichtete auf alle schöpferische Fähigkeit. „Meine theure Ulrike,“ schrieb er im October 1803 aus St. Omer, „was ich Dir schreiben werde, kann Dir vielleicht das Leben kosten; aber ich muß, ich muß, ich m u ß es vollbringen. Ich habe in Paris mein Werk, soweit es fertig war, durchlesen, verworfen und verbrannt und nun ist es aus. Der Himmel versagt mir den Ruhm, das größte der Güter der Erde; ich werfe ihm, wie ein eigensinniges Kind, alle übrigen hin. Ich kann mich Deiner Freundschaft nicht würdig zeigen, ich kann ohne diese Freundschaft

doch nicht leben: ich stürze mich in den Tod. Sei ruhig, Du Erhabene, ich werde den schönen Tod der Schlachten sterben. Ich habe die Hauptstadt dieses Landes verlassen, ich bin an seine Nordküste gewandert, ich werde französische Kriegsdienste nehmen, das Heer wird bald nach England hinüber rudern, unser Aller Verderben lauert über dem Meere, ich frohlocke bei der Aussicht auf das unendlich prächtige Grab. O, Du Geliebte, Du wirst mein letzter Gedanke sein!" *) Mit Pfuel in Paris ganz entzweit, war er, sich selbst überlassen und völlig mittellos, dieser Katastrophe preisgegeben, denn auch das Gefühl der Scham, der Schwester schon so tief verschuldet zu sein, war drückend, war tödtend für ihn geworden; schon in einem früheren Geständniß hatte er ausgerufen: „Wie unglücklich wär' ich, wenn ich nicht mehr stolz sein könnte!" Aeußere bittere Noth zwang ihn zu dem Entschluß, in französischen Sold zu treten; aber die Unternehmung der Flotte unterblieb und Kleist war wieder auf seine Heimath verwiesen. In Mainz hielt ihn abermals eine tödtliche Krankheit gebunden, die ihn vielleicht nochmals vom Irrsinn rettete. Den Seinigen sechs Monate lang ganz entschwunden, soll er nach seiner Genesung eine Bekanntschaft mit der Günderode und mit der Tochter eines Predigers in Wiesbaden ein zartes Verhältniß angeknüpft haben. Liebedürftig war sein Herz; vielleicht aber weniger liebefähig.

---

*) Facsimile in den von Koberstein 1860 herausgegebenen Briefen an seine Schwester Ulrike.



Aus einer Aeußerung Wieland's geht hervor, daß Kleist damals in Coblenz den Einfall gehabt, sich bei einem Tischler zu verdingen. Vielleicht wollte er auf diese Weise spurlos verschwinden und enden; plötzlich aber steht er Nachts in Potsdam wieder vor dem Bett seines Freundes Pfuel. Die Seinigen stürzen zu ihm; sie arbeiten daran, den schon verloren Geglaubten für eine menschliche Existenz in der Heimath zu gewinnen. Er sieht auch die Thorheit ein, in der Fremde sich als Soldat anzubieten, er ist zu allem erbötig; nur der Widerwille des Königs, der keine Schwärmer leiden mag, behindert seine Anstellung. Gleichwohl treibt er in Berlin Kameralwissenschaften und geht auf Altenstein's Verwendung im Finanzfache nach Königsberg. Wie sein guter Geist stellte sich auch dort Pfuel wieder bei ihm ein. Auf die Versöhnung der Freunde folgten gemeinschaftliche dichterische Arbeiten, deren Ergebniß ein großes Meisterwerk Kleist's, die Novelle Kohlhaas war. In Königsberg soll er auch „die Marquise von O." geschrieben, den „Zerbrochenen Krug" beendet, „Penthesilea" begonnen, Molière's „Amphitryon" bearbeitet haben. Seine Anstellung unterblieb; er hoffte als Dichter seine Existenz begründen zu können, während freilich das Zeitalter seine Schöpfungen wie todtgeborne Kinder aufnahm. *)

---

*) „Penthesilea" ist in der Ausführung ein Monstrum, aber im Grundgedanken eben so tief wie fein. Held Achilles vor Troja reizt der Ruf der schönen Amazonenkönigin, welche gegen die Hellenen heranzieht. Sie fordert ihn zum Zweikampf, erliegt ihm

Daß Kleist in politischen Dingen kein Träumer, wenn auch ein Stürmer war, dessen Tobsucht sich gegen sich selbst wendete, daß er den Drang der Verhältnisse im großen Sinne verstand, mit scharfem Blick und Griff das was noth that erkannte, das beweist sein Wort an Rühle vom Ende Decem-

---

aber. Wie sie aus ihrer Ohnmacht erwacht, sieht sie ihn zu ihren Füßen; er will ihr Gefangener sein, denn ihre Augen treffen sicherer noch als ihre Pfeile. Damit entzündet sich auch ihr Herz für ihn. Im Wortstreit aber, ob er ihr oder sie ihm als Gemahl nach der Heimath folgen soll, bricht die Eifersucht der Geschlechter von neuem in helle Flammen aus. Achilles fordert sie zum wiederholten Zweikampf heraus; erst wenn sie ihn wirklich und mit den Waffen besiegt, könne er sie als Siegerin erkennen und ihr den Triumph vor ihrem Volke gönnen. Sie nimmt den Kampf an, beordert jedoch, falls sie unterliegt, die Ihrigen, mit den Elephanten und Doggen über ihn herzufallen und ihn zu vernichten. Achilles erscheint ohne Panzer und Schwert, baarhaupt, nur mit einer Lanze bewaffnet. Er will im bloßen Scheingefecht ihr den Sieg gönnen und als Cavalier ihr huldigen. Er wehrt sich nur Anfangs, um ihr das Gefühl der Ueberlegenheit zu geben. Wie sie aber strauchelt, halten das die Führer des Trosses für ihren Sturz und lassen die Bestien los, die ihn zerfleischen. Da erfaßt sie wüthende Reue, sie stürzt über den von ihren Hunden Zerrissenen hin und bedeckt mit Küssen seine Todeswunden.

Molière's „Amphitryon" ist eine satyrische, aber auch schlüpfrige Schönthuerei mit der omnipotenten Majestät eines über alle Gesetze und Sitte erhabenen Louis von Versailles. Zeus beschleicht in der Gestalt Amphitryons dessen Gattin, sowie sein Begleiter Mercur in gleicher Maskirung des Sosias Frau. Als die Männer zu ihren Frauen zurückkehren, entsteht gräuliche, komische Verwirrung in der Hahnreigeschichte, bis die Majestät von Gottes Gnaden sich als Donnergott declarirt und gen Himmel fährt. Alkmene aber wird begnadigt, den Herkules zu gebären, und alle Damen des Hofes, vom Glanz des göttlichen Herrschers überschattet, fühlen sich geehrt. — Man weiß nicht, bestimmte sich Kleist zu diesem Stoffe mehr aus Hang zur Satyre oder zum moralisch-psychologischen Wagniß. Seine Verse sind hier eben so stümperhaft als seine Kenntniß des Antiken.

ber 1805. Ein heldenmüthiger Römer, schrieb er an diesen seinen Busenfreund: „So wie die Dinge (in Preußen) stehen, kann man kaum auf viel mehr rechnen als auf einen schönen Untergang. Was ist das für eine Maßregel, den Krieg mit einem Winterquartiere und der langweiligen Einschließung einer Festung zu beginnen! Bist Du nicht mit mir überzeugt, daß die Franzosen uns angreifen werden, in diesem Winter noch angreifen werden, wenn wir noch vier Wochen fortfahren mit den Waffen in der Hand drohend an der Pforte ihres Rückzuges aus Oesterreich zu stehen? Wie kann man außerordentlichen Kräften mit einer so gemeinen und alltäglichen Reaction begegnen! Warum hat der König nicht gleich bei Gelegenheit des Durchbruchs der Franzosen durch das Fränkische seine Stände zusammenberufen, warum ihnen nicht in einer rührenden Rede — der bloße Schmerz hätte sie rührend gemacht! — seine Lage eröffnet? Wenn er es blos ihrem eigenen Ehrgefühl anheimgestellt hätte, ob sie von einem gemißhandelten Könige regiert sein wollten oder nicht, würde sich nicht etwas von Nationalgeist bei ihnen geregt haben? Und wenn sich diese Regung gezeigt hätte, wäre dies nicht die Gelegenheit gewesen, ihnen zu erklären, daß es hier gar nicht auf einen gemeinen Krieg ankomme? Es gelte Sein oder Nichtsein; und wenn er seine Armee nicht um 300,000 Mann vermehren könne, bliebe ihm nichts übrig, als ehrenvoll zu sterben. Meinst Du nicht, daß eine solche Erschaffung hätte zu Stande kommen können? Wenn er all seine goldenen und silbernen

Geschirre prägen, seine Kammerherrn und Pferde abgeschafft hätte, seine ganze Familie ihm darin gefolgt wäre, und er, nach diesem Beispiele, gefragt hätte, was die Nation zu thun Willens sei?" u. s. w. Der Staat Friedrichs des Großen hatte damals nicht diese Verjüngungskraft; er ging bei Jena und Auerstedt zu Grunde.

Als nach der Schlacht bei Eilau die Parteigänger auftauchten, wanderte Kleist mit Pfuel und zwei anderen Officieren zu Fuß nach Berlin. Hatten sie den Entschluß gefaßt, sich den Freischaaren anzuschließen, die den deutschen Guerillakrieg begannen? Hatte Kleist damit einen neuen Lebenszweck, einen Spielraum für seine müßigen Kräfte gewonnen? War er, der am Wissen verzweifelt, an der Poesie, an aller Lebensthätigkeit bankerott geworden, nicht recht eigentlich berufen zur That, zur That für's Vaterland, sie mochte zum Siege oder zum Tode führen, der ihm schon ohne Ziel und Zweck als wünschenswerth vorgeschwebt? Wir erfahren nichts davon. Der greise Pfuel könnte hierüber Rede stehen; die Mittheilungen kamen durch E. v. Bülow nur aus der dritten Hand. — Kurz vor Berlin trennte sich Pfuel von den Freunden. Beim Thore angehalten, erwies sich Kleist ohne Paß; er führte nur seinen alten Abschied von ehedem als Lieutenant von der Garde in der Tasche. Dies verdächtigt ihn; man hält ihn für einen Spion, einen Werber von Schill's Corps und am dritten Tage seines Berliner Aufenthaltes führte man ihn nach Frankreich ab, wo er im Fort Joux (bei Pontarlier auf der Straße nach Neufchatel) in

demselben Gefängniß, das seiner Zeit den kühnen Neger Toussaint Louverture beherbergt hatte, dann in Chalons, zusammen ein halbes Jahr lang, Gefangener war. Er soll dort in der Einsamkeit viel gedichtet haben, vielleicht „die Verlobung auf St. Domingo", jenes üppig wilde, schicksalschwere Bild vom Negerleben. Das Blut wallt und dampft in dieser Dichtung bis zum Ersticken. In düsterer Gewaltsamkeit will sich die Schwermuth befreien, aber die Luft liegt wie ein Samum über allem Thun der Menschen; ein Wirbelwind regt Alles auf, um es höhnisch wieder zu Boden zu drücken. Manche von Kleist's Novellen trägt Kerkerspuren an sich, z. B. das auch damals entstandene „Erdbeben in Chili", groß und mächtig in einzelnen Momenten, voll genialer Griffe, naturwüchsiger Wendungen und Blitze, und doch so lastend und lähmend, als ob wir in der dämonischen Tücke des Zufalls und im Blödsinn der Naturgewalten in der Außen- und Innenwelt die Hand Gottes sehen sollten.*) Im „Bettelweib von Locarno" und in der „Legende

*) Tieck sagte, diese Skizze sei in wenigen Strichen gezeichnet, „die eine Meisterhand verrathen"; man könne „nicht trefflicher erzählen". — Im Kloster der Karmeliterinnen birgt die Tochter eines edlen Hauses ihr schamhaftes Haupt, ein Kind der Sünde entwindet sich ihrem Schooße, ihre Verurtheilung zum Feuertode wird auf Enthauptung gemildert. Auf dem Zuge zum Richtplatz bricht das Erdbeben über Chile ein. Da hören alle Bande der Gesellschaft, der Religion, aber auch des Vorurtheils auf. Die Sünderin wird frei und rettet sich und ihr Kind, während der Geliebte beim Zusammensturz seines Kerkers ebenfalls sich befreit. Draußen im schönen Frieden der wieder besänftigten Mutter Natur finden sich die von der Kirche Verdammten zum neuen Lebensbunde, die Schrecken der Natur sind ein Segen geworden für die

von der heiligen Cäcilie" kann er mit seiner kaustischen, Tacitisch verdrossenen Kürze die Anekdote nicht zur Novelle herausarbeiten. Selbst im „Zweikampf", dieser Feier edler, reiner Frauenwürde, erlahmen wir, als wenn uns der Alp drückte, an dem Wahnwitz des mittelalterlichen Glaubens, den er uns mit quälerischer Fieberhitze als unentrinnbare Schicksalsmacht schildert. Ueberallbei so viel Hast und Qual der Empfängniß so wenig Sonnenschein und Licht zur Ge-

---

nach der Satzung der Menschen Verlornen. Um Gott zu loben und zu danken, schleichen sie sich in die einzig stehengebliebene Kirche San Jago. Aber ein Dominicaner predigt, der den beschwichtigten Zorn der Natur im Worte Gottes wieder aufnimmt. Er ruft seinen Fluch über das Gomorrha der Menschen und über die Geburt des Kindes bei den Karmeliterinnen. Der Wahnsinn des Fanatismus ergreift die versammelte Menge, die an den von der Gnade des Himmels sichtlich Geretteten sofort das Amt des Henkers vollzieht. — Diese Momente sind schrecklich groß wie das Naturereigniß, das sie hervorrief; die fieberhafte Angst und Hast, mit der sie hingeworfen sind, hat fast die Pulsschläge des tobenden Vulcans; aber die Erzählungsweise unbedingt trefflich und classisch zu nennen, ist schief. Die „Marquise von O." bezeichnet der Meister der Romantik als „classisch". Und doch drängt sich hier gemeine Schandthat und Adel der Gesinnung so eng in derselben Seele an einander, daß die Darstellung nicht einmal den Versuch zu machen wagt, die teuflische Bestialität des Russen, der einer Dame im Zustande der Ohnmacht Gewalt anthut, begreiflich zu machen, während doch auf dessen Edelmuth hin schließlich Versöhnung mit einem Verbrecher eintritt, für dessen Unthat es kein Verständniß, geschweige Verzeihung giebt. Die Durchführung der Consequenzen im Proceß einer Dame, die willenlos empfing und gebar und in öffentlichen Blättern nach dem Vater des Kindes forscht, um ihm auch in der Gestalt des Verbrechers anzugehören, ist allerdings meisterhaft in Feinheit und Delicatesse. Das Genie fühlt sich nicht selten, fast in allen Kunstgebieten, durch die Schwierigkeit des Themas gereizt. Kleist aber hatte sogar zum Unmöglichen, zum naturwidrig Entsetzlichen ein Gelüst. In unsern Tagen kamen ihm nur Grabbe und Hebbel darin nahe; Beiden aber fehlt der Zauber

burt! Das Grausenvollste und das tief innig Zarteste giebt er, wie im „Findling“, mit der frostigen Kälte des Zeitungsschreibers. Nur in einzelnen Blitzen beleuchtet er wunderbar groß erdachte Situationen, gespenstisch räthselhafte Gruppen, Gestalten die aus der Hölle steigen, um den Himmel zu stürmen, und doch ächt menschlich sind in all ihrer furchtbaren Größe. Aber wie Kleist als Mensch kein Talent zum Glück hatte, so fehlte ihm als Dichter auch das Behagen am Schaffen. Er motivirt, aber er entwickelt nicht; er erfindet, aber verschmäht die Combination der Uebergänge. Als Mensch ohne Sonnenschein der Liebe, als Dichter ohne jene Lebenswärme, die stetig Geist und Leib durchwallt: so durchschauert ihn Frost und Gluth in großen wechselnden Zuckungen. Mächtig in der Erfindung, zerstückelt und gebrochen in der Ausführung: so stehen seine tiefsten Schöpfungen fragmentarisch vor uns. Das Einfachste kann er am wenigsten gestalten, das Gewöhnliche verachtet er, selbst wo es zur Verknüpfung des Ungeheuern nöthig wird. Nur was aus den

der Kleistschen Feinheit und Grazie bei ebenso viel Seltsamkeit. Auffällig bleibt, daß Kleist in seinem Hang für die Schauder und die Nachtseiten der Menschenbrust auch bei wiederholtem Aufenthalt in Paris für die Größe und Verwilderung in den damals kaum überwundenen Gestalten der französischen Revolution keinen Sinn verrieth. Er brachte aus Frankreich nichts mit als seinen Widerwillen gegen die systematische Gewaltherrschaft des militärischen Cäsarismus, dessen Eigensucht die ganze Welt ausbeuten wollte. Und dieser Zug in ihm war ächt germanisch, so bedauernswerth es auch ist, daß sein Deutschthum sich so oft an die Wahngebilde unseres Mittelalters gefangen gab, während er freilich, wie im Käthchen von Heilbronn, auch dessen süße, kindliche Anmuth mit soviel Zauber schilderte.

Banden der Regel tritt, es sei Erhabenes oder Verworfenes, reizt, erfüllt und beschäftigt ihn. Und so offenbart dieser Riese an Dichterkraft nicht selten die Unbeholfenheit des Dilettirenden; den Reichthum seiner Stoffe giebt er in starken Farbenaufwürfen ohne alle Vertreibung mit dem Pinsel auf die Leinwand. Dabei ist er in einzelnen Gruppen, wie selten Einer, ein plastischer Meister. Er bespricht nichts, die Gebilde stehen in festen Formen da. Er selbst bleibt fast so tief wie Shakspeare hinter seinen Gestalten versteckt. Angst und Sorge, Gram und Verzweiflung an sich selbst ziehen nur wie stumme Wetterwolken über das Gemälde objectiver Menschenwelt. Sein Glaube an nationale Geistesgröße dämmert nur von fern herüber in eine knechtisch entartete, tückisch feige Gegenwart.

Wir wissen nicht, wieviel von diesen Novellenbildern schon damals im Dichter entstand, aber sicherlich bemalte er sich im Gefängniß von Joux die Wände mit den Träumen seiner gramgequälten Phantasie. Deutschland in Ketten! Der Gedanke machte ihn wild und hielt ihn zugleich gebunden. Seine eigne Haft erschien ihm dagegen gering. Was sind das für Zeiten! ruft er aus Frankreich nach Deutschland hinüber. Man hatte ihn immer in der Zurückgezogenheit seiner Lebensart für isolirt von der Welt gehalten, und doch war niemand damit inniger verbunden als er; nur daß die Hypochondrie seines Tiefsinns keine Perspective hatte, keinen Ausweg ahnte. „Wie trostlos ist die Aussicht, die sich uns eröffnet!" schreibt er auf einen Brief, der ihn trösten sollte. „Zerstreu-

ung, und nicht mehr Bewußtsein, ist der Zustand, der uns wohlthut. Wo ist der Platz, den man jetzt in der Welt einzunehmen sich erstreben könnte, im Augenblicke, wo Alles seinen Platz in verwirrten Bewegungen verwechselt? Glücklich sein? Wer kann auch nur den Gedanken noch wagen, wenn Alles im Elend darniederliegt? Ich arbeite, wie Sie wohl denken können; jedoch ohne Lust und Liebe zur Sache. Wenn ich die Zeitungen gelesen habe, und jetzt, mit meinem Herzen voll Kummer, die Feder wieder ergreife, so frage ich mich wie Hamlet den Schauspieler: was ist mir Hekuba?"

Durch gesandtschaftliche Vermittlung, besonders durch Bemühung seiner Schwester Ulrike beim General Clarke, ward Kleist wieder frei; ein Freund, der verstorbene Rühle v. Lilienstern, verhalf ihm dazu, nach Deutschland zurückkehren zu können. Kleist ließ sich in Dresden nieder, er widmete sich von neuem dichterischen Arbeiten. Im Körnerschen Hause, dem Zufluchtsort bedrängter Poeten, lernte er er ein Mädchen kennen, das ihn zu lieben schien. Sein Herz dürstete nach einer Seele, die sein eigen wäre. Aber sie sollte ihm angehören, wie ein freier Geist dem freien Geiste. Abermals quälte ihn der alte übernächtige Kitzel, ein Frauenherz aus all seinem sonstigen Zusammenhange zu reißen, ohne ihm doch eine heimische Stätte sichern zu können. Die Geliebte sollte ihm insgeheim angehören ohne Mitwissenschaft der Ihrigen; der gemeine Tröbel der fraubasenhaften Zusammengehörigkeit entadelte für ihn das Verständniß der Seelen. Die junge Dame widerstand solchem Bündniß; Kleist's

krankhafte Stimmung mochte sie ohnedies schrecken. Er brach das Verhältniß ab und dichtete das Käthchen von Heilbronn, — man sagt: um der Geliebten und der ganzen Welt im dichterischen Bilde zu zeigen, wie das Weib lieben müsse, ganz kindlich seelisch, ganz somnambul verloren, ganz reine Magd mit verzückter Engelsmiene und mit dem Seufzerhauch: Mein hoher Herr! Eine Zwischenträgerin, hieß es, habe aus Abneigung gegen ihn auf die Trennung eingewirkt; er zeichnete sie in der Caricatur der Kunigunde, einem Magazin weiblicher Häßlichkeiten. *) — Kleist war damals in Dresden von neuem reif zum Sterben. Er nahm, wird berichtet, Opium; Rühle fand ihn halb entseelt. Gerettet, schwebte er wiederholt zwischen Wahnsinn und Selbstmord auf der irren Grenzlinie eines zerstörten Lebens, das sein Ende sucht und es noch nicht finden kann. Rühle's Frau er-

*) Der balladenartige Stoff vom holden Liebeswahn einer reinen, von ihrem Instinct fast göttlich getriebenen Mädchenseele hat dies Drama mit und trotz der Holbeinschen Bearbeitung zu einem Lieblingsstück des deutschen Publicums gemacht. Tieck aber hatte das Verdienst, durch die glückliche Erfindung eines Hauptmotivs das Drama erst möglich zu machen. Nach Kleist gebährdet sich der treffliche Waffenschmied als Käthchens Vater und der Dichter straft ihn schließlich Lügen, da schließlich der Kaiser in ihr die Tochter, den vergessenen Sproß süßer Nebenstunden, erkennt. Tieck macht Theobald Friedeborn zum Großvater in der Geschichte und läßt seine Tochter, die Mutter Käthchens, im Grabe ruhen. Dadurch tritt Menschenmöglichkeit in diese Romantik. Zu dem Somnambulismus, wonach Graf Wetter von Strahl und Käthchen in derselben Nacht Visionen von einander gehabt, gehört bei alle dem noch eine starke Dosis Opium, wie sie die Männer der romantischen Schule, thatsächlich wie figürlich genommen, liebten.

zählte, Kleist habe sich damals eingebildet, Adam Müller's Gattin zu lieben. In wilder Verrücktheit, während er das Geständniß macht, ergreift er den Gatten auf der Brücke, um ihn ins Wasser zu stürzen. Spuren förmlicher Tollheit waren also eingetreten. Und doch war noch die Macht seines Geistes stärker in ihm als die Macht des Wahns. Er überwand den Irrsinn, um — einer Laune des Zufalls zu erliegen.

Tiecks Erinnerungen an Kleist gehören dem Jahre 1808 an. Dies Jahr schien in Dresden für Kleist äußerlich von Wichtigkeit werden zu wollen, so wenig auch der vertraute Umgang mit dem Apostaten Adam Müller für sein inneres Leben von Heil sein mochte. Mit Hülfe der Freunde unternahm Kleist die Gründung einer Monatsschrift und einer Buchhandlung, wozu die allezeit bereite Ulrike fast ihr gesammtes Vermögen beisteuerte. Man hatte Aussicht auf den Verlag von Novalis Schriften, Aussicht auf Beisteuer der bedeutendsten Kräfte Deutschlands, selbst Goethe's, zu diesem Kunstblatt „Phöbus“, das Kleists schon erwähnte Arbeiten brachte, bis es Ende December der Ungunst der Zeitstimmung und der Planlosigkeit der Unternehmer erlag. Demselben Jahre gehört auch „die Hermannsschlacht“ an, dieses Drama im großen, kühnen Styl, das die Nation aus ihrer Schmach aufschütteln sollte. Es blieb, statt zu zünden, wirkungslos; scheu und schüchtern ging es unter dem Siegel des Geheimnisses als verpöntes Manuscript von Hand zu Hand. Ihm schloß sich die Ode: „Germania an ihre Kinder“ an. — Wir Epigonen sahen

das Drama in unsern Tagen (mit Dawison) auf der Bühne derselben Stadt, in der es gedichtet worden. Des Dichters Muse entfaltet sich hier wie eine Mänade, in der einen Hand Scorpionen, in der andern Brandfackeln und Blitze. Dies wunderbar mächtige, tragisch satyrische Gemälde zeigt uns, wie der Germane, selbst wo er als Sieger auftritt, geschmückt mit dem Lorbeer für die höchste Vaterlandsthat, an der Heimtücke der Genossen zu Grunde geht. Der Wolf bricht schon in die Hürden, und die Hirten stehen und hadern noch mit einander um eine Handvoll Wolle! Dies Wort der Wehklage über deutsche Brüder steht in der Hermannsschlacht. Das Zeitalter, das in diesen Spiegel blicken sollte, ertrug den Anblick nicht. Es zerschlug nicht den Spiegel; — die Schergen des Napoleonismus lauerten darauf, dies Amt thun zu können; aber es wandte sich mit feigem Entsetzen davon ab und strafte Bild und Bildner mit tödtender Gleichgültigkeit. Was Wunder, wenn auch das Herz des Dichters an sich, an seiner Sendung, an seiner Zeit kalt verzweifelte und erstarrte! Aber in Oesterreich schürte sich neue Gluth in der Asche des patriotischen Heerdes. Oesterreich rüstete, während Kleist die Hermannsschlacht dichtete; die ungeschichtliche, divinatorisch groß erfundene Aussöhnung zwischen Marbod und Hermann im Stück sollte den innern geheimen Brandschaden des Deutschthums heilen, schien darauf berechnet, eine allgemeine Erhebung aller deutschen Staaten, Fürsten und Stämme anzufachen. Wie endlich 1809 von den tyroler Bergen die Wachtfeuer der jungen Völkerfreiheit loderten,

glaubte Kleist seine Visionen ins Leben treten zu sehen. Groß- gesinnte, Gleichgestimmte trafen mit ihm zusammen in Gedanken und in Person. Mit Dahlmann, der sich in Dresden zufällig zu ihm gesellte, ging Kleist nach Prag; auf dem Wege nach Wien schlossen sich ihnen Knesebeck und Pfuel an; am Tage nach der Schlacht bei Aspern wanderten die Freunde über das noch vom Blut dampfende Leichenfeld. Kleist besingt den Erzherzog Karl, den Helden, der zuerst den Unüberwindlichen überwunden. Mit falscher, verfrühter Siegesbotschaft über den Kanonendonner von Wagram eilt er nach Prag; mit dem schmählichen Frieden, der auf Oesterreichs Heldenschlachten folgte, bricht sein Muth, sein Herz, sein ganzer Mensch abermals zusammen. Man weiß von einer neuen schweren Krankheit, die ihn in Prag befiel. Er war dort nicht müßig; er schrieb Aufrufe an ganz Deutschland, man erzählt, daß er im Hause Kolowrat patriotische Aufsätze vortrug, die ein neues Flugblatt für alle Pangermanen bezweckten; Kleists schäumender Groll gegen den Gründer einer römischen Weltherrschaft unter gallischem Adler wäre im Stande gewesen, die Gewaltthat eines Staps in Schönbrunn gegen Napoleon zu glorificiren. Ein Flammengrab für die Feinde, wie es das brennende Moskau lieferte, wäre, hätt' er's erlebt, vielleicht nach seinem Sinn gewesen. Die Krankheit beugte seine Kräfte. Die Freunde hatten sich zerstreut, Alles flüchtete sich einzeln in stille Winkel; Dahlmann in Kiel hat den kranken Dichter aufgefordert, zu ihm zu kommen, bei ihm zu leben; der Brief hat ihn nicht erreicht.

Nach dem Frieden, den Oesterreich mit Napoleon schloß, finden wir den deutschen Tasso, seit dem October 1809, wieder in Berlin, niedergebeugt vom allgemeinen Leid, geknickt, nachdem Deutschlands beste Eichen zersplittert waren, und bei eignem persönlichen Gram am Hungertuche nagend. Die Nation erkannte in ihm den Dichter nicht, der die deutsche Ehre aufzurufen versuchte; sein bestes Dichten war verklungen in der Wüste einer fast unerschütterlich versunkenen Zeit. Seine „goldene Schwester", wie er die Schwester seiner ehemaligen Braut nennt, sieht ihn in Frankfurt a. d. O. wieder. Sie fragt, was er arbeite; er sagt ihr Verse her, die der Nation ins Herz geschrieben sein sollten; sie ist entzückt und fragt verwundert, von wem das sei. Da schlägt er die Hände über seine Stirn zusammen und ruft schmerzlich weinend: O mein Gott, warum mache ich denn Gedichte? kennt mich denn Niemand?

Kleist hat damals beim Staate um Unterstützung oder Verwendung nachgesucht; vergeblich; man wollte wissen, seine Vertrautheit mit dem katholisch und österreichisch gewordenen Adam von Müller habe behindert, daß Hardenberg auf ihn geachtet; Kleists ungestümer Zornbrief an Friedrich von Raumer, der dies verschuldet haben soll, war kindisch. Man hat aus jener Zeit auch Ueberbleibsel einer neuen Journalunternehmung, „Berliner Abendblätter" betitelt, die dem October, November und December 1810 angehören. Darunter sein politischer Katechismus, die Legende von der hei-

ligen Cäcilia, das Bettelweib von Locarno*). Zwei Bände „Erzählungen" erschienen in Berlin 1810 und 11. In Potsdam hat Kleist seinen Michael Kohlhaas vollendet. Die Macht und die Kraft eines solchen Bildes von deutschem Mannestrotz in ehrloser Zeit schreckte die Zeitgenossen des Dichters mehr, als sie ihn erkennen und bewundern lernten. Die Bildung des Jahrhunderts war bis zu den deutschen Freiheitskriegen bankerott geworden und trug in ihrer Erschlaffung die tiefste Schmach des Vaterlandes. Man hatte keinen Sinn für die Gewalt dichterischer Schöpfungen, deren Gestalten sich wie in geschliffenem Granit hinstellten, unzugänglich und unbequem für marklose Gesinnung. So blieben Kleists Poesien ohne alle Schule, ohne alle Pflege, ohne alles Zusammengreifen mit Sinn und Geschmack ihres Zeitalters. Sie verhärteten sich in sich selbst, und die am Menschen Kleist gekennzeichnete Prüderie und Unschuld hat kein Arg, in den geschlechtlichen Beziehungen seiner Gestalten die seltsamste Unnatur und Ausartung ganz einfach und harmlos zu schildern, oder vorauszusetzen. Er hat in der Novellistik offenbar Verwandtschaft mit Cervantes. Wenn er aber geschlechtliche Verworfenheit mit der Naivität lächelnder Harmlosigkeit

*) Rudolf Köpke hat das Verdienst, „Heinrich von Kleists Politische Schriften und andere Nachträge zu seinen Werken" (Berlin, 1862) zum ersten Mal herausgegeben zu haben, während Reinhold Köhler: „Zu Heinrich von Kleists Werken" (Weimar, 1862) die Lesarten der Originalausgaben mit den oberflächlichen Aenderungen Tiecks und den ungeschickten Verballhornungen Julian Schmidts getreulich zusammenstellte und rettete.

schildert, so wird man fast versucht, zu glauben, er habe bei aller Prüderie doch ein Boccaz sein wollen. In seiner größten und bedeutsamsten Novelle, Michael Kohlhaas, ist der poetische Tiefsinn der Charaktermalerei nicht ohne Sonderlingslaune, skizzenhafte Zerrissenheit und visionäre Grillen. Tieck klagte über die Ungenießlichkeit des Werks gegen Ende. Er rügte mit Recht historische Willkürlichkeiten und Uebereilungen. Dresden wird als ein Nest voll verwegener Junker, ränkesüchtiger Höflinge und heimtückischer Calculatoren geschildert, während doch Wittenberg damals die Residenz der sächsischen Kurfürsten war und die Gestalt des Regierenden in Kleists Novelle nicht auf Johann Friedrich den Standhaften paßt. Kleists Kurfürst im Kohlhaas ist ein völlig mythischer, der Name seines Helden Michael ebenso willkürlich und falsch Sonst aber ist der ganze Proceß mit der Rechtsverweigerung sächsischerseits ebenso historisch wie die Niederbrennung der Wittenberger Vorstadt und das Gespräch mit Luther geschichtlich. Nach Auffassung, Durchführung, plastischer Gestaltenzeichnung, Pinselführung und Colorit ist das Gemälde ein Meisterstück im großen Styl historischer Romandichtung.

Man weiß in den letzten Jahren seines Lebens nicht weiter von Momenten, wo ihn Wahnsinn beschlichen. Kleist war fertig mit sich und der Welt, ruhig, gleichgültig, todeskalt. Trotzdem raffte er sich mit allen seinen höchsten Kräften noch einmal auf zu einem letzten und höchsten Werk, dem „Prinzen von Homburg". Der kranke brandenburgische Tasso träumte sogar noch von Hofgunst; seine Familie hatte ihm

dies als möglich vorgespiegelt, wenn er ein recht specifisch und local patriotisches Gedicht schriebe. Kleist sattelte noch einmal den Hippogryphen zum Ritt ins alte romantische Land. Noch einmal feurige Vaterlandsliebe, heldische Kraft, die im Ringen nach dem Höchsten unter dem Druck eines Verhängnisses zu erliegen droht, während eine Gnade von oben das Mißgeschick schließlich löst und sühnt. Auch hier vollendete Plastik in heroischen Gestalten, wie im brandenburger Kurfürsten; auch hier visionäre Phantastik, die aus der Nacht der traumbefangenen Seele sich gespenstisch hereindrängt in die helle Tageswelt, aber bezwungen wird vom guten Ungefähr, das als Gottheit waltet. Es galt jetzt brandenburgische Vaterlandsliebe für Deutschland zu erwecken, die Geister von dieser Seite her zu beflügeln, bis ein allgemeiner Schwung die Herzen der Deutschen zusammenführte zu einer Hermannsschlacht. Die deutschen Herzen wurden aber erst warm, als das seinige schon verstummt war. Die Königin Louise war freilich „vor den Augen des ganzen Hofes zu Thränen gerührt" gewesen, als Heinrich Kleist an ihrem Geburtstage ihr ein Gedicht überreichte, und das Drama vom somnambulen Prinzen, der aus Furcht, aus Widerwillen gegen den Tod im Gamaschendienst, um sein Leben bettelt, dann aber, wie er sich ermannt, glorreich die Kugel für sich fordert, nachdem er eingesehen, daß die Weltordnung zu Grunde geht, wenn das Gesetz nicht gilt, — dies Drama voll der feinsten Ehrbegriffe und vom Zauber der höchsten und süßesten Gefühle in der Jugendbrust und im Mannesbusen beseelt, sollte zwar zu-

nächst bei Radziwil privatim, dann aber auch auf der Nationalbühne gespielt werden; allein es unterblieb, es verschleppte sich wie Deutschlands Erhebung aus Schmach und ehrloser Niederlage. Auch der Prinz von Homburg wurde wie Kleists übrige Werke mit tödtender Gleichgültigkeit beseitigt; die Größe darin erfüllte mit Schrecken, die Seltsamkeit mit prüdem Widerwillen; Tieck allein rettete das Stück von der wahrscheinlichen Vernichtung, die ihm bei dem Zustand der Zeitgenossen drohte.

Dies war des Dichters letzter Aufschwung, sein letzter Versuch, zu leben und geistig seine Existenz zu bethätigen. Sein Gesuch um Unterstützung bei der Regierung soll bewilligt sein, als es zu spät war; eine bittere Ironie wollte, daß eine kleine Geldspende im Bureau für ihn zur Absendung bereit lag, als die Kugel ihn traf. Er vegetirte seitdem in Berlin, in den Kreisen Adam Müller's, dessen Sophistik auf ein krankes Gehirn nicht eben heilsam wirken mochte. Aber Kleist fühlte sich mit Begeisterung von ihm geliebt und dies war ein Bann, der ihn fesselte. Auch Frau von Müller war ihm mit Zärtlichkeit zugethan. Pfuels Beziehung zu ihm läßt sich nicht bis in die Zeit der letzten Katastrophe verfolgen, Rühle von Lilienstern hat ihn innig geliebt. Es hat ihm also nicht an Freunden gefehlt, nur hat Keiner geahnt, wie schwach der Faden, an welchem das Schwert über ihm hing; den Faden hielt und zerschnitt nur die Macht und die Laune des Zufalls. Vor Ulriken, der getreuen Schwester,

hatte er schließlich Scham und Scheu, denn er hatte ihren Vorrath an Liebe aufgebraucht, und er schrieb ihr das einfache, aber für ihn schwerwiegende Wort: „Wie unglücklich wär' ich, wenn ich nicht mehr stolz sein könnte!" Ihn peinigte das Gefühl, ihr so tief verschuldet und ihr seinerseits so wenig gewesen zu sein. Er hatte für das „große Mädchen", wie er sie genannt, nur noch den letzten schrecklichen Brief. Zum Müllerschen Kreise gehörte die Frau, welche das Haarseil über seinem Haupte zerschnitt. Adolfine Vogel, oder, wie Kleist sie nach ihrem zweiten Namen, Henriette, nannte, die Frau eines Kaufmanns in Berlin, ward seine Freundin. — Man hat geleugnet, daß gegenseitige Neigung sie zu einander geführt. War Kleist in seiner todesmatten Stille zu einer Leidenschaft nicht mehr fähig, so steht doch die Traulichkeit der Freundschaft zwischen Beiden fest. Sie musicirten zusammen, sie sahen sich täglich, sie wurden einander zum Bedürfniß. Wer will hier sondern und sichten, was Freundschaft, was Liebe in solcher Macht der Gewöhnung? Aus dem Nebel des Trübsinns, der beide Seelen deckte, konnte freilich weder das entschiedene Glück noch das Unglück einer Verirrung der Sinne erwachsen, wohl aber eine Macht der Gewohnheit, die Beide an einander bannte. Die Freundin war krank in ihren Nerven, vielleicht gestört in ihrem physischen Naturell, vielleicht auch nur unerfüllt, unbefriedigt in ihrem ehelichen Verhältniß, ohne doch Grund zu haben, den gesetzlichen Lebensgefährten anzuklagen. Sie hielt sich für

das Opfer einer tödtlichen Krankheit in ihrem Organismus, und hat sich auch darin getäuscht. Kleist täuschte sich mit nichts mehr. Er hielt das elend hinsiechende Vaterland für todt auf ewig, sich selbst aber für überflüssig, an der Leiche der deutschen Nationalehre den müßigen Todtenbeschauer zu machen. Er glaubte an keine Anferstehung des Vaterlandes. Man ließ ihn darben, er wußte nicht mehr, wie lange er dem drückendsten Mangel sich noch entwinden könne; Keiner aber ahnte, daß ein großer Mensch sich gegen den kleinlichen Jammer nur auf eine Zeitlang mit Verachtung waffnet, und dann das Heiligste endlich für gering anschlägt, weil ihn das Geringe überwächst, das Gemeine überwältigt. Kleist wäre verhungert, da er als Cavalier auf der Landstraße nicht betteln konnte, als Mann sich zu stolz fühlte für gemeine Dienste, nachdem er mit dem Aufgebot seiner höchsten Kraft an dem Zeitalter gescheitert war. Sein Ehrbegriff, wie er ihn als Dichter im Prinzen von Homburg auf das zarteste und feinste zum Ausspruch bringt, hat auch in seinem letzten Lebensact eine Rolle gespielt. — Henriette und Heinrich hatten eines Abends wieder musicirt und gesungen, sich ihres Talents gefreut. Nach ihrem Vortrag eines alten Psalms ließ er nachläßig zerstreut das Wort fallen, das sei „zum Erschießen schön.“ Da hat ihn die Frau groß und tief ernst angeblickt und ihn seltsam beim Worte genommen. „Kleist“, hat sie ihm gesagt, „Sie haben mir einmal geschworen, Sie würden mir im Nothfall keinen, auch nicht den größten Freundschaftsdienst versagen. Wohlan, so tödten Sie mich!

Der Nothfall ist für mich da, ich kann, ich will nicht länger leben. Aber freilich, es giebt keine Männer mehr auf Erden!" — „Ich bin ein Mann, der sein Wort hält!" war Kleists Entgegnung. — Was er als Gelüst des Wahnsinns, als Geburt krankhafter Aufregung wiederholt in sich bewältigt und beseitigt hatte, war endlich reif in ihm als Ergebniß kalter Gleichgültigkeit. Das Versprechen, das ein Weib ihm abgelistet, sie zu tödten, weil sie sich für einen Raub des Todes hielt, war ihm nur ein schließlicher, ein gelegentlicher Vorwand. Möglich, daß er den Entschluß dieser Frau als stille Tollheit erkannte, und ihn doch als berechtigtes Motiv gelten ließ, wie er sammt allen Romantikern in seinen Werken so oft den Zufall die Gottheit, die Laune das Verhängniß, den Wahnsinn des Augenblicks die Prophetie des Schicksals spielen ließ. Oder hat er vielleicht als Mensch wie als Dichter die Grenze zwischen Gesundheit und Krankheit der Seele nie fest zu ziehen gewußt? Sein lange angebahnter Weg zum freiwilligen Tode führte ihn durch den Zufall, der ihm die Frau in die Arme trieb, schließlich ans gesteckte Ziel.

Unfern der alten Landstraße, eine Meile vor Potsdam, beim Gasthause, das nach dem Wirth „zum Stimming" hieß, dicht am Wansee, der auch der Heilige See genannt wird, ist die Stelle, wo Heinrich Kleist seine Freundin durchs Herz und sich durch den Mund schoß. Beide wurden dort verscharrt. Nach alter märkischer Landessitte waren die beiden Gräber lange Zeit mit Föhrenzweigen bedeckt, zu denen mancher Wandersmann, der vorüberging, noch einen neuen legte.

Neben der Eiche an seinem Grabe steht jetzt ein unbehauener Granitwürfel, den ihm nachträglich alte Freunde setzten.

In Kleists Zeilen an seine Schwester steht zu lesen: „Ich kann nicht sterben, ohne mich zufrieden und heiter, wie ich bin, mit der ganzen Welt, und somit auch, vor allen Andern, meine theuerste Ulrike, mit Dir versöhnt zu haben. — Wirklich, Du hast an mir gethan, ich sage nicht, was in Kräften einer Schwester, sondern in Kräften eines Menschen stand, um mich zu retten; die Wahrheit ist, daß mir auf Erden nicht zu helfen war. Und nun lebe wohl, möge Dir der Himmel einen Tod schenken, nur halb an Freude und unaussprechlicher Heiterkeit dem meinigen gleich: das ist der herzlichste und innigste Wunsch, den ich für Dich aufzubringen weiß.

Stimmings bei Potsdam, den —,
am Morgen meines Todes. Dein Heinrich."

Der Tag, den er nicht angab, war der 21. November 1811. Daß er der Heiterkeit, zu der er sich zwingt, sich auch noch prahlerisch rühmt, ist wohl das Schrecklichste und beklagenswerth Bedenklichste in diesen seinen Zeilen. Was Beide, Kleist und Henriette Vogel, an Frau von Müller schriftlich als Lebewohl hinterließen, hat sogar entschieden einen Anstrich coquetter Frivolität, oder soll man sagen frevelhaften Aberwitzes. Sie nennen sich als Selbstmörder „zwei fröhliche Luftschiffer", die sich über die Welt erheben. „Ja, die Welt ist eine wunderliche Einrichtung! Es hat seine

Richtigkeit, daß wir uns, Jettchen und ich, wie zwei trübsinnige, trübselige Menschen, die sich immer ihrer Kälte wegen angeklagt haben, von ganzem Herzen liebgewonnen haben, und der beste Beweis davon ist wohl, daß wir jetzt mit einander sterben. — Wir, unsererseits, wollen nichts von den Freuden dieser Welt wissen und träumen lauter himmlische Fluren und Sonnen, in deren Schimmer wir, mit langen Flügeln an den Schultern, umherwandeln werden. Adieu! Einen Kuß von mir, dem Schreiber, an Müller; er soll zuweilen meiner gedenken, und ein rüstiger Streiter Gottes gegen den Teufel Aberwitz bleiben, der die Welt in Banden hält." — Waren Beide, wie leichtfertige Kinder, der jenseitigen Sonne, in deren Schein sie mit Engelsflügeln wandern wollten, so gewiß, nachdem sie aufgehört, den Schauplatz der Menschenwelt für das Centrum des Heiligsten zu halten? Der Teufel Aberwitz aber hielt ihn selbst, den Unglücklichen, in Banden. Er fiel zu früh, wie Schill, aber nicht ehrenhaft für die große Sache, die Dieser wecken half; er fiel ganz und gar von seinem eignen Leid umstrickt und erdrückt. Es sei fern, um seiner Selbsthülfe willen einen Stein auf ihn zu werfen. Er hat sich selbst gerichtet, und die Strafe, den Auferstehungsmorgen seines Volkes nicht miterlebt zu haben, war hart genug für ihn. Denn es hätte ihm vergönnt sein können, im ehrlichen Freiheitskampf das Schwert in der Hand, wie Theodor Körner, zu fallen, oder mit Diesem und den Arndt, Schenkendorf,

Rückert heilige Kampf- und Zornlieder zu singen. In dieser Reihe und in der Nähe der Scharnhorst, Stein, Gneisenau, Blücher, hätten wir in einer deutschen Walhalla gern sein Bild, während der Ungeduldige trostlos seiner eignen Hand und der Grille eines Wahns erlag, ohne daß er ein Echo in der Wüste hatte.

IV.

Fichte.

IV.

Fichte.

Dem in und an sich selber untergegangenen, edlen Heinrich von Kleist war es nicht vergönnt gewesen, mit Schill, Scharnhorst, Körner einen ehrenvollen Tod zu sterben oder mit Blücher, York, Bülow zu siegen, nicht vergönnt gewesen, mit Arndt, Schenkendorf, Rückert, Follen, Körner, den Tyrtäen Deutschlands, Kampf und Sieg zu singen, oder mit Stein und Schön eine bürgerliche Lorbeerkrone zu erobern. Wir hätten nun also wohl in unserer Gallerie deutscher Männer Diese vorzuführen, die siegreich fielen oder am Wiederaufbau des Vaterlandes fortarbeiteten. Wir würden damit speciell ein Pantheon preußischer Ehren errichten. Es geschah dies, däucht mir, schon zur Genüge. Wir errichten hier Dem ein Standbild, der in der innern Werkstatt des Denkens ein Vater der Bewegung wurde und ein Zeitalter heraufbeschwor, in welchem sich Deutschland an der Quelle seiner selber wiederfand. Fichte hat auf preußischem Boden die Thaten seines geistigen Kampfes vollzogen, aber in Preu-

ßen nur ein Mittel zum Zweck gesehen, kein specifisches Preu-
ßenthum in Staat, Herrschaft und Sitte gewollt, vielmehr
ein „Reich deutscher Nation" erstrebt, es auf preußischem
Boden schaffen wollen. Daß Preußen nach der Schlacht
bei Jena zusammenbrach, hat ihn nicht in Verzweiflung ge-
stürzt; weit tiefer beugte ihn die Schamlosigkeit der Ueber-
läufer, Verräther und Feiglinge, die auf den Staat Friedrich
des Großen gepocht und ihn dann so schmachvoll rasch im
Stich gelassen. Nach dem Tilsiter Frieden schrieb er jammernd
seiner Frau: „Ich glaubte, die Nation müsse bestehen,
aber siehe, sie ist ausgelöscht." Eine neue Nation mußte aus
der Drachensaat des Unheils entstehen, ein Reich freier Män-
ner, die ihr Schicksal wollen, also es selbst schaffen mit oder
ohne Fürsten, ein Volk mit bewußter Selbstbestimmung,
welches das alte Nationalvermächtniß geistiger Freiheit, seit
den Glaubenskriegen von der Gewalt der Römlinge und der
Hinfälligkeit der Höfe verscharrt und begraben, selbst im
Staate Friedrichs entstellt und zur Caricatur geworden,
diese unveräußerliche Erbschaft deutscher Nation antreten
könnte, um da wieder anzuknüpfen in der Entwicklung unse-
rer Geschichte, wo uns in der Verwirrung der Leidenschaften
der Faden aus der Hand gerissen. Das in den Religions-
kriegen verunglückte und entseelte, nur zum Schein im alten
Trödel steifleinener Formen vegetirende Deutschland, von
König Friedrich, seinem ironischen Todtengräber, bei Seite
gescharrt, gründlich aber erst vom großen Corsen im Lüne-
viller Frieden eingesargt und förmlich bestattet, — dies

Deutschland mußte erst wieder neu geschaffen, dieser Scheinleiche erst wieder eine Seele eingehaucht werden. Und in der That, Fichte war dieser Todtenbeschwörer und Lebenwecker, von dem es, wie von den Propheten des alten Bundes, heißen kann: Er setzte seinem Volk ein neues Herz in den Leib. Und das neue Herz, das er in unseren Busen setzte, war das uns abhanden gekommene, alte Herz, die innere Kernkraft freier Selbstbestimmung, das Recht des freien Menschen, das Luther weiland in religiösen Dingen wider Rom in uns aufrief. Mit dieser That Luthers, nicht nach fremdem, äußerem Menschengebot, sondern kraft eigener innerer Willensstärke selig zu werden, beginnt das neue Deutschthum, das in der Befreiung von der menschlichen Satzung in der Religion sein Heil erkannte, im Kampf darüber aber mit sich selbst zerfiel. Aus seinem eigenen Busen mußte der Deutsche von neuem auferbauen, was jetzt sein Heil sein mußte, Staat und Volksthum. Und wenn Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation" vom Demosthenes die Leidenschaft und das Feuer gegen den modernen Philipp von Macedonien hatte, so war ihm von Luther die deutsche Bauernkraft und das hohe, kühne, unerschütterliche Gottvertrauen eigen. Dem Menschen sein Ich und seine Willenskraft zum Schöpfer seiner selber zu machen, erschien als eine revolutionäre Gewaltthat sondergleichen. Alles was Erbschaft der Jahrhunderte und Ueberkommenes ist, zu leugnen, und die ganze moralische Weltordnung nur für das Werk des freien Subjects zu erklären, lief gegen Alles an, was bisher geglaubt und gepredigt war.

Schon in seinen Vorlesungen über die „Bestimmung des Menschen" beim Ablauf des alten Jahrhunderts hatte Fichte Welt und Natur nur für das versinnlichte Material zum Act unserer Entwicklung, Gott selbst nur für einen octroyirten leblosen Begriff erklärt, der erst Leben hat, wenn das Ich der Menschenbrust als Zeuge des Urgeistes hintritt und Gott denkend, empfindend und handelnd bethätigt. Diese Zeugenschaft von Gott und diese Bethätigung des Ur-Ichs im Menschen-Ich ist aber höchster und alleinziger Beruf des Menschenseins, Pflicht nicht blos, sondern natürlicher Ausdruck unseres Wesens, Bestätigung unserer Existenz als Mensch und Geist. Daß die Welt nur Werth hat, wofern sich der Geist in ihr darlegt, die Natur nur gültig ist, wie weit sich ein Gedanke Gottes in ihr bewahrheitet: dies ist das Große in Fichte's Philosophie. Er ist nicht blos der fortgesetzte, sondern der angewandte Kant. Der Kant'sche Kriticismus prüfte, bevor er an die Erkenntniß der Objecte ging, die menschlichen Erkenntnißkräfte und wollte gefunden haben, daß diese unsere Instrumente des Denkens nicht ausreichten, um die Gegenstände, wie sie sind, und das Ding-an-sich zu begreifen. Auch was wir an den Dingen dieser Welt erkannt, als Quantität, Qualität, selbst Raum und Zeit seien ja nur Formen unseres subjectiven Denkens. Da wir aber das Absolute nicht begriffen, so bleibe uns nichts als die wesenlose Erscheinung. Nur das Bedürfniß nach Gott und Wahrheit wohnt, nach Kannt, auslöschlich in uns, aber befriedigungslos. Was an sich sei, lehrte er, sei nicht

für uns. Aber, warf Fichte ein, nur was für uns ist, hat Werth und Bedeutung für uns; was für uns ist, ist das wahre An-sich; die Wahrheit ist nichts Jenseitiges, nichts Transscendentes, sondern das Drängendste, das Allernächste für und in uns. Mit diesem Satze trat Fichte herein in den Proceß des deutschen Denkens, und diese seine Entdeckung, nur scheinbar revolutionär, nur scheinbar egoistisch, war eine schöpferische That. Das verzweifelte Dilemma Kants, daß Wahrheit und Gott ein ewig blos ersehntes, unfaßbares Jenseits, hienieden aber nur Schein, Schatten und Schemen, war damit glorreich erledigt, die Kluft zwischen Wesen und Erscheinung gefüllt, da von nun an das Größte und Heiligste nicht erst im Lande Drüben, sondern schon hüben sich zu offenbaren beginnt. Sei du nur, Mensch, in dir selber rein und von heiliger Willenskraft beseelt, dann wird das Absolute in dir mächtig und du seiner inne. Im Streben und Wollen des Rechten, Guten, Ewigen liegt nicht blos Sehnsucht, die sich stets vergeblich um ihr Ziel abmüht, es nie erreicht, sondern schon eine feste Gewähr des Erreichens und des Genusses der unsterblichen Güter. Nicht erst jenseits, in jedem Moment hienieden schon beginnt die Ewigkeit und hier schon zeigt sich, ob du, Mensch, der Unsterblichkeit werth und fähig bist. Schiller's großes Wort: Nehmt die Gottheit auf in Euern Willen, und sie steigt von ihrem Weltenthron! ward damit wiederholt, und als Doctrin entwickelt, Descartes' Fundamentalsatz: Ich denke, also bin ich! nur ausgeführt. Fichte entdeckte: Nur weil ich erkenne, bin ich, und was erkannt

wird, ist das beste und tiefste Sein. Nur nach dem Maß meines Erkennens ist die Welt um mich her, was sie ist. Was sie mir scheint, ist kein bloßer Schein, sondern weil und wie ich sie erfasse, gewinnt sie erst die Bedeutung eines wahrhaft Seienden, das ὄν wird im Denken und geistigen Empfinden erst ein ὄντως ὄν, so wie Klopstock sang: Schön ist, Mutter Natur, deiner Erscheinung Pracht; schöner noch, wenn sie der Mensch dir nachdenkt! Wie die Welt sich im Ich spiegelt, ist also wichtiger als wie sie in ihrer Gleichgültigkeit an sich ist. Und selbst in der Auffassung des Christenthums tritt die Wendung ein, daß die müßige und hinhaltende Anwartschaft auf das Land Jenseits vom Urewigen nicht bezweckt und gemeint sein könne, da er die Erde gewürdigt, sein Liebstes, den Eingebornen, ihr zu senden und sich in ihm ihr zu offenbaren. Bei tief Gläubigen steht fest, daß nur wer Gott entdeckt, ihn hat und besitzt. Der überlieferte Glaube wird erst zum Segen und zur Wahrheit, wofern er Thatsache in mir selber geworden, die Tradition wird erst Leben, wenn ich sie in mir selbst entdecke. Selbst der Cherubimische Wanderer sagte: Wär' Christus tausendmal in Bethlehem geboren, Und nicht in dir, so wärst du doch verloren! Nur soweit ich Gott erkenne, wird er mir zur lebendigen Wirklichkeit, nur soweit ich handelnd, denkend und empfindend ihn bethätige, bin ich eines ewigen Geisteslebens theilhaftig. Der Satz der alten Weltweisen: Mensch, erkenne dich selbst! bleibt mithin die ewig neue Hauptforderung. Wie sich die Stoffe der Natur mischen und formen, wie es mit

dem Lauf der Sterne steht, kümmert dich nicht so sehr als der Aufbau, Gang und Lauf der moralischen Weltordnung. Hier, Mensch, sei Freiherr deiner selber, kein Knecht des Hergebrachten, kein Sklave des Octroyirten. Dies erkenne vor Allem und in diesem dich selbst, denn du bist dir der Quell deiner Ereignisse, Gestaltungen und Formen, die moralische Weltordnung muß ganz deine Schöpfung sein, denn hierzu hast du, auch im steten Kampf mit den Elementen, die autonome Macht. Im Denken ist somit die Wurzel des Schaffens, im Erkennen der Quell des Werdens in der ganzen moralischen Weltordnung. Nicht freilich für das kleine, endliche, individuelle, menschliche Ich, denn der Gattung haben sich die Einzelnen zu beugen, sondern für das große Ich, für den Menschengeist, für den Geist überhaupt, wie ja Gott das Ur-Ich ist. Auch bei Gott ist das Denken die Wurzel alles Daseins, wie in der Bibel steht: Gott sprach und es ward! Sein Sprechen aber war nur der Ausdruck seines zusammengefaßten Denkens. Die Welt ward wie sie Gott gedacht und ist nur ein Erzeugniß seines Wollens und Denkens. Sollte da der Mensch, Gottes Ab- und Ebenbild, in seiner Welt, nach Religion, Staat, Sitte hin, nicht ebenso sehr das Product seines Willens haben und sehen, sondern nur der Sklave dessen sein, was ihm Sünde, Gewohnheit und das Bedürfniß früherer Jahrhunderte überlieferte? Selbst ist der Mann. Er läßt nur gelten, was er anerkennt im Wahren, Guten, Schönen. Und was er erkannt hat, ist sein bestes Selbst. Ich will! sagt der freie Mensch, und er bethätigt seine Willens-

kraft. Er hat nur Werth, wieweit er sich am Bau der moralischen Welt betheiligt, und somit ist er auch verantwortlich für die Gestalt seines Zeitalters in Sitte, Recht, Staat und Religion. Was vom Christenthum für ihn lebendigen Werth haben soll, muß sein eigenstes Leben und Eigenthum sein. Den Staat namentlich, der für ihn Gültigkeit haben soll, muß er als Bürger selbst schaffen, ordnen und handhaben.

Das war die große That der Fichte'schen Lehre vom Ich als der Seele des ganzen Lebensgehaltes, vom Segen der freien Selbstbestimmung und Autonomie des Menschen, der in Allem wirkt, Alles formt und den Stoffen der Welt und Natur erst den Adel giebt, indem er ihnen den Stempel des eigenen Wesens aufdrückt. Das Ich allein ist das absolut Schöpferische im Reiche Gottes, wie in der Menschenwelt. Die Objecte haben erst Werth, wenn das Subject in seiner Willenskraft sie gestaltet. Der Objecte der Welt und Natur bedarf das Ich nur als Anstoß zum Handeln und als Schranke, aber als Schranke, an der es seine Macht erprobt, seine Entwicklung vollendet, seine Mission vollzieht. Für Kant war die Freiheit die Bedingung zum sittlichen Handeln. Für Fichte ist diese Freiheit schon ein Ausdruck des Göttlichen im Menschen, ein Willensact der Sittlichkeit. Später drängte Fichte immer mehr darauf hin, das Absolute nicht in den Freiheitstrieb des endlichen persönlichen Ichs, sondern in das große Ur-Ich, in Gott, die Ur-Persönlichkeit, zu setzen, von der die einzelnen Geister nur die Abspiegelungen sind. (In seiner „Anweisung zum seligen Leben." 1806.) Kant

machte den Pflichtbegriff zum Gebot und zum Lebenstrieb für den Einzelnen, Fichte für das Geschlecht und für ein Volk, denn in einer Nationalität sah er ebenfalls den individuellen Ausdruck und die Gestalt eines persönlichen Wesens. War er Anfangs Weltbürger mit revolutionären Sympathien, so ward er doch bald Patriot und knüpfte an das Deutschthum die höchste Sendung für die Cultur der Menschheit. Er gehörte freilich nicht zu den Romantikern, die ins glanz- und wahnumsäumte Mittelalter zurücktauchten, um unsern Nibelungenhort, unser verlornes Selbst, wiederzufinden. Es ist für die Culturgeschichte bezeichnend, daß während Friedrich Schlegel in Wien vom untergegangenen Schimmer des germanischen Kaiserreichs phantasirte und declamirte, Fichte zu Berlin just in demselben Jahre auf die Bürgermacht der alten Hansa hinwies, als auf den Hort deutschen Wesens und deutscher Machtentfaltung. Er war aber auch keiner von den Kosmopoliten, die, selbst wie Goethe, den Untergang und die Auflösung der Nationalitäten in einem Napoleonischen Weltreich bei Festhaltung gewisser einzelner, von der Revolution noch erübrigter persönlicher Freiheiten für eine vollendete Thatsache, ja für einen Segen erachteten, aus welchem eine Geschichte der Menschheit, eine allgemeine Weltreligion und eine allgemeine Weltlitteratur hervorgehen würden. Beiden Richtungen, der romantischen und der kosmopolitischen, war Fichte scharf und stracks entgegen. Das Deutschthum, das er wiederauffand und neu hervorrief, lag ganz wo anders. Bis zur Reformation ist

Fichte zum Wiederanknüpfen an die fallengelassene Arbeit und Aufgabe für unser verlorenes nationales Selbst zurückgegangen, um, ein zweiter, ein politischer Luther, mit der Macht des freien Selbstbewußtseins ein neues Zeitalter für unser Volk heraufzuführen und kraft der Autonomie, die unser unveräußerliches Selbst ist, uns aber verlorenging im Sturm der wirren Selbstverfeindung, ein Reich deutscher Nation herzustellen, war's auch zunächst nur in der Abstraction der Gedankenwelt, in der aber, wie bei allen Stoffen, die Idee an sich schon die schöpferische Macht übt. Die große That, mit der wir in die neuere Geschichte traten, ja sie eröffneten, die große That Luthers war Verkündigung des freien Menschen gegen römische Satzung, mithin eine Rückkehr zum Germanischen, ein Besinnen auf sich selbst. Diese große That wiederholte und erneuerte sich mit Fichte auf dem Boden der politischen und socialen Existenz, indem er das Weltreich des Frankenkaisers in der Blüthe seiner Macht schon und unter den Bajonetten der Fremdherrschaft für einen eitlen, leeren und wenn auch factisch gelungenen, doch in der Idee und Wahrheit verfehlten, zur Caricatur gewordenen Versuch zur Erneuerung eines Weltreichs Karls des Großen erklärte. Diese seine mit Luther'scher Kraft und Kühnheit gesprochenen Theses gab er in seinen „Reden an die deutsche Nation." Schon früh war sein Zorn gegen alle Gutherzigkeit gerichtet gewesen, die sich irgendwo und wie gefangen giebt, feig die Segel streicht oder sich begnüglich einrichtet. Nicht was ein Volk ererbt hat, nicht was ihm von außen zugetragen

wird (timeo Danaos ac dona ferentes!), sondern was es sich selbst aus eigenem Stoff und Trieb erschafft, hat Werth für sein Dasein und ist sein festes, weil freies, selbsterzeugtes Eigenthum. Das Kant'sche Princip von der freien Selbstbestimmung und Pflichterkenntniß der Menschen entwickelte sich in Fichte mit einer Entschiedenheit, die vor keinen Folgerungen zurückbebte. Fichte war von früh an gegen Spinoza, der ihm die Freiheit des Willens und der Sebstbestimmung raubte. (Goethe's Spruch: „Was machst du an der Welt, sie ist schon gemacht!" war Spinozistisch.) Für Fichte — (Kant war der Vater dieser Doctrin und Schiller ihr eingeborner poetischer Sohn) — für Fichte ist das innere Gewissen des Menschen die einzige absolute Instanz. Sie ist verantwortlich für die Gestaltung der Welt, deshalb ziemt ihr die Kühnheit, sich Alles zu unterwerfen, denn für das freie selbstbewußte Ich ist Alles nur als Material da, Raum und Zeit nur die Tenne, auf der es drischt, die ganze Welt nach Form und Zweck das Erzeugniß seines Willens. Es war revolutionärer Ungestüm in Fichte's Auftreten, aber der Sache nach hat man ihn ebenso richtig den Vollender des Protestantismus genannt. Und so tief hängt seine abstracte Lehre vom Ich, dem Nicht-Ich, d. h. der Welt, gegenüber, nicht blos mit dem evangelischen Christenthum, sondern auch mit der concreten Thatsache unserer Befreiungskriege zusammen. Fichte war deren großer Vorkämpfer.

Schon 1804 und 1805 in seinen Vorträgen zu Berlin über „die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" erklärte er

sich gegen die Gewalt aller Thatsachen, weil nur die aus Gott stammenden Ideen Dauer und Ewigkeit haben, alles Andere vergänglich ist. Desgleichen gegen die Gewalt der Sinnenwelt, weil der Geist sich mit ihr entzweien, sie bekämpfen und ihrer Herr werden muß, soll der Mensch über dem Thiere stehen. Nur der Geist ist es, der aus Chaos, Untergang und Trümmern eine neue moralische Welt erschafft. Aber nicht der Geist des egoistisch Einzelnen, denn wer die Ideen erfaßt, wird auch von ihnen erfaßt, hält sich also für ein Werkzeug des großen Geistes, der Alles führt und umschließt. Grundzug des gegenwärtigen Zeitalters sei eben, predigte Fichte, der Egoismus des Einzelnen, der die Ideen, die das Ganze schaffen, knechten wolle. Egoismus und Gewalt der Sinnenwelt, sagt er, haben den Zustand über Europa hervorgerufen, welcher dem römischen Cäsarenthum nahe kommt. Napoleonismus ist der persönliche Name dieses Zeitalters, in dem es übermüthige Herren und feige oder schwache Knechte, aber keine Bürger giebt. Frei vom Cäsarismus werden, heißt ein neues Zeitalter der Freiheit, der Freiheit des Ichs und der Freiheit der Völker herraufführen. Erbe der Revolution, fand Napoleon sich mit ihr ab, ein falscher, rechthaberisch eigensinniger und selbstsüchtiger Sohn einer großen, wenn auch chaotisch dunkeln Mutter. In der Rechnung zwischen Fürstenthum und Volksthum machte er ein voreiliges Facit. Den Schwächen, Launen und Gewohnheiten angeerbter Dynasten entzog er, kraft der Revolution, die Welt, um sie, kraft eigener Gelüste, der Willkür und Bru-

talität militärischer Parvenus preiszugeben, die sich allerdings nicht Fürsten von Gottes Gnaden, wohl aber heuchlerisch Cäsaren nach Volksbeschluß nennen, — heuchlerisch, weil sie diesen Volksbeschluß unter dem Druck der Bajonette erzielen. Somit wurden die schleichenden Fieberschwächen der Erbherrschaft mit der acuten Wildheit des augenblicklichen Dünkels vertauscht, ohne daß die Welt, wozu sie nach der Revolution ein altes Anrecht wieder geltend zu machen hatte, eine freie, sich selbst verstehende und sich selbst regierende geworden. Die Abrechnung, die die Völker mit den Fürsten begonnen, war noch nicht fertig, noch nicht ausgeglichen, als Bonaparte den Schlußpunkt setzte nnd mit gewaltsamer Faust Alles strich, was zum eigenmächtigen, selbstsüchtigen Facit nicht paßte. Der gallische Cäsarismus ist eine tyrannische, militärische Maschine mit einem gewissen kleinen Rest von Menschenrechten, die wie persönliche Freiheiten aussehen, aber doch den Grundzug ächter Freiheit, die Selbstbestimmung der Völker, vernichten.

Ein Reich germanischer Nation mußte und sollte diese Weltherrschaft des gallischen Kaiserthums stürzen, und Napoleon hat auf St. Helena Recht gehabt, wenn er das Bekenntniß machte, die deutschen Ideologen mit der unwiderstehlichen Gewalt der Aufregung, die sie in der Jugend entzündeten, hätten ihn gestürzt. Dies Element hatte der Corse mißkannt und mißachtet. Fichte war der Vorfechter dieser deutschen Ideologie, der Blücher des deutschen Denkens, der Marschall Vorwärts im Befreiungskampf, nur daß ihm kein

Fürst, sondern der Genius des Deutschthums das Schwert des Geistes dazu in die Hand drückte. Preußen hat das Meiste gethan im Werk dieser Befreiungskriege, aber in Fichte's Sinne lag kein Großpreußenthum, Preußen war ihm nur Mittel zum Zweck, und Zweck war ihm ein Reich deutscher Nation, ein Reich von Freibürgern, die den Staat selber machen, weil sie der Staat selber sind und mit germanischem Sinn den Grundstein legen zu einer großen Völkerrepublik, gleichviel ob Fürsten dabei mitarbeiten, helfen und siegen oder daran zu Grunde gehen.

„Ich rede für Deutsche schlechtweg, von Deutschen schlechtweg", sprach Fichte in seinen großen Reden zu Berlin, „nicht anerkennend, sondern durchaus bei Seite setzend und wegwerfend alle die trennenden Unterscheidungen, welche unselige Ereignisse seit Jahrhunderten in der einen Nation gemacht haben." Wir waren in der That uns entfremdet, charakterlos geworden, entdeuscht. Charakter haben und deutsch sein, sagte Fichte, sei gleichbedeutend, unsere Sprache habe dafür keinen besondern Namen. „Wir müssen wieder werden, was wir ohnedies sein sollten, Deutsche!" rief Fichte, umringt von französischen Machthabern, belauscht von Spionen und unter dem klingenden Spiel der kaiserlichen Soldatesca. Napoleon sagte zum Schauspieler Talma: Schaffen Sie mir Helden! Und in der That an glänzenden kaiserlichen Theaterhelden, prahlenden und prunkend aufgeschmückten, hat es nicht gefehlt und fehlt es nicht den Franzosen unter beiden Kaiserreichen. Von Fichte dagegen sagte ein Zeitgenosse, er

habe gesprochen als wollte er große Menschen machen. Und es war groß von ihm selbst, von seinem Volke groß zu denken. Dem deutschen Volke, sagte Fichte, gehört die Entwicklung der Zukunft der Menschheit. Diesen stolzen Glauben gab er den politisch und social untergegangenen Deutschen seiner Zeit, er gab ihnen den Muth zu dem Beruf, ein Reich der Freiheit und Gerechtigkeit hinzustellen mitten unter der Knechtschaft des Eigennutzes, der seine Triumphe fast in ganz Europa feierte. Geschichte ist für Fichte überhaupt die Entwicklung der Menschheit zur Freiheit aus der Gebundenheit der Natur heraus. Und im göttlichen Weltplane, sagte er, liege vorgezeichnet die Mission der deutschen Nation: alle besondern Volkseigenthümlichkeiten siegreich in sich zusammenzufassen unter dem Banner der freien Persönlichkeit. Selbst niedergeworfen und als Beute eines Siegers sei Deutschland kein sichres, sondern ein verhängnißvolles Geschenk, denn der Deutsche lerne wie einst Held Hermann der Cherusker vom Feinde die Kunst, zu fechten, um ihn dann mit dessen eignen Waffen zu besiegen. Als Träger eines Reiches menschlicher Zukunft sei der germanische Stamm unverwüstlich. Auch in seiner „Staatslehre" erläutert das Fichte. Der Einheitsbegriff unsers Volkes sei noch gar nicht verwirklicht, sei noch ein Postulat der Zukunft. Ein Deutschland müsse erst geschaffen werden; auch habe es ja gar keine Grenzen. Der Umkreis fehle, nur das Centrum sei unzerstörbar gewiß, dies Centrum aber sei die Freiheit des Ichs, aus der der Bürger der Freiheit, der Deutsche, „ein wahrhaftes Reich des Rechts"

darstellen werde, „wie es noch nie in der Welt erschienen ist, in aller der Begeisterung für die Freiheit der Bürger, die wir in der alten Welt erblicken, aber für Freiheit, gegründet auf Gleichheit alles dessen, was Menschenangesicht trägt. Nur von den Deutschen, die seit Jahrtausenden für diesen großen Zweck da sind und langsam ihm entgegenreifen, ist die Entwicklung dieser Reichseinheit zu erwarten; ein anderes Element ist dafür in der Menschheit nicht vorhanden." (Staatslehre 1812. Sämmtl. W. IV. 423.) Gegen die Geschichte und der Geschichte der letzten Jahrhunderte zum Trotz müsse ein Reich germanischer Nation, selbst über den Staat hinaus, gebildet werden. Das sei der Deutschen Beruf. Bis jetzt seien die Deutschen behindert, Deutsche zu werden, ihr Charakter liege in der Zukunft, in der Hoffnung auf eine neue glorreiche Geschichte. Diese Epoche fordern, heißt sie schon halb beginnen, denn in der Zuversicht der Willenskraft zu sich selbst liegt die Gewährschaft für jede That. Für ein neues Deutschland müsse uns das nationale Selbstbewußtsein selbst den Boden erst schaffen; unsere Metaphysik, sagte Fichte, mache uns unsere Geschichte und unsern Staat. In den „Reden an die deutsche Nation" sagt er, die geschlossene Existenz einer [illegible] Nation mehr voraussetzend und fordernd: „War es im ewigen Rathschluß einmal bestimmt, daß der deutsche Name untergehen sollte, so war es besser, dieser Untergang geschah ehedem im alten Römerreiche, denn jetzt unter dem neuen Reiche des gallischen Römerthums. Geht Ihr zu Grunde, Deutsche, — rief er und schüttelte

eines Jeden Brust — so geht mit Euch zugleich alle Hoffnung des gesammten Menschengeschlechts auf Rettung aus der Tiefe seiner Uebel zu Grunde. Wenn Ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Rettung einer einstigen Wiederherstellung!" Bis auf diese Spitze hinauf hob er das nationale Selbstgefühl in Gedanken. Und seine Gedanken entstiegen dem Schooß eines tiefen Instincts. Wir fühlen, nach all den Verkümmerungen zur politischen Neugestalt eines Germaniens, noch heute leise mit ihm: Der Untergang des deutschen Volks würde der Untergang der Cultur sein. — Nach Fichte kann der Mensch auch den Glauben an seine persönliche Unsterblichkeit nur bewahrheiten, wenn er ein Vaterland bauen hilft, in welchem er selbst fortlebt. Sich einen Himmel auf Erden schaffen, heißt — wie es in seiner achten „Rede" lautet — ein staatliches Vaterland gestalten. Wie die letzte gesteigerte Mahnung und Forderung der Sibylle klang Fichte's Wort in Berlin: „Bedenket, Ihr seid die Letzten, die noch gehört von einem deutschen Leben, deutschen Staat. Wie lange wird's währen und es lebt Keiner mehr, der Deutsche gesehen!" Es war im Winter von 1807 zu 1808, als er, wie er selbst gestand, „auf die Gefahr des Todes hin" Sonntags nach der Kirche im runden Saal der Berliner Akademie diese seine markerschütternden „Reden" hielt. Er wäre gern Feldprediger gewesen; er hat sich auch zweimal, aber vergebens, dazu angeboten. Da er nicht mitfechten, nur reden durfte, so sprach er Schwerter und Blitze, und das Schwert und der Blitz seiner Rede hat mehr als Kanonen-

donner gewirkt; er nahm den Zeitgenossen das Gefühl der Erbärmlichkeit vor sich selber, gab ihnen Zuversicht und Glauben an sich selbst wieder, deckte ihnen die geheimen Quellen der Macht des Geistes auf, lehrte ihnen Unerschrockenheit gegen vollendete Thatsachen, die der Sturm der nächsten Stunde verweht, gab ihnen Selbstgefühl und lehrte sie stolz sein, Deutsche zu heißen, beschwor sie aber, zu sein und zu werden, was sie heißen, selbst einer Welt in Waffen gegenüber. Die freie Selbstbestimmung der Willenskraft als die göttliche Macht aller Ereignisse zu proclamiren, das eigene Ich im Busen des Einzelnen, im Busen und der Gesammtkraft eines Volkes für den einzigen unüberwindlichen Sieger, für den alleinigen Schöpfer einer richtigen Weltordnung zu erklären, selbst wenn Blut diese Schöpfung auf Leben und Tod besiegeln sollte: — das war der Athemzug, der einen heiligen Krieg anfachte, einen Krieg, den der Spanier hinter Busch und Berg mit zäher Langmuth führte, der Russe sogar im Brand seiner Kirchen und Altäre begann, der Deutsche aber, der in seiner Brust die beste Brustwehr trägt, nach langem Leid und langer Schmach in offener Feldschlacht zu führen lernte. Vielen war Fichte sicherlich ein Prediger in der Wüste erschienen, der wenig Glauben gewann, und die im Amt Hochgestellten und Weisen im Staate Preußen rümpften in der That die Nase, zogen die Schultern, klopften ihm höchstens vielleicht wohlwollend auf die Schulter, ihn officiös, wenn auch nicht officiell bedeutend, er möge sich in Acht nehmen; schützen werde und könne man ihn

nicht! Unbeugsam, trotzig, schroff: so mußte er sein, der große Vorkämpfer jener Freiheitskriege, die erst wieder ein Deutschland möglich machten, obschon Fürsten und Diplomaten zwischen der Möglichkeit und der Erfüllung der Wirklichkeit die große Kluft offen ließen. Auch Blücher, der Meklenburger, fluchte, daß die Feder immer wieder verdarb, was der Degen gut gemacht. Der deutsche Bauerntrotz, in Fichte's Schulter- und Schädelbau deutlich ausgesprochen, mußte diesem Freidenker innewohnen, wenn er Der sein sollte, der seinem Volke ein neues Herz in den Busen setzte. Und dies neue Herz war eigentlich nur das alte Herz deutscher Ehrlichkeit und Ehre; aber der Muth eines Luther, ja die Verwegenheit eines Bauernführers Thomas Münzer gehörte dazu, den Zeitgenossen die Scham auf die Wange zu treiben im Anblick dessen, was Deutsch sein sollte und was aus Deutschland geworden. Und wenn er vom Frankenkaiser als einer Ausgeburt des Egoismus ein Bild entwarf, das er dem Urbilde gleichsam ins Antlitz warf, so daß man beides schier verwechseln konnte, so mußte er vom imperatorischen Dictator fast selber etwas in seiner Natur haben, wie ja sogar sein Aeußeres in der untersetzten, kurzhalsig felsenfesten Musculatur bis zur Gewaltsamkeit der energischen Kinnlade als etwas Napoleonisches gedeutet wurde. Das Bild, das Fichte von Napoleon entwarf, war gewiß das treffendste, das es gab und giebt. Seine Zeichnung dieser unheilvoll mächtigen Gestalt liegt mitten inne zwischen den Auffassungen Goethe's und Blücher's. Für Goethe war Napoleon

der fatalistische, aber zugleich bewundernswürdige Genius des Jahrhunderts, dem sich die Völker nicht entwinden würden. Blücher im Gegensatz seiner ganz niedrigen Fassungsart rief: Wenn ich ihn kriege, lass' ich ihn aushauen! Denjenigen, der das gesammte Zeitalter erschütterte und durchschüttelte, als Buben zu nehmen, ist gewiß so beschränkt und roh wie möglich, während freilich heutzutage nach Anweisung des kaiserlichen Autors im zweiten Kaiserreich selbst die ganze Weltgeschichte verfälscht zu werden droht, um im großen Corsen einen Lichtbringer für die Völker, einen wahren Boten Gottes und der Freiheit zu feiern. Es giebt aber Naturen, die, wie alle Godegiesel in den Schickungen] der Völker, mehr blos große Ereignisse als große Persönlichkeiten sind; nur die Hinfälligkeit und Nichtigkeit der Andern macht sie groß. Fichte's Ansicht streift hieran. Er nahm Napoleon als den Dämon des Jahrhunderts, als den Dämon der Selbstsucht, den das neue Geschlecht nur überwinden könne, wenn es in sich selber, aber im guten Sinne, die gleich starke Gegenkraft dreister Entschließung und Rücksichtslosigkeit aufrief. Und in der That, gegen den Dictator der wälschen Gewalt und List erhob sich in den „Reden" ein Dictator des deutschen Gedankens, ihm die Endschaft seines egoistischen Weltreichs in der freien Entschließung der Völker verkündend. Fouqué hat Fichte im „Sigurd" als Propheten der neuen Zeit gefeiert, und wenn diese akademischen Reden kurz nach Schillers „Wilhelm Tell" gehalten wurden, in welcher Dichtung zuerst die eigentlich poetische Prophetie des Jahrhun-

derts erklungen war, so ließ die neue Zeit, welche Fichte wider Napoleon heraufbeschwor, auch gar nicht lange auf sich warten. „Zum letzten Mittel, wenn kein anderes mehr verfangen will," ward den Völkern das Schwert gegeben, sie griffen in den Himmel und holten ihre Rechte sich herunter, „die droben hangen unveräußerlich und ewig wie die Sterne selbst." Und dem Prediger in der Wüste zu Berlin half der Weltgeist nach. Seiner Mahnung an einen heiligen Krieg, an eine Teutoburger Schlacht, wo deutsche Faust massenhaft ein Römerheer zermalmte, folgte zunächst die That der Russen, die in Moskau's Brand das triumphirende Gallierheer verwüsteten, bis deutscher Jugend Heldenmuth und gesammte europäische Kraft bei Leipzig den Unbesiegbaren besiegte.

Fassen wir Fichte's persönlichen Lebenswandel ins Auge, nachdem wir den Kern seines Gedankengangs dargelegt. — Johann Gottlieb Fichte wurde, eines braven armen Bandwebers ältester Sohn, am 19. Mai 1762 im Dorfe Rammenau in der sächsischen Oberlausitz, unfern von Kamenz Lessing's Geburtsort, geboren. Sachsen hat nicht volles Recht, stolz darauf zu sein, Lessing und Fichte, wie früher Leibnitz, geboren zu haben; denn außer der Stelle, wo ihre Wiege stand, hat Sachsen von den Männern nichts aufzuweisen, es hat sie alle Drei nicht brauchen können, sie von sich ausgeschieden oder gehen lassen. Preußen aber, auf dessen Boden

sie wesentlich ihr Wirken entfaltet, kann sie auch nicht die Seinigen nennen; denn sie sahen in Preußen nur eine größere Anhäufung deutscher Elemente, haben nicht für ein specifisches Preußenthum, sondern auch auf preußischem Boden für ein „Reich deutscher Nation“ gearbeitet und gekämpft. Welcher Gestalt dies Reich deutscher Nation politisch ins Leben treten werde, gehört der Zukunft an; verkennen wir unsererseits nur nicht, wes Geistes Art der Grund ist, den die großen Vorkämpfer zum Aufbau eines neuen Germaniens gelegt und erstritten. — Der Knabe Gottlieb hatte ganz Gestalt und Wesen deutscher Bauernnatur, die hartnäckig in sich gefaßte und auf sich trotzende Figur und Sinnesart, die in der Sprache des Franzmannes einen homme carré bezeichnet. Vom Vater Weber hatte er neben der Gottesfurcht, die ihn zum Ablesen des Morgen- und Abendsegens am Heerd der Familie anhielt, auch das sinnende, brütende Mitsichselbstverkehren. Auch ward er zum Handwerk des Alten bestimmt, während Deutschlands Genius nach des Ewigen Weltplan es gerathener fand, ihn nicht am Webstuhl des Vaters, sondern am Webstuhl des Jahrhunderts seinen Platz und seine Arbeit finden zu lassen. Schwerfällig, aber voll innerer, zurückgehaltener Feuerkraft, mag der Knabe nicht allzu schnell, aber desto nachhaltiger in seiner Entwickelung gewesen sein, bis ein gütiger Zufall seine versteckte Eigenthümlichkeit ans Licht brachte. Im Schlosse zu Rammenau war eines Sonntags nach dem Gottesdienste ein Gast des Hauses, ein Kammerherr v. Miltitz, eingetroffen, der es bedauerte, zu spät gekommen zu

sein, um den Pastor Loci zu hören. Scherzhaft wurde ihm ein Bube im Dorfe bezeichnet, der im Stande sei, ihm die ganze Predigt aus dem Gedächtniß herzusagen. Der Bube ward geholt und im leinenen Kittel stand der neunjährige Gottlieb Fichte vor den Herrschaften, Anfangs schüchtern, aber im Verlauf immer feuriger die Rede des Predigers wiederholend. Alles staunte und der Kammerherr nahm den Knaben mit sich auf sein Gut bei Meißen, ließ ihn von seinem Pastor erziehen und die nahe Stadtschule besuchen. Die Fürstenschule Pforta ward dann seine weitere Bildungsstätte. Dieser wäre er fast entlaufen. Die pedantische Zucht der Schüler unter einander, namentlich eines despotischen „Obergesellen" reifte in ihm den Entschluß zur Flucht; mitten auf dem Wege aber unter Gottes freiem Himmel — er wollte wie Robinson eine wüste Insel aufsuchen — überkam ihn im Gebet der Gedanke an seine Eltern und mit der Kraft der Selbstüberwindung trieb ihn sein Gewissen in die Anstalt zurück. Sein offenes Geständniß gewann ihm des Rectors Herz und er kämpfte sich muthig durch. Neunzehn Jahre alt bezog er als Theologe die Hochschule zu Jena, dann zu Leipzig. Sein Gönner starb, seinem Vater blieben noch sieben jüngere Kinder zu ernähren und Gottlieb mußte darben bei Correcturarbeit und Stundengeben. Den Candidaten hörten die Eltern dann in der Heimath predigen, während er eine Hauslehrerstelle suchte, da das kurfürstliche Consistorium nicht von der Art zu sein schien, einen freimüthigen Mann Gottes zu befördern. Er hat über die „mehr als spanische Inquisition"

seiner Heimath gescholten, nachdem ihn später das kurfürstliche Dresden des Atheismus geziehen. Ein geborner Redner, schwankte Fichte lange zwischen Kanzel und Katheder; die Noth aber trieb ihn wiederholt in's Ausland. Man kennt auch metrische Arbeiten von ihm aus jener Zeit und eine Novelle: „das Thal der Liebenden", die Band 8 der sämmtlichen Werke aus seinem Nachlaß brachte.*) Der Dichter und wohlbestallte Kreissteuereinnehmer Weiße, der holde „Kinderfreund", rettete ihn vor Verzweiflung und verschaffte ihm eine Hauslehrerstelle in Zürich. Ein gleich rüstiger Fußgänger wie zwei Jahre später Seume, der Wandersmann nach Syracus, wanderte Gottlieb Fichte über Nürnberg dem Schweizerlande zu, wo er, unter Freibürgern, den Beginn der Revolution erlebte. Er wollte in Zürich eine Schule errichten, in der sich Jünglinge systematisch zur Fertigkeit der freien Rede heranbildeten; so sehr bekundete sich wiederholt in ihm das Wesen des Redners, der, Mann gegen Mann, sein Alles mit

*) Man hat aus späterer Zeit auch Sonette von Fichte; sie sind undichterisch wegen des gehäuften Gebrauchs abstracter Umschreibungswörter; und ein Drama: „der Tod des heiligen Bonifacius", zu dem ihn die Idee des Opfertodes begeisterte. Auch sein begeisterter Brief an Schiller über die Berliner Aufführung der Natürlichen Tochter (s. Deutsche Charaktere, Bd. 3, S. 338) bezeugt, daß er in der Poesie nur Sinn für ideelle Abstractionen und Begriffsbestimmungen hatte. Wichtiger für Fichte's Styl und Sprache war seine Uebersetzung des ganzen Sallust und mehrerer Stücke von Montesquieu. Auffälliger Weise war Cicero unter den Alten sein Lieblingsautor, dem er in der Satzbildung mitunter sogar nacheiferte, während die gebundene Kürze und Schlagkraft des Tacitus weit mehr in seiner Natur lag. In einer Abhandlung über Klopstock's Messias hat er die unpoetische Wirkung der theologischen altmodigen Orthodoxie gerügt.

sich und seine geistigen Waffen jederzeit kampffertig bei sich führt. Bedeutungsvoll war in der Schweiz für ihn auch sein Verkehr mit Pestalozzi, welcher dem jungen Geschlecht eine Bildung zu geben gedachte, die nicht Selbstzweck ist, sondern nur Mittel zum allezeit fertigen Handeln. Von Dauer war ein anderer Gewinn in der Schweiz für den Menschen Fichte; eine Nichte Klopstock's, Johanna Rahn, ward in Zürich seine Braut. Seines Bleibens war freilich dort nicht; eine schweizerische Republik war zu eng, einem Ausländer den Boden zu gönnen. Sein Beruf als Prediger war noch nicht beseitigt in ihm, allein sein Vaterland Sachsen blieb ihm verschlossen dafür. Er wollte jetzt Menschen erziehen, aber nicht mehr Kinder, sondern Erwachsene, womöglich Prinzen; er suchte in der That, von Lavaters Bemühungen unterstützt, eine Lectorstelle an einem Fürstenhofe, mußte sich aber, wie er sich selbst ausdrückt, abermals begnügen, „die zärtlichen Zweige eines sächsischen Edelmannes zu beschnitzeln". Da erst, im Juli 1790, begann er sein Studium Kants und der kategorische Imperativ ward seitdem das Axiom seines sittlichen Philosophirens. „Nicht Glückseligkeit, Glückwürdigkeit ist der Zweck unsers Daseins!" Dies Wort Fichte's datirt schon aus jener Zeit. Ihm fehlte dazu nur ein Stück Brot, nachdem er abermals in Leipzig bitterschmerzlich suchte. Warschau lockte mit einer Erzieherstelle beim Grafen P., und der reisende Pädagog griff wieder zum Stabe. Zwischen prächtigen Palästen Einsturz drohende Hütten: so schilderte er Warschau, ein Bild des ganzen Volkes und Staates der Polen.

Aber dem französirten Grafen mißfiel der derbe deutsche Hauslehrer, der ohne Perrücke, mit vorne kurzgeschnittenem Haar und Locken im Nacken, mit breiten muskelstarken Schultern, mit blutvollem Angesicht und stark vorspringender „ketzerischer" Nase, wie er selber sein Riechinstrument bezeichnete, so äußerst wenig salonmäßig erschien. Es kam nicht zum Antritt der Informatorstelle; er bestieg noch als Gastprediger in Warschau die Kanzel und verließ dann die Polenstadt, um bei Kant in Königsberg zu hospitiren. Er fand des Altmeisters Vortrag schläfrig, und schrieb dort anonym seine „Kritik aller Offenbarung", ein Werk, das zu Kant's Buche: „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" nicht ein Nachzügler, sondern ein Vorläufer war. Man hielt es auch in der That für ein Werk Immanuel Kant's, bis dieser öffentlich dem widersprach und Fichte als Verfasser nannte. Hiermit war der Jünger eingeführt und sein Ruf begann. Später ward dem alten Herrn Fichte's Kühnheit zu keck und unbequem, und er wies jede Gemeinschaft mit solcher Fortführung und Ergänzung seines eigenen Denkens entschieden und unwirsch von sich. Leider hat Fichte ihn in seiner Noth und Bedrängniß damals auch „angepumpt" und war höflich abgewiesen, dagegen von ihm als Hauslehrer dem Grafen Krockow bei Danzig empfohlen. Dort, in einem feingebildeten und zugleich für tiefere Eigenthümlichkeit nicht verschlossenen Kreise blieb Fichte bis ins Jahr 1793. Seine „Kritik aller Offenbarung" erregte währenddessen Aufsehen und machte Glück. Er verspottete jetzt das Wöllner'sche Re-

ligionsedict und that dann einen kecken Schritt weiter ins Gebiet der Politik. Stand doch das Gewitter der Revolution nicht mehr am Horizont, sondern im Zenith des Zeitalters, um die höchsten Scheitel zu treffen! Seine Feder eiferte gegen „die Unrechtmäßigkeit des Büchernachdrucks", schrieb (1792) seine „Rückforderung der Druckfreiheit von den Fürsten Europa's" und drang dann auf den Kern der Sache im Laufe der Zeitentwicklung: „Zur Berichtigung der Urtheile des Publicums über die französische Revolution". Heft 1, noch im Krockow'schen Hause geschrieben, untersucht und bejaht in abstracto die Frage, ob ein Volk das Recht habe, seine Staatsverfassung zu ändern. In Zürich (1793), wohin er, um seine Verbindung mit Johanna zu feiern, zurückkehrte, hat er in Heft 2 die Verhältnisse von Adel und Kirche im Fall einer solchen berechtigten Staatsumwälzung erläutert. Er ward damit nicht zum politischen Parteiführer, aber legte darin den Grund zur ganzen Reihe seiner rechtsphilosophischen Werke: „Grundlage des Naturrechts" (1796), „der geschlossene Handelsstaat" (1800), „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" (1804), „Rechtslehre" (1812), „Staatslehre" (1813). Manche rigoristische Uebereilung der ersten Schrift, im Eifer gegen die Versumpfung der alten Zeit verfaßt, hat er zurückgenommen, der Kern seiner Anschauungen und Beweise blieb. Und die Machthaber bezeichneten ihn als Demokraten, verfolgten auch als sie später den Atheisten anklagten, eigentlich nur die Demokratie in ihm. Seine Berufung nach Jena an Stelle des nach Kiel abgegangenen Reinhold nannte

Goethe „Kühnheit, ja Verwegenheit". Als ob mit dem Gegentheil dem Zeitalter gedient gewesen wäre, um die Stürme, die über die Menschheit heraufzogen, zu beschwören! In Zürich war für Fichte auch bei seinem zweiten Aufenthalt kein bleibender Wirkungsraum möglich geworden; seine Hochzeitsreise führte ihn noch nach Richterswyl zum Verfasser von „Lienhard und Gertrud"; dann folgte er dem Rufe Karl Augusts, der ihm nur 200 Thlr. Gehalt zu bieten hatte, aber wiederholt seine Lust an kühnen Geistern damit bethätigte.

Am 23. Mai 1794 begann Fichte mit einer Vorlesung „über die Bestimmung des Gelehrten" seine fünfjährige Professur in Jena; seine „Wissenschaftslehre" setzte das Thema fort. Der größte Hörsaal faßte nicht die zuströmende Menge; sein sprudelndes Kraftgefühl und starkmuthiger Humor spricht sich über den Erfolg in seinen Briefen an die Gattin aus, die ihm alsbald aus der Schweiz nachgefolgt war. Ein Hörer und Augenzeuge, Forberg, schrieb über den Lehrer: „Der Grundzug von Fichte's Charakter ist die höchste Ehrlichkeit. Ein solcher Charakter weiß gewöhnlich wenig von Delicatesse und Feinheit. In seinen Schriften kommen auch wenige eigentlich schöne Stellen vor; sein Trefflichstes hat immer den Charakter der Größe und Stärke. Seine Grundsätze sind streng und wenig durch Humanität gemildert; gleichwohl verträgt er Widerspruch und versteht Scherz. Sein Geist ist ein unruhiger Geist; er dürstet nach Gelegenheit, viel in der Welt zu handeln. Fichte's öffentlicher Vortrag rauscht daher wie ein Gewitter, das sich seines Feuers in einzelnen Schlägen

entladet. Er rührt nicht, aber er erhebt die Seele. Reinhold, sein Vorgänger, wollte gute Menschen machen; Dieser will große Menschen machen. Sein Auge ist strahlend und sein Gang ist trotzig. Durch seine Philosophie will er den Geist des Zeitalters leiten; er kennt dessen schwache Seite, darum faßt er ihn von Seiten der Politik. Er dringt in die innersten Tiefen seines Gegenstandes ein und schaltet im Reiche der Begriffe mit einer Unbefangenheit umher, welche verräth, daß er in diesem unsichtbaren Lande nicht nur wohnt, sondern herrscht." An seinen Vorträgen und Schriften arbeitete Fichte unermüdlich; seine Wissenschaftslehre gestaltete er (von 1794 bis 1813) sechs- bis siebenmal um und jede dieser Umgestaltungen war ein neuer Versuch, „zum Verstehen zu zwingen." Die Härte und Schwere seines Styls räumte er nicht ein, er verlangte von seinen Schriften lauten Vortrag; in der Declamation, war er der Meinung, schwinde, was man ihm als Härte vorwerfe. Er war eben Redner im vollen Sinne des Wortes; das Schreiben erschien ihm nur als Nothbehelf. Er lehrte nichts systematisch, sondern dachte laut, lehrte lernen, ähnlich wie Lessing. Sein Vortrag ging auf den Mann und rief in jedem einzelnen Ich das allgemeine Ich und Bewußtsein der Menschheit auf, wie Schiller als Dichter. Seine Lehre predigte nicht objectiv sein sollende Weisheit, sondern rief das Subject zur Gesinnungstüchtigkeit und zum freien selbstbewußten Handeln auf. Als er gegen den faulen Comment der Corps und geheimen Orden unter der Studentenschaft eiferte und dafür Steinwürfe gegen sein

Fenster erntete, widerlegte er vom Katheder diese falsche Beweisart gegen seine Lehre, und seine Zuhörerschaft geleitete ihn im Triumph nach Hause, wie ein Augenzeuge, der spätere Bremer Bürgermeister Smidt, erzählt. Nur auf kurze Zeit zog er sich aus Unwillen gegen die Indolenz des schon eifersüchtigen Senates von dem wüsten Treiben einer ihn mißverstehenden Partei zurück. Daß aber Männer aus den Drachenzähnen, die er säete, entstehen sollten, ward den Machthabern bereits bedenklich, und die Gelegenheit, ihn zu stürzen, fand sich bald. Eben jener Forberg, damals Schulrector in Saalfeld, lieferte ihm für sein „Philosophisches Journal" einen Aufsatz voll skeptischer Betrachtungen über die Gottheit, welche die Vernunft nicht anerkennen könne, die Religion aber im Glauben bestehen lassen müsse. Fichte nahm den Artikel: „Ueber die Gründe unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung" auf, gab aber seine Widerlegung daneben, mit dem Hinweis, daß Gott, obschon ein Geheimniß, doch als moralische Weltordnung von der Philosophie zu begreifen sei. Er bekämpfte also die Skepsis des Atheisten, aber nur mit philosophischen Gründen, nicht mit den Formeln der kirchlichen Dogmen. Die kursächsische Regierung erließ an den Weimarischen Hof eine Beschwerdeschrift, beschuldigte die Verfasser beider Aufsätze des „gröbsten Atheismus", verbot das Journal und drang auf Bestrafung unter dem Androhen, den Besuch der thüringischen Hochschule zu verbieten. Gegen das Verbot seines Journals erhob sich Fichte (1799) in einer „Appellation an das Publicum", gegen die Anklage des

Atheismus in einer „Gerichtlichen Verantwortung", in der er den Unsinn nachwies, ihn, der das Göttliche für das einzig Reale halte und die Sinnenwelt negire, der Gottlosigkeit zu zeihen. In der That kann Fichte's Lehre eher des Akosmismus bezüchtigt werden, da sie das Nicht-Ich für nichtig erklärt. Moralität und Religion sind absolut Eins, sagt Fichte in seiner „Appellation", beides ein Ergreifen des Uebersinnlichen, das erste durch Thun, das zweite durch Glauben." Den eigentlichen Grund zur Verfolgung sah er mit Recht in seiner Wahrheitsliebe, im Geist der Freiheit und Selbständigkeit, zu der seine Lehre erzieht; er schalt seine Verfolger Obscuranten, der Gott Derer, die ihn Atheisten schälten, sei nur ein Götze. — Der Weimarische Hof war nicht gewillt gewesen, Fichte als Ketzer verurtheilen zu lassen; mit einer amtlichen Rüge „wegen Unvorsichtigkeit" in den Ausdrücken glaubte man dem Dresdener Hof zu genügen und den Angeklagten schonend behandeln zu können; man hatte ihm durch den befreundeten Schiller von seinem kategorischen Vorgehen, mit dem er als Gegenkläger auftrat, abrathen lassen. Fichte aber, überhaupt kein Mann des gütlichen Beilegens und diplomatischen Vertuschens, wollte Entscheidung, wollte „sich für immer Ruhe verschaffen oder muthig zu Grunde gehen." Seiner trotzig barschen Drohung, den Abschied fordern zu wollen, kam man zuvor und gab ihm, womit er drohte. Goethe, dem Fichte's ganze Natur zu „schroff" und zu „unkünstlerisch" war, hat für seine Dienstentlassung gestimmt; er erklärte, er würde bei so stolzer und

drohender Sprache wider ein Gouvernement selbst gegen seinen eigenen Sohn votiren. Fichte hat später bereut, daß er nur gegen seine Ankläger, nicht gegen sich selbst im vollen Recht geblieben; er hätte sich mit ihnen nicht auf ihrem Felde einlassen sollen, darum sei ihm ganz recht geschehen, daß sie ihn überlistet. Vermittelnde Versuche schlugen fehl, wiederholte Petitionen der Studierenden wurden selbst vom Herzog unmuthig zurückgewiesen. Goethe aber irrte sich, wenn er im August 1799 an Syndicus Schlosser schrieb: „Was Fichte betrifft, so thut mir's immer leid, daß wir ihn verlieren mußten, und daß seine thörichte Anmaßung ihn aus einer Existenz herauswarf, die er auf dem weiten Erdenrunde, so sonderbar diese Hyperbel klingen mag, nicht wiederfinden wird. Je älter man wird, desto mehr schätzt man Naturgaben, weil sie durch nichts können angeschafft werden. Er ist gewiß einer der vorzüglichsten Köpfe, aber wie ich fast fürchte, für sich und die Welt verloren." Fichte war nicht verloren; im Gegentheil, sein Stern und sein großer Wirkungskreis ging ihm erst in Preußen auf.

Er war Anfangs allerdings überrascht, plötzlich amtlos, wenn auch nicht heimathlos geworden zu sein. Er dachte an das mit dem linken Rheinufer französisch gewordene Mainz, dessen Universität neugestaltet werden sollte; er warb sogar deutsche Gelehrte für diesen Plan; er wäre dort vielleicht ein Genosse Forsters geworden, Er, der später den Franzosenkaiser stürzen half. Da bot sich in Berlin ein Asyl; Männer wie Beyme waren dort just am Ruder, die mächtige

Genossenschaft der Freimaurer bereitete ihm den Boden und Friedrich Wilhelm III. hatte die biedermännische, ehrsam naive Anwandlung, zu äußern: „Ist Fichte ein so ruhiger Bürger, als uns aus Allem hervorgeht, und so entfernt von gefährlichen Verbindungen, so kann ihm der Aufenthalt in meinen Staaten ruhig gestattet werden. Ist es wahr, daß er mit dem lieben Gott in Feindseligkeiten begriffen ist, so mag dies der liebe Gott mit ihm abmachen; mir thut das nichts.“ Dem entsprach auch die Antwort des Berliner Cabinets auf den Dresdener Antrag, Fichte's Journal zu verbieten. Wo Preußen seinen Vortheil und seine eigentliche Aufgabe verstand, war es allezeit freisinnig; es verstand und versteht nur beides nicht immer aus Dünkel und Hochmuth.

Schleiermacher war damals in Berlin Prediger an der Charité; mit ihm und Friedrich Schlegel trat Fichte in Verkehr, besonders im Kreise der geschiedenen Frau Dorothea Veit, Mendelssohns Tochter, nachherigen Gattin Schlegels, auch mit dem Sprachforscher Bernhardi und dem treuen Arzte Hufeland. Ein neues Werk: „Die Bestimmung des Menschen“ beschäftigte ihn sofort. Zum Mitglied der Akademie vorgeschlagen, erhielt er unter den Einflüssen des feindlichen Nicolai zwei Stimmen Mehrheit gegen sich. Er hatte auch später noch zu kämpfen gegen den selbstgenügsamen Dünkel flacher Verstandesaufklärerei. Nicht minder empörte ihn der leere und frivole preußische Wahn, auf Oesterreichs Niederlage als eine Sache des eigenen Vortheils hoffen zu können. Mit scharfer Lauge geißelte er diesen Separat-

patriotismus, der, sich noch auf den Staat des großen Friedrich stützend, sich steif aufblähte und stumpfsinnig beschränkt nach egoistischen Einzelvortheilen geizen wollte. Es war im Jahre 1805, als Fichte in einer Gesellschaft, wo man die Besiegung Oesterreichs als ein Heil für sich pries, zornig aufsprang und ausrief, es werde kein Jahr vergehen, so werde man diese Niederlagen höchlichst bedauern. Und in der That, es verging kein Jahr, und trat das Bedauern noch nicht ein, so geschah's nur, weil der hohle Hochmuth sich plötzlich in eine feige Verzagtheit verkehrte, die nirgend mehr Hülfe wußte. Der Kreis, der in Fichte's Wohnung (auf der Neuen Promenade im dritten Stock des Hauses, das jetzt seit dem 19. Mai 1862 eine Gedenktafel trägt) sich zu seinen Vorträgen um ihn schaarte, war eine geringe Anzahl edel Denkender, deutsch Gesinnter. Berufungen nach Charkow in Rußland und Landshut in Baiern schlug Fichte aus; er erhielt den Lehrstuhl in Erlangen, wo freilich seine Thätigkeit bald genug unter den Folgen der Schlacht bei Jena unmöglich wurde. Auch Berlin war kein Hort mehr für ihn, und nachdem sein Lehramt auf Königsberg übertragen war, schien er auch dort vor den Nachstellungen der Sieger von Eilau und Friedland nicht sicher. Bleiben, um dem Kaiser der Gallier „präsentirt" zu werden, ihm zu huldigen, wie sein Freund Johannes Müller, oder sich huldigen zu lassen wie Goethe, war ihm, dem ehrlich Schroffen, unerbittlich Biderben, ein Gräuel. Auf dem Katheder Kant's hat er prophetisch eine ideale Republik der Deutschen des 22. Jahrhunderts verkündet und

seine Gegenwart als elende Vergangenheit geschildert, die Zerfallenheit des Vaterlandes in der Verblendung der Fürsten, Erbärmlichkeit des Adels, Habgier und Feigheit aller Classen aufgedeckt. Er schrieb von dort: „Wie tief, tief, tief die höchsten Angelegenheiten der Menschheit zerrüttet, welchen unwürdigen Händen sie anheimgefallen sind, weiß ich jetzt. Wie ich die Menschen diesen Winter kennen gelernt, läßt sich nicht sagen. Der Leichtsinn, die Sorglosigkeit mitten im Schiffbruch; daneben Andere, die aus dem Brande so viel zu rauben suchen, als nur irgend möglich!“ Er floh über Memel nach Kopenhagen und kehrte erst im Sommer 1807 nach Berlin zurück.

Friedrich Wilhelm, Anfangs im Gegensatz zum Regiment seines Vaters „der Römer“, dann „der Gerechte“, am besten wohl der ehrsam Naive genannt, hätte abermals einen guten Gedanken gehabt oder sich einflüstern lassen. „Der Staat muß an geistigen Kräften ersetzen, was er an physischen verloren hat!“ sprach Friedrich Wilhelm der Dritte und ließ auf Wilhelm v. Humboldt's und Beyme's Rath Pläne entwerfen zur Gründung einer Hochschule zu Berlin. In Zeiten der Noth griffen auch Fürsten wie Völker gern zum letzten Mittel, wenn kein anderes mehr verfangen will von den verbrauchten Dosen dünkelvoller Selbstherrschaft. Was Wilhelm v. Humboldt an Beweggründen vorführte zur Begründung einer Hochschule im Mittelpunkt des Reichs, war nur Ausdruck oder Folge dessen, was Fichte zur Begründung eines freien Reichs der Geister und eines Reiches deutscher

Nation gesprochen. Daß auch dies wieder zu bloßem Bureaugeist verknöcherte, wissen wir, aber Drang und Antrieb waren edel, der Quell zu einer geistigen Neugeburt Preußens groß und rein. Auch Fichte mußte einen Universitätsplan entwerfen; die Pläne von Schmalz, Wolf und Schleiermacher erschienen aber passender. Fichte wollte eine Normalanstalt mit geschlossenem Zusammenleben und Zusammenwirken der Lehrenden und Lernenden. Dieser Spartaner wollte wie Lykurgus Männer für den Staat erziehen, die sich diesem auf Leben und Tod weihen und opfern; er construirte eine fast mönchische Genossenschaft von Professoren und Studenten, in Pestalozzi's Sinn, mit Ausschluß alles Familienzusammenhanges. Jn Winter von 1807 auf 1808 hatte er in der Akademie der Künste seine 14 „Reden an die deutsche Nation" gehalten; am 15. October 1810 ward die Berliner Hochschule im Palast des Prinzen Heinrich eingeweiht. Schmalz war ihr erster, Fichte ihr zweiter Rector. Als es mit Theodor Körner hieß: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!" da hat Fichte wiederholt, wie 1806, aber vergeblich eine Stelle im Heere nachgesucht, um als Prediger mit ins Feld zu rücken und im wilden, wüsten Getümmel des Kriegs die angefachte Flamme der Begeisterung fortgesetzt anzufachen und die Seele der großen Volksbewegung wach zu erhalten. Preußen schien abermals wie zur Zeit Friedrich's des Großen, diesmal aber mit ganz deutschen Elementen, den Anlauf nehmen zu wollen, ein deutscher Musterstaat zu werden. Stein, der Befreier des preußischen

Bauernstandes, der Schöpfer der Städteordnung, der Erste in Preußen, der das Zusammentreten der Landstände forderte, war altfreiherrlichen Geschlechts aus Nassau, Scharnhorst, der Schöpfer der preußischen Landwehr, der mit dreimonatlichem Waffendienst ein Volksheer bildete, war eines hannöverschen Bauern Sohn. Stein, auf Napoleons Achtserklärung aus dem preußischen Dienst entlassen, mußte flüchtig werden, Scharnhorst starb schon im Juni des ersten Befreiungsjahres an seinen Wunden in Prag. Der philosophische Landsturmmann aus der sächsischen Oberlausitz, Fichte, hielt im Sommer 1813, als Episode zu seiner Staatslehre, „Vorlesungen über die Grundzüge des gerechten Krieges." Mit den Octobertagen der Leipziger Völkerschlacht schien ihm Ein Ziel erreicht, aber noch während die Verbündeten den Feind verfolgten, überkam ihn ein Trübsinn; er sah schon in der Ahnung die Kraft und Wehrhaftigkeit eines opfermuthigen Volkes von der Engherzigkeit der eigennützigen Selbstsucht, dem Grundzug der alten Zeit, entweiht, entkräftet und wieder ausgebeutet. „Es ist unzweifelhaft, schrieb Kalisch, sein Freund und Jünger, zum Berliner Fichtefeste: hätte ihn die Seuche des Krieges nicht so schnell, so unerwartet dahingerafft, der Friede würde ihn zu seinem ersten Märtyrer gemacht haben." Dies Martyrium vollzog sich noch 1824 an seinen „Reden an die deutsche Nation", denen die Censur in zwei Instanzen die Druckerlaubniß verweigerte. Fichte's Name stand unter den Verfehmten auch auf der Liste der Mainzer Bundescentralcommission. Er starb, ohne diese

Beschämung zu erfahren, an den mittelbaren Folgen des Krieges. Frau Johanna, seine Gattin, hatte zu Berlin mit begeisterter Hingabe im Herbst und Winter 1813 die kranken Krieger in den Spitälern gepflegt. Der Typhus ergriff sie. Langsam genesend, übertrug sie ihm das Gift der Ansteckung und er erlag in der Nacht des 27. Januar 1814. Die Kunde vom Uebergang Blüchers über den Rhein war das Letzte, was er vom wiederauferstehenden Vaterland erlebte und erfuhr. Ein Obelisk auf dem ersten Friedhofe vor dem Oranienburger Thore bezeichnet sein Grab. Ein Spruch aus dem Buche Daniel ihm zu Häupten kündet: „Die Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz, und Die, so Viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich."

Fichte's Irrthümer sind verschollen oder erledigt. Seine Lehre vom geschlossenen Handelsstaat ist der Einsicht des vorgeschrittenen Zeitalters gewichen. Fichte bezweckte auch durch sachliches und sociales Abschließen Einheit des Volkes: Ein Geschäft, Ein Staat! Sein Ausschluß der Familie von der Erziehung, die lediglich der Staat übernehmen sollte, ist ein spartanisches Utopien geblieben. Aber Zweck und Ziel dieser seiner Absicht war stark und tüchtig, und eine gesammte Nation in Waffen: dieser Gedanke hat Preußen mächtig gemacht. Von der geschlossenen Gesammtheit der Bürger geht nach Fichte auch die Gesetzgebung aus, selbst die Vertretung nach Außen. Er wollte im neuen Geschlecht der Jugend ein Volk immerdar in Waffen haben, auch geistig, ein sich selbst bestimmendes, sich selbst regierendes Volk. Das Heer hat nach

Fichte dem Willen der Volksgesammtheit, nicht einzelnen Souverainen als Kriegsherren zu gehorchen. Und was Stein 1813 bei der ursprünglichen Einsetzung der deutschen Centralverwaltungscommission bezweckte, ging ebenfalls auf Zusammenfassung aller deutschen Kriegsmittel, auf ein einheitlich gesammtdeutsches Heer, unabhängig von Gelüst, Neigung und Abneigung territorialer Dynasten. Das Parlament der Paulskirche in unsern Tagen hat nicht gekannt und erwogen, was Fichte darüber in seinen „Grundzügen des gerechten Krieges" erörterte.

Die metaphysischen Einseitigkeiten der Fichte'schen Lehre sind von Hegel widerlegt und ergänzt. Der Stoff in Welt und Natur ist dem Ich gegenüber keine träge, todte Masse. Ist der Geist der νοῦς der Welt, so ist doch diese Welt auch auf ihn wirkend und bestimmend. Das Leben ist weder ein Verhältniß von Herren und Dienern, noch ein mathematisches Rechenexempel, es ist ein Proceß und ein Kampf ineinanderwirkender Mächte und Elemente. Die Welt soll so sein, wie ich will, wenigstens die moralische Welt. Ich bin nicht und soll nicht sein der Sclave vorgefundener oder octroyirter Gesetze, sondern Mitfactor der Gesetze in der sittlichen Weltordnung. Das ist das Große in Fichte's Lehre. Aber der Natur gegenüber eigensinnig Recht haben wollen, ist Fichte's Schwäche. Keine Kraft nämlich wirkt allein, auch der Geist nicht. Der Geist ist die Flamme an der Kerze. Ohne den Geist hätte die Natur keinen Zweck. Ohne die Natur aber hätte der Geist keinen Stoff zum Brennen und Leuchten. Der Geist

ist in Erkenntniß und Genuß die zusammenfassende Kraft, die erst Sinn in die Welt bringt, oder vielmehr den Sinn, der in ihr schlummert, erkennt und aufruft. Ohne Geist sieht das Auge weder Sonnenauf- noch Untergang, sondern nur den Wechsel im Bedürfniß zum Wachen und Schlafen, — keinen Regenbogen, sondern nur Tropfen die sich färben, kein Meer, sondern nur Wasser das zusammenschlägt. Die Dinge sind da, aber sie erhalten erst Begriff, Zusammenhang, Gestaltung und Bewußtsein, wenn der Geist sie erfaßt. Die Natur wird erst durch den Geist zu dem, was sie sein möchte, aber nicht von selbst werden kann. Der Geist erst bringt Sinn in die Welt, indem er sie versteht. Er legt aber das Verständniß nicht willkürlich hinein, sondern entnimmt es aus ihr, und so wird aus dem Verstande die Vernunft. Der Geist ist freilich der Egoist, der Alles auf sich bezieht, aber doch nicht um sich dessen prahlerisch zu rühmen, sonst wäre er der Renommist. Er fühlt sich, auch wo er sich als das Bestimmende weiß, doch zugleich als etwas das bestimmt und beeinflußt wird. Er herrscht nicht über die Natur, sondern in ihr, indem er ihre eigenen Gesetze entdeckt, versteht, vollzieht und zum Bewußtsein bringt. — Es bedurfte des Durchgangspunktes der Schelling'schen, oft genug unverständig abirrenden Naturphilosophie, um die Ergänzung der Einseitigkeiten der Fichte'schen Lehre möglich zu machen.

V.

Schleiermacher.

V.

Schleiermacher.

Es war am 12. Februar des Jahres 1834 als Schleiermacher, dieser Lessing der deutschen Theologie, ein Sechsundsechsziger, starb. Er starb als Christ und als Lehrer der Kirche. Er hatte unter Kirche immer nur eine Gemeinde verstanden, die sich zu gegenseitiger Erbauung versammelte, und so sah er seine nächste Gemeinde, seine Familie um sich, und betrachtete als deren Priester den letzten Act seines Lebens wie ein letztes Thema zu gemeinsamer Erhebung der Gemüther. Das Triebwerk seines forschenden Geistes schien zu stocken, seine Glaubens- und Zweifelslehre war erschöpft; was nach ihm würde gepredigt und gedeutet werden, hatte ihn wohl in den letzten Lebensjahren viel und mit Sorgen beschäftigt, aber in der Stunde des Todes wandelte ihn keine Bekümmerniß mehr an. Nur auf die Seinigen war sein Blick gerichtet, an ihre Erbauung verwandte er die letzte Kraft seiner Rede, sprach Allen Muth ein, um sich so des eigenen Muthes zu versichern, reichte ihnen das Abendmahl,

das er dann selbst nahm, und schloß das Auge, das Tausenden so lange Zeit als ein kluger Stern der Religion geleuchtet, sie vor Unglauben und Aberglauben behütend. Zwischen Beidem hatte er seine ganze Lehre — die Einen sagten: immer in der Schwebe, die Andern: in der richtigen Mitte zu erhalten gesucht, ein Feind des todten Buchstabens und ein ewig sorgsam bemühter Vermittler, um Sinn und Bedeutung der überlieferten Schrift zu erfassen, nie arm an Hülfsmitteln und an Hebeln, um den Geist aus dem Born des Lebens zu schöpfen, selbst nicht verlegen an klugen Auskunftsmitteln und Nothbehelfen. War doch die Art, wie er in der letzten Stunde das Abendmahl genoß, ebenfalls ein Document seiner erfinderischen Exegese, so freilich daß auch hier die Weisheit seines Verstandes nur ein Werkzeug, ja ein Product seines Gemüthsbedürfnisses schien. Die Aerzte hatten dem Leidenden Wein untersagt. Ihn aber dürstete nach dem Symbol vom Blute Christi. Da mahnte er die Seinigen daran, daß, weil ja im ganzen Alterthum, auch bei den Juden Wein und Wasser nur gemischt genossen worden, Christus seinen Jüngern das Abendmahl sicherlich nicht in reinem Wein könne gegeben haben; der Ansicht sei er immer gewesen, und weil also auch das Wasser dabei gesegnet sei, so reichte er den Seinigen den Wein und nahm für sich das Wasser; er starb in dem Glauben, den er noch mit lauten Worten bekräftigte, der Buchstabe tödte, die Form sei gleichgültig, wenn nur der Sinn der ächte sei.

Am Begräbnißtage sah man mehr als dreißigtausend

Menschen der Leiche des Mannes folgen; ganz Berlin war bewegt. Denn hatte er auch nur zumeist den obern Classen der Gesellschaft gepredigt und Zeit seines Lebens den Gebildeten das Christenthum ausgelegt, so waren doch eben, weil seine Gemeinde wie eine freie Loge in der Christenheit dastand, gar Viele des besondern Reizes an solcher Gemeinschaft wegen aus allen Ständen herbeigezogen, um dem Manne zu huldigen, von dem man sagte, seine Weisheit sei noch größer gewesen als alle seine hohen Tugenden. Und noch an demselben Tage versammelte Henrich Steffens die akademische Jugend im Hörsaal der Hochschule und sprach mit der ihm eigenen phantasievollen Innigkeit von dem Gestorbenen als einem Hochbegabten, der nach vielen Seiten hin segensreich gewirkt, schloß freilich mit den Worten, Schleiermachers Christenthum sei nicht das seinige gewesen.

Steffens war ein entschiedener Altlutheraner; auch die Einsetzungsworte der Abendmahlslehre: „das ist“ verstand er verbaliter, nicht spiritualiter: „das bedeutet“. Für Schleiermacher hatte aber selbst in den Wundern, die Christus that, nicht der Buchstabe, sondern ihr Sinn Geltung. Wo er für sich den rechten Sinn gefunden zu haben glaubte, da ließ er freilich Andern das Recht der Auffassung und Deutung nach ihrem Bedürfniß. Sollte seine Dogmatik, seine Glaubenslehre und seine Christologie widerlegt sein, so steht Schleiermacher in dieser Freigebung des Rechts für Andere, die Wahrheit zu suchen, doch noch groß da für alle Zeiten. Diese ächte Freiheit der Kinder Gottes liegt in seinen drei

Bekenntnißschriften, die den Menschen Schleiermacher entfalten, ganz außerhalb seiner Dogmenlehre noch gültig sein und Zeugnisse der christlichen Bildung Deutschlands bleiben werden.

Diese drei Bekenntnißschriften, die er neben seiner Thätigkeit auf Kanzel und Katheder verfaßte, sind die „Reden über die Religion", die „Monologe" und die „Weihnachtsfeier". Die „Reden über die Religion", 1799 an die „Gebildeten unter ihren Verächtern" gerichtet, brachten beim Scheiden des alten Jahrhunderts der Bildung die verlorengegangne Ueberzeugung, daß Religion der Inbegriff unserer höchsten Gefühle sei, auch ohne Bekenntniß, denn der Buchstabe tödtet, auch ohne feste Einsicht in das Wesen Gottes, schon als zusammengefaßte Kraft des Subjects zum Höchsten, was im Himmel und auf Erden. Die Religion aus den Beinkammern des bloßen Formeldienstes zu erlösen, die Kirche ins Leben der Menschen zu bringen, statt das Leben in der Kirche abzutödten: dies ist Schleiermachers hohes Verdienst, von dem man wie Cicero von Sokrates rühmen könnte, er habe die Philosophie vom Himmel auf die Erde gebracht und in die Wohnungen der Menschen. Es ist viel Spinozismus in den „Reden"; das Aufgehen des Einzelnen im Absoluten, im Unendlichen wird als Zweck, Ziel und Genuß hingestellt. Allein die Ewigkeit, der das Subject sich in die Arme wirft, ist für Schleiermacher nur eine Kette von Momenten. Beute den Augenblick aus, o Mensch, denn nur aus Punkten besteht die lange Linie und nur im Moment kannst du an der Ewigkeit Theil haben!

So lautete sein Bekenntniß. „Beginne darum, heißt es wörtlich, schon jetzt dein ewiges Leben in steter Selbstbetrachtung; sorge nicht um das was kommen wird, weine nicht um das was vergeht; aber sorge, dich selbst nicht zu verlieren, und weine, wenn du dahin treibst im Strome der Zeit, ohne den Himmel in dir zu tragen." — Mit dieser Stelle aus den „Monologen" bekundete sich das Fichte'sche Element in Schleiermachers Lehre, die Freiheit und Selbstberechtigung des Ich, seine Fähigkeit sowie seine Verpflichtung, Theil zu haben am Absoluten, erhaben zu sein über Natur und Schicksal und selbständig der Wandelbarkeit der Materie gegenüber. Im Spinozismus ist der Geist blos eine Kraft, die absolute, aber nicht die freie; es fehlt der Uebergang vom Object zum Subject, und die Brücke von diesem zu jenem, vom Einzelwesen zum großen Ganzen und Absoluten fand Schleiermacher freilich im zweiten Adam, der den Gedanken der Kindschaft des Menschen zu Gott entdeckte und in seiner Natur wie sonst kein Sterblicher entfaltete. Seine Bitterkeit gegen Fichte, der dieser Brücke nicht bedurfte, um das endliche Ich mit dem Ur-Ich zu verknüpfen, war heftig genug; denn trotzdem all sein Sinnen und Trachten dahin ging, in allen Stoffen das Element der Persönlichkeit festzuhalten, war doch für ihn das Abhängigkeitsgefühl des Einzelwesens und dessen Bedürfniß der Hingabe Grund und Kern aller Religion. Sein Eifer gegen Fichte geschah nur aus Schreck vor der Arroganz dieser autonomen, die geistige Weltordnung selbstbestimmenden Macht, die kein Gesetz anerkennen wollte,

als das sie sich selbst gegeben. Schleiermachers Lehre vom Ich ist nicht die Fichte'sche Schöpferkraft des Mannes, sondern die weibliche Furcht und Scheu, auf sich selbst fußen zu sollen, statt sich anschmiegen zu dürfen an etwas ebenfalls Persönliches, aber Ewiges. Und dies persönlich Ewige sah er in seinem Christus. Der historische Christus entzog sich häufig seiner Untersuchung; um so mehr galt ihm dann der Sinn und die Bedeutung des Unerklärbaren im Leben Christi und sein idealer Christus blieb ihm der Inbegriff des Reinsten und Edelsten, ja des Göttlichen selbst, das sich nirgendwo sonst so ungetrübt als in diesem lautern Quell des ächt Menschlichen offenbart. Hierin und in dieser Auffassung Christi sah Schleiermacher den innern Kern des Christenthums, alles Andere gab er frei oder hielt er für untergeordnet. Er bekannte sich nicht zur Trinitätslehre; selbst Christus war ihm keine zweite fertige Gottperson. Er stand in der Mitte zwischen Supernaturalismus und Rationalismus, beide Seiten der Auffassung aber freigebend, sobald und soweit sie Theil haben am Mittelpunkt der Sache, während die Anhänger des todten Buchstabens die Welt mit Geschrei und Getümmel erfüllen, in Formeln die Bedingung zum Heil verkünden und den Bann der Ausschließlichkeit behaupten. Die Freigebung der Auffassungsweise hat er am schönsten und gediegensten in seiner dritten Bekenntnißschrift, in der „Weihnachtsfeier“ entwickelt.

In dieser poetisch dialogischen Schöpfung wird der Ideenstoff der Religion nach verschiedenen Seiten hin zur Sache vieler Persönlichkeiten, so daß das Christenthum als der Prototyp

alles Menschenlebens erscheint. Die Gemüthsart der kleinen Sophie, die sich von früh auf an den Mythen des Christenthums weidet, ist die Geburtsstätte jener Mystik, die sich in der Geschichte der Kirche als Katholicismus oder als Herrnhuterthum gestaltete, je nachdem aus dieser Richtung ein ganzer kirchlicher Organismus oder eine bloße Zufluchtsstätte der Andacht für stille Gemüther hervorging. Diese unmittelbare Hingebung an die legendenreiche Religion theilt in der Novelle auch Joseph, der in der Offenbarung des Johannes seine tiefe, dunkle Befriedigung sucht. In Leonhard wird ein edler Vertreter der rationalen Auffassungsweise vorgeführt. Ohne profan zu sein, noch verschlossen für die Heiligkeit der Offenbarungen, dringt er auf die Realität der Sache. Indem er die Wunderthaten Christi als Producte der Entzückung der Liebe in den Gemüthern der Gläubigen deutet, und die Person des Jesus von Nazareth ihm in die ganze Reihe jener tiefbegabten Männer, der Propheten, Johannes des Täufers, der Jünger und der Apostel, sowie der Kirchenväter eingegliedert erscheint, nimmt er das Christenthum als eine weltgeschichtliche Thatsache, als eine neue Culturperiode des Menschengeschlechts. In Ernst dagegen ist ein christlicher Idealismus persönlich geworden. Sein Glaube geht nicht aus von den geschichtlichen Spuren der Erscheinung Christi; er läßt es dahingestellt, wie weit die Welt der Wunder, in der sich Jesu Leben bewegt, eine geschichtliche Basis hatte: aber wie er mit aller Liebe und Hingebung von der Bedeutung des Weihnachtsfestes spricht und das wundersame Ge-

fühl erklärt, in ihm eine aufgehende Sonne des neuen Lebens, einen Frühling des Geistes zu ahnen und zu feiern, so findet er die Wesenheit und Wahrheit des Ereignisses in der Nothwendigkeit eines irgendwie erschienenen Erlösers. Und wer den Kern in allen Mythen des Christenthums durchgefühlt hat, dem erscheint dann auch der Vertreter dieser Idee bis in alle Poren und Einzelheiten seiner Persönlichkeit mit einem göttlichen Schein umstrahlt und in lieblichster Verklärung. Eine verwandte Seite dieser Anschauung faßt Eduard auf. Er sieht in der Feier der Weihnacht nichts als die Feier der Menschheit selbst; die Welt der Wirklichkeit, wie er sagt, kommt erst zu ihrem Rechte, indem das Creatürliche des Menschen nicht als das Verlorne, sondern als das Begnadigte erscheint, da die Wahrheit in ihm offenbar geworden. Das Factische der Mythe ist ihre Wirklichkeit, aber erst ihr Sinn ist ihre volle Wahrheit. Christus ist der Mensch-an-sich, der seine Göttlichkeit in sich entdeckt und weiß. Dieser Act der Entdeckung des göttlichen Princips in der menschlichen Natur ist jedoch nur einmal dauernd vollzogen, weil das verworrene und getrübte Leben des Einzelnen dem Scheine verfällt und seinem Blicke die keusche Ruhe nicht vergönnt ist, um den Punkt der Gottgemeinschaft in sich festzuhalten.

In der Person jenes Ernst, däucht mir, hat sich Schleiermacher selbst gezeichnet.*) Er hat nach dieser Novelle vom

*) Er hieß mit Vornamen nicht blos Friedrich, wie er sich nannte und genannt wurde, sondern auch Ernst, und mit diesem Lieblingsnamen redete ihn seine spätere Gattin als Freundin und Braut an.

Christenthum nicht weiter in gleich poetischer Weise gearbeitet. Was von Schöpferkraft in ihm war, erledigte sich dann in den rhetorischen Ergüssen seiner Kanzelvorträge, wo er oft mit Engelzungen sprach, ihn oft ein höherer Geist erfaßte, um nicht zu sagen ein heiliger Geist, da er die Kategorie eines solchen kirchlich nicht anerkannte. Er hat auch nicht als Philosoph das Thema vom Christenthum, seinem Inhalt und seiner Form, weiter geführt als in der „Weihnachtsfeier". Sein Thun als Theolog blieb kritisch. Er philosophirte weiter über Bibel und Christi Lehre, aber er glaubte eine Theologie schaffen zu können, die von aller Philosophie unabhängig wäre. Und doch lag ein Schritt weiter nahe genug, um, was Mythus und was Historie vom überlieferten Christenthum, in das richtige Verhältniß zu bringen. Näher der Wahrheit war fast Keiner in diesen Stoffen, obschon freilich David Friedrich Strauß ihn widerlegt zu haben wähnt. Schleiermachers Dogmatik blieb freilich eine Christologie, mit der persönlichen Gestalt eines Christus, wir mögen ihn als Jesus von Nazareth oder als Gottmenschen fassen, steht und fällt für ihn das Christenthum. Und um den historischen Christus mit dem idealen möglichst zusammenzuhalten, ging all sein kritisch theologisches Tichten und Trachten darauf hin, im Evangelium Johannes die ächte und einzige Berichterstattung eines Zeitgenossen Christi zu sehen. Die drei ersten Evangelien waren für Schleiermacher später compilirte, unzusammenhängende Materialiensammlungen. Das könnte sein. Im vierten Evangelium ist Zusammenhang und Folge-

richtigkeit, eine systematisch durchgreifende Behandlung des Stoffes, es giebt uns ein höheres Bild vom Gottgesandten, etwa wie Platon uns einen höheren, ideelleren Sokrates giebt als Xenophon, dessen harmlos einfache Erzählungsweise weit eher mit dem Styl der drei Synoptiker harmonirt. Man könnte einem Johannes ein höheres, tieferes, innigeres Charakterbild vom geliebten Meister zumuthen. Allein das Johanneische Evangelium giebt mehr als das, es hat Tendenz und Absicht, seine Folgerichtigkeit ist nicht die Natur des Augenzeugen, sondern die tiefsinnige Speculation des Nachgebornen, den der sinnliche Moment nicht reizt und verwirrt, erst die nachträgliche Reflexion concentrirt. Das hat Schleiermacher nicht sehen wollen; er nahm die bewußte Tendenz und Folgerichtigkeit des Johanneischen Evangeliums für Zeugniß der Autopsie, den geistigen Zusammenhang in dieser Bekenntnißschrift für materielle und thatsächliche Treue. Das vierte Evangelium läßt aus Christi menschlichem Leben fort, was zu seiner Tendenz nicht paßt, und diese seine Tendenz ist, nachzuweisen, wie ein so heiliges, von den Juden verworfenes Menschenleben nur Gültigkeit haben konnte, wenn es als ein göttliches, als ein mit Bewußtsein duldendes, aller nächsten und weltlichen Ziele sich begebendes, den Opfertod freiwillig leidendes, ja suchendes erkannt wurde. Das thatsächliche Leben Jesu war, nach gewöhnlichem menschlichen Maßstab genommen, die Stiftung einer neuen Religionsgemeinschaft betreffend, in seinen Erfolgen so ziemlich als ein gescheitertes anzusehen. Dies anfängliche Scheitern

der Mission des letzten Propheten war nur erklärlich, wenn im Geopferten eine freiwillige Selbstbestimmung zum Leiden und Sterben, eine Selbstgewißheit, des äußern Triumphs nicht zu bedürfen, vorausgesetzt wurde. Dies geschah erst im vierten Evangelium, indem es aus Jesu Christum, aus dem geliebten lehrenden Meister den Sohn Gottes machte. Hier erst ist Christus der Logos, der von Ewigkeit her beim Vater war; als solcher nahm er sein Leiden und Sterben zum Besten der Menschen aus freier Wahl, mit festem Wissen auf sich. Deshalb fehlt dem vierten Evangelium Christi Angstgebet in Gethsemane, weil es den Moment menschlicher Verzweiflung verräth. Ihm fehlt auch was die drei Synoptiker von Geburt und Kindheit Jesu erzählen, weil die große Mission Christi erst mit seiner Taufe im Jordan durch Johannes den Täufer beginnt; das Vorhergehende bleibt dem poetischen Sagenstoff anheimgegeben; nicht blos als den Sohn Davids, nicht blos als den Auserwählten Israels, sondern als den von Anfang an von Gott Erzeugten stellt ihn das vierte Evangelium hin. Es fehlt ihm auch die Himmelfahrt, weil Christus, das Wort Gottes, bei uns bleibt bis an der Welt Ende. Das ganze Evangelium ist nicht die Relation eines Augenzeugen, sondern eine schöpferische Wiedergeburt von Christi Leben und Tod, Wirken und Thun, ein Zeugniß von seinem Reiche auf Erden, welches Reich wir seine Kirche nennen, eine Kirche, die sich in Petri Herrschaft freilich sehr äußerlich und nach judaischem Usus in Rom entfaltete, bis Luther und die neuen Zeugen des neuen besseren

Verständnisses kamen und von neuem sprachen: Sein Reich ist nicht von dieser Welt, d. h. kein Staat und kein Priesterregiment, sondern eine Gemeinschaft der Geister, die sich zu ihm bekennen. Der jahrhundertealte Glaube Israels, ein Messias werde kommen, des auserwählten Volkes Hoffen, Harren und Sehnsucht sollte und durfte doch nicht zu Schanden werden: deshalb der Eifer, nachzuweisen, jener Jesus von Nazareth sei in Wahrheit Der gewesen, den Juda erwartet und den die alten Propheten verkündet. Darum, bei aller Färbung methaphhysischer, Neuplatonischer Auffassungsweise in der Logoslehre, das emsige Bemühen, jeden Ausspruch Christi als Bestätigung eines alten Prophetenspruches, jedes Vorkommniß seines Lebens blos als eine Erfüllung dessen zu deuten, was im alten Bunde geahnt und ersehnt. Anders war ja das verstockte Israel nicht zu gewinnen für das neue von Gott gesandte Heil. — Dies die Auffassung der Tübinger Schule; Schleiermacher blieb sein Lebenlang bei der fixen Idee, der Johanneische Christus sei der alleinige und einzig wahre Jesus von Nazareth. Sein feiner Scharfsinn zerarbeitete sich daran, diesen Widerspruch zu decken.

Strauß hat nun zur Genüge seit dreißig Jahren (schließlich 1865 in seiner Kritik des Schleiermacher'schen Lebens Jesu: „Der Christus des Glaubens und der Jesus der Geschichte") nachgewiesen, daß Schleiermacher in seiner Christologie ein Supernaturalist, in seiner Kritik und Exegese ein Rationalist gewesen sei, in den Bemühungen seiner Vermittelung und Versöhnung beider Elemente aber nur

leeres Stroh gedroschen habe. Was aber ist denn nun bei David Friedrich Strauß seinerseits das Ergebniß des Dreschens? Mit der diabolischen Kälte seines Scharfsinns hat er des feinsinnigen Schleiermacher Auffassung theils als gutmüthige Hypothesen und Illusionen, theils als Sophismen oder „Chicanen" dargelegt. Das Verdienst der Widerlegung der Schleiermacher'schen Annahme gebührt im Ganzen und Großen dem Tübinger Baur, nicht Strauß. Aber zugestanden, Strauß habe das Verdienst, diese Widerlegung bis ins Kleinste und aufs zäheste unablässig festgehalten und durchgeführt zu haben: das positive Ergebniß seiner scharf- und spitzfindigen Darlegungen ist: Am historischen Jesus sei fast nichts wahr, und das Menschheitsideal, das die Apostel und die Jahrhunderte nach ihm sich von Jesus gemacht, sei der Kern der ganzen Menschheit und ihr Ziel, das die kommenden Geschlechter auch ohne das Urbild erreichen würden. So stellt er als theologischer Zukunftsmusiker sein Ergebniß. Von wo entnahm denn aber die Menschheit den Gedanken zu diesem Ideal? Woher die Idee der Kindschaft des Menschen zu Gott, wenn Der, den die Apostel um dieser Entdeckung willen den Erlöser und Sohn Gottes nannten, entweder gar nicht existirte oder in allen seinen Thatsachen fraglich blieb? Von wo diese Zeugnisse eines heiligen Geistes, wenn dieser gute und also heilige Geist in allen seinen Regungen nichts als Gespinnst eitler Visionäre? Woher die Bergpredigt, wenn nirgend Einer war, der sie hielt? — Und so ganz fertig in seiner Widerlegung ist doch auch Strauß nicht, so sehr hat dieser große Herkules

in angeblichem Augiasdienst doch nicht aus- und aufgeräumt, daß er gar keinen Schimmer des Realen und Historischen am Menschen Jesu übrig ließe. In seinem „Leben Jesu für das deutsche Volk“ sagt er schließlich (S. 623), er glaube nicht, „daß es so schlimm stehe,“ behaupten zu müssen, kein einziger der Aussprüche, die in den Evangelien Christo in den Mund gelegt werden, sei wirklich von ihm gethan; er glaube, daß es deren giebt, die wir mit aller Wahrscheinlichkeit dem historischen Jesu zuschreiben dürfen. Das Menschheitsideal, das sich die Welt von Jesu gemacht, in ihm einen Christus sehend, hat also auch für Strauß doch noch einen kleinen, wenn auch freilich, wie er achselzuckend sagt, geringen historischen Anhalt, der — nicht zu entbehren: nein, denn das anzunehmen, wäre Schwäche, sondern: der nicht umzustoßen sei. „So schlimm“ also „nicht“, sagt der schlimme Mann, der es doch erst so schlimm gemacht hat! Darüber ließe sich lächeln, denn Strauß mit seinem Teufel des Zweifelns hat ja auch schon weiland in Bruno Bauer, der ihn für einen zurückgeblienenen Orthodoxen erklärte, seinen obersten Beelzebub gefunden. Es wäre zu lächeln, wenn es nicht zu ernst wäre, das Straußische Zugeständniß nur als Nothbehelf bestehen zu lassen. Wie leicht es den Geistern der Negation erscheint, ein Ideal zu schaffen, d. h. einen Inbegriff des guten Geistes, nach welchem die Menschheit Jahrhunderte und Jahrtausende lang ringen soll! Und als ob irgend ein Gedanke anders als durch Menschenmund, in der ganzen Weltgeschichte irgend eine Idee, ja der νοῦς der Welt selber anders als in der Form persönlicher

Erscheinung und concreter Lebendigkeit möglich gewesen und in die Wirklichkeit getreten wäre! Ein altes Sprichwort sagt, die Furcht vor den Uebeln sei schlimmer als die Uebel selber. Und wenn wir nach Kant das Ding-an-sich gar nicht erkannten, so sind wir nun seitdem doch so weit, zu wissen, daß unsere Vorstellungen von dem Dinge wichtiger, mächtiger und mehr werth sind, als das Ding selber, das gar nicht da ist, wenn der Mensch es nicht denkt. Ist Strauß bei all seinem Scharfsinn nicht so weit in der Logik, das nicht zu wissen? Nicht jener historische Jesus von Nazareth hat Jahrhunderte lang die Welt erfüllt, wohl aber die Vorstellungen, die sich die Jahrhunderte von ihm als dem Christus machten, und sie machten sich diese Vorstellungen nicht nach Willkür und eitlem Belieben, sondern aus innerstem Bedürfniß, also aus Nothwendigkeit und getrieben von einem guten Geist, den wir kirchlich den heiligen Geist nennen, wenngleich die Kleriker nicht gut daran thun, auf diesen Begriff Beschlag zu legen, als sei er blos ein Paragraph ihrer kirchlichen Scholastik. Es ist schlimm, wenn die Optimisten die Welt dumm gemacht haben; aber es ist noch schlimmer, wenn der Pessimist uns nun die Aufklärung bringen soll.

Es ist vollständig unmöglich, daß Einer ein Mensch gewesen, ohne der Schwächen der Menschennatur theilhaftig geworden zu sein. Daniel Schenkel (in seinem „Charakterbild Jesu") nimmt an, die Versuchung Christi lasse auf „starke Stürme" in der Anfechtung zur Sünde schließen. Dann kann eine völlige Unberührtheit von Anwandlungen des

Bösen nicht möglich gewesen sein. Es ist aber andererseits ebenso vollständig undenkbar, daß Christus nur der Gott gewesen, der menschlich blos dergestalt erschienen sei, daß, nach doketischer Auffassung, sein Leib nur ein Scheinleib war, in welchem das rein Göttliche etwa nur transparent figurirt habe. Wenn nun aber beides nicht annehmbar, so liegt, dünkt mich, nur das Dritte als möglich vor, daß der Mensch Jesus gelehrt, gelebt und gewirkt, aber in seiner harmlosen Reinheit und Unschuld, in seiner naiven, still anspruchlosen Gottinnigkeit sein besseres Verständniß von Gott und seine Lehre von der Kindschaft des Menschen zu Gott seinem Volke nicht zur Ueberzeugung und Annahme bringen konnte, vielmehr seine Religionsstiftung an der Verstocktheit des Geschlechts zu Grunde ging, seine Mission also nach ihren ersten Erfolgen als eine gescheiterte erschien, die wenigen Gläubigen aber im Schmerz über seinen Untergang nachträglich von der ganzen Gewalt seiner menschlichen Heiligkeit so ergriffen waren, daß ihnen die Ueberzeugung erwuchs, just so habe das Göttliche in ihm ein Opfer der Menschen werden müssen, nur duldend und leidend, nicht als actives Heroenthum, das äußerlich triumphirt, sondern als passives Heldenthum, das innerlich siegt; nicht anders denn in Knechtsgestalt habe das Göttliche in diesem Jesus, wenn er der Christus sein sollte, erscheinen können, just sein kläglicher Ausgang sei der Triumph der stillen Göttlichkeit in ihm gewesen. Denn was er gelehrt, war ja zu retten um jeden Preis, wie es noch heute das Edelste, Reinste und Tiefste ist, was je ein Religions-

verkünder gepredigt. Die kindliche Befangenheit und die süße Betäubung, die dieser Rabbi auf die Jünger geübt, machte im Schmerz über seinen Verlust einem Entzücken Platz, das an Fanatismus grenzte, so daß sie nun in der Reue, ihn nicht besser verstanden zu haben, in Angst und Verzweiflung sich zu dem Glauben verstiegen, das sei eben der ächte Stempel des Göttlichen in ihm gewesen, so unverstanden, ohne äußere Siege und Erfolge hingegangen zu sein. Er war bei alle dem als Mensch jedenfalls eine ungewöhnliche, eine außergewöhnliche Erscheinung gewesen, er hatte wunderartig gewirkt lehrend und lebend, Wunder geübt mit der Berührung seiner Hand; — wer das nicht für möglich erachtet, der hat überhaupt keinen Glauben, daß in der Menschheit Göttliches zum Durchbruch kommen kann. Fischer und Hirten, Naturmenschen reinster Art, empfanden das, aber doch ohne es ganz zu fassen und zu verstehen, und gleichsam wie in Betäubung gebannt; für einen Gott hielten sie den Menschen Jesus erst, als er ihnen entrissen war und diese Betäubung in den Schmerz der Verzweiflung überging. Nun ergriff sie — ein guter Dämon — der heilige Geist, und sie schwuren auf Christi Heiligkeit, hatten Visionen und gingen für ihr Gefühl in den Tod. Was sie gelehrt, schrieben erst die Jünger der Jünger, die Apostel der Apostel auf, nicht Christi Zeitgenossen. Der Mensch Jesus mußte mit den Einzelheiten seines Wandels den Menschen erst entrückt sein, ehe sein Bild ihnen als ein göttliches im heiligen Abendschein der Erinnerungen aufgehen konnte. Das Bedürfniß der Spätzeit mit deren An-

schauungen kam dazu und das Evangelium Johannis, dem der Mensch Jesus fast verschwunden ist, um ihn als Logos, als das Wort, das vom Anfang an beim Vater war, zu feiern, ist allerdings keine Zeugenschaft seines Lebens, wohl aber eine erleuchtete Wiedergeburt seiner Lehren. Nicht der Jünger, der an des Meisters Busen gelegen, sondern ein vom Geist des Gnosticismus Ergriffener kann es geschrieben haben. Ein heiliger Geist aber war über Alle gekommen, die das apostolische Christenthum schufen und ausbauten; und es erlebte nicht blos diese eine Johanneische, es erlebte auch im Heidenapostel von neuem eine Wiedergeburt, das Judenchristenthum des Johannes wurde erst mit Paulus, der den großen Lehrer gar nicht leiblich geschaut, zum Christenthum für alle Welt. Mit der Tradition Petri gestaltete sich dann das auf den Felsen gebaute, aber immer weltlicher werdende, in den Formen und Bräuchen Judenthum und Heidenthum verbindende christliche Rom der Päpste; die Kraft des heiligen Geistes wurde matter, je weltlicher das Christenthum wurde. Nur in den Entzückungen göttlicher Kunstbegeisterung hatte der Geist des ersten Christenthums noch einmal seinen späten Nachglanz. Wo der apostolische Geist mit der Reformation als Kriticismus neu auflebte, drohte ihm die Gefahr der Verknöcherung im Buchstaben. Mit Strauß aber und der unfruchtbaren Negation seines in Einzelheiten unwiderleglichen, unbarmherzigen Scharfsinns droht uns der ganze Werth der Sendung eines Sohnes, d. h. eines ungewöhnlichen Boten Gottes, zu verschwinden. Wer, was Historie daran ist, zur

Mythe machen will, hätte erst die Schuhe abzuthun, denn die Stätte ist heilig, und was Mythus heißen soll, ist nichts müßig als Fabel Erfundenes, sondern aus dem tiefsten Born der Menschennatur, wo Gott wohnt, Geschöpftes. An sich wird eine Historie, die uns zur Mythe geworden, noch nicht entkräftet, im Gegentheil, wie uns das Ding erscheint und in unserer Auffassung fortlebt und wirkt, ist wichtiger, als das Ding an sich war, nicht was es ist, sondern was es uns bedeutet, ist das Höhere, nicht was Jesus als Mensch war, sondern wie er dem Zeitalter nach ihm erschien, hat Jahrhunderte lang die Menschheit beherrscht, bestimmt und geleitet, gequält und entzückt. Strauß hat nichts als die Widersprüche, die im Einzelnen dabei hundertfach zu Tage kommen, nachgewiesen, aber vergessen, daß das Real-wahre, das blos Richtige nicht höheren Werth haben kann als ideelle Wahrheiten; er hat die Evangelienbücher nicht damit entkräftet; daß er sie als Erzeugnisse des zweiten Jahrhunderts nach Christo nachgewiesen. Daß der evangelische Christ sich nicht auf den Buchstabenglauben verpflichten lassen könne, ist schon Schleiermachers Lehre. Und sind wir der Erlösung nicht mehr in gleicher Form wie frühere Jahrhunderte bedürftig, so sollten wir uns doch scheuen, in den Wandlungen und Führungen der Menschheit einen Geist des Bösen, statt einen Geist Gottes zu sehen. Sonst ist Alles Schaum, Lüg und Trug, und hat dann niemand als Mephisto, der Schalksnarr, Recht.

Ich glaube nicht, jetzt schließlich noch blind zu sein über

Schleiermacher, so gern ich auch in der Zeit akademischer Jugend zu seinen Füßen gesessen, lieber freilich wenn er auf der Kanzel stand als auf dem Katheder. Ich würde ein schlechter Porträtmaler sein, wenn ich wissentlich oder unwissentlich schmeichelte. Selbst alt geworden, kann ich es mir nur als Ziel setzen, gerecht zu sein. Dazu gehört aber, um eine Gestalt unseres geistigen Lebens richtig zu fassen, daß man erwägt und beleuchtet, in welchen Zeitelementen sie erwuchs. Schleiermacher fand im Felde der theologischen Wissenschaften eine grenzenlose Verwirrung vor. Die lähmenden Spaltungen zwischen Unglauben und Aberglauben auszugleichen, fühlte sich die klare Schärfe und die dialektische Lust seines Geistes ganz vorzüglich angespornt, und so wurde er von mehreren Seiten darauf hingedrängt, die Wissenschaft des theologischen Protestantismus zu befruchten und die Summe seines eignen Glaubens und Denkens allmählich zu einer Dogmatik zu gestalten, die der Frömmigkeit des unmittelbaren Glaubens und zugleich der Intelligenz des wach gewordenen Verstandes genügen sollte. Schleiermacher setzte den Beginn der Religion in das Gefühl der Abhängigkeit von dem Höheren. Wenn man entgegnet hat, auch der Hund habe seinem Herrn gegenüber dies Gefühl, aber doch keine Religion, so hieß das blos die Auffassung ad absurdum führen. Bei der Frage, was das Primäre, handelt es sich nicht um den höchsten Inhalt des Religiösen, sondern um den ersten Antrieb dazu, seine Entstehung und Genesis. Was den Wilden treibt, sich die erste, roheste Vorstellung vom ewigen Wesen

zu machen, ist nicht die Lust am Denken, auch nicht der Bildnertrieb, denn dieser führt ein Volk schon zur künstlerischen Thätigkeit, zur Plastification seiner Ahnungen von einem Gott. Was den Naturmenschen zum ersten Mal treibt, religiös zu sein, ist Furcht, Angst, selbst blos physische Angst vor Ereignissen, vor dem Gewitter, dem Orkan, allem Ungeheuerlichen, das ihn zu verschlingen droht, also Instinct und Ahnung von einem übermenschlichen Wesen. Der Wilde fühlt sich in seiner Haut bange, er schauert zusammen, und dieser Schauder giebt ihm die Ahnung, es existire außer dem Endlichen und Zerbrechlichen um ihn her etwas Nichtendliches, Nichtzerstörbares, d. h. Göttliches. Und das Subject von heute und in jedem Zeitalter hat denselben kindlich rohen Beginn wie der Wilde. Das Subject wird nicht zuerst durch den Verstand inne, daß es ein Höheres, Göttliches gebe, nicht durch den Trieb, nachzudenken, daß hinter der Kette der zerfallenden Einzelheiten unter den Dingen dieser Welt ein Etwas stecke, das diesem Wechsel nicht unterworfen sei. Weit öfter, vielleicht in allen Fällen ist es der Schreck über ein plötzlich vor unsern Augen Zerfallendes, ein großes Unglück, ein jäher Schmerz, was uns mitten unter endlichen, sinnlichen Anreizen plötzlich zur Besinnung bringt, die Furcht, daß Alles zerstörbar, die Sehnsucht, daß Etwas dauernd sein möge. Das ist der erste Antrieb zur Religion, das Nachdenken über den Causalnexus zwischen Endlichem und Unendlichem ist das Secundäre. Das Gefühl ist das Erste, nicht das Höhere, im Gegentheil das Niedere, der Zeit nach aber das Primäre,

mithin Ursache, Quelle und treibende Macht, die den Naturmenschen nöthigt, zu fürchten, zu glauben, zu hoffen, bevor die Versuche beginnen, über Inhalt und Form dieses Fürchtens, Glaubens und Hoffens nachzudenken. Der evangelische Pietismus, wie im römischen Dienst die Messe hält, sogar den Menschen fest auf dieser Stufe, wo Furcht und Angst dem Hautschauer des Wilden gleichkommt. Der Priester behält sich das Denken vor, indem er den Laien sichern möchte vor den Irrungen des Verstandes. Er verpflichtet ihn zum Formeldienst und läßt ihn das Symbol mit der Sache verwechseln. Sich abhängig fühlen von etwas Unendlichem, Ewigem, Unbegreiflichem, das sich dem Wandel der Dinge dieser Welt entzieht, ist Anfang aller Religion. Will man spottend sagen, auch das Thier habe dies Gefühl, habe Pietät vor seinem Herrn, fühle sich abhängig von dessen Person, so ist zu entgegnen, daß eben wenn diese Person als etwas Unendliches gefühlt wird, die Religion und der Mensch in der Creatur beginnt. In der Person Christi aber sah Schleiermacher den Hochpunkt der Gottgemeinschaft; er würde sie erfunden haben, hätte er sie nicht in den Ueberlieferungen des Neuen Testamentes erkannt. Das Erkennen, also unser Mitthun, gehört freilich dazu, denn objectiv ist nichts für den Geist gegeben, er nennt nur sein, was er sich erworben und erobert. Im Katholicismus wird der alleinige, einmal in Christo vollzogene Opfertod täglich in der Messe mit dem sinnbildlichen Opfer erneuert. Und mit dem sinnbildlichen Opfer ist auch der Unterschied zwischen Priestern und Laien, wie im jüdischen Dienst, wieder

hergestellt, während bei uns Jeder sein Priester sein soll, der Priester aber nur der Diener der Gemeinde, dieser Gemeinschaft in Jesu Namen, ist. Wir glauben nicht, daß mit Christi Erscheinen, Lehren, Leben und Sterben fest und sicher der Welt das Heil zuertheilt sei; wir glauben nicht, daß mit dem Blut seines Opfertodes alles was je von Menschen gesündigt und gefrevelt, gesühnt werden könne, das Reich Gottes auf Erden schon mit ihm und ohne unser Zuthun fertig errichtet sei. Christus selber betete: Dein Reich komme! Es war also noch nicht gekommen, es sollte und soll kommen, aber nicht von selbst, nicht von außen, sondern durch unser Zuthun, durch die Heiligung, die wir an uns selbst vollziehen, und wenn von seiner Hand, dann doch nicht ohne unser Thun, nicht ohne Zusammenraffen aller unsrer Kraft. Denn der Weg ist Er, aber das Ziel ist Gott. Schleiermacher selber hat in den Briefen einmal seine Frau bedeutet, doch nicht immer und immer den Kindern blos von Christus zu reden, auf ihn allein sie zu verweisen, als ob Gott vergessen und übersehen werden solle. („Aus Schleiermachers Leben." Bd. 2. S. 465.) Als Dogmatiker und Lehrer der Gemeinde hat Schleiermacher niemals die ihm ursprünglich eigne zarte Fügsamkeit der Phantasie verloren, vielmehr erhielt sie sich als der fortdauernde Reiz in Allem, was er schrieb und sprach, aber aus dem Zauber seiner Dialektik, sagten die Gegner, wurde ein Handwerk, ein Instrument zu bestimmten nützlichen Zwecken, aus der Biegsamkeit seines Geistes eine gewandte Klugheit des Verstandes, aus dem religiösen Gefühl eine Virtuosität

der Bildung. Statt die freie Forschung des Gedankens mit der Ueberlieferung auszugleichen, statt Rationalismus und Supernaturalismus, den abstracten Verstand mit der Hingebung des gläubigen Gemüthes zu versöhnen, schien er allerdings oft nur dazu da, die in der christlichen Welt erwachsenen Spaltungen mit der Leuchte seines hellen Witzes deutlicher herauszuheben; aber in dem Bemühen, die widerspenstigen Elemente des Glaubens und Denkens zu bezwingen, verlor er die Fäden für Beide nie aus der Hand, obschon er beiden Parteien für einen Abgefallenen galt und mit einer völligen Isolirung endete. Je mehr er den Gehalt des Christenthums dogmatisch abzufassen suchte, desto mehr schälte er sich von Allem los, was mit der Miene der Bestimmtheit unter seinen Zeitgenossen auftrat. Ursprünglich in Jacobi'scher und Fichte'scher Doctrin geistig erwachsen, wie seine „Monologe" den ganzen Jubel eines subjectiven Idealismus von sich strömten, sagte er sich auch von diesen wie von allen selbständigen Gestaltungen der philosophischen Forschung los. Den Gläubigen zu forschungslustig, wo nicht gar skeptisch, den Denkenden zu sehr gebunden an die Nöthigung des unmittelbaren Gefühls, sah er sich immer mehr dazu hingedrängt, das Christenthum in der Schwebe zwischen Unglauben und Aberglauben zu halten. Dies erschien ihm selbst als eine hohe Aufgabe, an die er alle Kräfte seines seltenen Geistes setzte, und blieb es bei der Aufgabe, ja sogar bei den bloßen Versuchen, sich seine Aufgabe erst zum Bewußtsein zu bringen, so wolle man bedenken, daß mit einem blos scholastischen Abschluß Christi

Lehre noch nicht abgeschlossen ist für das lebendige Leben der Menschen, jedes Geschlecht in der Erkenntniß derselben immer wieder von neuem beginnt und sich dieselben Zweifelskämpfe eröffnet. Und so entfaltete er denn mit aller Sorgsamkeit, mit allem Scharfsinn und zugleich mit aller Scheu vor verderbnißvollen Ergebnissen in der „Glaubenslehre“ das Princip, jedes Dogma so zu stellen, daß keine Forderung frommer Bedürfnisse und kein Ergebniß der Wissenschaft ihm etwas anhaben könne. Dadurch, daß es seine Aufgabe war, erst zu ergründen, wie er sich zum Inhalt der Religion in ein Verhältniß zu setzen habe, verblieb er recht eigentlich in der Sphäre des Fichtianismus, nicht gebunden an dessen Einzelheiten, denn wie er im „Athenäum“ über die „Wissenschaftslehre“ sprach, war bitter und lossagend genug, aber doch in diesem Zuge des Geistes, der sich außerhalb des Inhalts aller Dinge, Gottes und der Welt, befindet, und das Werk der Thätigkeit damit beginnt, sich selbst vor diesem Inhalte zu betrachten, um zu ihm eine Stellung zu gewinnen. Die Ergebnisse seines Denkens aber fielen seinen Widersachern unrettbar in die Hände. Allen Parteien stand er mit seiner klugen Lehre gegenüber, denn die Klugheit seiner Doctrin hatte die Spaltung zwischen Gläubigen und Denkenden nur erst recht beleuchtet. So kunstfertig die Nothbrücke war, die er über die Kluft gebaut, so widerstrebend erschien das Hüben und Drüben, das er zu vermitteln getrachtet. Wenn man blos die Ergebnisse seiner Glaubenslehre betrachtete, wurde man irre an dem Manne, der Allen ein Anderer schien, den

Gläubigen zu aufgeklärt und weltergeben, den Aufgeklärten zu sehr an die Ueberlieferung gebunden. Er hatte im Christenthum die Fülle der Weisheit und Göttlichkeit gefunden; daß er an den geschichtlichen Christus glaube, räumten ihm selbst seine Gegner ein; aber er hatte die Dreieinigkeit geleugnet, denn für ein Leugnen hielt man es, daß er dieses Dogma nicht für die Säule des Christenthums ansah, und es aus dem Bereich seiner Glaubenslehre verwies. Wenn er dann von der Göttlichkeit Christi erfüllt war, so nahm es Wunder, daß er nicht an die zweite Person der Trinität *) glaubte und in dem Walten des heiligen Geistes nicht die Bestätigung und Festhaltung der Gottmenschgemeinschaft finden konnte. In seinen Reden am Pfingstfeste fand man eine kunstgewandte Deutelei; auf dem Katheder sprach er ganz schlicht sein Nichtanerkennen der Dreieinigkeit aus. Daß der ganze Umfang des Christlichen nicht aufgegangen sei in seiner Lehre, lag wohl klar am Tage, und während Steffens nur einfach sagte, Schleiermacher's Christenthum sei nicht das seinige gewesen, waren die Ergebnisse der Schleiermacher'schen Doctrin schon längst von allen Seiten angegriffen, die Früchte seiner wissenschaftlichen Forschung zerschnitten und zerpflückt. Wer in die persönliche Nähe des Mannes gerieth und die Gewalt seiner Beredsamkeit über sich ergehen ließ,

*) Statt Dreieinigkeit sprach er immer nur von der Dreiheit. Spötter aber deuteten darauf hin, daß er so lange Zeit in der „Dreieinigkeitskirche" gepredigt. Ernster rügten seine Gegner, daß er die Agende unterzeichnete, ohne sich für ihren ganzen Inhalt zu bekennen.



der wurde durch ihn auf wunderbare Art zum Christenthum bekehrt oder in ihm befestigt, und während die Wissenschaftlichen die Früchte seines Baumes als unzulänglich, falsch oder taub erklärten, stand die persönlich um ihn versammelte Gemeinde gewissermaßen im Blüthenduft seines Glaubenseifers, war erquickt und gelabt und fühlte die Wirkungen ächt christlicher Erhebung und Begeisterung. — So hatte sich trotz der Befehdung, die ihm von der protestantischen Theologie widerfuhr, um seine Person eine Gemeinde gebildet, die ihm unbedingt ergeben und von den Segnungen des neuen apostolischen Geistes, die seiner Rede entströmten, tief ergriffen blieb. Und der Zauber seines Wortes war auch von der seltensten Art. Dem Denkenden, der sich ihm nahte, entzündete er das Gefühl für das Göttliche im Christenthum; der Gläubige, der an seinen Lippen hing, ahnte in ihm den sichersten Zusammenhang seiner prüfenden Gedanken, der Person des Mannes und der geistigen Gewalt seines Ichs vertrauend, selbst wo in der Predigt des Meisters der letzte Hinweis auf die Sicherheit des überlieferten Glaubens fehlte. Schleiermacher's Rednerkraft war von der Seele des Christenthums belebt, eine wirklich biblische Zunge, keineswegs blos eine Weisheit sokratischer Doctrin. Es war ein Hauch unsterblichen Lebens, der ihn mitten im Strome seiner oft nur klügelnden Verstandessprache überraschte, eine Weisheit Gottes, die ihn mit dem Nimbus einer nahenden Verklärung überglänzte. War es dann Wehmuth, in die er ausbrach, so war diese Wehmuth keine Schwäche, keine Hinfälligkeit des Ge-

fühls, denn sie war beredt, wie mit Engelszungen beflügelt. Ein Rausch des Entzückens erfaßte ihn, wenn er vom Zauber des Kreuzes sprach und die kleine weiße Hand über den Kopf schwang, mit drohendem Finger, der zitternd gen Himmel wies, aber zugleich wie ein kriegerisches Signal aller Satzung, allem Herkommen, das der Buchstabe bringt, eine ewige Fehde ankündigte. Seine Kampflust, sein Hang zum Regiren wollte nur den Proceß herbeiführen, den er dem Gegenstande gegenüber begann, um den Standpunkt zu erobern, ihn nach seiner Weise zu fassen. Weiland Lessings Kunst der Untersuchung bestand darin, Knoten zu knüpfen, um sie dann zu lösen. Schleiermacher kräuselte vielleicht oft ohne Noth Wolken zusammen, um sie dann durch den Morgenwind seiner Rede und die Sonne seines Lichts zu verscheuchen. Niemals konnte er, nach seinem eignen Geständniß, plötzlich hingerissen oder eingenommen werden; immer fing er an zu zersetzen und oft mit einer zähen Analyse alle Bedenklichkeiten abzuwägen, um sich allmählich in den Inhalt der Sache zu stellen. Nie war er trunken vom fertig und ein für alle Mal überlieferten Heil, die betäubenden Schauer des Pietismus vermied er in den Gemüthern zu erwecken; vielmehr zeigte er, wie ein Jeder den Versöhnungsact Christi erst an sich selber zu vollziehen habe, sonst sei er nicht da für ihn im Reiche der Wirklichkeit. Nicht eine Fackel, die jäh lodernd schnell erlischt, eine ewige Leuchte wollte er anzünden, und indem er, alle Mächte des Innern zum offnen Kampf aufrufend, auch den zweifelnden Verstand zu Worte kommen ließ, bis sich derselbe in seinen

eignen Fallstricken fing, war eine Umwälzung des ganzen innern Menschen Zweck, Ziel und Triumph seiner kunstgewandten Rede. Man fand in vielen seiner Frühpredigten zu sehr psychologische Abhandlungen, zu denen er den Bibeltext nur heranzog, um die Natur des Menschlichen zu beleuchten. Aber die frohe Botschaft der Lehre Christi hielt er für das Leben der Menschen, nicht für Stiftung einer Kirche bestimmt, diese nur für ein Mittel und Werkzeug für jenes. Und Alles schien ihm erst im Strom der Rede zu entstehen, Gedanke und Gefühl; selten gab er was er gedacht als fertiges und festes Ergebniß, immer ließ er die Art des Gewinnens, wie Lessing den Proceß seines Denkens schauen, und man erlebte, wie Alles in ihm entstanden, ganz neu in sich selber; indem er sich selbst erst zu überzeugen schien, überzeugte er Andere. Dies war die Maxime des großen Redners, durch die er wunderartig wirkte. Stets nahm er Partei für den des Heils Bedürftigen und zog mit ihm aus, die Wahrheit zu suchen. Nie erschien er auf der Kanzel als der Senator, der die Offenbarung proclamirt; immer war er der Tribun des Volkes, der in dessen Namen sich erhebt, um das geheimnißvoll verschlossene Buch des Lebens zu entsiegeln. In seiner Stimme, schon immer hell und durchdringend, erklang ein schmetternder Ton, wenn er sein Veto ausrief über alle Gesetze der Welt, wenn sie von außen kamen oder die Ueberlieferung sie brachte. Der sinnende, still berechnende Blick seines klugen Auges leuchtete dann wie ein zündender Blitz; in seine mäßige Action, die sonst nicht aufzukommen vermochte im Wellen-

schlag der Rede, ging die Bewegung seines Innern über, und die kleine, wundersame Gestalt des Mannes schien aus sich selber herauszuwachsen, wenn er sich über den Rand der Kanzel bog, um einem Jeden ans Herz zu klopfen und auch im felsenfesten Unglauben die Quelle des Lebens zu entriegeln. Das war nicht unchristlich, wenn er so einem Jeden im eigenen Busen den wahren Inhalt der Bibel nachwies. Das konnte man nicht schwache Momente nennen: gab sich doch die Spürkraft seines Prüfens nie ganz gefangen; es waren nicht blos lichte Intervalle seiner sonst atomistischen Denkkraft, die mit dem Zweifel begann, um den Glauben zu finden; das waren die Ergebnisse seines innern Lebens, die besten Resultate seiner Forschung, der Calcül aller seiner Gemüthserfahrungen. Nur wenn seine Rede, die im Rausche des Augenblicks seine Hörer begeisterte, sich zur schriftlichen Ueberlieferung anschickte, dann schien es, als wären ihr plötzlich alle Blüthen abgestreift, die besten Ergebnisse seines Denkens sahen arm und nüchtern aus, wenn sie als Doctrin sich darlegten und der flüssige Geist seines Wortes sich in Paragraphen einfangen sollte. Hier galt es dann, durch Kunst das Fehlende zu ersetzen, und in sokratischer Dialogik geübt, begann Schleiermacher's Katheder- und Schriftsprache jenes Gewebe von klugen Einschränkungen und berechneten Wendungen zu entfalten, hinter welchem sich seine Lehre gegen Widerspruch und Mißverständniß gesichert wähnte. Seine dogmatische Sprache verglich er selbst einer Münze mit doppeltem Gepräge, einem bildlichen auf der einen, einem dia-

lektischen auf der andern Seite. Jenes sei für die Fühlenden, die Gläubigen, dieses für die Wissenden oder Denkenden, denn Jenen gehöre die Person, das lebendige Wesen, Diesen gebühre die Erkenntniß des ideellen Werthes. Wer aber die Münze völlig kennen lernen wolle, müsse beide Seiten betrachten, für beide den Sinn des Verständnisses haben. Hieraus erwuchs denn bei schwierigen Fragen für die Speculation eine Dopelbeleuchtung gefährlicher Art. Probleme, die sich in bildlicher Auffassung glücklich lösen, unterliegen, sobald der ideelle Werth besichtigt wird, einer neuen, ganz andern Prüfung. Was Schleiermacher für geschichtlich fest ausgab, davon wußte man nicht immer, ob er es auch ideell für richtig nahm; was er ideell für die Summe der Wahrheiten hielt, darüber war man ungewiß, ob er ihm nicht sein geschichtliches Dasein in Abrede stellte. Das Geschrei über Zweideutigkeit wurde allgemein gegen ihn; man sagte witzig, er habe im Nothfall für halb erledigte Fragen der Wissenschaft immer einen Doppelgänger in Bereitschaft, der er selbst sei und doch auch nicht. Von allen Seiten zog man aus, oft mit Stangen und Latten wie die Kriegsknechte, um den Geist seiner Lehre einzufangen; Viele glaubten ihn ergriffen und tödtlich getroffen zu haben, wußten aber nicht, ob nun dies seine eigene Gestalt oder sein Doppelgänger war. Wer sich Blößen gab in der Hitze des Angriffes, dem leuchtete er heim mit dem ganzen Scharfsinn seiner durchdringenden Ironie, die auch ihrerseits nicht selten sich vergaß und aus Uebermuth in grausame Spottlust ausarten konnte. Lag der streitige Gegen-

stand außerhalb des Gebiets der Religion, so verführte ihn die Ueberlegenheit der geistigen Waffen, seine Gegner in einem Autodafé des Witzes völlig aufzuopfern. Schleiermachers Recension von Fichte's Grundzügen des Zeitalters war ein Exercitium der Spottlust, nicht minder seine Polemik gegen Friedrich August Wolf, gegen Theodor Schmalz und gegen Bunsen in dem „Sendschreiben an Ritschl". Rahel sagte, Fichte habe Klauen im Kopf, Schleiermacher Messer. Wie er den Prediger Jenisch verfolgte, mag das Aeußerste in persönlicher Verfolgung gewesen sein. Zu Anfang des Jahrhunderts, zur Zeit, als sich Schleiermacher mit den beiden Schlegeln verbündet hatte, war unter dem Titel: „Diogenes' Laterne" eine Schrift erschienen, die den Zweck hatte, das damalige Berliner Triumvirat zu parodiren. Eine Titelcaricatur stellte die kleine Figur Schleiermacher's neben seiner damaligen Duzfreundin, der großgewachsenen schönen Frau Henriette Herz, so vor, daß er ihr Pompadour zu sein schien. Man vermuthete, obschon es ungewiß blieb, den Prediger Jenisch als Verfasser des Pasquills, und Schleiermacher's Rache kannte selbst nach dem Tode des Mannes, der freiwillig starb, keine Grenze. Er kritisirte eines seiner Bücher in der Jenaischen Allgem. Litteraturzeitung vom Jahre 1805, und schloß seine Bitterkeit gegen den unglücklich Geendeten mit den Worten: „Von dem Verdacht, daß er noch lebe, hat sich der Verfasser doch nun hinlänglich gereinigt." Da schien aus der Hülle Schleiermacher's ein versteckter Satyr hervorzugucken, der freilich nur wenn man ihn aufrief, Sprache

gewann und sonst vor dem muthvollen Tiefsinn des Mannes nicht auftauchte.

In seinem zweiten „Sendschreiben an Lücke", welches den Versuch zum Ausgleich mit den Gegnern seiner Glaubenslehre enthielt, sagte er mit jener lächelnden Wehmuth, die ihn am Spätabend seines Lebens auf eine rührende Weise kleidete, man habe einen eignen Rationalismus für ihn erfunden, weil man sein Wesen als Theolog gar nicht unterbringen könne in die vorhandenen Kategorien. Die streitigen Punkte liefen meist darauf hinaus, was nach seiner Ansicht im Christenthum als ein Natürliches und was als ein Uebernatürliches anzunehmen sei. Einen ideellen Rationalismus, sagte er, nenne man seine Theologie, der darin bestehe, daß zugegeben werde, ein Natürliches könne auch ein Uebernatürliches sein. Allein er wisse doch noch einen bessern Rath. Wo nämlich Uebernatürliches bei ihm vorkomme, da sei es immer ein Erstes, das aber hernach ein Natürliches als Zweites werde. So sei die Schöpfung übernatürlich, aber sie werde hernach Naturzusammenhang; so sei Christus übernatürlich seinem Anfange nach, aber er werde natürlich als eine menschliche Person; und so sei es auch mit dem heiligen Geist und der Kirche. So sei das, was seine Theologie bezeichne, eher ein Supernaturalismus, aber ein reeller. Was jedoch damit gewonnen sei, sehe er nicht ein, wie er sagte. Seine Auffassung der Wunder ist am meisten als sophistisch und ironisch verschrieen; mich dünkt mit Unrecht.

Strauß versteift und verkneift sich auf den Gegensatz des-

sen was man Wunder und dessen was man ein natürliches Ereigniß nennt. Als ob beides nicht in den Dingen, die uns noch heute begegnen, zusammengriffe! Als ob, was wir in seinem Causalnexus erkannt, nicht auch noch in seinen Urkeimen als etwas Unmeßbares, mithin Wunderbares sein könne, und als ob die täglichen Erscheinungen, die uns blos um ihrer häufigen Wiederkehr willen natürliche sind, trotz unserer Gewöhnung an sie nicht ebenso gut noch in ihren Urgründen wunderbare wären! Das Wort des Markus: „Herr, ich glaube; hilf meinem Unglauben!" gilt auch noch täglich in den ganz sichtlichen Dingen dieser Welt. Und im Wunder das Uebernatürliche als ein vom „Himmel" stammendes zu verwerfen: dies scheut sich Strauß nicht, der doch als Philosoph wissen muß, daß es in diesem Sinne keinen Himmel mehr giebt, weil uns die alte, antike und auch jüdische Annahme eines Gottessitzes im blauen Aether über uns gänzlich fehlt, der Himmel des Geistes in uns, nicht über uns ist, und etwas Uebernatürliches gar nicht existirt, weil Alles innerhalb der Natur, und der Geist, auch der Urgeist, nicht mehr ein jenseitiges Wesen ist, sondern die innerhalb der Welt wirkende Seele. Es ist also weder gesucht, noch sophistisch, das Wunder der Himmelfahrt Christi als ein Aufgehen seines Geistes in den Geist seiner Gemeinde und der Menschheit überhaupt zu verstehen. Was die Todtenerweckungen betrifft, so schrieb Schleiermacher Christo die Gabe zu, „das leibliche Leben aus seinem innersten verborgensten Schlupfwinkel wieder hervorholen zu können, wo es schon ganz gestorben schien." Er

nahm also Scheintodte, noch nicht in Verwesung Uebergegangene an, wie Christus offen und einfach von Jairi Töchterlein sagte, das Mägdlein schlafe. Bei andern Wunderthaten Christi behauptete Schleiermacher, der sinnliche Vorgang sei nicht klar erzählt; mithin thäten wir besser, uns des Urtheils darüber zu begeben und uns an den Sinn der uns allerdings unenträthselten Thatsache zu halten. Für Schleiermacher war Wunder überhaupt nur der religiöse Name für Begebenheit. „Je religiöser Ihr wäret, rief er, desto mehr Wunder würdet Ihr überall sehen, und jedes Streiten hin und her über einzelne Begebenheiten, ob sie so zu heißen verdienen, giebt mir nur den schmerzhaften Eindruck, wie arm und dürftig der religiöse Sinn der Streitenden ist. Die Einen beweisen diesen Mangel dadurch, daß sie überall protestiren gegen Wunder, durch welche Protestation sie nur zeigen, daß sie von der unmittelbaren Beziehung auf das Unendliche und auf die Gottheit nichts sehen wollen; die Andern beweisen denselben Mangel dadurch, daß es ihnen auf dieses und jenes besonders ankommt, und daß eine Erscheinung gerade wunderlich gestaltet sein muß, um ihnen ein Wunder zu sein, womit sie nur beurkunden, daß sie eben schlecht aufmerken." Es ist sehr gleichgültig, mit wieviel Fischen und Broten Christus so oder soviel hundert oder tausend Menschen gesättigt. Daß er aber so gesprochen, mit göttlicher Stimmung die versammelte Menge beseelte, daß sie der leiblichen Speise nicht bedurften: dies Wunder wird wohl gültig bleiben müssen, solange Menschen ungewöhnlicher Regung fähig sind. Schlimm

das Zeitalter, das solcher Befähigung geistiger Wirkungen baar und ledig wäre. Wunder ist die Wirkung gesteigerter Seelenkräfte, eine Thatsache des Geistes, der sich auf Momente beflügelt fühlt und Dinge thut, die er in gewöhnlicher Verfassung nicht vermag. Jeder Moment zusammengefaßter Geisteskraft ist ein Wunder, jeder aufblitzende Gedanke, jede Entschließung zur großen oder guten That, jede Zuversicht, etwas wider Erwarten und Berechnung leisten zu können. — So lag für Schleiermacher der Werth und die Kraft des Gebetes nicht darin, daß dasselbe etwas ganz Widernatürliches, den Gesetzen der Natur Widerstreitendes wirke, sondern darin, daß Alles was gut, fest, sicher und gewiß sein soll, im Bewußtsein Gottes und im Zusammenhange mit ihm begonnen, der Mensch sich seiner eignen höhern Potenz inne werde. Die ersten Sendboten Christi hatten erhobene Stimmungen, in denen sie Wunderbares übten, wie jeder Held. Die Visionen des Apostels Paulus auf epileptische Zufälle zu reduciren, ist wohl die erbärmlichste der Auffassungen, zu denen die nüchterne Kritik in Profanirung hoher Geistesstimmungen führt. Ich zweifle, daß der frivol gescholtene Franzose Renan, der jetzt das Leben des Apostel Paulus schreibt, so profan wie Strauß sein wird. Wenn Christi geschichtliches Leben und Wirken nicht ausgereicht hat, ein Reich Gottes auf Erden, die neue Religion, fertig zu gründen, so gehören auch die Thaten der Apostel zu seinem Werke. Wenn zu Anfang der Schlacht der Führer fällt, seine Schaaren aber in der Erbitterung über seinen Tod ihren Heldenmuth beflügelt

fühlen und über seine Leiche hinweg den Sieg erringen, so so ist es der Geist des Todten, der ihnen Feuer, Kraft und Muth zum Siege giebt, und der Sieg zählt sicherlich mit zu den Wirkungen seines Lebens.

Schleiermachers „Leben Jesu" ist erst 1864 nach seinen Vorträgen zusammengestellt. Sein idealer Christus war ihm der im Evangelium Johannes wiedergeborne Jesus von Nazareth, ohne daß er sich eingestand, daß diese Wiedergeburt nicht schon im Bericht eines Augenzeugen sich vollziehen konnte. Die Annahme von Mythen hält er für unzulässig. Dabei nahm er aber doch nach dem Tode Christi hymnische Dichtungen an, welche die Momente seines Lebens und Wandels ausschmückten. Das Sichaufthun der Gräber, das Erscheinen der Heiligen, das Zerreißen des Vorhangs im Tempel wollte er symbolisch verstanden wissen, wie ihm ja Auferstehung und Himmelfahrt nicht historische Thatsachen, sondern ideelle Momente sind, deren Wahrheit in dem, was sie bedeuten, liegt. Der speculativen Dogmatik Marheineke's gegenüber äußerte er die Besorgniß vor neuer römischer Hierarchie und Scholastik. In den „Briefen an Lücke" sprach er wiederholt schon früh die Befürchtung aus, die Ergebnisse der Naturwissenschaft möchten in Zukunft alle naive Einfalt aus den evangelischen Schriften und alle blüthenvollen Wunder aus dem Leben Jesu verscheuchen, und es werde dann nichts dastehen vom Baume des Lebens als der nackte Stamm, nichts übrig bleiben von der Herrlichkeit der göttlichen Sendung als die Abstraction des nackten Gedankens. Für Schleiermacher gab es

kein Christenthum ohne einen Christus, Jesus von Nazareth aber blieb ihm keine Wahrheit ohne die Heiligkeit der Person ihres Verkünders. Schleiermacher hielt sein bestes Denken mit seinem Glauben im Einklang, das war sein letztes Wort und „in dieser harmonischen Seelenstimmung, schrieb Wilhelm von Humboldt, ist er gestorben.“ An der Wiege seines Lebens hat das schlichte Herrnhuterthum mit seiner Jesuliebe und seiner Einkehr in sich gestanden, und derselbe stille Genius des Glaubens an die Person eines Mittlers senkte seine Fackel, als er sein müdes Auge schloß.

Friedrich Schleiermacher war am 21. Nov. 1768 in Breslau geboren. Da sein Vater, reformirter Feldprediger, auf Amtsreisen häufig den Wohnort wechselte, erhielt der Knabe zu Pleß in Oberschlesien, dann in der Colonie Anhalt seine erste Erziehung, bis die Eltern auf einer Reise die Erziehungsanstalt der Brüdergemeinde zu Niesky in der Oberlausitz kennen lernten und ihn dieser frommen Anstalt anvertrauten. Siebenzehn Jahre alt trat er (1785) in das Seminar zu Barby, die eigentliche Universität der Brüdergemeinde, wo sich nach heftigen Kämpfen seine Emancipation von der Secte vollzog. Schon vom fünfjährigen Knaben schrieb die Mutter: „Fritz ist ganz Geist.“ Sein kleiner, zarter Körper, etwas gekrümmt, ohne mißgestaltet zu sein, hatte von früh an mit Leiden zu kämpfen, deren er auch später im Mannesalter immer nur durch gesteigerte Geistesthätigkeit

Herr zu werden pflegte.*) Schleiermachers Selbstbiographie, 1794 auf amtliche Veranlassung aufgesetzt, gab über die Gemüthskämpfe seiner Jugend Aufschluß. Die Herrschaft einer spielerischen Phantasie im Umgang mit der Person Jesu hätte ihn, sagte er, bei weniger Kaltblütigkeit wahrscheinlich zum Schwärmer gemacht. Bei der klugen Wachsamkeit seiner Seele wurde er stutzig, daß Christi Blut ohne unser Zuthun selig machen sollte; er sträubte sich gegen übernatürliche Gnadenwirkungen ohne Verdienst und sittliche Verantwortung. Der römische Dienst und der Herrnhuterglaube treffen hierin zusammen, während im Jüngling Schleier-

*) Steffens, sein trauter Freund und Stubengenosse zu Halle in der Zeit der höchsten Noth und Dürftigkeit, während die Stadt von den Feinden besetzt, die Universität zersprengt war, hat seine Persönlichkeit geschildert: „Schleiermacher war bekanntlich klein von Wuchs, etwas verwachsen, doch so, daß es ihn kaum entstellte. In allen seinen Bewegungen war er lebhaft, seine Gesichtszüge höchst bedeutend. Etwas Scharfes in seinem Blick mochte vielleicht zurückstoßend wirken. Er schien in der That einen Jeden zu durchschauen. Sein Gesicht war länglich, alle Gesichtszüge scharf bezeichnet, die Lippen streng geschlossen, das Kinn hervortretend, das Auge lebhaft und feurig, der Blick fortdauernd ernsthaft, zusammengefaßt und besonnen. Ich sah ihn in den mannichfaltigsten wechselnden Verhältnissen des Lebens, tief nachsinnend und spielend, scherzhaft, mild und erzürnt, von Freude wie durch Schmerz bewegt. Fortdauernd schien eine unveränderliche Ruhe, größer, mächtiger als die vorübergehende Bewegung, sein Gemüth zu beherrschen. Und dennoch war nichts Starres in dieser Ruhe. Eine leise Ironie spielte in seinen Zügen, eine innige Theilnahme bewegte ihn innerlich und eine fast kindliche Güte drang durch die sichtbare Ruhe hindurch. Die herrschende Besonnenheit hatte seine Sinne auf eine bewundernswürdige Weise verstärkt. Während er in lebhaftem Gespräch begriffen war, entging ihm nichts. Er sah Alles, was um ihn her vorging, er hörte Alles, selbst das leise Gespräch Anderer."

macher der Gedanke des freien Ichs auftauchte, das seine Sünde selbst zu tragen habe, aber auch seine Sühne und Erlösung kraft eigner Entschließung und Befähigung in sich erleben müsse. Das Seminar zu Barby schloß klösterlich ab gegen die Bewegungen der Gedankenwelt draußen. Schleiermacher wandelte das Gelüst an, die Zweifel der Widersacher gegen Christi Verdienst doch erst zu kennen, ehe er sie verdammte; er wollte sie prüfen und fühlte den Muth in sich, sie zu widerlegen. Man versuchte seine Bekehrung durch alle Mittel, und es kostete ihm Mühe, wie er sagte, „sich durch alle die Verhaue und Hindernisse durchzuarbeiten", die man ihm legte. Der Briefwechsel mit dem Vater war für den liebenden Sohn die härteste Prüfung; Jener eiferte „gegen das Verderben seines Herzens", „gegen den Abfall vom Gott seiner Väter". Schleiermachers umfassende Entgegnungen offenbaren den rührendsten Widerstreit zwischen kindlichem zärtlichem Gehorsam und dem entschlossenen Muth, seine Ueberzeugung nicht dem Herkommen zum Opfer zu bringen. Vater und Sohn fordern sich heraus über die innersten Fragen. Der Vater hält die Verherrlichung Gottes für den einzigen und höchsten Zweck der Religion, der Sohn die Vervollkommnung der Geschöpfe, in der er die beste Glorie Gottes sieht. Seine Zweifel an dem ein für allemal geleisteten Versöhnungstode und an der zweiten Gottheit im Erlöser stiegen schon im Jüngling auf, ohne daß der Greis sie je beseitigte. Erst 1787 gab der Vater ihn frei und Friedrich trat aus der Brüdergemeinde, um seine Studien von ihren Satzungen unbehin-

dert zu verfolgen. Die zwischen ihm und dem Vater eingetretene Kälte nannte er die dunkelste Stelle seines Lebens. Mit einer Schwester in der Colonie blieb er in stetem Briefwechsel, und wenn ihn später die Sorge überkam, seine Kraft würde auf dem Felde der Wissenschaft dem Unglauben und dem Aberglauben gegenüber erliegen, dann dachte er fast reuig an den abgeschlossenen Frieden unter den Herrnhutern; während des Agendenstreites ersehnte er sich wenigstens die dörfliche Stille eines Landpfarrers. Durch den Hofprediger Sack erhielt er beim Grafen Dohna in Schlobitten eine Hauslehrerstelle, die er nach drittehalb Jahren aufgab. Weich und zart wie er war, hat er in diesem Hause zuerst sich in der Pflege edler Frauen gefühlt; er rühmte namentlich eine früh geendete Tochter, Friederike, die das Verdienst um ihn gehabt, die Gemüthsseite seines Innern belebt und beflügelt zu haben. Im J. 1793 folgte er einem Rufe an das Schullehrerseminar in Berlin, im Jahr darauf als Hülfsprediger nach Landsberg a. d. Warthe, bis er von 1706 bis 1802 als Pastor an der Charité, zum zweiten Male in Berlin seinen Wirkungskreis fand. Es war dies beim Wechsel des Jahrhunderts die bedeutendste Epoche seines Lebens. Seine ersten Bekenntnißschriften, seine „Reden" und seine „Monologe", gehörten ihr an, sein Verkehr mit Henriette Herz und mit Friedrich Schlegel, sowie eine dunkle Stelle in seinem Gemüthsleben. Das Ideal eines Freundschaftsbundes war für Schleiermacher eine „geistige Ehe"; so hoch stellte er und so tief und innig faßte er die Gemeinsamkeit der Arbeit zweier Geister, gleich-

viel ob verschiedenen oder desselben Geschlechtes. Die schöne, junonisch gestaltete Henriette Herz, die Tochter des Berliner Arztes de Lemos, eines Juden von portugiesischer Abkunft, war, fünfzehn Jahre alt, die Gattin eines Arztes geworden, der, um vieles älter, ihr Erzieher gewesen war und in kinderloser Ehe ihr Lehrer und Freund blieb, auch als sie im Verkehr mit den Männern der romantischen Schule jene Freiheit und Selbständigkeit gewonnen, die sie nach seinem Tode zum Christenthume führte. Schleiermacher las mit ihr Griechisch und widmete ihr seine „Monologe“, das Buch, in welchem er sich selbst idealisirte. Zur Zeit der Sommerfrische lebte er oft den ganzen Tag mit ihr in dem kleinen Häuschen, das sie im Thiergarten bewohnte. Jene „Monologe“ waren eigentlich mehr ein Ertrag seiner Dialoge mit dieser seiner „Jette“. Sein Sokratisches Wesen, die gerühmte Hebammenkunst der Erzeugung des Denkens in Andern, gestattete ihm gar kein einsames Dichten und Trachten, seine innerste Natur war geselliger Art.' Sein geschlechtliches Verhalten im Umgang mit Frauen ging so weit, daß er, von Freunden gewarnt, sich nicht zu verlieren an Wesen, die ihm nicht angehören konnten, diese Warnung entweder belachte oder gar nicht verstand. Seine fast mädchenhaft reine, sittliche Zartheit war bewundernswürdig. In gleicher Hingebung und Bedürftigkeit des Herzens und Geistes war er auch in der Männerfreundschaft. Im Herz'schen Hause lernte er Friedrich Schlegel kennen, dessen „Athenäum“ (1796—1800) damals erschien. Wenn er sein Verhältniß zu Diesem auch

eine geistige Ehe nannte, so war er seinerseits wohl der weibliche Theil, der treu bedächtige, sorgsam begütigende, der die Extreme des Mannes klug und fein vermittelt. Die tumultuarische Persönlichkeit dieses Schwarmgeistes schien ihm zu imponiren, dessen weitgestellte Ziele gaben seiner stillen, wenn auch unaufhörlich bewegten und wachsamen Seele neuen Antrieb, stärkern Stachel und Reiz. Stubengenossenschaft und die gemeinsame Unternehmung, den Platon deutsch zu geben*), bei deren Ausführung Schlegel den Genossen freilich bald im Stich ließ, machten die Duzfreundschaft sehr innig. In ausschweifenden Wagnissen, und auch als Mensch, bedurfte Schlegel der Nachhülfe, der treuen Vermittelung. Schleiermachers „Vertraute Briefe über die Lucinde“ waren eine Ehrenrettung. Schleiermacher hatte sich Anfangs in das Buch gar nicht finden können; er schrieb an eine Freundin: „Mit der Lucinde werden wir unsere Noth haben.“ Als das Buch jedoch geradezu als ein unsittliches gebrandmarkt, sein

---

*) Schleiermachers zum großen Theil vollendete Uebersetzung der Platonischen Dialoge, deren Ordnung und Erläuterung haben Philosophen wie Philologen als sein glänzendstes Verdienst gerühmt. An diese Arbeit voll staunenswerther Kraft, Emsigkeit und Ausdauer reihen sich noch seine Sammlung der Fragmente des Herakleit im Buttmannschen Museum, seine Würdigung des Anaximander und des Diogenes von Apollonia, seine Abhandlung über des Aristoteles Nikomachische Ethik, eine Charakteristik des Sokrates und eine Studie über die verschiedenen Methoden des Uebersetzens. Seine Methode lief freilich Gefahr, selbst seinen eignen Styl an die Grenze erkünstelter Manierirtheit zu drängen. Mancher hat geklagt, zum griechischen Text greifen zu müssen, um Schleiermachers Periodenbau in dieser Uebersetzung zu verstehen.

Verfasser geächtet wurde, da fühlte er sich nicht nur um des Freundes, auch um der Sache willen gedrängt, den pharisäischen Finsterlingen gegenüber eine Vertheidigung zu schreiben, welche ihm Gelegenheit gab, die Heuchelei der stumpfen Askese und die falsche Prüderie zu geißeln. Bezeichnend ist ein Wort Schleiermachers über Schlegel schon in damaliger Zeit, wo man ihn für blind eingenommen vom Freunde hielt. Er vermisse, klagt er, an Friedrich Schlegel „das zarte Gefühl und den feinen Sinn für die lieblichen Kleinigkeiten des Lebens und für die feinen Aeußerungen schöner Gesinnungen, die oft in kleinen Dingen unwillkürlich das ganze Gemüth enthüllen.“ Was nicht feurig und stark erscheine, halte Schlegel für schwach, äußerte Schleiermacher, dem oft ein Strohhalm genügte, um Gott zu erkennen, während Schlegel sich in stolzen Velleitäten erging, ohne Centrum in Peripherien schweifte. Daß dieser Stern kein Planet war, hat Schleiermacher später gründlich eingesehen, als dessen Kometenschweif sich im Schooß einer alleinseligmachenden Kirche verlor und auch dort in Dunst sich löste. Die dunkle Stelle in Schleiermachers Leben gehört der Zeit an, als Schlegel mit Moses Mendelssohns Tochter ein Bündniß schloß, das erst nach deren Trennung von ihrem ersten Gatten, dem Maler Veit, möglich wurde. Schleiermacher lag ebenfalls in romantischen Banden der Neigung zu einer leidenden, mit ihrem Geschick an der Seite eines ungeliebten Gatten ringenden Frau, der er sich zutraute Heilmittel des Leibes und der Seele bieten zu können. Die an Frau Eleonore, Gattin des Predigers

Grunow, gerichteten Briefe athmen das tiefste, das glühendste Bedürfniß, ihr anzugehören und sie aus einer Ehe zu erlösen, die er, weil sie nicht in Liebe geschlossen war, für keine ächte hielt. Um ihr den Entschluß zu erleichtern und das Aufsehen zu vermeiden, wenn sie sich von ihrem Gatten trennen würde, verließ Schleiermacher Berlin und nahm (1802) die Predigerstelle in Pommern an, wo er sich ein Ovid in Tomä als Verbannter fühlte und seine Entfernung dann doppelt bereute, als Eleonore doch nicht Kraft und Muth genug besaß, das alte Band zu zerreißen. Schleiermacher irrte in der Verzweiflung fast bis an den Rand des Entschlusses, sein Leben freiwillig zu beenden; doch hat man die Briefzeugnisse davon nicht zu veröffentlichen gewagt. Klar und offen hat er gewiß seiner Freundin Herz darüber gebeichtet. — Die zweite „Jette" in seinem Leben war die Frau eines jungen Freundes, der in Stralsund Prediger war, 1804 die sechszehnjährige Henriette von Mühlenfeld, Tochter eines Oberstlieutenants und Gutsherrn zu Sissow auf der Insel Rügen, heirathete, aber schon einige Jahre darauf in der Franzosenzeit ein Opfer des Lazarethfiebers wurde, die junge Frau mit einem lebenden Sohne und einem zweiten Kinde unter dem Herzen hinterlassend. Durch das Medium des Freundes war er zu ihr in ein inniges Verhältniß getreten, und schon zu ihres Mannes Lebzeiten hatte Henriette v. Willich in Schleiermacher einen väterlichen Freund und Lehrer erkannt. Mit naiver Grazie hatte sie dem „Väterchen" die zärtlichste Sorgsamkeit und Neigung gewidmet; plötzlich verwittwet und verwaist, fand

sie in ihm Hülfe, Trost, Rettung und Liebe. Sie wurde 1809 die Gattin des bereits Einundvierzigjährigen, dem bei seinem innigen Bedürfniß nach Liebe so spät das Glück der Ehe wurde. Im Briefwechsel Beider ist der Austausch und die Genesis der Empfindungen im zarten Uebergang von Freundschaft in Liebe von einem Interesse, das uns sonst nur in Herzensromanen entgegentritt. Es ist nicht neu, daß im Herzen einer Schülerin Achtung und Bewunderung für den Lehrer sich in Leidenschaft wandelt. Hier aber stand noch der Geist des geschiedenen Gatten und Freundes zwischen den Liebenden, — nicht aber um zu trennen, im Gegentheil um Beide einander zuzuführen und segnend die Hand über sie zu breiten. Der Todtendienst, den Friedrich und Henriette dem frühvollendeten Ehrenfried Willich unausgesetzt widmen, verdrängt hier nicht den ersten Gatten aus dem Herzen der Gattin, giebt vielmehr dem neuen Bündniß eine neue, ätherisch reine, fast geisterhafte Weihe. Ein Sahn aus dieser Ehe, Nathanael, starb 9 Jahre alt; eine Tochter wurde die Gattin des preußischen Ministers Grafen Schwerin.

Seit 1804 war Schleiermacher als Prediger und als akademischer Lehrer in Halle thätig gewesen, nach dem Abtreten der Saalestadt an das westphälische Königreich (1807) abermals nach Berlin verpflanzt, wo er für die neue Hochschule eine wesentliche Stütze wurde. In der Zeit der Drangsal und höchsten Noth, wo die Fürsten nach den Völkern rufen, in der Zeit der Versuche, das erloschene Leben der Nation wieder anzufachen, da ward er unter den Männern

gern befunden, die helfen und fördern sollten. Schleiermacher stand wie Fichte im Brennpunkt der Bewegung deutscher Freiheitsmänner, die sich wie eine Loge geheimer Verbrüderung über Volk und Jugend erstreckte, in Schill und Dörnberg ihren ersten, äußerlich verfehlten Ausdruck fand, bis die Zeit reif war und selbst ein König mit seinem Aufruf, mit Brief und Siegel den Aufstand und den Volkskrieg sanctionirte. Bevor noch die Arndt, Rückert, Schenkendorf und Körner sangen, schon unter den Bayonetten des Feindes entzündete Schleiermachers Wort von Kanzel und Lehrstuhl die heimlich in Freiheitslust klopfenden Jugendherzen. Zelter hat in Briefen an Goethe von des kühnen Predigers Unerschrockenheit in der Franzosenzeit berichtet, und aus des Mannes eignen Briefen erfahren wir, wie ihn Davoust, der Henker Hamburgs, nebst mehreren andern Bürgern Berlins vor sich beschied, ihm wie ähnlichen Aufruhrstiftern mit Strafe drohend. Bischof Eilert hat erzählt, wie Schleiermacher nach dem Aufruf von Breslau die Schaaren bewaffneter Jünglinge in der Dreifaltigkeitskirche zum Kampf für die neue Zeit eingesegnet. Im Styl alter Zeiten ließ ein Herodes einen Johannes enthaupten; plötzlich rief man nun vom Throne nach den Propheten, um den Kampf zu einem heiligen zu entflammen. Das waren allerdings Zeichen einer neuen Zeit, von der es immer heißen wird: die Blinden werden sehend und die Lahmen stehen auf und wandeln! Draußen vor der Kirche standen die Büchsen der Freiheitskämpfer, und drinnen weihte ein Priester, der für innere und äußere Freiheit gekämpft, die Jugend

zum Kampfe, die weinenden Mütter segnend und preisend, daß sie solche Söhne geboren. Das waren ebenfalls Wunderthaten, und Wunder werden sich erneuern, solange sich Menschen für ein Heiliges und Höchstes entzünden; oder es müßte denn David Friedrich Strauß gelingen, den Begriff Wunder, als vom luftleeren Himmel stammend, lächerlich zu machen und als sinnlos zu erklären.*)

Wer die Propheten verspottet und verwirft, handelt fast ebenso schnöde wie die Mächtigen dieser Erde, welche sie benutzen und nach vollzogenem Dienst bei Seite schieben. Die drei Bände: „Aus Schleiermachers Leben“ brachten in Briefen des Mannes auch Bericht über seine geheimnißvolle Sendung nach Königsberg, wo man Hof hielt, eine Sendung, die er, eine Zeitlang Mitglied des Ministerraths in Cultussachen, nicht ohne Gefahr vor den Feinden des Vaterlandes

*) Als sich die Hörsäle der Hochschule leerten, war Schleiermacher der Prediger in den Versammlungen des Landsturmes, der sich in Berlin ordnete. Sich an Steffens' Seite den Reihen der Freiwilligen anzuschließen, war ihm von Natur versagt. Zur Zeit der Demagogenriecherei seit Kotzebue's Ermordung erlebte er mit der Hochschule Berlins die Schmach, vergeblich gegen de Wette's Absetzung Protest eingelegt zu haben. De Wette hatte bekanntlich der Mutter Sands einen Trostbrief geschrieben, der dem blinden Fanatismus der Finsterlinge Vorwand lieh, die Frevelthat eines Schwärmers im Munde eines Gottesgelehrten gebilligt zu sehen. Hierüber und über Arndts Absetzung in Bonn geben Schleiermachers Briefe die besten Zeugnisse. Seine mit Arndt gewechselten Briefe sind von besonderer Traulichkeit; war doch Arndt seit 1817 als Gatte von dessen Stiefschwester Schleiermachers Schwager.



unternahm. Den Inhalt der Botschaft wissen die Herausgeber des Briefwechsels nicht zu bezeichnen. Wenige Jahre jedoch nach geleisteten „Freiheitsdiensten“, schon 1817, begann Schleiermachers Kampf gegen den bureaukratischen Absolutismus des wiedererstehenden Polizeistaates, sein Kampf für Freiheit der Kirche, für Selbstregierung der Gemeinden, deren Diener nach freier Wahl der Aeltesten der Prediger sein sollte statt Beamter des weltlichen Regiments. Die Polizeimänner in Preußen fürchteten die sittliche Macht freier Gemeinden und täuschten das Volk, indem sie deren natürliche Selbstregierung als eine neue Hierarchie bezeichneten. Für eine Union der Lutheraner, Calvinisten und Reformirten hatte sich Schleiermacher längst entschieden, denn was sie getrennt, waren verfallene Begriffe. Klaus Harms, Scheibel und selbst Steffens hielten ein schroff abschließliches Altlutheranerthum fest, während Luther selbst keine lutherische Kirche bezweckte, vielmehr nur Christi Kirche vom Meinungsschutt der Jahrhunderte befreite. Auf „Ordre“ eines weltlichen Herrschers hin bezweckten aber Unionsmänner Symbolzwang und knechtische Bekenntnisse früherer Zeiten wiederherzustellen. Das hielt Schleiermacher für Eingriffe in die Freiheit der ächten Kinder Gottes. Und so ward er denn mißliebig bei den Fürsten, wie er den Finsterlingen zu sehr ein Denker, den Denkern aber zu gläubig und allen als zweideutig erschien. Die Sehnsucht aber nach einem stillen Herrnhuterthum überkam ihn schließlich nur wie die Sehnsucht nach einer Glückseligkeitsinsel, die nicht mehr da ist im streitigen Men-

schenleben. „Mitten in der Endlichkeit Eins werden mit dem Unendlichen und ewig sein in jedem Augenblick": dies blieb sein Wahlspruch und die Unsterblichkeitslehre, die er predigte. Und mich dünkt, über dieser Lehre könnten sich Christenthum und Philosophie die Hände reichen.

VI.

Arndt.

VI.

Arndt.

Seit dem 29. Juli des Jahres 1865 steht Vater Arndt in Erz auf hoher Zinne zu Bonn am Rhein, als Wächter auf den deutschen Strom blickend. Zwei seiner Kernsprüche prangen am Denkmal: Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte! und: Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze. So lautet der Titel eines jener vielen Bücher, die der getreue Eckart auf des Reichsfreiherrn Stein Geheiß geschrieben. Arndt ist Stein's Schreiber gewesen, Stein hat an ihm gleichsam seinen „Blücher mit der Feder" gehabt, wie Blücher für Gneisenau's Gedanken die Faust und das Schwert war.

Am zweiten Weihnachtstage des Jahres 1769, den 26. December, (vier Monate „gleich hinter dem Corsen her") wurde Ernst Moritz Arndt auf der Insel Rügen geboren. Sein Urgroßvater war ein eingewanderter schwedischer Unterofficier gewesen, der sich in ein Bauernwesen eingeheirathet hatte, sein Großvater ein Schäfer, sein Vater Haidereiter, auch

Schreiber beim Grafen Putbus, zuletzt Inspector auf dessen Gütern in Schoritz. Die Mutter war eines Ackerbauern Tochter. In seinen „Fragmenten über Menschenbildung" schrieb Arndt, er werde nie aufhören, seinen Eltern noch unter der Erde zu danken, daß sie ihn natürlich aufwachsen ließen, ohne allzu viel an ihm zu stutzen und abzuglätten. Er blieb ein Naturproduct, ein Geschöpf heimischer, ländlicher Sitte, voll Bauernkraft, Einfalt und Naturtreue. Bis in sein vierzehntes Jahr ging keine fremde Vocabul über seine Lippen. Es haperte sogar mit dem Unterricht. Der Vater lehrte Schreiben und Rechnen, die Mutter Lesen; über Bibel und Gesangbuch ging's nicht hinaus, aber er las dafür das Wort Gottes wohl drei-, viermal ganz durch. Sonst wurde das Roß getummelt, zur Saat- und Erntezeit sogar das Vieh gehütet. Sonntags ging's zweimal weit über Feld zur Kirche. Die Eltern waren streng, stark, derb und kurz und gut. Fast soldatisch geartet, schlief Ernst auf Brettern und Reisig mit dem Mantel bedeckt, oft genug unter freiem Himmel, im Baumgeheg oder hinter einem Heuhaufen. Das hat ihm die Liebhaberei für nächtliche Wanderungen gegeben. Das Meer und die Eichenwälder haben den Knaben groß werden sehen, der Vogel in der Luft, das Wild im Busch, der Fisch im Wasser sind sein Spielzeug gewesen; im Buchengrün und zwischen Hünengräbern ist uns dieser Nordlandsrecke erwachsen. Daher sein leidenschaftlicher naturhistorischer Trieb, Land und Leute al fresco aufzufassen, sie in ihren Naturbedingungen zu ergründen. Auf der Stubbenkammer

giebt's Buchenwälder, die der scharfe Seewind nicht allzu sehr aufschießen läßt und kurz und gedrungen hält; um so eisenfester wird ihr Holz. So ein Buchengewächs nach außen und innen war Arndt. Natur war alles was ihn umgab, künstlich nur einige quälerische Mißstände, Erfindungen der menschlichen dummen Klugheit, die Leibeigenschaft der Bauern, und gegen diese Mißcultur war denn auch in Greifswald eine seiner ersten Schriften gerichtet. — Endlich war daheim doch noch ein Hauslehrer gefunden, ein Mann aus Sachsen, der es in der Jugend bis zum Studenten gebracht hatte, aber dann unter die Soldaten gegangen war und nun den Corporalstock mit dem Bakel vertauschte. Etwas Latein war in diesem Präceptor sitzen geblieben; aber er hatte, zumal wenn er Kirchenlieder sang, eine kreischende Stimme, dergestalt daß die Buben laut kicherten, und da setzte es dann brav Fuchtel mit der Haselruthe. Ein anderer „Lesekerl", wie man auf gut Schwedisch die Studenten nannte, förderte auch nicht viel, bis Ernst nach Stralsund auf die gelehrte Schule kam. Schwedisch war auch in Pommern das Regiment, aber Land und Leute kerndeutsch, von der plattdeutschen Art, wie sie Fritz Reuter von Mecklenburg noch heutzutage schildert. Mehrere Gönner hatten zusammengeschossen, um den kräftig biderben Bauernjüngling studieren zu lassen. Wie er von der Schule entlassen war, regte sich aber das Gelüst des freien Bauern in ihm, er entlief und streifte in Feld und Wald umher, bis er sich doch wieder einfangen ließ und, 22 Jahre alt, 1791, nach Greifswald ging, um

Gottes Wort zu studieren. Dann besuchte er Jena als Theolog, wo ihn Fichte's „tapfere Persönlichkeit" spornte. Er predigte als Candidat „mit Schall und Beifall", die Rede floß ihm leicht und gut vom Munde; allein sein Rechtlichkeitssinn sträubte sich gegen die Kreuz- und Querwege, um eine Pfarre zu ambiren, und nach einem Hauslehrerdienst beim Pfarrer Kosegarten entschloß er sich, 28 Jahre alt, mit dem Stock in der Hand sich die Welt zu beschauen. Er wanderte vom Frühling 1798 bis zum Herbst 1799 wie Bruder Sorgenlos durch halb Deutschland, Ungarn, Italien, Frankreich und beschrieb ehrlich, grob, aber kernhaft und mit gesunden Blicken, namentlich in Paris am wilden Heerde der Revolution, in vier Bänden seine Wanderungen. Ein Dreißigjähriger kam er zurück, und da ihn eine Herzensneigung quälte, so ward er 1800 in Greifswald seßhaft, heirathete, docirte und ward Adjunct der philosophischen Facultät. In seinen späteren „Erinnerungen aus dem äußern Leben" lesen wir: „Meine Frau schenkte mir im Sommer 1801 einen schönen Sohn, der ihr das Leben kostete"; von seinem Schmerz sprechen seine Gedichte aus jener Zeit. Er hat meist Historica gelesen; seine erste Schrift lautete: „Ueber die Freiheit der alten Republiken"; seine zweite (1803): „Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen" machte Lärm. Die Junker und Großpächter schalten ihn Bauernaufhetzer und Leuteverderber. Der schwedische König ließ ihn in Stralsund vor Gericht verhören, ihn dann aber unangetastet nach Greifswald zurückkehren; Leibeigenschaft und

Patrimonialgerichte wurden einige Jahre nachher durch Gustav IV. Adolf aufgehoben. Diese schöne That seines Königs machte Arndt Zeitlebens zum Royalisten. Er blieb dies, selbst wo das Königthum so blind wurde, seine reinsten und besten Anhänger zu knechten. „Ich hatte“, sagt er in seinen „Erinnerungen aus dem äußern Leben“ (3. Aufl. S. 84), „als Zeitungsleser und Chronikenleser, zwischen meinem neunten und zwölften Jahre schon gewisse politische Verhärtungen und Versteifungen. Ich brauche diese Worte absichtlich, weil ich die Sache als Fehler in mir erkannt habe. Ich bin von jeher vielleicht ein übertriebener Königischer gewesen. Ich glaube, ich bin es geworden, wie die Meisten ganz unbewußt etwas werden, durch die ersten Gewöhnungen des frühen Alters.“ Arndts Franzosenhaß stammt auch nicht blos aus der Kriegszeit, er steckt ihm tiefer im Blute. Der Knabe las Puffendorf's und Anderer Geschichten vom dreißigjährigen Kriege. Die herrschsüchtigen, hinterlistigen, mordbrennerischen Pläne des vierzehnten Ludwig flößten der jungen Seele einen tiefen Abscheu ein, den das Gefühl noch steigerte, daß deutsche Schmach und Schwäche der französischen Größe nur zur Folie diente. Im Jahre 1803 warf Arndt in einer Schrift: „Germania und Europa“ zum ersten Mal dem großen Corsen den Fehdehandschuh vor die Füße. Dann machte er seine in vier Bänden erschienene „Reise durch Schweden im Jahre 1804“ mit volljährigem Aufenthalt in Stockholm und Streifereien bis ins Land der Lappen, Land und Leute mit Sympathie, aber auch mit ungefälschtem Naturblick schil-

dernd. Zu deutschem Land und Volk aber hielt er schon damals; ein schwedischer Officier ließ beim Glase Wein ein schlechtes Wort über Deutschland fallen und Arndt, obschon nicht duellsüchtig, ging so hart auf ihn ein, daß es zum Zweikampf kam; Arndt erhielt eine Kugel und lag viele Wochen lang auf dem Streckbett. Mit seinem „Geist der Zeit“ (Bd. 1. 1806) warf er „allen Schurken und Käuzen, welche das Licht mit Nacht umhüllen,“ den Fehdehandschuh hin. Er schilt die Schreiber, das Volk nicht aus dem Todesschlaf geweckt zu haben, die Philosophen, das thatsächliche Leben nicht zu verstehen, die Theologen, die Tempel Gottes nicht mehr füllen zu können, weil sie Lüge und Wahrheit verschmelzen; den Historikern wirft er vor, die Geschichte, die große Lehrerin der Menschheit, zu einem leeren Märchen gemacht zu haben. Die Franzosen klagt er an, Europa um seine schönsten Hoffnungen betrogen zu haben; aus Weltbeglückern und Völkerbefreiern seien sie wieder die kriechendsten und elendesten Sklaven eines Einzigen geworden, der sie durch keine edleren Künste beherrsche als durch gemeine List und prunkende Aefferei. „Ihr seid so leidlich gebildet, aber aus Schwächlichkeit und Aefferei ist Eure ganze Bildung hervorgegangen und hat nur den äußern Firniß und die Abglättung voraus. In der Mitte Europa's seid Ihr eine Art Mitteldinger geworden, und von jeher fehlte Euch die volle südliche Naturkraft und die schwärmerische nordische Tiefe des Gemüthes; Ihr schwammet in einer kümmerlichen Mitte zwischen beidem und waret auch immer Eures Mangels und Eurer Nacktheit Euch

bewußt; daher Eure Windbeutelei, Euer schaaler Spott und Spaß mit dem Ernstesten und Heiligsten von jeher. — So ist der Charakter Eurer Kunst, so tritt Euer zierliches Leben hin — nichts als leerer Schein, nichts als der sündliche Schlangenglanz von Tugenden, von welchen der unverdorbene Mensch sich mit Abscheu und Schrecken wegwendet. Ohne Religion, ohne Poesie, ohne Wahrheit, zu schwach, Euch zu bessern, zu gebildet, Eures Urtheils inne zu werden, tretet Ihr stolz hin und krähet uns Andern mit einer beispiellosen Unverschämtheit vor, daß wir ungeschliffene Gesellen und Barbaren sind." — Den Fürsten wirft Arndt vor, daß sie immer nur an sich, nie an das Volk gedacht, den Edelleuten, die Fürsten in der Stunde der Gefahr verlassen, des Volkes Schmach und Elend nicht getheilt zu haben. Das achte Capitel trägt die Ueberschrift: „Der Emporgekommene." Er nennt Napoleon eine gewaltige Naturkraft. „Die Natur, die ihn geschaffen hat, die ihn so schrecklich wirken läßt, muß eine Arbeit mit ihm vorhaben, die kein Anderer thun kann." Die Revolution, sagt Arndt, habe über die französische Welt einen neuen Rausch der Begeisterung gebracht, auflodernd, zerstörend und kurz verfliegend, da wo ein hohes Gesetz der Stätigkeit ihn aufnehmen sollte, während die leichtere Beweglichkeit des französischen Elementes bei Anstrengung und Siegen nur das Gefühl der Glorie und Ehre steigerte, schließlich aber, nachdem Alles wieder gemein und knechtisch geworden, nur noch ein furchtbarer Enthusiasmus übrig blieb. Mit der Blitzesschnelle eines Dschingis und Attila

habe Napoleon den Eisensinn eines Fabricius und Marius, die Freundlichkeit und List eines Scipio und Cäsar in sich vereinigt. Nur seine Gegner verschuldeten sein Glück, er ward nur groß durch Kleinheit und Erbärmlichkeit der Andern. Man könne ihn nicht mit den gewöhnlichen Mitteln der Mittelmäßigkeit, man könne ihn nur mit seinen eigenen Instrumenten, mit gleichen Waffen besiegen. Weil er aber kein großer Mensch, wohl aber ein großes Ereigniß war, so haben ihn auch nicht einzelne große Gegner besiegt; die Völker haben ihn gestürzt, die Massen ihn erdrückt. — Wir gaben schon im Artikel über Fichte diese unsere Auffassung, die mit der Arndt's ziemlich übereinstimmt. Erst später, in der Leidenschaft und im Drange der Zeit hat sich Arndt's Ansicht heftiger verbissen, wenn er behauptete, Napoleon habe nie eine Idee gehabt. Aber die Ideen hatten ihn und trieben ihn freilich ins Verderben, weil der blinde Dämon seines Egoismus sie ausbeuten wollte. In seinen „Wanderungen und Wandelungen mit dem Freiherrn von Stein" (1858) schrieb Arndt über sich selbst: „Ich, damals ein kleiner Professor in Greifswald, hatte mit vielen Tapferen schon spanische und tyrolische Gedanken." Und er hatte sie, zwar erst nach Schiller's Tell, aber doch schon vor Fichte, der ihm in Sachen des Corsen trefflich secundirte. Im Winter von 1807 zu 1808, nach dem Erscheinen des ersten Bandes von Arndt's „Geist der Zeit", hielt Fichte in der Berliner Akademie seine „Reden an die deutsche Nation".

Nach der Schlacht bei Jena war für Arndt kein Bleiben

mehr in deutschen Landen; der Buchhändler Palm wurde wegen seiner Schrift: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung 1806" erschossen; Arndt wollte sich nicht ebenfalls einfangen und wie einen tollen Hund erschießen lassen. Er ging nach Stockholm, übersetzte schwedische Gesetze für Pommern und Rügen, auch schwedische Manifeste beim Ausbruch des Russenkrieges 1808 und eine spanische Staatsschrift, welche Napoleons Ränke gegen das spanische Königshaus aufdeckte. Als die Nachricht von Schill's Untergang in Stralsund (31. Mai 1809) nach Stockholm gelangte, litt es ihn nicht länger in Schweden, er ging unter dem Namen eines Sprachmeisters Allmann nach Deutschland zurück. Es war ein böses Jahr; Stein geächtet und auf der Flucht; Andreas Hofers Hinrichtung beschloß das Jahr. Bei Georg Reimer hielt sich Arndt in Berlin verborgen und erlebte den kläglich wehmüthigen Einzug des preußischen Königspaares. Pommern wurde an Schweden zurückgegeben und Arndt konnte wieder in Greifswald dociren. Aber es trieb ihn aus der schwühlen Stille fort ins bewegte Leben, und da die Deutschen anfingen, sich zu fügen und gar die liberalen Ideen der Nationalfeinde zu preisen, verschaffte er sich einen russischen Paß, um in Petersburg am Heerde der deutschen Bewegung schüren zu helfen. Im „Geist der Zeit" Bd. 2 schrieb er: „Gebt mir nur ein Plätzchen in Germanien, wo die Lerche über mir singen darf, ohne daß ein Franzose sie herabschieße; gebt mir ein Häuschen mit einem Gartenzaun, wo mein Hahn krähen darf, ohne daß ein Franzose ihn bei

den Fittichen fasse und in seinen Topf stecke: und ich will fröhlich singen wie die Lerche und krähen wie der Hahn, wenn auch ein Leinenkittel meinen Leib bedeckt." Dieser zweite Band des Buches, wie auch 1813 der dritte, mußte in London das Licht der Welt erblicken; seinen Autor rief Stein, den Kaiser Alexander zu sich geladen hatte, nach der Zarenstadt. Der Freiherr, der über Deutschlands Freiheit mit Hülfe der Russen brütete, empfing ihn dort „im Hotel Demuth" mit den Worten: „Gut, daß Sie da sind; wir müssen hoffen, daß wir hier Arbeit bekommen." Arndt erhielt wie ein russischer Angestellter Gehalt von Stein aus öffentlichen Cassen, später aus der der „Centralverwaltung für Deutschland." In Rußland waren nicht weniger als 150,000 Deutsche unter Napoleonischen Fahnen. An Diese mußte die Mahnung ergehen, daß es hinter ihnen ein Vaterland gebe, das auf sie hoffe. In Rußland fanden und sammelten sich als Flüchtlinge und als Patrioten verschiedener Völker: der Herzog von Oldenburg, Herzog Alexander und Herzogin Antonie von Würtemberg, Chazot, Clausewitz, Pfuel, Boyen, Graf Dohna, Graf Armfeld und Dörnberg, Schubert und Adelung, Klinger und die Staël. Arndt stand Rede über diese Begegnungen in seinen „Erinnerungen" und in seinen „Wanderungen." Es galt die Gründung einer deutschen Legion, denen der Geist der hingeopferten Schill und Braunschweig-Oels eingeflößt werden mußte. Arndt war Stein's Secretär; in Dessen Sinn und Namen schrieb er in Petersburg Pamphlete, Aufforderungen, Verkün-

digungen, Gegenschriften, Widerlegungen französischer Bulletins und Lügen. Er traf Stein's Auffassung und Styl; denn Dieser sagte zu ihm: „Recht so! Sie sind immer kurz und gradaus! Ich mag die Wortschnitzler nicht, die weitschweifigen Umwickler, Entwickler und Auswickler der Dinge; sie hauen meist in die Luft, statt die Sache zu treffen." Arndt's „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann" erschien zuerst in Petersburg, im Sommer 1812 (später in Königsberg 1813, zuletzt in Cöln 1815). Es ist altbiblischer und Lutherscher Ton im Buche: „Wer Tyrannen bekämpft, ist ein heiliger Mann, und wer Uebermuth steuert, thut Gottes Dienst. Wer die Freiheit zu unterdrücken auszieht, damit unschuldige Völker als Knechte dienen, der erhebt das Schwert gegen Gott den Herrn, und treffen wird ihn, der die Blitze vom Himmel wirft. Und es ist ein Ungeheuer geboren und ein blutgefleckter Gräuel aufgestanden, und heißt sein Name Napoleon Bonaparte, ein Name des Jammers, ein Name des Wehs, ein Name des Fluchs der Wittwen und Waisen, ein Name, bei welchem sie künftig Zeter schreien werden, wenn arme Sünder zum Richtplatz gehen. Und wenn Satan der Vater der Lüge heißt, so heißet Bonaparte Satans ältester Sohn. Viele haben ihn angebetet und zum Götzen ihrer Herzen und Gedanken gemacht, und haben ihn genannt Heiland und Retter und Befreier ꝛc. Ich aber kenne ihn, spricht Gott, und habe ihn verworfen, und ist kein Heil und keine Rettung und Freiheit in ihm, und hat er kein Zeichen, daß man ihn

nenne nach Gott" u. s. w. Das war der Ton der Sturmglocke, die gezogen werden mußte; andere Töne wirkten nicht, um den Volkskrieg anzufachen. Auch Arndt's Flugschrift: „Glocke der Stunde in drei Zügen" erschien 1812 in St. Petersburg. Als die Kunde vom Brande Moskaus vom 15. und 16. September nach Petersburg gelangte, saßen Dörnberg und Arndt bei Stein zu Tische. Stein erhob stolzer und heiterer wie je sein Haupt. Er ließ frisch einschenken und rief: „Muth, Muth!" Dann erwog er die Möglichkeit, ein Paar hundert Meilen noch weiter nach Osten zurückweichen zu müssen, aber er habe sein Gepäck im Leben schon drei, viermal verloren; man müsse sich gewöhnen, es hinter sich zu werfen; „weil wir sterben müssen, sollen wir tapfer sein!" Gegen Erwarten zogen die Franzosen schon am 20. Oct. aus Rußland ab, am 30. Dec. schloß York mit den Russen den Vertrag zu Tauroggen, Anfang Januar 1813 kehrte Stein mit Arndt nach Deutschland zurück. Das waren die Männer, die Thaten und die Vorarbeiten, welche die Welt aufriefen, nicht Friedrich Wilhelm mit seinem Breslauer Aufruf; bei der Nachricht von Yorks verwegenem Entschluß war der König noch in die Worte ausgebrochen: „Da möchte Einen ja der Schlag rühren!" Und jene Männer, welche für Preußen arbeiteten und Preußen die Mission und Ehre zusprachen, waren so wenig wie Blücher, Scharnhorst und Andere Preußen von Geburt. Grund genug, wenn wir fordern, daß Preußen deutsch, nicht daß Deutschland preußisch wird. Arndt schrieb noch in seinem 89. Lebens-

jahre: „Ich werde das Schwingen, Klingen und Ringen dieser Morgenröthe deutscher Freiheit, diesen so leuchtenden Aufgang eines neuen jungen Lebens nimmer vergessen.“ Damals aber schrieb er auf Steins Geheiß das zuerst in Königsberg, zuletzt in Cöln gedruckte Büchlein: „Was bedeutet Landsturm und Landwehr?“ Landwehr und Landsturm wurden dann am 17. März 1813 von König Friedrich Wilhelm aufgerufen und das ganze Volk schien Ein Heer, das ganze Land aber war schon vorher durch Scharnhorst Eine Waffenschmiede geworden. Heutzutage freilich soll Landwehr nichts mehr, junge Soldatesca Alles gelten. Schon um der geheiligten Erinnerungen willen durfte man nicht Hand anlegen an jenes Element der Bürgerwehr! Arndt sang in jenen Tagen auch sein Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ — Wir fragen noch heute danach.

Für Arndt begann eine Epoche in Dresden, wo auch von seinem „Geist der Zeit“ Band 3 erschien. „Mir schwebt, schrieb er damals, der Glaube und das Bild einer deutschen Verfassung vor, einer freien, gerechten, kriegerischen und menschlichen Verfassung, daß sie durch die stille Gewalt ihrer Vortrefflichkeit endlich alle verschiedensten Stämme anziehen und in einer Einheit verbinden könnte, welche Schreibfedern und Degenklingen nie erzwingen werden.“ Arndt wohnte im Körner'schen Hause, dieser Herberge der Gerechten seit Schiller. Die Lützower, die Genossen des edlen Sohnes Theodor, hatten ihn dahin empfohlen. Auch Goethe kehrte dort ein, und da fiel denn das ewig denkwürdige, beklagens-

werth große Wort des großen Dichters, auf das Stein die richtige Entgegnung fand. Der Vater Körner sprach von seinem heldenmüthigen Sohn und wies auf dessen Säbel, der an der Wand hing. Da sprach Goethe's geweihter Mund das geflügelte Wort: „O Ihr Guten, schüttelt immer an Euern Ketten, Ihr werdet sie nicht zerbrechen, der Mann ist Euch zu groß!" So nach Arndt. Nach Pertz hat er gesagt: „Ihr werdet Euch die Ketten nur noch tiefer ins Fleisch ziehen"; Stein aber, als er die Worte erfuhr, erwiederte: „Laßt ihn, er ist alt geworden!"

Arndt schrieb in Dresden auch seine „Zwei Worte über die Entstehung und Bestimmnng der deutschen Legion", und sein Lied auf Scharnhorst, „den Waffenschmied deutscher Freiheit." Napoleon und die Franzosen, sagte er, seien „glücksfest gegen kleine Gesinnung"; nur mit den allerhöchsten, mit gottgeweihten Gefühlen könne man ihre Herrschaft stürzen, und in hellen Haufen müsse man über den Rhein dringen und die deutschen Länder jenseits, Elsaß, Lothringen, Luxemburg, Flandern, wieder deutsch machen. Halbheit zerstöre das Ganze; die zersplitterte Vielherrschaft aber müsse unter uns ebenfalls aufhören, Deutschland einen Kaiser aus seinen Fürsten wählen. Den einzelnen Erbfürsten solle bleiben, was sie 1792 vor dem Revolutionskriege besaßen, sie seien Richter und Verwalter ihrer Lande, auch Heerführer ihrer Banner, aber unter Kaiser und Reich. Arndt dachte es sich leicht, die im Luneviller Frieden beseitigten geistlichen Reichsfürsten wiederherzustellen ohne

Schaden allgemeiner bürgerlicher und vernünftiger Wohlfahrt. Wie der gewählte Kaiser, der alle drei Jahre in Person mit den persönlich versammelten Fürsten Reichstag, also einen Fürstentag halten sollte, seine deutsche Allgemeinherrschaft verwalten könne, ohne sein eigen Land an die Spitze zu drängen: darüber gab Arndt keinen Wink. Der Adel, wollte er, müsse wieder wirklicher, d. h. hoher Adel werden mit gefestetem und geschlossenem Rang. Alle drei oder fünf Jahre werden Nationalspiele gefeiert. Die Geschwornengerichte verlangt er mit Recht als einen Sproß altgermanischer Freiheit. Es ist nur ein Traum! rief Arndt 1813, und es blieb selbst 1848 ein Traum.

Nach der Leipziger Schlacht trennte sich Stein von ihm; Arndt blieb bis zu Ende des Jahres in Leipzig, für die Presse thätig. Er dichtete dort: „Einladung zum Tanz, Das Schwert ist gefeget, Wer ist ein Mann, Wo kommst Du her in dem rothen Kleid"; auch sein Blücherlied: „Was blasen die Trompeten, Husaren heraus?" Er schrieb ferner dort: „Das preußische Volk und Heer im Jahre 1813, Ueber das Verhältniß Englands und Frankreichs zu Europa, Grundlinien einer deutschen Kriegsordnung, Der Rhein Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze." Die letztgenannte Schrift sicherte ihm den preußischen Staatsdienst. — Er zieht die deutsche Grenze gegen Frankreich in gerader Linie von Dünkirchen südlich unter Mons und Luxemburg, von da über Saarlouis an der Saar und dem Vogesus bis Mömpelgard und bis zur Rheinbucht bei Basel. So lange

Frankreich Lothringen und Elsaß inne hat, ist Deutschlands Zukunft nicht gesichert. — Arndt folgte Stein nach Frankfurt und lernte auf Schloß Nassau an der Lahn Dessen Schwester kennen, die ebenfalls geächtet, als Aufruhrstifterin lange Zeit in Frankreich gefangen gehalten war. Nach Wanderungen am Rhein, zum Theil an der Seite des Turnvater Jahn, der in Greifswald sein Zuhörer gewesen war, ging er nach Berlin und besuchte Kleists Grab bei Potsdam, gewiß mit schmerzlichem Gefühl, daß diese Flamme, die sich selbst verzehrte, nicht mehr ins Vaterland schlug. Arndts Feder war unerschöpflich in Broschüren und Büchern: „Ueber künftige ständische Verfassungen in Deutschland, Phantasieen für ein künftiges Deutschland, Ueber Sitte, Mode und Kleidertracht, Blick aus der Zeit auf die Zeit (mit Hinblicken auf die Zugehörigkeit Hollands und der Schweiz zu Deutschland). Ansichten und Aussichten der deutschen Geschichte." Dem J. 1815 gehören an Arndts Loblieder auf Scharnhorst, Blücher, Gneisenau, Boyen, Grolmann und Stein; auch sein Bundeslied: „Sind wir vereint zur guten Stunde." Die gute Stunde wollte freilich nicht schlagen, um auf Freiheit nach außen Freiheit nach innen folgen zu lassen. Gegen die Thorheit, Napoleon in Elba abzusetzen, ohne die nordfranzösischen Festungen in der Hand zu behalten, hat Arndt vergeblich gekämpft. In Cöln erschien 1815, 16 und 17 Arndt's „Wächter", eine Zeitschrift in drei Bänden. Arndt in Cöln und Görres in Cöln! Zwei Teutonen gewaltiger Art, und doch wie

grundverschieden! Arndt hat nie in Sachen des Glaubens gemittelaltert, der schwarze Rock des Burschenschafters verschmähte die Falten und Schlingen des schwarzen Schlepptalars. Arndt's Christenthum war reine Gottesfurcht, blieb frei von allen hohenpriesterlichen, dogmatisch-hierarchischen Arabesken, Schnörkeln und mystischem Dunst. Görres hatte die Jacobinermütze getragen und sie mit der Kapuze vertauscht; deshalb die Höllenbreugheltinten in seinen Plänen und Entwürfen. Arndt blieb ein getreuer Eckart des Königthums. Sein Germanenthum hat gegen das Görres'sche ohnedies voraus, daß es die Thaten mitschlug, die uns wenigstens nach außen hin frei machten. Denn Arndt's Lieder gehören mit zu den Thaten der Freiheit.

Das Jahr 1817 war auch sonst noch für Arndt wichtig. Nanna Maria Schleiermacher ward sein Weib; ein Jahr darauf begann seine Professur in Bonn, die freilich bald genug, schon 1820, in Folge seines „Geist der Zeit" Band 4, auf Betrieb der Wittgensteinianer, der Kamptzianer und Schmalzianer „stille gestellt" wurde. Die Anklage der preußischen Dunkelmänner ging auf Theilnahme an geheimen Gesellschaften, zu denen man sich nicht schämte den Tugendbund zu rechnen, auf Verführung der Jugend, auf Träume von republikanischem Aufbau des Vaterlandes. Polizeischergen führten die hochnothpeinlich halsgerichtliche Untersuchung wider Arndt; seiner Papiere blieb er lange Zeit beraubt. Er ertrug diesen Druck mit besonnenem Gleichmuth, fühlte aber doch tief, wie er sagte, „die langsame

Zerreibung und Zermürsung" seiner besten Kräfte. Er ward in der Zeit, wo man ihn brach legte, nicht müßig, die Zeitfragen des Tages zu besprechen, nordisches und germanisches Leben in seiner Verwandtschaft zu beleuchten. Seine „Schwedischen Geschichten unter Gustav dem Dritten, vorzüglich aber unter Gustav dem Vierten Adolf" erschienen 1839. In seinen Liedern herrschte eine fromme, gottgetreue Stimmung vor; der Tod eines neunjährigen Sohnes im Rheine, der Verlust seines Gönners Stein, der am 29. Juni 1831 auf Schloß Kappenberg in Westfalen starb, bedrückten nicht weniger sein Gemüth wie die Wirren Deutschlands in Folge der Julirevolution. Er blieb der Alte, er glaubte sogar an Jung-Germania; die französischen Sympathien des Jungen Deutschlands, wie sie sich in Laube und Gutzkow verriethen, waren ihm zuwider.

Nach zwanzig Jahren, ein Greis über die Siebenzig hinaus, ward er 1840, als ein neuer König in Aegypten aufkam, in Amt und Ehren wieder hergestellt. Er zog seinen „Verhaftungssack" aus dem dunkeln Winkel hervor und veröffentlichte die Urkunden der demagogischen und antidemagogischen Umtriebe jener Zeit. „Nothgedrungener Bericht aus seinem Leben" nannte er die zwei Bände Briefschaften, die eine Ergänzung zu seinen „Erinnerungen" bilden, welche er gleich nach seiner amtlichen Wiedereinsetzung herausgab. Diese Sammlung „beschlagener" Papiere, wie er sie nannte, war von einem grünen Tisch zum andern gewandert, von einem geheimen Secretär, von einem Staats-

versteck zum andern. Staub und Moder klebte an ihnen, Ratten und Mäuse, Inquisitionsrichter und Demagogenriecher hatten daran genagt. Der Alte hatte beim Anblick der schicksalvollen Papiere lange geschaudert, sich vor den Erinnerungen, die ihn dabei überliefen, gescheut. Denn wie sagte doch jener Mann der Inquisition? Gebt mir von irgend wem zwei geschriebene Zeilen, und ich drehe ihm daraus einen Strick! Etwas Verwesung duftete aus den Briefschaften, aber der Alte mußte doch daran, er hat den Sack auskramen, seinen Gehalt lichten und ordnen wollen, damit das den Nachkommen erspart bliebe. Er wollte nicht als „Marteler“, sondern nur ehrlich dastehen vor Zeit und Nachwelt. Natürlich war Sand's Ermordung Kotzebue's der langersehnte, vielwillkommene Anlaß gewesen, um gegen den „Geist der Zeit“, nachdem man ihn ausgenutzt hatte, einzuschreiten. Man hielt jene That nicht für das vereinzelte Verbrechen eines Schwärmers; sie stand auch wie jede Erscheinung im Zusammenhang mit der Stimmung des Zeitalters, aber als Verirrung und Verbrechen ohne Theilnahme, ohne Mitverschuldung. Der Feldzug gegen die schwarzberockte, offenbusige, langgehaarte deutsche Jugend war allgemein; der deutsche Bund, gut genug, um ihm gehässige Maßregeln aufzubürden, die man nicht gern selbst vertrat, setzte eine Commission nieder. Diese zog die Führer der Jugend zur Rechenschaft, sie glaubte an eine weitverzweigte geheime Verschwörung gegen die Throne, sie erstreckte sich auch gegen Arndt. Auf dessen Klagebrief erwiederte Fürst

Hardenberg, nicht Preußen, sondern der Bund führe die Sache; nach beendigter Untersuchung werde ihn der Staat, dem er angehöre, schützen! Nach einer kurzen halbtägigen Verhaftung seiner Person erfolgte die Beschlagnahme und lange Haft seiner Papiere; auf die Amtsenthebung begann eine anderthalbjährige Criminaluntersuchung. Arndt war nicht lässig; er schrieb dem Staatskanzler seine Vertheidigungsbriefe, er ging von Behörde zu Behörde, seine Schriften und Briefe wurden selbst der Majestät vorgelegt. König Wilhelm der Dritte las den vierten Theil vom „Geist der Zeit", fand Unpassendes, für die Jugend nicht Gehöriges, aber nichts Hochverrätherisches darin; seine akademischen Hefte wurden ihm als völlig unverdächtig zurückgegeben. Arndt schrieb öffentlich sein „Abgenöthigtes Wort" (1821); er schrie laut um bloße Gerechtigkeit, er forderte nur den ihm zustehenden Richter. Die Specialcommission blieb mit der Polizeiuntersuchung in Kraft, anderthalb Jahre dauerte die Untersuchungsfolter. Wie der alte Kämpe sich gewehrt, ist beinahe ein ergötzlich Schauspiel. Neue Gesetze und Verordnungen jagten sich damals und nahmen ihn wie seine Leidensgefährten arg in die Klemme, indem sie rückwirkend auf ihre Sache angewendet wurden. Ueber alle seine Bücher, auch was er in Greifswald als schwedischer Unterthan geschrieben, in Schweden selbst hatte drucken lassen, mußte er vor Gericht Erläuterungen geben, über jede Anspielung in seinen Privatbriefen, über jeden Einfall und Scherz des Augenblickes die Inquisition über sich er-

gehen lassen. In seinen Schriften lag der Geist der Aufregung gegen fremde Knechtschaft und nationale Schmach deutlich am Tage. Sie gehörten einer Zeit an, die sich insgeheim langsam waffnete gegen Tyrannei von außen, wie gegen Erniedrigung im Innern. Nicht ohne diese Aufrüttelung der niedergedrückten und sittlich erschlafften Gemüther hatten jene Schlachten der Freiheit geschlagen werden können, die Deutschland wieder in die Reihe der berechtigten Völker emporgehoben. Diesen nationalen Geist einer sittlichen Energie begann man jetzt zu fürchten, als er, siegreich von den Feldern Frankreichs heimkehrend, sich auf die Neugestaltung eines auch innerlich freien Deutschlands wandte. Man hatte das Volk freiwillig in Waffen gesehen. War der Löwe, nachdem er Feindesblut gekostet, jetzt am heimischen Heerde furchtbar? Sann er fortgesetzt auf Thaten, die gegen den allgemeinen Feind Triumphe waren, gegen die Fürsten des eignen Landes Verbrechen zu werden drohten? — Hier fehlt uns in Sachen der Burschenschaft noch immer die öffentliche Darlegung der verbrecherischen Plane. Der Buchstabe des Gesetzes hat auch gegen den Anschein hart erkannt, es sind viele unschuldige Opfer gefallen, in der Untersuchungshaft Hunderte um die Blüthe ihres Lebens gebracht. Der Argwohn sah die ganze deutsche Jugend in einer Verschwörung, auch die edelste Begeisterung, die da Lust bezeigte für die Sache des Vaterlandes geistig und sittlich in Waffen zu bleiben, galt für Hochverrath; wachsam zu sein, und ein starkes, sittenstrenges Geschlecht

heranzuziehen, erschien staatsgefährlich; man wollte keine Spartaner mehr, nachdem Frankreich besiegt war. Der Uebermuth der Tollköpfe schien willkommen, man mußte die Gespenster, die man in feiger Furcht gesehen, auch beweisen. So kam es, daß auch die Edelsten der Nation verkannt, bestraft und geächtet wurden; so kam es, daß Deutschland, kaum frei vom Tyrannen, sich in wüsten Hetzereien abmattete; so kam es, daß wir unsere Freiheit nach außen nicht auch zur nationalen Gestaltung nach innen benutzten, noch heute damit immer wieder von vorne anfangen, das Geschlecht von neuem dazu erziehen müssen. Jugendverführer, Revolutionäre, moderne Jacobiner, Hochverräther hießen die Männer, die ein allgemeines und einiges Deutschland wollten, der patriotischen Begeisterung auch auf dem Friedensboden das Wort gaben. Demagogische Verbindungen, staatsgefährliche Umtriebe hießen die Stichwörter der Verfolgungssüchtigen. „Ich trieb nichts um, sagte der alte Arndt, ich ward nur umgetrieben!“ Der Geist einer aufgeregten Zeit hatte die Besten erfüllt, Deutschland sollte auch im Frieden groß, mannhaft, wehrhaft, stark und einig sein, und woran wir noch heute von allen Seiten mühsam bauen, was jetzt für Fürsten allgemein als Ziel und Zweck, als Rettung und Glorie vor Augen steht, das galt damals für gefährlich, für verrätherisch und wurde verfehmt. Arndt's Vertheidigungsbrief, den er in Bonn an die Majestät von Preußen schrieb, beginnt mit dem Worte: „Die Gewissenhaftigkeit Ew. Majestät ist getäuscht worden.“ Dies traf den rechten

Punkt, König Friedrich Wilhelm der Dritte war mit seinem Gewissen in die Enge getrieben und hatte Befangenheit genug, die Männer des feindlichen Argwohns, die ihm die Sache deutscher Begeisterung verdächtigten, walten zu lassen. Schon seine Hausdurchsuchung, welche die Beschlagnahme seiner Papiere zum Zweck hatte, begann mit ungebührlicher Willkür. Man stöberte, wie bei einem des Raubes und Mordes Verdächtigen, selbst Wäsche und Kleider durch; ein blutiges Hemd mit einer Pistolenkugel reizte die Inquisitoren nicht wenig und konnte den beutegierigen Händen kaum entzogen werden. An diesem Hemd klebten jene Blutstropfen, die Arndt vor langen Jahren im Duell mit dem schwedischen Offizier vergossen, der die Ehre der deutschen Sprache geschmäht. Arndt hatte Kugel und Hemd in seinem Pulte bewahrt, und auch dies Blut hätte fast gegen ihn gezeugt! — Nicht ohne Lächeln erzählt der Alte seine inquisitorischen Verhöre. Der Untersuchungsrichter Pape und sein Gehülfe Dambach vollzogen den Auftrag, alle seine Briefe zu incriminiren. Sie legten jedem Ausdruck, der ihm oder seinen Freunden entwischte, Daumschrauben an. Des Buchhändler Georg Reimer's Briefe schienen besonders stoffreiche Anspielungen auf ein geheimes Bündniß zu bieten. Dieser hatte geschrieben: „Gott erhalte Dir Leib und Muth frisch in diesen schlechten Zeiten!" Schlechte Zeiten? frugen die Inquisitoren, was versteht man unter der Schlechtigkeit der Zeiten? wo will man diese Schlechtigkeit suchen? auf den Thronen? Und Muth, frischer Muth! In welchem Sinne

wird hier Muth genommen? Reimer muß vor Gericht Rede stehen, wer der „wackere Gesell" sei und die „frischen Leute", die er brieflich grüßen läßt. Eine Verschwörung vorausgesetzt, mußten die unschuldigsten Aeußerungen Grund zum Verdacht, Chiffern aber, die sich die Freunde im Scherz ertheilten, den willkommensten Anhalt für einen Argwohn geben, der fast mit Gewalt geheimen Verbrechen auf der Spur sein wollte. Arndt's unschuldiger „Entwurf einer deutschen Gesellschaft", aus dem Jahre 1814, wurde allegorisch verstanden. In seinen „Phantasien für ein künftiges Deutschland" vom Jahre 1815 fand sich eine Stelle, wo es hieß: „Volk, ich will Dich zum Haupt machen und nicht zum Schwanze, und sollst oben schweben, nicht unten liegen!" Das wurde vor Gericht nicht vom deutschen Volke unter den Völkern Europa's, sondern als Herrschaft des Pöbels wider die Fürsten verstanden. Pape und Dambach führten beim Verhöre Arndt's oft ergötzliche Zwiegespräche, in denen Jeder den Andern an Scharfsinn zu überbieten suchte: Ich weiß nicht, war der Eine von ihnen dumm und stellte sich schlau, oder war der Andere schlau und stellte sich dumm. Man fand in einem Briefe Arndts die Aeußerung: „Das ist über meine Sphäre!" Man witterte Verrath auch in dieser Wendung, denn man brachte jedes Wort unter die Lupe, legte es nicht blos auf die Goldwage, sondern setzte auch die Feile daran. Pape sagte zu Dambach: Sphäre? was ist Sphäre? Dambach sagte: Sphäre heißt griechisch Ball. Pape sagte: Ball? über meinen Ball?

was soll das heißen? — Das erzählt Arndt wörtlich. — Wir sind so arm an Lustspielstoffen. Mich dünkt, eine deutsche, oder vielmehr preußische Lustspielscene wäre aus diesem Zwiegespräch der beiden Untersuchungsrichter bald fertig.

Nach anderthalb Jahren solcher Untersuchung erfolgte die Freisprechung des Angeklagten. Das Wort „unschuldig" im Munde solcher Richter klang dem Alten wie eine Beleidigung. Er war zwanzig Jahre lang amtsunthätig, ohne Ehrensühne, ohne Genugthuung, ohne Anerkennung seiner Berechtigung, seine gerechte Sache vor der Welt offen darzuthun. Die preußische Staatszeitung hatte unter den actenmäßigen Nachrichten eine öffentliche Ehrenschändung seines menschlichen und schriftstellerischen Charakters gebracht und Arndt durfte sich nicht auf dem Forum der öffentlichen Sittlichkeit vertheidigen. Jahn's Frau hatte gegen Herrn von Kamptz eine Calumnienklage erhoben. Nachdem das Kammergericht zu Berlin vom Justizminister einen Bescheid, vom Staatskanzler eine Belehrung erhalten, wie es sich in dieser Sache zu benehmen, erfolgte als ultima ratio der Cabinetsbefehl, die Klage sei unstatthaft. Arndt meinte, es hätte ihm noch schlimmer ergehen können; hat er doch unausgesetzt sein Gehalt bezogen, hat nicht betteln brauchen, ist aus Bonn nicht ausgewiesen. Einige Ohrenbläser hätten ihn gern an einen stillen fernen Ort gebracht; allein der alte König, wenn auch befangen, war doch wenigstens leidenschaftslos. Das Wort des vierten Friedrich Wilhelm gab ihm seine Ehre wieder; seine Wiedereinsetzung in Amt und Würden war für

die Stadt Bonn ein Fest, alle Professoren bis auf Einen, A. W. Schlegel, begrüßten ihn, die Facultäten ernannten ihn zum Rector und er hielt als solcher seine lateinische Antrittsrede. Wie altes Eisen hatte er so lange still gelegen, war eingerostet, war über die Siebenzig hinaus, war zu alt geworden, sagte er, für einen frischen und lebendigen Mund. In dem Alter, wo die Weisesten vom Lehrstuhl abtreten, sollte er ihn wieder besteigen. Meine Trompete, sagte er, war lange zerblasen, ich war für die Hochschule und für die akademische Jugend nur noch ein Mann mit Schall, aber ohne Ton. Er hätte gern für die Gnade gedankt. Allein Weigerung wäre wie Trotz erschienen, und so nahm er sie an, und legte der Welt den ganzen Handel vor, man kann sagen ohne Groll und Haß, aber doch auch ohne gedemüthigt zu sein, ohne es verlernt zu haben, als Mann und Mensch um sein gutes Recht zu wissen.

Arndt's Briefwechsel ist zur Charakteristik der Zustände in Preußen auch sonst von Gewicht. Der spätere Minister Eichhorn, Arndt's vertrauter Freund und Dutzbruder, schreibt ihm im Juni 1815 entzückt von des Königs freudiger Genehmigung einer Constitution für sein Volk. Gneisenau ergeht sich in einem denkwürdigen Briefe desselben Jahres aus Paris über die Nothwendigkeit, Preußen eine Verfassung zu geben. Sogar Motive der Staatskunst geböten das; so etwas erwerbe den Primat über die Geister; nur dieser dreifache Primat der Waffen, der Wissenschaften und der Verfassung könne Preußen aufrecht erhalten zwischen seinen mächtigen Nachbarn.

— Schleiermachers Mittheilungen an Arndt schildern die Zeit der gesunkenen Hoffnungen, der verkümmerten Wünsche, des geknickten Schwunges aller Geister. Auch Schleiermacher bei seiner Polemik gegen Schmalz, bei seiner Betheiligung an einem akademischen Gutachten, de Wette's Absetzung betreffend, war von der Gefahr bedroht, einer Untersuchungstortur unterzogen zu werden. Ein gewisser Schulz machte den Verleumder; Schleiermacher habe, so lautete die Anschwärzung, bei allen Gelegenheiten den Staat zu „gelinden“ Maßregeln gegen die Burschenschaften verführt. Eine Demagogie sondergleichen, die sich ein Lehrer des Christenthums, ein Verkünder der Humanität kraft Amt und innerem Beruf zu Schulden kommen ließ! Jener Schulz, meinte Schleiermacher, befördere unmäßig die Landsmannschaften, und diese seien doch der Ruin des Universitätslebens. Noch im Jahre 1825 sah sich Schleiermacher von der Inquisition des Staates bedroht.

In Stein's Briefen an Arndt findet sich unter anderm ein Wort über die damaligen Zeitbedrängnisse, das für den „Minister Vorwärts“ gleich sehr wie für Arndt bezeichnend ist und das politische Glaubensbekenntniß Beider zusammenfaßt. „Wir leben in einer Zeit des Uebergangs, schreibt Stein aus Frankfurt im Januar 1818, wir müssen also das Alte nicht zerstören, sondern es zeitgemäß abändern und uns sowohl den demokratischen Phantasten, als den gemietheten Vertheidigern fürstlicher Willkür widersetzen. Beide vereinigen sich, um Zwietracht unter den verschiedenen Ständen der

bürgerlichen Gesellschaft zu erregen, in entgegengesetzten Absichten, die Einen um alle Versuche, eine repräsentative Verfassung zu bilden, zu vereiteln, die Andern um eine unhaltbare ins Leben zu bringen. Dieser Haß unter den Ständen, unter Bürgern und Adel, bestand in den blühendsten Zeiten der deutschen Städte, im 13. bis 14. Jahrhundert, nicht. Jeder Stand hatte seine Ehre, zwischen ihnen bestand ein wechselseitiges Band der Dienstleistungen, des Umgangs, durch Verfassung und Sitten geknüpft. Diese Stände müssen neben einander bestehen, nicht durcheinandergemengt, ein Geschlechts- und Güteradel, kein Dienst- und Briefadel, ein tüchtiger Bürger- und Gewerbestand, ein ehrsamer freier Bauernstand, kein Tagelöhnergesindel: und so steht der alte, durch den Lauf der Zeit geschwächte Stand der Freien wieder da, erscheint in der Gemeinde, am Amts- oder Kreistage, auf dem Landtage, auf dem Reichstage zum Berathen und Beschließen, und greift in gemeinsamer Noth zu Wehr und Waffen."

Unter Arndt's Papieren aus den Jahren 1810 und 1811 finden wir einige Lebensregeln und Glaubensmaximen, die nicht wenig geeignet waren, den Inquisitionsrichtern von damals Bedenken zu erwecken. Je aphoristischer sie hingestellt sind in sein Tagebuch, desto mehr fiel der lauernde Argwohn darüber her, geheime Strafwürdigkeiten dahinter witternd. Zu diesen Sätzen gehören folgende:

„Sei nicht zu deutsch: brüte und träume nicht, aber denke, dichte muthig und still!"

„Lieber muntere Hölle als fauler Himmel!“

„Halte das Heroenbild der Menschheit dir vor, das Heroenalter der Welt in Kühnheit und Trotz.“

„Zerstöre hinter dir, daß vor dir etwas werde!“

„Hüte dich vor Weibern, aber liebe und ehre das Weib!“

„Qui se ipse regit, rex est.“

„Willst du glücklich sein, bete täglich zu deinem Gott, deiner Schönheit und Liebe.“

„Zermalme täglich deinen Ehrgeiz, deine Eitelkeit, daß du ein heiterer und kräftiger Kämpfer werdest!“

Zu diesen deutschen Kern- und Kraftsprüchen Arndt's fügen wir noch Stein's Wort aus dessen politischem Testament: „Der Wille freier Menschen ist der unerschütterliche Pfeiler jedes Thrones.“

Als die Throne wankten, im Jahre 1848, weil sie den Willen freier Menschen nicht für ihre besten Pfeiler gehalten, als die Männer in der Paulskirche zu Frankfurt tagten, war Arndt schon schwach, nicht blos alt geworden. Als Alter hielt er sich an die Illusionen seiner Vergangenheit; er stand als kleindeutscher Kaisermacher Uhland gegenüber. Nach der Tradition standen Geister auf Seiten Preußens, denen Arndt Zeitlebens gehuldigt; Stein, Humboldt, Niebuhr, Scharnhorst, Gneisenau hatten in der Franzosenzeit für Preußen gefochten, während für Oesterreich Renegaten die Feder führten, wie Friedrich Schlegel, Adam Müller, Zacharias Werner, Friedrich Gentz, Joseph Görres. Wer in der Zeit der

Freiheitskriege wählen sollte, hätte auf Preußens Seite treten müssen. Weiter hinauf aber griff Arndt nicht in seiner Einsicht, noch blickte er tiefer in die Zukunft; er hat den deutschen Süden nie gekannt, deshalb mußte er an seinem Vaterlandsliede zum Lügner werden. Als er für ein Kleindeutschland, d. h. für ein Großpreußen mit Ausschluß Oesterreichs seine Stimme in der Paulskirche abgab, erhoben sich ganze Schaaren demokratischer Männer, den greisen Sänger an sein Lied erinnernd: Nein nein, nein nein! mein Vaterland muß größer sein! Der Alte war matt und müde geworden, er sympathisirte mit den Burschenschaftlern und wollte einen deutschen Kaiser haben, es koste was es wolle und der Compromiß mit der Linken sei welcher er wolle. Er war auch mit der Kaiserdeputation in Berlin. Er kannte Friedrich Wilhelm den Vierten, er wußte, daß „Der es nicht thun würde"; aber er dachte vielleicht: Zureden hilft! Phantasie und Gelüst zur deutschen Kaiserkrone, der Krone Karls des Großen, war ja auch vorhanden, nur nicht der Muth, und wer keinen Muth zur Sache hat, hat auch keinen Beruf dazu. Der Alte schmunzelte, wie er den König sah, der das Unrecht Friedrich Wilhelm des „Gerechten" an ihm wieder gutmachen gewollt. Auch der König schmunzelte, klopfte dem getreuen Eckart auf die Schulter und zog ihn bei Seite und flüsterte ihm zu: Ja, lieber Freund, aus den Händen der Fürsten — o ja, aber aus den Händen des Volkes — pfui nein! Ein König von Gottes Gnaden kann nicht Kaiser von Volkes Gnaden sein! — Auf Vater Arndt's geographisches Vaterlandslied:

„Was ist des Deutschen Vaterland?“ suchen wir nun noch immer die Antwort.

Der Jubelgreis erlebte noch seinen 90. Geburtstag. Die Freude über so hohes, von Gott begnadetes Alter war groß in deutschen Landen; Hochachtung und Liebe schienen ihn fast erdrücken zu wollen. „Die Freunde und die Narren haben mir's angethan“, sagte der Alte und fühlte sich matt und müde bei all dem Jubellärm. Vier Wochen darauf, am 29. Januar 1860, schloß der alte getreue Kämpe das Auge.

VII.

Uhland.

VII.

Uhland.

Wenn heut ein Geist herniederstiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held!

Mit diesen Versen beginnt die eine der beiden Uhland'schen Hymnen auf die Leipziger Völkerschlacht. Können wir nicht in gleich schwungvollen Zeilen des Dichters Andenken unter uns feststellen, so sei's in einfach schlichter Prosa. Denn auch einfach war sein Wesen, und beides muß in ihm gefeiert werden, einer der edelsten, reinsten Dichter und der beste Bürger Deutschlands. Zum besten Bürger Deutschlands in ihm gehört aber auch jedes Wort, das er im Ständesaal und in der Volksversammlung gesprochen. Jeder seiner Verse ist Gold, jedes seiner gesprochenen und geschriebenen Prosaworte Stahl. Je weniger deren sind, desto mehr soll man das Zerstreute aufsuchen und zusammenstellen, damit der ganze Uhland, der Dichter, der Forscher und der Bürger, der Staatsmann und der Anwalt fertig vor uns stehe. Klagt man, daß er nicht ergiebiger gewesen in gebundener und ungebundener Rede, so wolle man erwägen, daß die knappe Kürze, die ihm

eigen, zur Einfachheit seiner poetischen Grazie und zur unerbittlichen Kraft und Schärfe seiner Ansichten, seiner Auffassungen und seiner Gesinnung gehört. Dazu kommt, daß auch bittrer Groll über Versagtes und Verkümmertes stumm oder schweigsam macht. Und die Zeit der Versagung dessen was Deutschland braucht und fordert, ist ein langer, langer Winter gewesen; eine Verkümmerung aber des Völker- und Freiheitsblüthenfrühlings hat Uhlands Herz wiederholt erlebt, bitter empfunden, schmerzlich betrauert.

Singst Du nicht Dein ganzes Leben,
Sing' doch in der Jugendzeit!

rief er sich schon früh zu, in der Ahnung fast, der Ton der Musen werde mit der geschwundenen Freudigkeit in ihm verstummen.

Wenn Verrath, was Gott verhüte!
Einen edlen Sänger trifft,
Stirbt ihm seiner Dichtung Blüthe —

klingt ein anderes Wort von ihm. Seine Nation hat gegen ihn keinen Verrath geübt, aber die waltenden Mächte seiner Zeit haben in jedem Frühling, der über Deutschland geistig heranbrach, sein Herz verdorren machen.

Am 26. April, in einem verspäteten Lenz des Jahres 1787 geboren, 18 Jahre jünger als Arndt, selbst um etwas jünger als Schenkendorf und nur 4 Jahre älter als Theodor Körner, gehört er nicht eigentlich zu den deutschen Tyrtäen, die den kriegerischen Aufschwung der Nation gegen den gemeinsamen Feind mit Gesängen begrüßten, wecken halfen oder begleiteten. Ein dreizehnjähriger Knabe betrat er die

Schwelle des neuen Jahrhunderts, erlebte als akademischer Jüngling in Tübingen die Zeit des Napoleonischen Glanzes, der seiner besondern Heimath auch Schimmer und Machterweiterung brachte. In den engen Winkelthälern Schwabens wird die Seele bekanntlich spät reif; scheu, in sich gedrückt und schüchtern, führt die Vertiefung hier fast zu einer Verengerung des Bewußtseins, wenn sie nicht, wie Wieland, Schiller, Schelling, Hegel hinaustreten ins weitere, größere Vaterland; um so nachhaltiger aber ist dann die zähe Kraft und die Dauerbarkeit des von unverfälschten Quellen genährten und erquickten Gemüths. Uhlands Vater war Universitätssecretär, sein Großvater Professor der Theologie. Das Tübinger Stift kennzeichnet leicht alle Diejenigen, die zu ihm gehören, als Theosophen. Ludwig Uhland studierte seit 1805 die Rechte, er hatte auch als Mensch wenig oder keine Sympathie für die speculative Forschung der theologischen Probleme der Tübinger Schule. Schwäbisch war er von Grund aus, wie seine ganze Familie seit Jahrhunderten. Doch auch eine kaufmännische Firma seines Namens besteht in Tübingen, und einer seiner Vorfahren hatte in der Schlacht bei Belgrad (1688) im Einzelgefecht einen Pascha so zugerichtet, wie er's in seinen „Schwabenstreichen" so kernhaft drastisch und mit epigrammatischem Humor erzählt. Sein Theelied und sein Metzelsuppenlied kennzeichnen ebenso sehr den Schwaben, während seine Balladen, Romanzen und Liebesgesänge den reinsten Frühlingsduft der Minnesänger in der besten Zeit der Schwäbischen Hohenstaufenzeit athmen. Uhland

ging auf allen Gebieten klarer, krystallheller Form und der durchsichtigen Faßbarkeit des Inhalts nach, so daß ihm für Vers und dichterische Sprache Goethe mit der plastischen Formvollendung Muster war und blieb. Man zählt Uhland zu den Romantikern. Die Gewalt der Unmittelbarkeit und ungesuchten Frische bei strenger Selbstbeherrschung und Herrschaft der Grazien kennzeichnet seine Poesie in Form und Inhalt und hält sie fern von aller Verschwommenheit, aller Schwelgerei, allem Uebermuth, der sich verpufft, allem Luxus, der sich vergeudet; an keuscher Zartheit reiner, gesund einfacher Gesinnung und Stimmung sucht Uhlands Muse ihresgleichen. Er vergrub sich nicht in unser Mittelalter, um Schatten und Schemen, die blos locken und schrecken, heraufzubeschwören. Aus den deutschen und nordischen Heldenliedern entnahm er sich den Styl seines einfach drastischen Balladentons; die höfische Geziertheit und Mystik der mittelalterlichen Rittergedichte blieb ihm fern. Und auch später, als seine Leier verstummte, als er sich ganz der Forschung in den Dichtungsstoffen unseres Mittelalters hingab, blieb ihm, vom Geist unserer Volkslieder und Sagen beseelt, nichts ferner als die krankhafte Gereiztheit uud musikalische Zerflossenheit der romantischen Schule. Mit der Hinneigung zu altdeutschem Sang und Sage bezweckte und erstrebte er die Rückkehr verlorengegangener Treue, Einfalt, Kraft, nicht die Anbetung mittelalterlicher Traumseligkeiten. Die erzene Kraft des Nibelungenliedes, die tiefzarte Grazie und Einfalt Walthers v. der Vogelweide, nicht die schwelgerische Romantik der aus

provençalischen Vorbildern entlehnten Graldichtungen waren ihm mustergültig. Nicht die süd-, sondern die nordfranzösischen mittelalterlichen Dichtungen, die sich im Sagenkreise Karls des Großen bewegen, unterzog er der liebevollen, emsigen Pflege seiner Studien. Aus seinem sechs- und siebzehnten Lebensjahre hat man Gedichte von ihm gekannt, welche Ossianische Stimmung verriethen; zwei davon, „der sterbende Held" und „der blinde König" aus dem Jahre 1804, sind in die Sammlung übergegangen; auch die Gesänge der Bruchstücke gebliebenen Fortunat und Konradin sind frühe Arbeiten. Saxo Grammaticus und skandinavische Sage und Dichtung beschäftigten ihn schon früh. Zwanzig Jahre alt hatte er schon ausstudiert, im Jahr darauf ward er Advocat. Ein kleines Oelbild aus seiner ersten Jugend zeigt einen goldhaarigen Knaben, blauäugig, träumerisch sinnenden Blicks, um die Lippen bereits den festen, geschlossenen Zug.

Von Bedeutung für den dreiundzwanzigjährigen Jüngling war 1810 und 1811, gleich nach seiner Beförderung zum Doctor der Rechte in Tübingen, ein achtmonatlicher Aufenthalt in Paris. Der Code Napoleon stand für Württemberg zu gewärtigen; es konnte also wohl zur schließlichen Ausbildung eines jungen schwäbischen Juristen zweckdienlich erscheinen, die französischen Rechtsverhältnisse kennen zu lernen. Uhland lebte dort viel im Verkehr mit jenen deutschen Freunden, die später Berlin angehörten, Chamisso, Immanuel Bekker; sie begannen den Dichter in ihm entweder erst zu entdecken oder schon hochzuhalten, denn die Entwickelung des

kargen Mannes überraschte, sie nährte sich von verborgenen Quellen. Auch ein Wiener, Joseph Stoll, gehörte in Paris zu seinem Umgang, derselbe, der ihm bei seinem Liede vom „verhungerten Dichter“ vorschweben mochte. Mit Arnim und Brentano verkehrte er in Heidelberg. Zwei Freunde verlor er früh, Schoder, der in der Ostsee ertrank, und Harpprecht, der vom russischen Feldzuge nicht wiederkehrte. Daheim im Schwabenlande stand ihm Justinus Kerner sehr nahe, so wenig er dessen krankhafte Phantasmata theilte; von dessen Grabe brachte er sich den Keim der Krankheit nach Hause, von welcher der sonst nie Kranke nicht wieder genas. Karl Mayer hat seinerseits den Edlen auf dem letzten Gange begleitet und besungen. Wir fassen das zusammen, weil man ihn fälschlich für ungesellig und ungenießbar im Umgang geschildert; er war nur karg bei lautem Lärm, verschlossen gegen die Phrase der Geselligkeit, immer in sich gesammelt, abgeneigt aller Kraftvergeudung. Und so war er auch in der Liebe, vielleicht karg, aber treu, tief und innig, schüchtern und zart. Seine Ehe, die er in seinem dreiunddreißigsten Jahre schloß, war glücklich, aber kinderlos. Seine Gestalt war klein und unscheinbar; Chamisso schalt ihn „dickrindig“. Er war allezeit ernst, spröde, unbeugsam. Sein Feuer brannte unterirdisch. Was man Kälte bei ihm nannte, war nur eine Kruste, welche die innere Wärme schirmt. Seine Sprödigkeit war der Argwohn gegen so häufige Veruntreuung edler, unantastbarer Güter, seine Unbeugsamkeit und sein Trotz blos die Treue gegen anerkannte, heilige Rechte. Er war bescheiden, weil er

das prunkende Heraustreten des Ichs am Menschen und am Dichter verschmähte. Byrons Titanomachien und Himmelstürmereien waren ihm fremd; um so süßer die traulichen Abendschatten eines tiefen Friedens, der Gott fühlt, auch wo ihn die lärmenden Menschen vermissen. Selbst als Lyriker hält er gern sein Ich zurück und läßt statt seiner den Dichter, den Hirten, den Jäger, den Wandrer singen und sagen. Es ist nur selten Oden- oder Hymnenschwung in ihm, aber immerwährender Lerchengesang zur Morgen-, und Nachtigallenklang zur Abendfeier. Seine Liebeslieder sind Alpenrosen, seine Lieder von der Minne alter Zeit Vergißmeinnicht und Veilchen im Schatten riesiger deutscher Eichen. Nicht die Nebel der Vergangenheiten unseres Mittelalters besang er, nicht der Karfunkel dunkler Schlünde lockte ihn abseits von der Sonne des Bewußtseins, nicht Kobolde und Gespensterfurcht führten ihn irre, Sumpf und Irrlicht reizten ihn nicht, er war als Dichter und als Mensch zu keusch und rein, um mit Dämonen zu buhlen.

Für die Reize der Pariser Gesellschaftswelt war er als Jüngling unempfänglich, die Gelüste des Palais Royal widerten ihn an; er grub auf der Bibliothek einen ganzen Winter hindurch in Büchern und Handschriften altfranzösischen Dichtungen nach, oft bei spärlichem Kohlenbeckenfeuer, so daß er im Abschreiben der vergilbten Manuscripte auch die linke Hand an den Schreibdienst gewöhnen mußte, solange die rechte sich von ihrer Erstarrung an der Kohlengluth erwärmte. Der Ertrag seiner philologischen Studien in Paris war be-

deutend genug, aber er beutete ihn wenig aus; er geizte nicht mit seinem Gewinn, er theilte ihn freigebig mit, so daß er nur zum allgemeinen Besten zu arbeiten schien, wie er auch als Dichter aus Paris an Fouqué schrieb, er scheine bestimmt zu sein, nicht als einzelne Stimme vorzutreten, sondern nur in den Chor deutschen Gesanges einzustimmen. So bescheiden war die einfache Kernkraft dieses Mannes. Immanuel Bekker und Adalbert v. Keller brachten ihre Ausgabe des Flor und Blancheflor und ihre Uebersetzung des Guillaume d'Angleterre nach den Abschriften Uhlands. Bei der Rückkehr von Paris zu Anfang des Jahres 1811 besprach Uhland mit Justinus Kerner, an dem er die somnambulen Visionen ungläubig, aber vergeblich belächelte, die Herausgabe eines „Poetischen Almanachs für 1812", in welchem er neben einer ganzen Reihe von Liedern und Balladen auch die altfranzösischen Gedichte, von ihm übersetzt, oder vielmehr neu gedichtet, brachte. Zu jener Zeit schrieb er auch seine Abhandlung über das altfranzösische Epos, begleitet von den Nachbildungen alter Lieder, die er in Paris handschriftlichen und gedruckten Quellen abgewann, einen Ertrag, den er mitten in der Zeit des Kaiserreichs zu einem „Mährchenbuche des Königs von Frankreich" zu vervollständigen gedachte. Die Abhandlung erschien 1812 in Fouqué's „Musen"; sie war bahnbrechend, sie verkündete mit heller Freude die Entdeckung eines innigen Zusammenhangs der altfranzösischen Lieder mit denen unseres eigenen Volkes. Im J. 1813 folgte dem Almanach ein „Dichterwald"; er brachte Uhlands „Singe

wem Gesang gegeben", die acht Wanderlieder, die Trinklieder, „der Wirthin Töchterlein", „König Karls Meerfahrt", „Roland Schildträger", „das Märchen von der deutschen Poesie". Erst Ende 1814 brachte Uhland es zu einer Zusammenfassung seiner lyrischen Gedichte, und diese erste Cotta'sche Ausgabe umfaßt denn auch zum Schluß gleich „des Sängers Fluch", dies Cabinetsstück, oder soll man sagen dies Altarblatt seiner romantischen Muse. Seine politischen Gedichte, auf die Leipziger Völkerschlacht, deutsche Zustände und vor allem den württembergischen Verfassungsstreit betreffend, kamen 1817 zuerst in einzelner Sammlung heraus, bevor sie dem ganzen Bande seiner lyrischen Poesie beigefügt wurden, die von da ab nur geringen Zuwachs erlebte, mit der Ausgabe von 1835 ihren Abschluß erhielt und dann für 1847 und in den letzten der 40 Auflagen nur zwei, drei Stück Bereicherung erfuhr, den „letzten Pfalzgrafen", den „Lerchenkrieg", wofür der Dichter nach seiner strengen Selbstkritik Anderes aus der Jugendzeit tilgte und beseitigte. Schon mit dem Jahr 1817 hatte Uhland, 30 Jahre alt, als Dichter sich erschöpft, als sollte Goethe's bedenkliches Prophetenwort, „der Politiker werde den Poeten in ihm aufzehren", Wahrheit werden. Der hohe Weise von Weimar, der in der Zeit der bittern Kämpfe der Nation sich in sein großes Herz zurückzog und mit seinen Gefühlen an die Wiege der Menschheit, in den Orient floh, hat auch sonst nicht viel von politischer Dichtung gehalten. Den deutschen Kern in seiner eignen Natur hat er nicht tilgen können, er hätte ja müssen seinen

Götz verleugnen, allein seine Gedanken und Empfindungen waren kosmopolitisch geworden und ein Bewunderer Napoleons, hielt er zumal von deutscher Gesammtheit, von deutscher Nation nicht viel. Nur das Einzelwesen galt ihm in deutscher Natur etwas, und doch konnte er Individuen und deren Berechtigung verkennen, wenn er von Dichtern sprach, die die Armuth ihres poetischen Bettlermantels mit politischen Fetzen ausflickten. Von Schiller weiß man nur in Bezug auf Bürger und dessen populären Balladenton ein herbes Wort gleicher sublimer Vornehmigkeit; die Erhebung des Vaterlandes fand ihn nicht mehr unter den Lebenden, aber er hatte sie, wie ein Prophet, der seine Zeit überragt, in seinem Schwanensang, im Tell, hoch und heilig heraufbeschworen. Uhland hat Goethe als Apollojüngling im Gedicht „Münstersage" gefeiert, den olympischen Greis Goethe in seiner satyrisch elegischen „Wanderung" angeklagt. Damals als die siegreich von Gallien heimgekehrten deutschen Heere die alte Knechtschaft im Innern nicht lösten und sühnten, auf den Sieg über den Feind nach außen kein Sieg über die Widersacher deutscher Volkswohlfahrt im Innern folgen wollte, wanderte der Dichter durch alle Gebiete unsers Lebens, von den Palästen zu den Hütten, von den Hochschulen zu den Hospitälern, wo ein Mann im Fieber vom Bundestage phantasirte. „Untröstlich", sang er im Octoberliede zur Feier der Leipziger Völkerschlacht, „untröstlich ist's noch allerwärts", doch sah er „manches Auge flammen, und hörte klopfen manches Herz." Das Herz des großen Dichters zu Weimar aber hatte er in jener

„Wanderung“ auch klopfen und schlagen hören, aber es klopfte und schlug nur für sich.

Ich schritt zum Sängerwalde,
Da sucht' ich Lebenshauch;
Da saß ein edler Skalde
Und pflückt' am Lorbeerstrauch;
Nicht hatt' er Zeit, zu achten
Auf eines Volkes Schmerz,
Er konnte nur betrachten
Sein groß, zerrissen Herz.

Die Deutung dieser Stelle auf Goethe ist gar nicht abzustreiten, und es war doch derselbe Goethe, den Uhland in der einfachen Grazie des Liedertons und in der plastischen Gestaltung des Balladenstyls als den höchsten Altmeister erkannte. Es war derselbe Goethe, an dessen Herz Bettina, das verzückte „Kind“, mit der Mahnung geklopft: Schicke deinen Wilhelm Meister aus dem Logen- und Komödientrödel hinaus in die Tyroler Berge, wo die Stutzen den Feind treffen und die Feuer der Freiheit lodern!

Uhlands württemberger Heimath lag auch noch nach der Besiegung Frankreichs lange Zeit fest in den goldnen Banden der Nachwehen französischer Despotie. Uhland sargte sein Dichterherz ein und kroch als Accessist in die Kanzlei des Justizministers. Aber er konnte sich nicht gewöhnen, im Sinne einer Cabinetsjustiz zu arbeiten, und kühlte heimlich sein Müthchen, indem er in seinen Arbeiten und Anträgen den Sachverhalt oft der Wahrheit gemäß umgestaltete. Solche Selbständigkeit konnte den Volontär nicht fördern und er

trat 1814 aus dieser Stellung, so schmerzlich es ihm war, seinen Eltern, denen er zur Last war, schreiben zu müssen, sein Innres hätte bei solchem Dienste von Tag zu Tag immer mehr gelitten und seine Seelenruhe eingebüßt. Uhland war eine Zeitlang in Stuttgart Advocat; daß seine Dichtungen ihm einen Ertrag böten, lag noch in weiter Ferne, da die Nation erst viel später in ihm einen Lieblingsdichter, an seinem Liederbuche einen Hausschatz fand. Erst in den dreißiger Jahren begann die starke und dann unablässige Reihenfolge seiner Auflagen, nachdem das Herz des Dichters subjectiv schon mit sich abgeschlossen, sein ganzer Mensch dem politischen Dienst des Vaterlandes sich hingegeben.

Und dieser Dienst war groß, mannhaft und gewichtig; ein Ritter Bayard ohne Furcht und ohne Tadel, steht Uhland als Politiker da. Sein Wirken galt zuvörderst seiner besondern Heimath, und seine „Vaterländischen Gedichte“ seit 1817 sind der tiefgeschnittene, fein und hell polirte Krystallspiegel der württembergischen Verfassungskämpfe. Sie begannen schon bei Lebzeiten des 1816 verstorbenen König Friedrich. Ein Freund und Bewunderer Napoleons und des französisch centralisirten Polizeistaates, mußte dieser Fürst, der sich König von Gottes Gnaden nannte und die Krone doch blos von Napoleons Gnaden erhielt, ernstlich und mit aller Macht deutscher Ehrlichkeit bedeutet werden, daß er, wenn von Gottes Gnaden, dann doch nicht ausschließlich im Staate so heißen könne, sondern neben ihm, als dem Ersten der Nation und obersten Beamten, Stände und Körperschaf-

ten zur Seite habe, die, wo nicht gleichberechtigt zur Handhabung staatlicher Rechte, doch ebenso alt im Gebrauch ihrer Berechtigungen, mit Einem Wort, daß er als Fürst nicht mit Knechten und Sklaven, sondern in Vereinbarung mit vernünftigen Wesen, nach Vertrag und hergebrachtem Recht, des Staates Wohl festzustellen habe. Der Hand eines Fürsten, der willkürlich und gewaltsam ohne alle Rücksicht auf das nie erloschene Recht der alten Stände des Landes regiert, wollte man keine neue Verfassung als Gnadengeschenk verdanken, und diesem Könige gelten Uhlands mit „Nachruf" überschriebene Verse:

Noch ist kein Fürst so hoch gefürstet,
So auserwählt kein ird'scher Mann,
Daß, wenn die Welt nach Freiheit dürstet,
Er sie mit Freiheit tränken kann,
Daß er allein in seinen Händen
Den Reichthum alles Rechtes hält,
Um an die Völker auszuspenden
So viel, so wenig ihm gefällt.
Die Gnade fließet aus vom Throne,
Das Recht ist ein gemeines Gut u. s. w.

Der fürstlichen Willkürherrschaft gegenüber mußte der Ruf nach dem „alten guten Recht" in Schwaben, ob es schon aus dem 15. Jahrhundert stammte, auf die Fahne geschrieben werden. So lautete sein „Gebet eines Württembergers". In einem Aufruf an die Volksvertreter: „Keine Adelskammer!" rühmte Uhland (1817) an der altwürttembergischen Verfassung, daß sie das Vertragsverhältniß zwischen Regenten und Volk klar ausgesprochen darlege, keine „Bourbonische Legi-

timität" in dem Gesellschaftsvertrage freier vernünftiger Wesen, kein angeblich von oben soufflirtes Haupt neben beschränktem Unterthanenverstande hinstelle, das rein Menschliche, sachlich Vernünftige in bürgerlich staatlichen Dingen festhalte. „Der Adel, heißt es in der Schrift, nehme denjenigen Standpunkt ein, der seinen geschichtlichen Beziehungen und seinem Grundbesitz angemessen ist! Wir machen dem Adel seine Rechte nicht streitig. Aber man spreche uns nicht von Söhnen Gottes und Söhnen der Menschen, man stelle nicht Geburt und Verdienst in Vergleichung! Adelsvorurtheile ertragen wir nicht u. s. w. — — Dreißig Jahre lang hat die Welt gerungen und geblutet. Menschenrecht sollte hergestellt, der entwürdigende Aristokratismus ausgeworfen werden; davon ist der Kampf ausgegangen. Und jetzt nach all den langen, blutigen Kämpfen soll der Aristokratismus durch neue Staatsverträge geheiligt werden? Hiezu einwilligen, Ihr Volksvertreter, hieße den Todeskeim in die Verfassung legen, neue Umwälzungen vorbereiten, unsere vernünftige altwürttembergische Verfassung entweihen, die Sache des Vaterlandes und der Menschheit verlassen." Diese Flugschrift gehört, wie alle seine in den württembergischen Landtagsacten begrabenen, in der Paulskirche beim Gewirr der Leidenschaften verhallten Reden und Vorträge, zu Uhlands gesammten Werken, sollen sie uns ein Bild vom Bürger und Dichter, ein Bild des ganzen Uhland geben. Jedes seiner Worte ist ein Eckstein gesunder, einfach klarer Charakterkraft. Uhland war kein Redner, er riß nicht augenblicklich hin, denn die Leiden-

schaft, sagt Cicero, macht den Redner. Aber zur Charakterkraft des Mannes gesellte sich bei Uhland der advocatorische Scharfsinn des Juristen, der ruhige feste Umblick des Staatsmannes und der Instinct des wärmsten deutschen Herzens. Daß die Ecksteine solches politischen Baumeisters im Sturm der Parteistimmen verworfen wurden, erhöht nur noch ihren nachträglichen Werth.

Mit dem Regierungsantritt König Wilhelms, der als Prinz sich am Kampf gegen Frankreich betheiligt und dessen deutsche Gesinnung sich glorreich angekündigt, begann für Württemberg ein neues Zeitalter. Der am 13. März 1817 berufenen Ständeversammlung ward ein neuer Verfassungsentwurf mit möglichster Berücksichtigung der alten Landesrechte vorgelegt. Die Saat des Mißtrauens wucherte aber fort und der Minister des verstorbenen Königs, Karl August von Wangenheim aus Koburg, war als Vermittler geblieben zwischen Thron und Ständen. Mancher Vers in Uhlands vaterländisch politischen Gedichten galt dem neuen König und dem alten Minister; die Stände wurden aufgelöst und es erfolgte wiederum ein verfassungsloses Interim. Uhland verlor nie die reinmenschliche Stimmung, als Patriot und als Dichter. Der Königin Katharina, die 1819 in der Blüthe ihrer edlen Hoheit und Schönheit starb, brachte er das herrlichste Todtenopfer, das je einer deutschen Fürstin geworden. Selbst dem Minister Wangenheim galt sein ungetrübtes menschliches Wort in der Kammer, als diese ihm später, nachdem er entlassen, als „Ausländer“ keine rechtliche Stätte in

Schwaben mehr einräumen wollte; Uhlands Antrag zur Wahrung des Rechts, aller Parteilichkeit und Engherzigkeit gegenüber, stützte sich auf die Behauptung, daß es in Deutschland, unter Deutschen, die noch immer von „Ausländern" auf ihrem Boden sprächen, ein geistiges Heimathsrecht gebe. Die Karlsbader Beschlüsse brachten im Sommer jenes Jahres rasch einen vorläufigen Austrag in dem württembergischen Verfassungsstreit. König Wilhelm war deutsch genug, um dem Bundestage und seinem Ansinnen, mit Hülfe jener Beschlüsse die Entwickelung des staatlichen Lebens in Deutschland zu ersticken, entschlossen entgegenzutreten. Er berief von neuem die Stände und legte einen neuen Verfassungsentwurf vor. Unter den drohenden Gewitterwolken der Frankfurter Septembermaßregeln ward dieser Entwurf von der Versammlung, der auch Uhland angehörte, angenommen. Von seinen beiden Dramen ward der 1817 gedichtete „Ernst von Schwaben" mit einem Prologe, in welchem er „Heil diesem König, diesem Volke Heil!" rufen konnte, am 18. October 1819 zur Feier des glücklich abgeschlossenen Verfassungsvertrags zum ersten Mal in Stuttgart aufgeführt. Eßlair spielte den Werner von Kyburg im Stücke, dies Bild der deutschen Treue, die sich hier wie eine Eiche gen Himmel streckt, während deutsche Liebe, wie Heine sagte, unmerklich und doch wie Veilchenduft sich verrathend, zu ihren Füßen blüht. Es fehlt dem Bau dieses Stücks wie dem „Ludwig des Baiern" bei romanzenhafter Haltung die dramatische Structur, und doch ist ein Volk und ein Theater zu bedauern, dem Kraft

und Anmuth dieser Gestalten, Hoheit und Adel dieser Gesinnungen, die unverfälschte Reinheit und plastische Vollendung dieser Grazie keinen Reiz mehr bieten. Den krankhaft romantischen gleichzeitigen Schicksalsdramen Zacharias Werners, Müllners und Houwaldts gegenüber sind die Dramen Uhlands wahre Edelsteine. Die Hetärenwirthschaft der Musen an unsern großen Hofbühnen hat dem Dichter Uhland keinen Anlaß geben können, das deutsche Drama auf Grund und Boden unserer Historie weiter, glücklicher und erfolgreicher, anzubauen. War mit dem, was er gegeben, sein Inhalt nicht erschöpft, so preßte ihm doch der Groll die Lippe zu. Und auch für seine Kargheit und Schweigsamkeit hat er die verdiente Bewunderung gefunden; Ludolf Wienbarg, selbst ein verdrossener und an Inhalt nicht allzu reicher, karger Epigone, wollte dem Dichter dieser zwei Dramen just um seines Schweigens willen die Lippen küssen. Der halb verschwiegene Groll ward im Tacitus weiland zur Tugend; der Mißbrauch im tändelnden Liebesverkehr mit den Musen ist oft genug in Leichtsinn und Frevel ausgeartet.

Dreimal hat Uhland die Verkommenheiten in der Stimmung und in den Schicksalen seiner Nation, dreifach den Rückschlag in einer Zeit der Reaction nach kurzer patriotischer Aufwallung erlebt; die Jahre 1815, 1830, 1848 brachten Frühlingsanfänge mit nachfolgenden Verkümmerungen, die schließlich andauern. Bis zum Jahre 1820 hatte der Dichter Uhland als Patriot und als Mensch noch volle Empfindungen des Glücks. Er war Abgeordneter der Stadt Tübingen,

und der Mai jenes Jahres führte ihm das Herz und den Besitz seiner Gattin zu. Seine politische Thätigkeit zerbröckelte stückweis an der Ungunst des herben und gebrochenen deutschen Schicksals, sie ward endlich wiederholt brachgelegt. Im nächsten Jahre ward der Kammer das Ansinnen gestellt, Friedrich List, ob er schon seine burschenschaftlichen Vergehen auf dem Hohenasperg verbüßt, von der Versammlung auszuschließen. Uhland machte vergeblich seine Berichterstattung dagegen; der Verfolgte entzog sich dem Conflict, indem er freiwillig seine Heimath mit Nordamerica vertauschte, derselbe Nationalökonom, der den Deutschen später eine neue Praxis ihres Nutzens systematisirte, als Consul der Freistaaten seinen Wohnort in Leipzig nahm, den Anstoß gab zur ersten deutschen Eisenbahn, um dann, in seine besondere Heimath zurückgekehrt, beim Scheitern seiner Wohlfahrtspläne freiwillig endend zusammenzubrechen. Nach peinlicher Auslegung der Gesetze ward damals Uhland auch die Führung der Advocatur versagt. Man weiß in Stuttgart von einigen Processen, die Uhland als Armenadvocat mit Glück geführt hat. Es tauchte von neuem litterarische Arbeitslust in ihm auf und er gab 1822 sein Büchlein über Walther v. d. Vogelweide, diese kleine Musterschrift in der Art, wie ein Dichter einen Dichter versteht, auffaßt und litterarisch behandelt. Es war ein Anfang zu weiterer Ausbeute unsrer mittelalterlichen Dichterschätze; Uhland, gedrückt und beengt, suchte nach einer Lehrkanzel für deutsche Litteratur und wandte sich, so lieb ihm Schwaben war, doch vergeblich,

nach Basel, Freiburg, Bonn. Er gehörte, so patriotisch er war, zu den mißliebigen, „unruhigen“ Köpfen in Schwaben. Mit Mühe ward endlich eine Professur in Tübingen für ihn ermittelt. Seine akademische Thätigkeit bezeichnete eine seltene Frische und ein ungewöhnlicher Schwung. Er las seit dem Sommer 1830 über die Geschichte der deutschen Dichtung vom 13. bis zum 16. Jahrhundert, romanische und germanische Sagengeschichte, erklärte das Nibelungenlied und leitete freie stylistische Uebungen an der Hochschule. Sein Buch über den Mythus von Thor (1836) war als erster Theil seiner Sagenforschungen ein gediegener Vorläufer eines zweiten, unvollendet gebliebenen über Gott Odin. Seine Herausgabe „Alter hoch- und niederdeutscher Volkslieder“ (2 Bde. 1844 u. 45) geschah im Zusammenhang mit Abhandlungen, die zum Theil nur zerstreut in die Welt traten. Von diesen Aufsätzen zu den Volksliedern erschienen 3 Stücke in Pfeiffers „Germania“. Von seinen litterarischen Arbeiten im „Sonntagsblatt“ vom J. 1807, einem Seitenstück zum Morgenblatt, das sich Anfangs wenig poetisch anließ, lieferte das Weimarische Jahrbuch seinen Artikel „über das Romantische“, der also seinen Studentenjahren angehört. Seine letzte Arbeit, „über die Todten von Lustnau“ (aus dem J. 1862), brachte ebenfalls Pfeiffers Germania, während Aufsätze über den Minnesang, über die Tell- und die Winkelriedsage unter seinem Nachlaß vermuthet werden.*)

---

*) Von Uhlands „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage“ (herausgegeben von W. L. Holland, A. v. Keller und F.

Uhlands akademische Thätigkeit ward nach drei Jahren gewaltsam unterbrochen. Das Jahr 1830 brachte von Paris aus eine neue politische Bewegung über die Welt. Die Deutschen ließen sich von den Franzosen gemahnen, daß sie ihren staatlichen Fortbau wieder in Angriff zu nehmen hätten; sie erinnerten sich dann auch wieder ihrer brachgelegten Kräfte daheim. Uhland besuchte in seinem Lande die Volksversammlungen und nahm 1833 die Wahl für Stuttgart zur Volkskammer an. Da galt es dann wieder auf engem Boden für Licht und Luft, für Recht und Freiheit zu kämpfen. Vier sogenannte Demagogen, die jedoch ihre Jugendirrungen gerichtlich abgebüßt, wollte die Regierung von der Kammer ausgeschlossen wissen, als ob auf verbüßte Festungsstrafe vom Cabinett noch nachträglich ein Urtheil der Ehrlosigkeit zu verhängen sei! Paul Pfizers Antrag gegen die Bundes-

Pfeiffer) erschien bereits Bd. 1, des Dichters „Sang und Sage des deutschen Mittelalters" enthaltend, so weit dies auf drei Bände berechnete Werk sich aus dem Nachlaß zusammenstellen ließ. Wir empfinden in Uhlands Ansicht über die Entstehung des Nibelungenliedes eine freudige Genugthuung, der unter Philologen weitverbreiteten Auffassung Grimms und Lachmanns gegenüber, wonach die große Dichtung nur eine zusammengeflickte Compilation von Volksliedern sein sollte. Nach Uhland deutet die Handhabung desselben Costüms, die Stellung der Kriemhild als Centrum des Ganzen, ihre Entwickelung von jungfräulicher Harmlosigkeit bis zur Furie der Rache, und endlich die durchgängige, ahnungsvolle Vorbereitung zum tragischen Ausgang der Katastrophe — auf die Hand eines epischen Dichters, der mit Bewußtsein schuf und gestaltete, wenn er auch nur rhapsodisch wie die Sänger der Homerischen Epen zum Vortrag kam. Die Annahme eines bloßen „Ordners" vorhandener Lieder — die ihm allerdings vorlagen — kann nur der philologischen Pedanterie möglich sein, die von schöpferischer Thätigkeit des Dichtenden keine Ahnung hat.

beschlüsse vom 28. Juni 1832 wünschte die Regierung von der Kammer „mit verdientem Unwillen“ zurückgewiesen zu sehen. Uhland empfahl, in einer Adresse auszusprechen, daß die Kammer sich eine Stimmung nicht vorschreiben lasse. Die Regierung antwortete mit Kammerauflösung. Als Uhland abermals für Stuttgart gewählt wurde, erklärte man ihn in der Verweigerung des Urlaubs für unentbehrlich als Lehrer an der Hochschule. Uhland hielt das Mandat des Volkes für dringend wichtig und verlangte als Professor seinen Abschied, den man ihm dann „sehr gern“ bewilligte, nachdem er wenige Tage zuvor über die Sagen von Herzog Ernst seine feierliche Antrittsrede gehalten. Uhland brachte sein Lehramt zum Opfer der Bürgerpflicht, jenes „Sehr gern“ aber im Entlassungsdecret des Ministers Schlayer sollte so denkwürdig bleiben wie das „Recht gern“ des Prinzen in Lessings Emilia Galotti!

Auf dem folgenden Landtag blieb Uhland fortgesetzt in der Minderheit. Vergeblich stellte er den Antrag auf Herabsetzung des Militärbudget, das für Württemberg bei der Unmöglichkeit einer selbständigen Politik und zumal mitten im Frieden ungebührlich hoch sei; „Niemand würde es billigen, war sein Wort, wenn Jemand Den weise nennen wollte, der sich die Nahrung entzöge, um für den Fall einer zukünftigen Krankheit mit Arzneimitteln versehen zu sein!“ Vergeblich forderte er Preßfreiheit, vergeblich eine allgemeine deutsche Nationalvertretung. Auch auf dem außerordentlichen Landtag von 1838 focht er ohne Erfolg gegen gewisse Bestimmungen eines

neuen Strafgesetzbuchs. Man sprach von Maßregelungen, welche die Wahlfreiheit beeinträchtigten, und so lehnte er mit seinen Genossen, Schott und Paul Pfizer, eine Neuwahl für 1839 ab. Mit Paul Pfizer theilte er sonst nicht alles, auch nicht die Sehnsucht nach einer preußischen Hegemonie Deutschlands; die Maxime, Deutschland preußisch zu machen, in der Hoffnung, Preußen werde damit deutsch werden, war nicht die seinige.

Uhland zog sich nach Tübingen zurück und bewohnte seitdem das von dem nach Leipzig berufenen Kanzler Wächter verlassene, am Neckar gelegene Haus mit Garten und Weinberg, um in der Stille und auf eignem Grund und Boden seinen Studien zu leben. In der Pflege seines eignen Gewächses, zugleich ein tapferer Schwimmer, ein rüstiger Fußwanderer, war er glücklich und zufrieden, wenn sich freilich der Hang zur Vereinsamung in seiner schwäbischen Römernatur von neuem in ihm festsetzte. Er machte Reisen nach den Bücherschätzen großer Städte, um deren Treiben blieb er sonst unbekümmert. So erschien er, wie früher in Paris, jetzt in Wien, Berlin, Kopenhagen; seine Schweigsamkeit wurde unter Ovationen, die ihn verfolgten, fast zur entschiedenen Menschenscheu. Nur in der Germanistenversammlung 1846, im Frankfurter Römer, überkam ihn, als ob die alten Kaiserbilder aus ihren Nischen träten, der Geist der Ahnung und lieh ihm das prophetische Wort, daß Deutschlands Geschichte noch nicht beendet sei, von neuem beginnen werde. Und als 1848, abermals von Westen her, der Sturm aufstieg, trat

Uhland mit dem granitnen Ernst seines Angesichts freiwillig unter versammelte Männer. Im März jenes Jahres, in der Volksversammlung seiner Stadt erhob er sich und sprach, Anfangs leise, fast tonlos, allmählich jedoch, obwohl immer epigrammatisch und in abgeschnittenen Keilsätzen, aber mit steigender Fülle und Macht, und es war, als wenn mit der Gewalt des Inhalts seine unscheinbar kleine Gestalt wuchs; sein Auge entzündete sich, das verborgene Feuer seiner Seele loderte auf und er sprach eine volle Stunde lang von dem, was in seinem Herzen jahrelang in verborgnem Groll gelebt, was Deutschland noththue und jetzt von neuem als das einzige Heil erscheine. Unwillkürlich, als er geschlossen — sagt ein Berichterstatter, — entblößten sich in der Versammlung alle Häupter und stimmten Alle sein Lied an: „Wenn heut ein Geist herniederstiege!" Uhland ging zum Vorparlament nach Frankfurt. Einige, von den Bauherren verworfene Ecksteine deutscher Nation wurden im Sturm der Bewegung wieder hervorgesucht; wie Sylvester Jordan in Kassel, Welcker in Baden, ward Uhland von der Regierung in Württemberg zum Vertrauensmann für Frankfurt ernannt, auf sein ausdrückliches Verlangen jedoch ohne bindende Instruction. Bei dem Fackelzug, den ihm Stadt und Hochschule von Tübingen brachten, sprach er von dem Mißlichen, plötzlich das Vertrauen der Regierung haben zu sollen; aber er habe das Vertrauen seiner Mitbürger, wenn auch wenig zu sich selbst. In der Unterredung mit König Wilhelm blieb er frostig und karg, wohl fühlend, das Vertrauen sei ein nothgedrungenes. In

der Paulskirche stimmte er gegen die Permanenz des Vorparlamentes, verwarf aber doch die Vereinbarung mit den Höfen und stimmte für Auflösung des Bundestages, sogar für Abschaffung des Adels, der Orden und leeren Titel. Daß man ihm später dennoch von Seiten Berlins und Münchens Orden anbot, die er bescheiden, aber entschieden ablehnte, geschah wohl nur aus Unkenntniß seines Charakters, nicht um ihn in Versuchung zu führen, gegen sein eignes Votum, gegen seine Ueberzeugung zu handeln.

Uhland stimmte in der Paulskirche — was wichtiger war — gegen Gagern's Antrag eines kleinen, engern Deutschlands, gegen den Ausschluß Oesterreichs. Ehedem, sprach er d. 26. October 1848, habe die Fremdherrschaft Deutschland zerrissen, und jetzt, wo der Tag der Ehre, der Freiheit, angebrochen, jetzt stehe es uns nicht an, mit eigenen Händen das Vaterland zu verstümmeln. Oesterreich habe 150 Abgeordnete nicht in die Paulskirche geschickt, um blos ein völkerrechtliches Verhältniß hinzustellen; dazu hätte ein diplomatischer Bevollmächtigter genügt. Oesterreich (das damals schwankende) müsse wollen und somit werde es mit Deutschland gehen. Uhland beschwor die Männer der Paulskirche, durch Ausschluß Oesterreichs, das so oft mit seinem Blut den Mörtel zur Existenz Deutschlands genetzt, nicht selbstmörderisch die Hand an Germaniens Leib zu legen. Auch verirrte Brüder seien noch Brüder, und wenn er einen Laut der Mundart Oesterreichs vernehme, glaube er einen Gießbach in den Tyroler Alpen oder die rauschende Woge der Adria zu hören.

„Zum Befremden des neben ihm sitzenden Dahlmann,“ sprach Uhland am 22. Jan. 1849 gegen die Erblichkeit eines deutschen Oberhauptes. Sein Wort war: „Revolution und ein Erbkaiser, das ist ein Jüngling mit grauem Haar! Verwerfen Sie die Erblichkeit, schaffen Sie keinen herrschenden Einzelstaat, retten Sie das Wahlrecht, dieses kostbare Volksrecht, dies letzte fortwirkende Wahrzeichen des volksmäßigen Ursprungs der neuen Gewalt! Glauben Sie, meine Herren, es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Oels gesalbt ist!“ — Am 28. März bei der Wahl eines Erbkaisers enthielt er sich der Stimme, sprach laut: „Ich wähle nicht!“ und stimmte schließlich (d. 11. April) gegen die ganze Reichsverfassung. Er war kein Mann der Frankfurter Klubbs, er hielt sich einsam mit seinem besten Denken und Empfinden, aber er ließ sich auch nicht zu einem, der Linken abgefeilschten Compromiß bestimmen, wie er in den Klubbs verhandelt wurde. Seine warnende Stimme blieb freilich die Stimme des Einsiedlers in der Wüste.

Die Frankfurter Sendboten kehrten gebeugten Hauptes von Berlin zurück, enttäuscht von der eitlen Hoffnung, König Friedrich Wilhelm der Romantische werde sich doch noch gewinnen lassen „zum Ritt ins alte romantische Land“. Da schrieb Uhland, d. 26. Mai, seine „Ansprache an das deutsche Volk“, mit dem Rufe: Noch ist Deutschland nicht verloren! Der große Schweiger, wie man ihn nannte, legte dann noch zum dritten Male in der Paulskirche sein Wort — ebenfalls

vergeblich — in die Wagschaale der Abstimmung. Er sprach gegen den Antrag, die gesetzgebende Nationalversammlung nach Stuttgart zu verlegen, aber er unterwarf sich der Mehrheit, die dies in Ausführung brachte; die Mitglieder zurückzurufen, die Versammlung aufzulösen, dazu erkannte er in der Macht der Regierungen kein Recht, da sie von diesen anerkannt war zum Zweck, der Nation eine Gesammtverfassung zu geben, ohne Zeit und Modus dazu bedingt zu haben. Die Auflösung des Rumpfparlaments ward dann eine gewaltsame Sprengung mit gewaffneter Hand. Mit Albert Schott voran, den Präsidenten Löwe in der Mitte, schritt Uhland zu Stuttgart nach dem von Soldaten besetzten Versammlungsgebäude, — wie weiland Mirabeau entschlossen, nur der Gewalt der Bayonette zu weichen. Württembergische Lanzenreiter trieben mit gezogenen Säbeln den feierlich friedlichen Zug der von allen Regierungen anerkannten Gesetzgeber Deutschlands auseinander. Niedergetreten von den Rossen ward Uhland nicht, äußerlich nicht verwundet, die Lanzenreiter hatten Scheu vor seinem ehrwürdigen Haupt; — aber im Innern war er tief schmerzlich verletzt, daß just sein besonderes Heimathsland es war, das an dem Rest der gesetzlich anerkannten Nationalversammlung Deutschlands diese Unbill vollzog. Mit Römer, der sich als Minister dazu verstand, hatte er oft genug im März des Jahres zuvor einmüthig auf derselben Bank gesessen.

Der Rest für ihn war Schweigen. Uhland verstummte seitdem bis in den Tod, der am 13. November 1862 für

immer seinen getreuen Wahrheitsmund verschloß. Nur von einer einzigen Aeußerung in politischen Dingen weiß man noch, und diese einzige Aeußerung, neben der Ablehnung der Ordenszeichen, war ebenfalls abweisender Art. Mit Vischer verweigerte er trotz verhängter Geldstrafe, sich über Mitglieder der Paulskirche auf Kurhessens Forderung verhören zu lassen, da über deren Verhalten in der Nationalversammlung Deutschlands Niemand zu richten befugt sei.

Ludwig Uhlands Name hat im schwarzen Buch gestanden. Dies Buch ist sehr vergänglich. In einem goldnen Buche, im Herzen seines Volkes, wird Uhlands Name unvergänglich stehen. Wir schließen mit ihm diese Gallerie von Helden in deutscher Kunst, Sitte und Art. Wir können keinen bessern Abschluß finden; möchte es nicht ein Abschluß, sondern ein Markstein sein zu neuem Anlauf. Wir haben größere, reichere, mächtigere Dichter gehabt, keinen edleren, reineren. Unter den Romantikern Deutschlands hat sich Heine den Letzten genannt, und dieser Letzte unter den Genossen der romantischen Schule, sagte er selbst, hat damit geendet, seine Schulmeister zu prügeln. Wir schließen unsere Reihe deutscher Charaktere mit Uhland auch als dem letzten der alten Romantiker, um dieser Richtung in deutscher Kunst und Art nicht blos die traulichen Dämmerungen deutscher Abendandachten, sondern auch die frische, reine Keuschheit der Morgenröthe und die Farben der Iris zu sichern, jenes Himmel und Erde verbindenden Bogens, den, glückverkündend, Noah begrüßte, als er wieder festes Land unter sich sah.

Corrigenda in Band 1 der Deutschen Charaktere.

Seite 5 Zeile 11 lies: Eingeständniß statt Einverständniß.
„ 7 „ 13 „ hartköpfigem statt hartknöpfigem.
„ 7 „ 14 tilge: aber.
„ 15 in der Note lies: Tänzerin statt Sängerin.
„ 39 Zeile 11 lies: Pfennige statt Groschen.
„ 39 „ 11 von unten lies: 1757 statt 1759.
„ 46 „ 8 u. folg. von unten lies: Und der Witz mit seinem „reizenden Blödsinn" kam dem König zu Hülfe; die „eilende", durch einen Druckfehler in eine „elende" verwandelte Reichsarmee hieß seitdem Reißausarmee, u. s. w.
„ 55 „ 9 von unten lies: Feinde statt Freunde.
„ 63 „ 4 lies: Deffant statt Dessant.
„ 88 „ 1 tilge: aber.
„ 95 „ 3 von unten lies: Apollotempel statt Apolltempel.
„ 145 „ 5 von unten lies: ist so wichtig als u. s. w.
„ 150 „ 3 „ „ „ dem statt das.
„ 151 „ 15 lies: Männern des Theaters u. s. w.
„ 226 „ 6 von unten tilge: aber.
„ 229 „ 11 „ „ lies: erliegen statt unterliegen.
„ 246 „ 8 lies: verfiel statt zerfiel.

In Band 2.

Seite 4 Zeile 3 von unten lies: Germanisirungsproceß.
„ 45 „ 6 „ „ „ die Sie nicht verständen.
„ 56 letzte Zeile lies: und gewann ihn doch nicht lieb.
„ 80 Zeile 9 von unten lies: di statt de.
„ 87 „ 10 lies: gerettet, geadelt.
„ 118 „ 11 von unten lies: Freitags sich nicht u. s. w.
„ 120 „ 13 „ „ „ Ton statt Hauch.
„ 223 „ 8 „ „ „ geherrscht statt gefehlt.
„ 258 „ 8 lies: wie der wieder nach Rußland u. s. w.

In Band 3.

Seite 10 Zeile 11 lies: streifte statt grenzte.
„ 55 „ 6 von unten tilge: endlich.
„ 75 „ 13 von unten lies: Mittelpunkt statt Gipfelpunkt.
„ 97 „ 10 lies: Riesenschritte statt Riesenschritten.
„ 152 „ 7 „ noch statt nach.
„ 258 „ 2 „ Instinct statt Institut.
„ 275 „ 6 „ 31. statt 30. October.
„ 290 „ 1 „ und in der ersten.
„ 388 „ 4 von unten lies: Schanze.
„ 444 „ 12 „ „ „ ein statt im.
„ 450 „ 8 : , statt ;

